Das

Novellenbuch

von

Eduard von Bülow.

Dritter Theil.

Das Novellenbuch;

oder

Hundert Novellen,

nach

alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen

bearbeitet

von

Eduard von Bülow.

Mit einem Vorworte

von

Ludwig Tieck.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1836.

Qui nunquam sensit amoris
Ignem, aut lapis est, aut bestia.

Aeneas Silvius.

808.83
B86n
v.3

Vorrede.

Die erste Novelle dieses Theils, „Studentenglück" ist ziemlich getreu aus dem Spanischen entlehnt. Wer deren Verfasser ist, scheint ungewiß, denn ich habe sie nicht nur in den Succesos prodigiosos in diferentes Novelas etc. auctor Don Baltasar Mateo Velasquez etc. Segunda Impression. En Zaragoza s. a. vorgefunden, welches mittelmäßige Buch moralische Erörterungen aller Art und viel kleine unbedeutende Geschichten enthält; sondern auch, wörtlich damit übereinstimmend, unter den Novellen eines Don Isidro de Robles, der, nach Nic. Antonio, um 1666 geschrieben haben soll, in der Coleccion de novelas escogidas, compuestas por los mejores ingenios españoles. Madrid 1787. 8 Vol. Daß diese Novelle nun an eben dem Orte den Namen des Don Isidro de Robles trägt, ist allerdings ein Umstand, der dessen Autorschaft daran wahrscheinlicher macht, als die des Don Baltasar Mateo Velasquez. Was aber die genannte Sammlung selbst angeht, die überdies Novellen von Don Luis de Guebara, D. Andres de Prado, D. Matias de los Reyes, D. Alonso Geronimo de Salas Barbadillo, D. Diego de Agreda y Vargas, D. Andres del Castillo, D. Alonso del

134246

Castillo Solorzano, einem Ungenannten und Cervantes aufweist, so führt sie ihren Namen durchaus nicht in der That, denn es sind, Cervantes natürlich ausgenommen, nichts weniger als die besten Novellisten Spaniens, von denen man darin Arbeiten antrifft. Die meisten derselben sind mittelmäßige, und geben nur ein Zeugniß von dem schnellen Verfalle, oder eigentlicher, dem geringen Aufschwunge der spanischen Novellenpoesie ab. Nur zwei, die also hier mitgetheilte, „Studentenglück" und eine andere, die ich für den vierten Theil bearbeitet habe, schienen mir nicht blos stellenweise Verdienste zu besitzen. —

Von Bandello enthält dieser Theil vier ziemlich treu bearbeitete Novellen, nämlich: die zweite „Antonio Bologna", beim Autor die sechsundzwanzigste des ersten Theils, die er einem wirklichen Ereignisse seiner Zeit nacherzählte. Joh. Schopenhauer hat in ihren „Novellen, fremd und eigen". Erster Band. Rudolstadt, 1816, diese Novelle Bandellos, sowie auch die andere von mir für den zweiten Theil übersetzte: „die Errettung aus dem Grabe" auf ihre Weise wiedergegeben. Auch erzählt sie F. H. von der Hagen in den „Geschichten, Mährchen und Sagen", die er mit A. Hoffmann und H. Steffens 1823. herausgab. In seinen „Briefe in die Heimath" Bd. 3. S. 168 sagt er: er habe diese Geschichte in Neapel in einer öffentlichen Bibliothek im Manuscripte einer geheimen Chronik des Hofes von Neapel seit Alfons I, unter vielen anderen meist tragischen Liebesgeschichten gefunden und ausgezogen. Von dem Königl. Bibliothekar Giustiniani habe er erfahren, der Verfasser nenne sich Silvio Corona, und sein Buch le corna di Napoli, welches man in mehren Bibliotheken unvollständig finde. Bandellos Novelle scheint Herr v. d. Hagen nicht gekannt zu haben.

Beide Quellen stimmen übrigens mit einander ziemlich überein, und so ist wohl anzunehmen, daß der Verfasser des eben angeführten Buches die Novelle aus Bandello abgeschrieben habe. — Die achte Novelle, „die blonde Ginevra" ist bei Bandello die siebenundzwanzigste des ersten Theiles, und unstreitig eine der schönsten und an Poesie reichsten, nicht blos dieses Autors, sondern der ganzen Novellenliteratur. — Die funfzehnte, auch von Anderen nacherzählte, „Balduin, der eiserne, von Flandern" ist nach Bandello I. 7. übertragen. — Die fünfundzwanzigste endlich „Romeo und Julia", durch Shakespear weltberühmt geworden, ist bei Bandello die neunte des zweiten Theils. Der erste bis jetzt bekannte Autor der diese Novelle erzählte, war Massuccio. In seinem Noveliero ist es die dreiunddreißigste. Er erzählt sie mit anderen Namen als Luigi und ohne Kunst. Luigi da Porto, geboren nm 1485 in Vicenza, gestorben 1529, erzählte sie hiernächst. Er war ein tapferer Hauptmann im venetianischen Kriegsdienste, und die erste Ausgabe seiner Novelle ist vom Jahre 1535. Die zweite erschien 1539, eine dritte von 1731 enthält auch das Leben des Autors und seine Gedichte. Er soll auch noch mehrere Novellen geschrieben haben; bekannt geworden ist jedoch keine weiter, als diese, an deren Ausarbeitung, einem sehr unsicheren Gerüchte nach, Pietro Bembo Antheil haben soll. Sie ist desgleichen in dem von mir schon in der Vorrede zum ersten Theil erwähnten Noveliero italiano. Venezia 1754. abgedruckt. Nach Luigi wurde die Novelle von Romeo und Julie in ottave rime gebracht, und dies kleine Gedicht, das ich kenne, schon 1533, also vor der Novelle, in Venedig gedruckt. Bandello erzählte nach Luigi und zwar bei weitem kunstreicher als dieser, so daß

seine Bearbeitung dieses Gegenstandes natürlich unter allen novellistischen die vorzüglichste ist. Er, wie Luigi sagen aus, ein gewisser Alessandro Peregrino von Verona habe ihnen die Novelle erzählt, Bandello wohl nach Luigi. Die Novelle ist früh und spät wiederholt in alle Sprachen übersetzt worden. In den Comptes du monde avantureux (s. m. Vorrede zum zweiten Thl.) ist sie nach Massuccio bearbeitet. Deutsch erzählt sie schon Harsdörffer in seinem „Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten". Spanisch steht sie in vorgedachten Novelas escogidas als siebenundzwanzigste Novelle, betitelt: Aurelio y Alexandra, von D. Diego de Agreda y Vargas, mit sehr ungeschickten Veränderungen vorgetragen. Indem ich dieses schreibe, kommt mir ein hierauf bezügliches Buch zur Hand, das nicht nach Verdienst bekannt geworden zu sein scheint. Es sind die: Quellen des Shakespeare, in Novellen, Mährchen und Sagen, herausgegeben von Dr. Theodor Echtermeyer, Ludwig Henschel und Karl Simrock". 3 Thle. Berlin, 1831. Darin sagt Herr Simrock in seinen Anmerkungen zu der Novelle von Romeo und Julia: Girolamo della Corte in seiner Istoria di Verona. Ver. 1594. 96. 2 Vol. 4. erzähle sie ebenfalls als eine wahre Begebenheit aus dem vierzehnten Jahrhunderte. In der Vermuthung, daß der Historiker nicht, wie es gewöhnlich geschieht, dem Novellisten den Stoff lieh, sondern ihn in diesem Falle hier von ihm entlehnte, stimme ich Herrn Simrock durchaus bei, und derselbe Fall mag wohl auch bei Bandellos Novelle von dem Montanini und Salimbene in dem statt gefunden haben, was ich darüber in der Vorrede zum zweiten Theile des Novellenbuches sagte. Nach Herrn Simrock giebt es auch ein italienisches Trauerspiel, Romeo und Julia, von Luigi da Groto, mit dem

Beinamen Cieco d'Adria. Daß Shakespeare zwar hauptsächlich nach Bandello arbeitete, ist entschieden; sehr möglich aber auch, daß ihm Luigi bekannt war. —

„Aucassin und Nicolette", hierin die dritte Novelle, gehört ursprünglich der Provenzalischen Poesie an, und ist nicht nur eines der berühmtesten, sondern auch allerdings eines der schönsten und lieblichsten Fabliaux. Es entstand zu den Zeiten Ludwigs des Heiligen, wo es sehr beliebt war, und ist, im Gegensatze zu allen anderen Fabliaux, die in gereimten Versen geschrieben sind, abwechselnd in Prosa und in Versen abgefaßt. Bei jedem Wechsel steht die Ueberschrift: Hier wird gesungen oder hier wird gesprochen (on dit, on conte, et on fabloye). Die Prosa bildet indessen den Kern des Gedichts, und scheint, mit Begleitung vieler Instrumente, von einem Chore rezitirt worden zu sein. Legrand d'Aussy, der dies Fabliau in seinen Fabliaux ou contes du XII et XIII siècle etwas modernisirt hat abdrucken lassen, will auch die Musik zu dem gesungenen Theile gefunden haben. Meiner Uebersetzung liegt der Abdruck zum Grunde, den Sainte Palaye de la Curne im Jahre 1760 unter dem Titel: Les amours du bon vieux tems besorgt hat. Derselbe ist, wie der Herausgeber sagt, ziemlich getreu und hat nur die alte Sprache verständlicher gemacht. Der neuesten Ausgabe von Barbazan und Méon, in der Aucassin und Nicolette wörtlich wieder abgedruckt wurde, habe ich leider nicht habhaft werden können, in die ältere, die ich kenne, ist es nicht aufgenommen. Die von Sainte Palaye ausgelassene Stelle vom Paradiese habe ich nach Legraud ergänzt. Ich habe übrigens für gerathen gefunden, den poetischen Vortrag durchweg in Prosa aufzulösen, insofern doch die Verse nirgend eigentliche lyrische

Gesänge, sondern nur Erzählung enthalten, und auch von ihrer ursprünglichen Einfalt in dem Abdrucke schon verloren zu haben scheinen. Die Strophen von zwanzig und mehreren Versen haben eine jede gewöhnlich nur einen Reim, oder eine dem Reime nahe kommende Assonanz, und nur allein ihr letzter Vers reimt nicht, ohne Zweifel um damit dem Trouvère anzuzeigen, daß die Prosa wieder beginne. Da es mir nun bei einer Uebersetzung dieses Fabliaus hauptsächlich darauf anzukommen schien, die Einfalt oder Lieblichkeit der Worte und des Tones wiederzugeben, so hielt ich mich für entbunden, in unserer klangarmen Sprache die fast unmögliche Nachbildung der Strophen in Versen mit einem Reime zu versuchen; weil dann wenigstens die Uebersetzung hätte ganz frei gehalten werden müssen. Reimlose Verse dafür zu liefern, wäre freilich etwas sehr leichtes gewesen; hätte aber doch eben dem eigentlichen Zwecke nicht entsprochen, und wäre schon deshalb als überflüßig erschienen, weil ja die Geschichte bei uns als Novelle gelesen und nicht gesungen wird. Ueberdies wiederholen die Verse häufig nur die vorhergehende Prosa. Sainte Palaye nimmt in einer Note an, das in dem Fabliau vorkommende Schloß Torelore, wofür Sismondi Logodoro in Sardinien hält, sei keineswegs in einem fremden Lande gelegen, sondern Aiguesmortes, zu des heiligen Ludwigs Zeit ein Seehafen, gewesen, welches noch gegenwärtig vulgo das Land Turelure genannt werde. Legrand hält sich sehr ärgerlich über den anmuthigen Scherz mit dem Könige im Wochenbette, den er ausgeschieden hat, auf; bemerkt aber, daß die Sage ginge, dieser Gebrauch, der ja auch noch bei einem amerikanischen Stamme bestehen soll, habe vor Zeiten in Bearn statt gehabt. König von Torelore ward zum

sprüchwörtlichen Spottnamen eines feigen weibischen Mannes.

Aus Aucassin und Nicolette hat auch eine französische Dame ein Feenmährchen gemacht, und Sedaine eine Oper. Daß das Fabliau etwa von den Italienern oder Spaniern aufgenommen worden, ist mir nicht bekannt. Bei uns ist es wohl schon öfter übersetzt und bearbeitet worden. —

„Der stolze Melcher", die vierte Novelle, ist aus dem dritten Theile der sämmtlichen Schriften des Simplicissimus entlehnt. Einige Milderungen der Ausdrucksweise, Auslassungen u. s. w. mußte ich mir damit erlauben; übrigens ist die Hauptsache daran geblieben wie sie war, und ich hoffe, daß sich diese treffliche kleine Geschichte schon durch sich selbst, abgesehen von dem Interesse, das die darin berührten Verhältnisse in ihren Beziehungen auf die neuere Geschichte erregen, Beifall erwerben wird. —

Die fünfte Novelle „Des Fischers Glück und List" ist die erste Novelle der zweiten Deca Grazzinis, mit welchem trefflichen Erzähler ich meine Leser schon in den beiden ersten Theilen dieses Buches bekannt gemacht habe. —

Von Giov. Batt. Giraldi theile ich in der sechsten und elften dieses Theils wieder zwei Novellen mit. Die erste „Treulos, doch getreu!" ist die dritte der fünften Deca der Hecatomithi, die andere, „der Gang nach der Löwengrube", die sechste der achten. Diese erzählt auch Bandello mit etwas veränderten Umständen I. 24., wie mir scheint, minder gut. Retif trägt sie, wie ich in der Vorrede zum ersten Theil gesagt, auch nach einem unbekannten Originale vor, und noch eine Variation desselben Thema's steht als siebenzehnte Erzählung in den Patrañas von Timoneda. Am frühsten erzählen

wohl die Cento novelle antiche das Ereigniß, auf dem alle diese Geschichten beruhen. —

Die siebente Novelle: „der Genius" ist eine abgekürzte und den Worten nach mitunter freibearbeitete der Frau von Gomez, die sie als dreiundzwanzigste und vierundzwanzigste Novelle, in ihren Cent nouvelles nouvelles mittheilt, auf die ich schon in der Vorrede zum ersten Theile zu sprechen kam. —

Die neunte Novelle, „die Kraft der Erkenntniß" ist die zweite aus Montalbans Succesos y prodigios de amor, dort genannt la fuerça del desengaño. Die Uebersetzung ist nicht wörtlich. Ueber den Autor s. m. Vorrede zum ersten Theil. —

Die zehnte Novelle, „die drei väterlichen Verbote" habe ich aus Straparola geschöpft, der mir schon für den zweiten Theil eine Novelle lieferte. Sie ist bei ihm die fav. prima der notte prima. Die sechszehnte Novelle Sacchettis ist eine ähnliche. —

„Schmelzers Prüfungen", die zwölfte Novelle, ist die andere und letzte Geschichte, die ich aus der schon besprochenen bekannten Insel Felsenburg in dieses Novellenbuch aufnehme. Ich habe für nöthig gefunden, sie abzukürzen. —

Die dreizehnte Novelle, „Belfagor" ist zwar wohl schon oft übersetzt und bekannt genug; ich konnte aber dennoch nicht umhin, dies kleine ironische Meisterwerk Machiavells zu dieser Sammlung zu gesellen, die ja eben so vollständig als möglich alle guten Novellen der älteren Zeit in sich enthalten soll. Es ist meine Uebersetzung ein sehr schwacher Versuch, Machiavells wahrhaft begeisternde Sprache deutsch wiederzugeben; ich will aber schon zufrieden sein, wenn Kenner und Freunde des großen

Schriftstellers mein Bestreben darin wahrnehmen. Die Novelle Belfagor erzählt auch Giovanni Brevio gleichlautend mit Machiavell; es ist aber nicht nur bei den italienischen Literatoren, siehe Mazzuchelli, gli Scrittori d'Italia, entschieden, daß Brevio sie von Machiavel gestohlen habe; sondern auch kritisch gewiß, da die übrigen Novellen Brevio's gegen diese allzusehr abstechen, und zu weit darunter stehen. Auch Straparola hat sie Machiavell nacherzählt. —

Die vierzehnte Novelle, „bestrafte Untreue" ist die sechsundzwanzigste, la démoiselle cavalière, aus den Cent nouvelles nouvolles, suivent les cent nouvelles, contenant les cent histoires nouveaux, qui sont moult plaisants à racconter en toutes bonnes compagnies, par manière de joyeuseté. Avec d'excellentes figures en taille douce, gravées sur les desseins du fameux Mr. Romain de Hooge. 2 Tomes à Cologne; chez Pierre Gaillard 1701. Ich gedachte dieser Sammlung schon in der Vorrede zum ersten Theile und hatte Anfangs die Absicht, daraus nichts mitzutheilen. Bei nochmaligem Zusehen machte sich aber denn doch diese Geschichte bei mir geltender als vorher. Die Cent nouvelles nouvelles sind wahrscheinlich die erste französische Novellensammlung, denn die Cent nouvelles worauf sich der Titel bezieht, sind doch wohl die Cento nouvelle antiche. Sie wurden erzählt von den vornehmsten Edelleuten des burgundischen Hofes, und theils auch von dem französischen Dauphin, nachmaligen Könige Ludwig XI, derweil derselbe, mit seinem Vater Karl VII zerfallen, als Flüchtling an diesem Hofe lebte. Die erste Ausgabe erschien 1455, von Ludwig XI, nach seiner Thronbesteigung selbst besorgt. Die obige Ausgabe, die ich benutzte, ist äußerst selten und

enthält die Novellen in der alten Sprache, unverändert nach der ersten Ausgabe, wieder abgedruckt. Eine neuere Ausgabe mit dem Druckort London, erschien 1744 und kommt auch nicht häufig vor. Die Novelle „bestrafte Untreue" erzählt ein Herr von Loquessoles, und sie ist auch späterhin in Les faveurs et disgraces de l'amour, ou les amans heureux, trompés et malheureux etc. Sixième Edition. Paris 1711 aufgenommen. —

„Kunstkennerschaft," die sechszehnte Novelle, fand ich in dem dritten Theile der Opere del Conte Gasparo Gozzi, Viniziano. Padova 1819. 3 Vol., wo sie in dem „Osservatore" erzählt wird. Gaspari Gozzi, geb. 1713, gest. 1786 war der Bruder des bei uns durch seine dramatischen Schriften berühmteren Carlo Gozzi, und bekanntlich einer der ausgezeichnetsten italienischen Kritiker und Stylisten der neueren Zeit, so daß ich nicht nöthig habe, eewas Näheres über ihn hier beizubringen. —

Die siebenzehnte Novelle, „der Bigamist," ist die einundachtzigste, le bigame, aus Retif de la Bretonne's Contemporaines; die dreiundzwanzigste, „die natürliche Tochter", die dreiundzwanzigste aus dem nämlichen Buche. Beide Novellen habe ich, wie überhaupt die meisten die ich von Retif schon mittheilte, frei bearbeiten müssen, um sie lesbar zu machen. Versteht sich, nur in Bezug auf die Sprache, die Fabel ist dieselbe geblieben. —

Die achtzehnte Novelle, „Wagen gewinnt!" ist die fünfundachtzigste des ersten Theiles der Ducento novelle del Sgr. Celio Malespini etc. Venetia 1609. Ich sprach von diesem Buche schon in der Vorrede zum ersten Theile und wollte es zuvor unberücksichtigt lassen. Bei wiederholtem Lesen darin gewann mir jedoch die Genialität der hier vorliegenden Novelle den Entschluß ab, sie mit Ent-

fernung der sehr bedenklichen Stellen und Verarbeitung der zuweilen flüchtigen Sprache zu verdeutschen. Die übrigens so schöne kantige Diction Malespinis hoffe ich dagegen in meiner Uebersetzung so wenig wie möglich beeinträchtigt zu haben. Dieser Autor scheint viel weniger gekannt und geschätzt zu werden, als er es verdient. Es ist wahr, viele seiner Novellen sind nicht selbst erfunden; es giebt aber mitunter deren dennoch, und die historischen, welche er als Zeitgenosse vorträgt, möchten auch für den Geschichtsforscher wichtig sein. —

Die neunzehnte Novelle, „das glückselige Liebespaar," los felizes amantes, ist die eine der beiden Novellen, die der falschen Fortsetzung oder dem falschen zweiten Theile des Don Quixote einverwebt sind, welche zu ihrer Zeit eine Verhöhnung des großen Cervantes und seines Meisterwerkes vorstellen sollte. Das Buch führt den Titel Segundo tomo del ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha etc., compuesto por el Licenciado Alonso Fernandez de Avellaneda, natural de la villa de Tordesillas etc. En Taragona 1614., und der Verfasser, ein Aragonese und erbitterter Feind des Cervantes, der sich den genannten falschen Namen gab, erwarb sich mit seinem Buche, ohne es zu wollen, das Verdienst, die Vollendung des Don Quixote zu beschleunigen. Diese Novelle, welche auf einer bekannten Legende der katholischen Kirche beruht, ist im Grunde schlecht erzählt, und ich habe öfters abkürzen und dem Style nachhelfen müssen, um sie in der, wie ich hoffe, nicht ganz verwerflichen Gestalt, wie man sie hier vorfindet, zu überliefern. —

Die zwanzigste Novelle, „die drei Geduldproben," habe ich aus den so eben erwähnten Les faveurs et disgraces de l'amour etc. entlehnt, welche Sammlung

fast nur italienische Novellen nacherzählt und keinen eigenthümlichen Werth hat. Auch diese Novelle ist italienischen Ursprungs, ich habe sie sogar italienisch gelesen; es wurde mir aber unmöglich, sie in der bedeutenden Masse der italienischen Novellistik jetzt wieder aufzufinden, nachdem ich sie früher als ich sie las nicht zur Bearbeitung mir bezeichnet hatte. Die französische Uebersetzung ist übrigens gut, und da das italienische Original, so wie ich mich erinnere, eben so kurz war, ganz gewiß getreu. Also wird mich wohl die treffliche kleine Geschichte selbst entschuldigen, daß ich sie lieber nach einer Uebersetzung, als gar nicht, meinen Lesern vorlege. —

Die einundzwanzigste Novelle, „der Kaufmann von Venedig" ist die Nov. 1. der Giorn. 4 aus dem Peccorone des Ser Giovanni Fiorentino, der sie den Gestis Romanorum entnahm. Ich habe ihren Autor schon vorher in diese Sammlung eingeführt. Eschenburg spricht von einer deutschen Bearbeitung derselben Geschichte vom Jahre 1538. Ueber die Art, wie Shakespear den Stoff zu seinem Schauspiel daraus nahm, siehe Herrn Simrocks Anmerkungen zu „Quellen des Shakespear" u. s. w. —

Die bei weitem schönste Novelle Lope de Vega's, las fortunas de Diana, ist die zweiundzwanzigste dieses Theils, „Dianens Schicksale". Meine Uebersetzung hält sich nicht immer an die Worte des Originals fest, da des Verfassers Styl bekanntermaßen nicht so klassisch ist, daß er eine gewissenhafte Treue zuließe oder gar nothwendig machte. Auch von den eingestreuten Gedichten habe ich einige weggelassen, wo die Gelegenheit sie aufzunehmen sich zu sehr dagegen sträubte, und weil der Dichter sie überhaupt mehr willkürlich als poetisch gezwungen mit der Novelle vereinte. So viel ich von den Gedichten an

passenden Stellen habe stehen lassen, reichen, wie ich meine, hin, den Charakter der Novelle in seiner Integrität zu erhalten. Ihrer mehrere würden deutsch ermüdet haben. Auch diese Gedichte sehe ich keinesweges alle als vortrefflich an; aber sie sind charakteristisch und insofern kam es mir darauf an, den zuweilen verworrenen Sinn der Worte so gut wie es sich thun ließ aufzuklären. Herr Richard dagegen, dessen Uebersetzung der Lopeschen Dichtungen ich in der Vorrede zum zweiten Theil erwähnte, hat bei dieser Novelle, um der Assonanz willen, die ich aufgeopfert, den wörtlichen Sinn drangegeben. Ich bin nun der Meinung, daß Lope'sche Verse, wenigstens die, von denen hier die Rede ist, so künstliche Behandlung weder verdienen noch zulassen; denn etwas ganz anderes ist dies bei klassischen, wie etwa bei Calderonischen, die sich Wort- und Klang-treu viel leichter als solch verworrene übersetzen lassen. Herr Richard hat, um die Assonanzen nachzubilden, der deutschen Sprache oft Gewalt anthun müssen und ist noch dunkler geworden als sein Urtext. Und dennoch ist es nicht einmal immer Treue zu nennen, spanische Gedichte mit Assonanzen eben so deutsch wiederklingen zu lassen, denn in der spanischen, an den vollen Vokalen so reichen Sprache fallen die Assonanzen dem Dichter von selbst in die Feder, derweil wir sie aus allen Winkeln des Wörterbuches sorgfältigst zusammenlesen müssen, und die natürliche Folge dessen ist, daß das Gezwungene dieses Verfahrens dem Leser dennoch einleuchtet und ihm nicht angenehm sein kann. —

Die vierundzwanzigste Novelle endlich, „Wie zerronnen so gewonnen!" ist die siebenzehnte Novelle Sacchettis, von dem ich schon im ersten Theile eine mittheilte. —

*

Um dem Publikum den ferneren Beweis zu geben, daß, wenn es in dieser Sammlung keine große Verschiedenheit von Autorennamen antrifft, und vielmehr des öfteren von mir zu einem und demselben Autor zurückgeführt wird, dies keineswegs daher rührt, daß ich etwa an Nachforschungen nach seltenen Büchern es hätte fehlen lassen, sondern daß dem eben nur mein Entschluß zum Grunde liegt, in diese Sammlung keine anderen Novellen aufzunehmen, als solche, die einen echten poetischen Werth haben und eben nicht in allen Büchern zu finden sind, mag hiernächst noch eine Uebersicht der Werke stehen, die ich ferner durchgelesen habe, ohne einen unmittelbaren Gewinn für das Novellenbuch daraus zu schöpfen.

Die sechs Novelas exemplares, compostas pelo autor das duas partes da Constante Florinda, o Licenciado Gasparo Pires de Rebelo. Em Lisboa 1701, die Bouterweck in seiner Geschichte der portugiesischen Poesie u. s. w. erwähnt, sind nicht gerade schlecht geschrieben, aber doch sehr mittelmäßige Geschichten, von denen einige ziemlich bestimmt an ältere spanische Novellen erinnern. Es ist ein Jammer mit der portugiesischen Prosa, daß der einzige große Dichter der Nation, Camoens, gar nichts für dieselbe gethan hat! Noch unbedeutender als diese Novellen sind die Erzählungen, welche sich in einem anderen portugiesischen Buche befinden, von dem Bouterweck in diesem Bezuge spricht, nämlich in der Seram politico, abuso emendado etc. por Felix da Castanheira Turacem, Lisboa 1704, so daß ich es bestätigt finde, was ich, schon in der Vorrede zum ersten Theile, von dem Nichtdasein einer portugiesischen Novellistik sagte, denn solche Bücher, wie die eben angeführten, verdienen sogar in einer Geschichte der Poesie keiner Erwähnung, um so weniger, da

es sich ja nicht einmal nachweisen läßt, daß sie zu ihrer Zeit sonderlich bemerkt wurden. Unter die unbedeutenderen spanischen Novellisten gehört auch Don Andres del Castillo aus Brihuegas, wiewohl er in oben genannter Coleccion de novelas escogidas etc. auch mit figurirt. Sein Buch Mogiganga del gusto, en seis novelas etc. 2. impr. Madrid 1734, bot mir keinen Stoff dar. Ich sage damit nicht, daß er ohne Verdienste wäre, aber er zeichnet sich als Poet nicht aus. Die Novelas amorosas por Joseph Camerino etc. 2. impr. Madrid 1736, deren erste Auflage nach den Privilegien schon 1623 erschienen ist, sind schwächer, als man bei einem solchen Alter denken sollte, dem zufolge sie noch in die gute Zeit der spanischen Literatur fallen. Eben so mittelmäßig sind die zwölf langen Novelas morales y exemplares etc. su autor Don Diego de Agreda y Vargas etc. En Madrid 1724, von deren einige gleichfalls in die Coleccion de novelas escogidas etc. Aufnahme erlangten. Don Diego de Noche, autor Alonso Geronimo de Salas Barbadillo, natural de Madrid. Madrid 1623, ferner El necio bien afortunado desselben Verfassers, Madrid 1621., sowie El no importa de España, compuesto por Francisco Santos. Madrid 1668, und La verdad en el potro y El Cid resucitado, su autor Francisco Santos, natural de Madrid. Madrid 1686. enthalten längere oder kürzere Geschichten ohne Novellencharakter. Wichtiger als diese Art von Büchern ist nun allerdings das El Patrañuelo oder Primera Parte de las Patrañas de Juan Timoneda, en las quales se tratan admirables cuentos graciosas, marañas, y delicadas invenciones, para saber contar el sabio y discreto relatador. Sevilla 1583, in dem was Styl und Ausdruck

anbetrifft. Nichtsdestoweniger verdient das Werk sogar die Aufmerksamkeit nicht, deren Bouterweck es zu würdigen scheint, denn der Verfasser, ein Buchhändler, ist eben kein Novellist, sondern erzählt, ohne es einzugestehen, meist dem Boccaccio, Giovanni Fiorentino und Bandello nach, und wenn es darauf ankäme, würde man wohl von jeder einzelnen seiner Novellen das fremde Vorbild nachweisen können. Etwas ganz anderes ist es, daß er insofern alle Ehren verdient, als er, dessen Buch schon 1576 zuerst erschien und somit, nächst el conde Lucanor, von dem ich im vierten Theile sprechen werde und der 1575 gedruckt wurde, das erste spanische Novellenbuch ist, ein guter Nacherzähler der italienischen Novellisten, sich einen günstigen und wohl bedeutenden Einfluß auf die Bildung des Geschmackes seiner Landsleute in diesem Theile der Poesie erwarb. Zu obiger Ausgabe muß ich noch bemerken, daß Titel und Buch nicht zusammen gehörten und ersterer wahrscheinlich einer anderen entnommen wurde.

Die Geschichte von Aurelio und Isabella habe ich, französisch und italienisch in der zweiten Aufl. Paris 1547 mit süperben Lettern (bei Arnould l'angelier) gelesen. Eine Novelle ist sie nicht und an sich unbedeutend; eigentlich wird darin nur die Streitfrage abgehandelt, ob der Mann das Weib, oder dieses jenen mehr verführe. Ihr Verfasser nennt sich Lelio Aletophilo, und sie ist ursprünglich spanisch geschrieben. Poetisch nichtig sind auch die sieben Novellen der Terza Giornata delle novelle de' novizi, di M. Pietro Fortini, ora per la prima volta data alla luce. Siena 1811, deren Zweck nur Verspottung der Geistlichkeit ist. Der Verfasser lebte um

die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Die Novelle di Monsignor Giovanni Brevio (edizione formata sulla rarissima di Roma, per ant. Blado Asolano del 1545, der einzigen) 1799, ohne Druckort, sind ebenfalls unpoetisch, wenn auch sonst leidlich gut geschrieben. Ihr Verfasser, ein venezianischer Bürger, war Canonikus von Ceneda und ein großer Hofmann und lebte um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Er ward als Gelehrter geschätzt, und Mazzuchelli erwähnt seiner. Diesen Novellen beigedruckt sind die sechs ähnlichen Novelle di Marco Cademosto da Lodi (ediz. formata sulla prima rarissima di Roma per etc. Blado Asolano del 1544.) 1799, ebenfalls ohne Druckort, deren Autor am Ende der letzteren erklärt, daß ihm siebenundzwanzig andere bei der Plünderung von Rom geraubt worden wären. Von beiden Werkchen wurde nur eine kleine Ausgabe von 85 Exemplaren veranstaltet. Aeußerst unbedeutend sind sodann: di Sulpizia Romana trionfante trattenimenti cinque, nova novella di trenta novelle esemplari e facete, per estivo fuggi l'ozio, di Camillo Scaligeri della Tratta. Bologna 1668, theils Späße und Anektoden. Die Novelle morali desselben Autors erschienen 1627 in Venedig. La inscrizione, Novella del Cavaliere Clementino Vannetti Roveretano, academico fiorentino. Treviso 1790. und die Novelle venticinque composte dal Marchese Francesco Albergati Capacelli, e dall 'abate Gianfrancesco Altanesi. In Venezia ed in Lipsia 1781, sind moralische gutgemeinte moderne Geschichtchen. In seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredtsamkeit spricht Bouterweck von altdeutschen Novellen, die hinter den Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger, Zürich 1757, abgedruckt sein sollen. Ich

habe das Buch jetzt angesehen und zwölf altdeutsche, aus den Gestis Romanorum übersetzte Erzählungen darin gefunden. Auch noch an ein langweiliges französisches Buch, die Nouvelles espagnoles par Madame d'Aulnoy. 2 Vol. à la Haye 1693, habe ich die edle Zeit verschwendet, es zu lesen.

Inhalt.

		Seite
I.	Studentenglück	1
II.	Antonio Bologna	13
III.	Aucassin und Nicolette	30
IV.	Der stolze Melcher	60
V.	Des Fischers Glück und List	81
VI.	Treulos, doch getreu	100
VII.	Der Genius	111
VIII.	Die blonde Ginevra	155
IX.	Die Kraft der Erkenntniß	194
X.	Die drei väterlichen Verbote	227
XI.	Der Gang nach der Löwengrube	242
XII.	Schmelzers Prüfungen	257
XIII.	Belfagor	291
XIV.	Bestrafte Untreu	306
XV.	Balduin, der eiserne, von Flandern	324
XVI.	Kunstkennerschaft	335
XVII.	Der Bigamist	344
XVIII.	Wagen gewinnt!	367

Seite

XIX. Das glückselige Liebespaar 388

XX. Die drei Geduldproben 428

XXI. Der Kaufmann von Venedig 437

XXII. Dianens Schicksale 461

XXIII. Die natürliche Tochter 509

XXIV. Wie zerronnen, so gewonnen 531

XXV. Romeo und Julia 588

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	16 v. u. lies höre statt hören
—	37	—	17 v. o. l. und ihn st. und
—	84	—	5 v. o. l. Käfiche st. Käfige
—	89	—	13 v. o. l. befragt st. befrag
—	—	—	15 v. u. l. Ertrunkenen st. Ertrunken
—	261	—	16 v. o. l. inmittelst st. mittelst
—	321	—	11 v. o. l. Freuden st. Freunden
—	332	—	2 v. u. l. sie zu st. sie
—	370	—	1 v. u. l. gingst st. dingst
—	469	—	11 v. u. l. Anspruch zu st. Anspruch
—	475	—	8 v. u. l. diesem st. diesen
—	481	—	6 v. o. l. tragen st. ertragen

I.

Studentenglück.

Ein Jüngling aus Andalusien kam auf die Universität Alcalà de Henares, um eine ihm zumeist beliebige Wissenschaft zu studiren. Er war von Eltern aus dem Mittelstande erzeugt und geboren, die Gott bereits zu ihren Vätern versammelt hatte; wollte aber mit seinen Ansprüchen höher hinaus, als wozu ihn seine Herkunft und sein geringes Vermögen berechtigten, und wendete also leider! den Genuß seiner völligen Freiheit nicht anders an, als wohl auch ein wildes Pferd hätte thun mögen, das sein Führer mit einem Male entzügelt laufen läßt.

Gleich nach seiner Ankunft in Alcalà beurkundete der neue Student die Thorheit, von der sein jugendliches Alter und die Traumwelt seiner Gedanken strotzte, dadurch, daß er sich eine Wohnung miethete, die des vornehmsten Edelmannes würde würdig gewesen sein. Er nahm zwei Bedienten und eine Wirthschafterin an, die ihn begleiteten und sein Hauswesen wie seinen Tisch besorgten, und es kam ihm dabei gar nichts weniger in den Sinn, als daß ein solcher Aufwand seinen Stand und seine Kräfte weit überstieg. Er

hätte vernünftigerweise seinem Beutel nur zumuthen können, auszureichen, wenn er etwa der Stubenbursche von noch drei anderen armen Teufeln in einem ärmlichen Hinterhofe geworden wäre, jeden Monat sechszig Ollas gegessen und sich mit seinen Kameraden der Reihe der Wochen nach gegenseitig selbst bedient hätte. Aber er war von der Befolgung so einfacher Klugheitsregeln weit entfernt und meinte, mit den drei- bis vierhundert baaren Realen, die er besaß, nicht nur eine solche Lebensart, wie er begonnen hatte, fortsetzen, sondern wohl auch noch damit zur Noth Algier erobern zu können.

In dieser wiewohl trügenden Voraussetzung schloß er sich mit seinem Umgange den allerreichsten Studenten an, ließ sich zu Gastereien einladen, besuchte die vornehmsten Häuser und machte wohl auch seinerseits Geschenke und erzeigte Aufmerksamkeiten; indem er sich auf diese Weise seinen Ruf als reicher ansehnlicher Mann am leichtesten sicherte, und sich bei Handel- und Gewerbetreibenden Leuten ein solches Vertrauen erwarb, daß er von ihnen seine Bedürfnisse in Menge auf Borg erhielt, und also befähigt wurde, seine Lebensweise noch längere Zeit fortzuführen, als sein Geld eigentlich dauerte.

Das große Herz und der kühne adliche Sinn, den er dabei, freilich neben einem nicht geringen Theil Eitelkeit und Ehrgeiz, bewies, wären in der That einer besseren Sache werth gewesen. Die Fakultät, der er sich widmete, war die des kirchlichen und weltlichen Rechts; denn es galt ihm gleichviel, dermaleinst geistliche oder weltliche Tracht anzulegen, wenn er nur das Glück hätte, sich durch seine Studien hinreichend auszuzeichnen, um hier oder dort zu den höchsten Würden zu gelangen.

Dieser abenteuerliche Student hieß in Andalusien Pablo,

ließ sich aber in Castilien Don Pablo nennen, trotz dem, daß es keine wohlfeilere Waare als den Ehrentitel Don gibt, der, den Datteln ähnlich, mit einem wenig süßem Fleisch einen übermäßigen Knochen verdeckt. Herr Don Pablo wanderte also seines eigenthümlichen Weges weiter, und wurde immer erfinderischer an Ränken, je mehr er sich auf Kosten seiner Fortschritte in der Gelehrsamkeit, mit Schulden bereicherte. Da er nun aber am Ende dennoch Niemand mehr fand, der ihm borgte, weil er seinen Gläubigern die ihm gestellten Zahlungsfristen immer weniger hielt, und da es ihm mithin an dem nothdürftigsten Unterhalte zu mangeln begann, wenn er nicht auch noch seine geringe ihm überbliebene Habe veräußern wollte, so ging ihm allmälig doch die unangenehme Einsicht auf, daß er sehr unbedachtsam gehandelt habe und besser gethan haben würde, nach Alcalà zu kommen um zu dienen anstatt um zu gebieten. Mit bitterer Reue im Herzen ging er oftmals an die Ufer des Henares hinaus, unter Seufzern und Klagen da zu lustwandeln, und entwarf und verwarf bei sich allerlei Pläne und Anschläge, wie er sich wohl aus seiner Verlegenheit heraus helfen möge. Da suchte ihn aber eines Tages, während eines solchen Spazierganges, einer seiner Freunde eiligst auf, und warnte ihn, ja nicht wieder in die Stadt zurückzukehren, sondern mit Hülfe der bevorstehenden Nacht zu flüchten, oder sich an einem sicheren Orte zu verbergen, denn seine Gläubiger hätten ihre Sache den Händen der Gerechtigkeit übergeben, und der Pedell wäre nicht allein schon ausgezogen, ihn zu fangen, sondern auch bereits auf seiner Spur, weil er, als er ihn nicht zu Hause angetroffen, erfahren habe, daß er im freien Felde sei. Der arme Don Pablo fühlte seine bedrängte Lage auf das schmerzlichste und entsetzte sich besonders über die drückende Vorstellung, nun-

mehr in das Carcer wandern zu müssen, gleichwie seine ganze Armuth aufgedeckt und zum Gespötte seiner Feinde werden zu sehen.

In dieser Stimmung schied er von dem Studenten, der ihm einen so guten Dienst geleistet hatte und zog sich tiefer unter die Pappeln und Ulmen zurück, die die Ufer des Flusses beschatteten, bis er zu einer Stelle kam, wo diese Bäume ein dichtes Wäldchen bildeten.

Da er sich nun aber auch hier noch nicht sicher genug glaubte, so stieg er mitten drinnen auf eine mit Laub und Aesten reich bewachsene Pappel, auf der er nur der schärfsten Aufmerksamkeit hätte sichtbar werden können, und erwartete daselbst, in Schwermuth und ängstliche Einbildungen versunken, den Anbruch der Nacht, um sich alsdann von seinem Baume herabzulassen, und so weit von Alcalà hinweg zu fliehen, daß man dort nie wieder etwas von ihm hören. Es lastete ihm freilich schwer auf der Seele, seine Gläubiger also ohne alle Bezahlung lassen zu müssen, und er beweinte innerlich seine Thorheit, indem er zu Gott betete, ihn in Zukunft auf dem Pfade der Vernunft und Klugheit anzuführen.

Derweil der bekümmerte Pablo in der Höhe sich auf diese Weise noch mit sich selbst und seiner üblen Lage beschäftigte, hörte er mit einemmal Schritte nahen, und entdeckte, mit Vorsicht hinunterschauend, einen ihm wohlbekannten angesehenen Bürger aus Alcalà, Namens Rosino. Dieser Mann war in seiner Jugend arm gewesen, dann aber plötzlich emporgekommen und so reich geworden, daß er seine Tochter an einen gelehrten Mann hatte verheirathen können, und auch seine beiden Söhne, die ihm Gott gegeben, gut untergebracht haben würde, wenn sie nur hätten einschlagen wollen. Sie hatten sich dagegen leider! beide

auf die üble Seite gelegt, und sich angelassen, das schöne Besitzthum, welches ihr Vater in dem Laufe seines langen Lebens mit Fleiß und saurer Mühe erworben hatte, auf das leichtsinnigste zu vergeuden, wodurch denn der kluge und verständige Alte zu der Erkenntniß gelangt war, wenn es so fortginge, würde er, wohl noch auf seine letzten Lebenstage Hunger und Kummer erdulden müssen. Dieses Unglück war für ihn noch dadurch vergrößert worden, daß er seine Frau durch den Tod verloren und nunmehr keinen Menschen mehr im Hause hatte, auf den er sich verlassen und dem er auch nur einen einzigen Real ruhig anvertrauen konnte, weil seine ausschweifenden, verschwenderischen Söhne ihm Thüren und Schlösser aufbrachen, oder die Schlüssel entwendeten und nachmachen ließen, und seine Tochter und sein Schwiegersohn mit ihren Kindern, wenn sie ihn ja zuweilen besuchten, nicht sowohl zu ihm kamen, um ihn zu sehen, als vielmehr, um ihm, so wie er nur die Augen abwendete, was sie irgend konnten, hinwegzunehmen. So mußte er denn beständig auf seiner Hut sein, und lebte wie unter Feinden, und wie er darum eben noch die runde Summe von tausend Escudos in Gold besaß, die er willens war, für den Nothfall zurückzulegen und außer dem Bereiche seiner Söhne und seines Eidams zu verbergen, so kam er gegenwärtig in dieser Absicht aus Alcalà daher gewandert, und trug sein Geld in einem leinenen Sacke bei sich, den er vorsichtigerweise in einen dazu gefertigten, der Erhaltung des Geldes wegen gewichsten und ausgeschmierten Beutel von Katzenfell gesteckt hatte. In die buschigste Mitte dieses Lustwäldchens gelangt, da wo der Torote in den Henares fließt, und der Student Pablo auf seinem Baume sich geborgen hatte, blickte er nach allen Seiten umher, ob auch keine Leute in der Nähe seien, und zog, als er sich allein sah, ein Weid-

messer hervor, mit dem er sehr geschickt vier bis fünf Stücke Rasen vom Boden abhob, der mit dem grünen an baumreichen Flußufern wachsenden Brillenkraute bedeckt war. Er höhlte darauf ein ansehnliches Loch aus, legte seinen Schatz darein und sprach, als er es zuscharrte: O verhüte, Gott! daß dieses Geld in schlechte Hände falle; du weißt, Herr! zu welchem guten Ende ich es hier vergrabe, damit ich in meinem Alter und in meiner mir bevorstehenden Armuth nicht vor Anderer Thüren betteln gehen muß und mir doch eine Messe lesen lassen kann, wann ich sterbe und wann von meinen ungerathenen Kindern gewiß kein einziges für mich sorgt. — Nach diesen Worten trat er den Boden wieder fest, und belegte ihn auch wieder sorgfältig mit dem Rasen, sodaß die aufgegrabene Stelle im mindesten nicht bemerkbar blieb. Auf daß er aber dereinst, wenn ihm vielleicht Zeit und Kummer sein Gedächtniß geschwächt hätten, seinen Nothpfennig desto sicherer wiederfinde, grub er mit seinem Messer in die Pappel, worauf Pablo saß und worunter er das Geld verborgen hatte, mit großen Buchstaben das Wort HIER ein, und ging sodann beruhigten Gemüthes nach der Stadt in seine Wohnung zurück.

Der arme Don Pablo, der alles dies mit angesehen hatte, ließ Rosino von dannen gehen und verhielt sich auf seiner Pappel ganz still und ruhig, bis es völlig Nacht geworden war. Im Vertrauen auf die tiefe Finsterniß kletterte er dann herab, tastete nach der Stelle, wo er dafür hielt, daß das Geld vergraben sein müsse, und war auch so glücklich, alsbald auf den ausgeschnittenen Rasen zu treffen. Er grub den Beutel mit leichter Mühe augenblicklich wieder aus, öffnete ihn, im beseligenden Gefühle seines Glückes, und warf sich damit zur Erde nieder, wo er, beim klaren Lichte des eben aufgehenden Mondes, den goldenen Inhalt

überzählte und fünfhundert Dublonen in seinem Besitze vorfand. Allerdings gemeint, diesen Schatz an seinen Eigenthümer zurückzuerstatten, sobald er es jemals im Stande sein werde, stand er doch nicht im mindesten an, sich die Taschen und seine zwar wohlriechende aber leere Börse mit den blanken Goldstücken anzufüllen, und warf er danächst den leinenen und den ledernen Sack in das Loch hinein, das er zuschüttete und eben so genau wieder mit dem Rasen bedeckte, wie es vorher bedeckt gewesen war. Er zog dann ein kleines Messer hervor, das er in einer Scheide bei sich trug, und schnitt als Fortsetzung des Wortes, womit der geplünderte Rosino den verhängnißvollen Baum bezeichnet hatte, in dessen glatte Rinde die folgenden Verse ein:

HIER her kam, der nicht kommen sah
den andren, der schon vor ihm nah
saß auf dem hohen Baume da,
und der zwar nimmt was er gebracht,
doch des Bezahlens bleibt bedacht
wenn je das Glück ihm wieder lacht.

In diesen Beschäftigungen hatte Pablo ein gutes Theil der Nacht hingebracht, und als er damit zu Ende war und sich überzeugt hatte, von Niemand gesehen worden zu sein, lächelte die Morgenröthe eben den neugebornen Tag an und schien zu gleicher Zeit den getäuschten Greis auszulachen, indem sie sich mit dem glücklichen Pablo freute. Dieser überlegte bereits ernstlich mit sich selbst, was er vernünftigsterweise mit seinem neuen Reichthum anzufangen habe, und ging während dessen auf der Straße, die von Madrid nach Alcalà führt, eilig nach der Stadt zurück. Durch das Thor wieder eingetreten, schritt er gerade auf seine Wohnung zu, und erschreckte mit seinem Anblicke daselbst auf das äußerste seine Freunde, die schon zu hoffen gewagt hatten, er werde

durch die Flucht den Händen der Gerichte und dem Tode im Kerker entgangen sein, aus dem er sich, wie sie versichert waren, wegen seiner schlimmen Händel, nimmermehr würde wieder befreien können, und die ihn nun so frei und unbefangen mußten in ihre Mitte treten sehen. Mit lachendem Muthe sie in seine Arme schließend, sprach er zu ihnen: Ihr müßt wissen, lieben Freunde, daß ich nicht ganz so arm bin, als wofür ihr mich gehalten habt. Wie würde ich mich denn auch sonst so tief in Schulden gesteckt haben, die ich nicht hätte bezahlen können! Ich besitze in meiner Heimath Vermögen genug, um den Aufwand zu bestreiten, den ich in Alcalà mache; aber die Nachlässigkeit meiner Verwalter hatte mich in augenblickliche Verlegenheit gebracht. Wie ich ihnen nun gegenwärtig, wo ich von meinen Gläubigern selbst gedrängt wurde, hart zusetzte und androhete, sie gerichtlich auspfänden und festnehmen zu lassen, wenn sie nicht ihre Verschuldungen gegen mich abtrügen, so entschlossen sie sich endlich, in der Besorgniß, die Gerichtskosten möchten ihnen höher zu stehen kommen, als das ganze Kapital, mir nicht allein zweihundert und funfzig Escudos, als wieviel sie mir für dieses Jahr Zins schuldig sind, zu übersenden, sondern mir auch schon meine Gelder für das nächste Jahr vorauszubezahlen. Sie fertigten mir die ganze Summe durch einen Boten nach Madrid zu und von da nach Alcalà, und indem ich nun gestern eben nach Madrid gehen wollte, um sie von dort aus mit neuen Mahnungen zu bestürmen, gefiel es dem Himmel, mich in der Schenke von Viveros heute Nacht mit dem Boten und seinem Gelde zusammentreffen zu lassen. Ihr seht also, daß ich Gerichte und Carcer keinesweges zu fürchten brauche, denn da der Mann einen Theil meines Geldes in Gold bei sich hatte, so habe ich ihm dies schon abgenommen, weil er so sehr ermüdet war,

daß er heute erst spät zur Stadt kommen kann, und weil ich es nicht über mich gewinnen mochte, meine Angelegenheiten so lange in Verwirrung zu lassen. Dahier sind funfzig Dublonen: was ich schuldig bin, beträgt zusammen etwa ein Tausend Realen; lauft also, ich bitte euch, zu meinen Gläubigern in der Stadt umher und holt sie mit ihren Rechnungen zu mir. Wenn ich gleich die ganze Nacht nicht geschlafen habe, so will ich doch nicht eher wieder ein Auge schließen, als bis sie sammt und sonders befriedigt sind. — Er zeigte ihnen bei diesen Worten die geringe Summe, die er ihnen angegeben hatte vor, damit der Anblick der größeren ihnen keinen Verdacht gegen ihn erwecke, und schenkte ihnen eine Dublone, mit der sie sich gütlich thun und belustigen möchten.

Seine Freunde, die Studenten, fanden eben so wenig wie seine ehemaligen Diener in seiner Aussage den mindesten Widerspruch, denn es war darin Alles zusammenhängend und begreiflich, und sie hatten ihn in Alcalà jederzeit einen gewissen Aufwand machen gesehen, ohne daß sie wissen konnten, ob er vorher in seiner Heimath arm gewesen sei.

Es beeilte sich also ein Jeder von ihnen, die Leute, denen Pablo etwas schuldete, aus der Stadt zusammen zu holen, und es kam einer wie der andere derselben auf das bereitwilligste, herbei, um eine außenstehende Schuld einzuziehen, auf deren Bezahlung er noch vor wenigen Stunden wohl nicht eben sicher gerechnet haben mochte.

Als hierauf Pablo seine Sachen vollständig geordnet hatte, ermangelte er nicht mehr, sich einzuschränken, fleißig zu studiren, und alle ungehörigen Ausgaben, sowie jede prahlerische Verschwendung einzustellen. Er wendete auf diese Weise die nächstfolgenden sechs Jahre seines Lebens und sei-

ner Jugendzeit so wohl an, und ging mit den ihm übriggebliebenen neunhundert Escudos so haushälterisch um, daß diese an und für sich vollkommen zu seinem Unterhalte derweil ausreichten, und sein Fleiß ihm endlich die Erlaubniß verdiente, über das Dekret Gratian's öffentliche Vorlesungen zu halten, in deren Folge er sehr bald zu Freunden und zu Gönnern, so wie zu großem Ansehen und zu Wohlhabenheit kam. Er widmete sich späterhin der ausübenden Rechtsgelehrsamkeit und heirathete die Tochter eines der begütertsten Einwohner von Alcalà.

Als nun Don Pablo sah, daß sein irdisches Glück gemacht und fest begründet war, so ging er in sich, und erinnerte sich des Schatzes des alten Mannes, dem er nicht allein, wie ihm sein Gewissen sagte, dessen Zurückerstattung selbst, sondern auch eine besondere Dankbarkeit für die Wohlthaten schuldig sei, die ihm jene Hülfe in der Noth allmälig zu Wege gebracht hatte. Noch bemüht, über den armen Rosino und sein Schicksal Erkundigungen einzuziehen, sah er denselben auf der Straße von Haus zu Haus betteln gehen. So weit hatte ihn denn schon seine Nothdurft geführt. Einer seiner Söhne war, wie Don Pablo in Erfahrung brachte, gestorben, und der andere, immer tiefer in Ausschweifungen versinkend, am Ende in das Gefängniß geworfen worden, wo man ihn zweier Mordthaten und noch anderer Verbrechen bezüchtigt und deswegen verurtheilt hatte, den Tod am Galgen zu erleiden.

Wie sich also der arme Rosino durch diese Unglücksfälle in die äußerste Armuth versetzt fand, weil sein Schwiegersohn und seine Tochter ihn darum verlassen und sich nach Sevilla gewendet hatten, von seinen Söhnen aber ihm auch nicht der Nagel an der Wand mehr übrig gelassen worden war, so hatte er zwar eingesehen, daß es jetzt wohl an der

Zeit sei, seine Zuflucht zu dem vergrabenen Schatze zu nehmen; man denke sich aber, mit welchen Gefühlen, anstatt des Geldes, jene in den Baum geschnittenen Verse gefunden! In bittere Klagen über sein Schicksal ausbrechend, und nunmehr auch seines letzten irdischen Trostes beraubt, stellte er seine Zuversicht auf die Wohlthätigkeit guter Menschen, und lebte fernerweit von dem, was sie ihm um Gotteswillen gaben, indem er fortwährend in seinen Gebeten Gott anflehte, denjenigen, der ihm sein Geld genommen habe, zu segnen, damit er ihm, wie er in den Versen versprochen, sein Eigenthum zurückerstatten möge. Sobald Don Pablo den Greis in diesem Zustande wahrgenommen hatte, trat er eines Tages auf ihn zu und fragte ihn, um eben sowohl mit Vorsicht als der Christenpflicht gemäß, seinen Verbindlichkeiten gegen ihn Genüge zu leisten, was ihn in solche Dürftigkeit versetzt habe? Rosino trug ihm sein Unglück mit wenigen Worten vor, und Don Pablo bat ihn darauf, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten, indem er zu ihm sagte: Dieweil ihm Gott keine Kinder gegeben habe, so wolle er, daß die Armen seine Erben würden. — Er kleidete ihn, räumte ihm in seiner Wohnung ein besonderes Zimmer zu seinem Aufenthalte ein, und sorgte für seinen täglichen Unterhalt. Desgleichen übernahm er die Vertheidigung seines Sohnes, der im Kerker schmachtete, und angesehen, daß dessen Schuld doch keinesweges so klar erwiesen, oder die peinliche Untersuchung gegen ihn so durchaus erschöpft war, daß man nicht mit gutem Gewissen noch einmal seine Lossprechung hätte betreiben können, so brachte er es durch seine Geschicklichkeit uud seinen Eifer dahin, daß das über ihn gefällte Todesurtheil in Landesverweisung und in eine gewisse Geldbuße gemildert wurde, welche letztere Don Pablo sich verbindlich machte, durch Almosen für ihn einzusammeln,

wiewohl er sie in der That aus seinem eignen Beutel bezahlte. Rosinos Sohn wurde aus seiner Haft entlassen, und ging in die Verbannung, wo er sich, der Ausschweifungen seiner Jugend müde, wie einer, dem das Messer allerdings schon an der Kehle gestanden hatte, und der also durch Schaden klug geworden, aufs Arbeiten legte. Seiner Bekehrung und Besserung sich darauf bei seiner Rückkehr wohl versehend, verheirathete Don Pablo ihn mit einer seiner Dienerinnen, und trug nunmehr durch die Aussteuer, die er derselben mitgab, seine Schuld, gegen den armen Rosino vollständig ab, nachdem er, wie gesagt, durch den Unterhalt des Vaters und die Unterstützungen, welche er dem Sohne bis dahin geleistet, das Kapital der tausend Escudos, mit allen Zinsen, die etwa dazu zu rechnen gewesen wären, schon zum größten Theile zurückerstattet hatte. Sich damit nichts destoweniger noch nicht begnügend, überließ er in seiner Dankbarkeit dem jungen Ehepaare und dem alten Manne ein kleines Häuschen, das zu dem seinigen gehörte, zur Wohnung, und hörte nimmermehr auf, diese Familie zu schützen und zu begünstigen. Bemerkenswerth war es, daß Don Pablo, so oft ihm auch der alte Rosino seinen Unfall mit dem vergrabenen Schatz erzählte, in seiner weisen Bedachtsamkeit doch niemals eine Miene dabei verzog, oder auch nur das leiseste Zeichen oder Wort von sich gab, wodurch er hätte verrathen können, daß er der Finder des Geldes gewesen sei.

II.

Antonio Bologna.

Antonio Bologna, ein neapolitanischer Edelmann, hatte dem unglücklichen Friedrich von Aragonien, welcher sich nach seiner Vertreibung aus dem Königreiche Neapel dem ihm wohlwollenden Könige Ludwig XII. von Frankreich in die Arme geworfen, viele Jahre lang als Oberhofmeister gedient. Aus Frankreich endlich in seine Heimath zurückgekehrt, hatte er noch nicht allzulange Zeit daselbst verlebt, als die Herzogin Johanna von Amalfi, die Tochter Heinrichs von Aragonien, des natürlichen Sohnes Ferdinands I. von Neapel, und Schwester des Kardinals dieses Namens, ihn fragen ließ, ob er als Oberhofmeister in ihren Dienst treten wolle?

An das Hofleben gewöhnt und der aragonischen Partei ergeben, nahm er ihren Vorschlag an und begab sich zu ihr.

Die Herzogin war frühzeitig verwittwet und hatte in ihrer Ehe einen Sohn geboren, dessen Erziehung sie gegenwärtig eben so wie die Beherrschung des Herzogthumes Malfi leitete. Jung, rüstig und schön, wie sie war, und nicht gesonnen, sich zum zweitenmale zu vermählen, wodann sie ihren Sohn der Obhut fremder Leute hätte anvertrauen müs-

sen, erzeugte die üppige Lebensart, die sie führte, in ihr das Verlangen, sich einen Liebhaber auszuwählen, mit dem sie ihrer Jugend froh werden könnte.

Sie warf ihre Augen auf viele Männer, sowohl auf Unterthanen ihrer Herrschaft, als auf andere, die sie für gesittet und wohlerzogen hielt. Wie sorgsam und genau sie aber auch eines Jeden Persönlichkeit und innerliches Wesen beachtete, so wollte es ihr doch scheinen, daß kein Einziger sich mit ihrem Oberhofmeister vergleichen dürfe, der in Wahrheit ein sehr schöner, stattlicher, mit feinen Sitten und glänzenden Eigenschaften begabter Mann war.

Sie neigte sich ihm allmälig immer leidenschaftlicher zu, und wie sie sich dann Tag für Tag sein Lob innerlich vorhielt und seine Tugenden preisen mußte, so entbrannte sie am Ende in wahrhaftiger Liebe für ihn. Lebendigen Geistes und scharfen Verstandes von Natur, fühlte Antonio Bologna zwar den Abstand zwischen sich und der Hoheit seiner Gebieterin; er konnte sich aber dennoch nicht erwehren, sobald er ihrer Liebe zu ihm sich erst bewußt geworden war, sie in die Tiefe seines Herzens dergestalt aufzunehmen, daß er fürder keinem anderen Gefühle mehr als der Liebe zu ihr darin Raum gestattete.

Beide Liebende waren sich bereits, wie hier geschildert worden, eine geraume Weile gegenseitig zugethan gewesen, als die Herzogin, von neuen Vorstellungen überkommen, den Entschluß faßte, theils um Gott nicht allzusehr zu beleidigen, theils um jeder etwaigen übeln Nachrede wegen ihrer Liebe zu begegnen, nicht sowohl die Geliebte Bolognas, sondern vielmehr im tiefsten Geheimnisse seine Gattin zu werden, und sich seiner Liebe so lange im Verborgenen zu erfreuen, bis sie es nicht mehr umgehen könne, ihre Verbindung mit ihm öffentlich zu erklären.

Sobald sie mit sich selbst über diesen Vorsatz im Reinen war, ließ sie Bologna eines Tages zu sich in ihr Zimmer kommen, trat mit ihm in ein Fenster, wie sie jedesmal zu thun pflegte, wenn sie ihn über ihr Hauswesen berieth, und redete ihn folgendermaßen an: Spräche ich mit irgend einem anderen Menschen als mit Dir, Antonio, so würde ich gegenwärtig nicht wissen, wie ich meine Worte anbringen sollte. Da ich Dich aber als einen verschwiegenen, mit hohem Verstande begabten Edelmann kenne, der an den königlichen Höfen Alfonso's des zweiten, Ferdinand's und Friedrich's, meiner Verwandten, auferwachsen und gebildet worden ist, so bin ich geneigt zu glauben, daß Du, nach Anhörung dessen, was ich Dir jetzt zu eröffnen habe, mit mir übereinstimmend denken wirst. Sollte ich Dich nichts destoweniger anders erfinden, so würde sich mein Vertrauen in die tiefe Einsicht die man Dir allgemein zuschreiben will, allerdings nicht bewähren. Ich bin, wie Du weißt, durch das Ableben des Herrn Herzogs, Alfons Piccolomini, meines ehelichen Gemahles, seligen Angedenkens, in ziemlich jungen Jahren Witwe geworden, und habe seither als solche ein Leben geführt, wie es der strengste und weiseste Sittenrichter nicht hätte musterhafter von mir verlangen können. Ebenso habe ich der Regierung des Herzogthums mit solcher Sorgsamkeit vorgestanden, daß ich hoffen darf, wann die Zeit der Volljährigkeit meines Sohnes gekommen sein wird, ihm dasselbe in einem erwünschteren Zustande zu übergeben, als ich es bei dem Tode des Herzogs selbst übernahm. Denn nicht allein, daß ich funfzehn Tausend Dukaten Schulden bezahlt habe, die in Folge der vergangenen Kriege gemacht worden waren, ich habe auch noch überdies eine einträgliche Baronie in Calabrien käuflich erworben, und mein ganzes Hauswesen auf das Vollkommenste wohl bestellt. Nunmehr

hatte ich zwar bei mir beschlossen, in meinem leidigen Wittwenstande nach wie vor zu beharren, und meine Residenz bald auf diesem Landsitze, bald in jenem Kastell, aufgeschlagen zu halten, bald auch meine Zeit in Neapel zu verleben, und sie der Sorge um das Herzogthum meines Sohnes zu widmen; ich habe mich aber allerdings bewogen gefunden, meinen Vorsatz zu ändern und ein neues Leben zu beginnen. Ich wünschte mir nämlich vielmehr einen neuen Gatten zu erwählen, als etwa gleich anderen Frauen zu thun, und Gott zum Hohne, wie der Welt zum bösen Beispiele, mich einem oder mehreren Liebhabern zu ergeben. Du siehst, ich bin noch bei jungen Jahren und weder etwa lahm noch schielend. Ich lebe, wie Du ferner siehst, in Wohlstand und Ueppigkeit, um derenwillen ich verliebten Gedanken wohl oder übel Gehör geben muß. Wollte ich mir einen Gemahl erwählen, der dem ersteren im Stande gleich käme, so wüßte ich nicht, wie ich dies bewirken sollte; ich müßte mich denn einem Knaben vermählen, der mich, meiner überdrüßig, wohl aus seinem Angesicht verbannte, und meinen Platz an seiner Seite von verworfenen Dirnen einnehmen ließe. Denn es lebt gegenwärtig bei uns kein vornehmer Mann, dessen Alter dem meinen entspräche und der ledigen Standes wäre. Ich bin also nach reiflichem Erwägen und Bedenken dieser Sache dahin mit mir einig geworden, daß ich einen ausgezeichneten Edelmann zu meinem ehelichen Gatten erheben will. Gleich sehr um die Lästerungen des gemeinen Volkes zu vermeiden, wie um nicht mit meinen vornehmen Verwandten und besonders mit dem Herrn Kardinal, meinem Bruder Ludwig, Ungelegenheiten zu haben, wünschte ich diese ganze Sache freilich so lange verborgen zu halten, bis sie sich mit minder offenbarer Gefahr gelegentlich einmal eingestehen ließe. Derjenige, dem ich meine eheliche Treue anzugeloben hab-

sichtige, hat etwa tausend Dukaten Einkünfte, und ich gebiete über deren mehr als zweitausend, wenn ich meine Mitgift mit dem zusammen schlage, was mir der Herr Herzog bei seinem Tode ausgesetzt hat, wobei ich den mir zugehörigen Hausrath noch gar nicht mit berücksichtige. Ich würde mich dereinst des Ranges einer Herzogin willig bescheiden und mich als eine Edelfrau glücklich fühlen. Ich möchte nun aber gern von dir erfahren, was für einen Rath du mir ertheilst? — Antonio hatte die lange Anrede der Herzogin vernommen und wußte nicht, was er darauf erwiedern sollte; denn da er sich für versichert hielt, von ihr geliebt zu sein, und ihr selbst mit nicht geringer Liebe zugethan war, so konnte er natürlicherweise nicht wünschen, sie sich wieder verheirathen zu sehen, um noch Hoffnung zu behalten, dereinst das Ziel seiner Liebe zu erreichen. Er blieb stumm ihr gegenüber stehen, wechselte im ganzen Gesicht die Farbe, und seufzte tief statt aller Antwort. Sie errieth die Gedanken ihres Geliebten, und da es ihr nicht misfiel, an diesem Zeichen zu erkennen, wie inbrünstig sie von ihm wieder geliebt werde, so sprach sie zu ihm, um ihn nicht länger in Ungewißheit und Besorgniß zu lassen: Antonio! sei getrosten Muthes und erschrick nicht. Wenn du es selber willst, so gedenke ich jedenfalls deine Gattin zu werden. — Diese Worte führten den Liebenden vom Tode zum Leben zurück, und er konnte gar nicht aufhören, den Entschluß der Herzogin zu preisen, indem er sich ihr nicht zum Gatten, sondern zu ihrem getreuesten Diener erbot. Eines hierauf des anderen versichert, unterredeten sie sich lange mit einander und kamen überein, so bald und so geheim als möglich sich zusammen zu finden. Die Herzogin hatte eine Tochter derjenigen, die ihr die erste Nahrung an ihrer Brust gereicht,

in ihrem Dienste bei sich. Sie hatte diesem Mädchen bereits ihre Absichten anvertraut und rief sie zu sich, wo sie sich dann, in Ermangelung anderer Zeugen, in Gegenwart dieser Kammerfrau mit Bologna verlobte. Ihre Vermählung blieb Jahre lang ein Geheimniß vor Jedermann. In Folge dieser Ehe wurde die Herzogin zu ihrer und ihres Gatten großer Freude mit der Zeit gesegneten Leibes und genas eines Knaben, dessen Geburt sie so wohl zu verbergen wußte, daß vom ganzen Hofe Niemand sich derselben versah. Bologna ließ das Kind mit vieler Sorgfalt ernähren und legte ihm in der Taufe den Namen Federico bei. Danächst wurde die Herzogin zum andernmale schwanger und gebar ein schönes Töchterchen. Diese zweite Niederkunft konnte aber allerdings nicht so geheim gehalten werden, daß der Zustand der Herzogin und dessen Erfolg nicht vielen Hofleuten kund geworden wäre. Wie zu erwarten stand, wurde ein so wichtiges Ereigniß auf die verschiedenste Weise von ihnen besprochen, und so kam denn auch ein dunkles Gerücht davon dem Kardinale und einem zweiten Bruder der Herzogin, dem Markese Karl von Terace, zu Ohren, die sich darauf zwar vorsetzten, die Schande ihrer Schwester eben nicht zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen; nichtsdestoweniger aber anfingen, jeden ihrer Tritte und Schritte insgeheim beobachten zu lassen, um den unbekannten Vater ihres Kindes zu erspähen. Da nun das desfallsige Geflüster und Gemurmel, welches sich an dem Hofe der Herzogin immer lauter machte, und die von ihren Brüdern abgesendeten Spione, welche daselbst immer häufiger erschienen, in Bologna Besorgnisse erregten, die Kammerzofe möge sich zuletzt verleiten lassen, zur Verrätherin der ihr mitbewußten Wahrheit zu werden, so sagte er eines Tages gesprächsweise zu

der Herzogin: Es ist euch nicht unbekannt geblieben, meine theure Gebieterin, daß eure Herren Brüder in Folge eurer zweiten Niederkunft argwöhnisch gegen euch geworden sind und eifriges Verlangen tragen, zu erforschen, was eigentlich Wahres an der Sache sei. Ich besorge nicht ohne Grund, daß sie einigen Verdacht auf mich geworfen haben, und mich eines Tages werden tödten lassen. Ihr seid mit ihren Gesinnungen und ihrer Handlungsweise besser bekannt, als ich, und werdet euch vor ihnen hüten können, deren Rachedurst sich in meinem Blute sicherlich stillen und sie zu keinen weiteren Uebelthaten gegen euch selbst antreiben dürfte. Ich habe deswegen bei mir beschlossen, nach Neapel zu gehen, um meine Angelegenheiten für jeden Fall in Ordnung zu bringen, und alsdann so lange in Ancona zu verweilen, als es euch gefällig ist und bis es uns durch solche Trennung gelang, den Verdacht eurer Herren Brüder von der etwaigen richtigen Spur abzuwenden. —

Das liebende Paar wechselte miteinander der Worte noch mancherlei über diesen Gegenstand, und am Ende schied Bologna, zu ihrem äußersten Leidwesen, von der Herzogin. Seinem Vorsatze gemäß in Neapel seine Geschäfte ordnend, übertrug er deren Fürsorge einem leiblichen Vetter von sich und erwählte darauf Ancona zu seinem einstweiligen Aufenthaltsorte, wo er ein seinem Stande gemäßes Haus machte. Er hatte daselbst seinen Sohn und seine Tochter zu sich genommen, und stand ihrer Auferziehung getreulich vor.

Ihrerseits war inzwischen die Herzogin zum drittenmale schwanger geworden, und fühlte dieselbe eine solche Sehnsucht nach ihrem geliebten Gatten, daß sie in der That meinte, nicht länger ohne ihn leben zu können. Nachdem sie also zu wiederholtenmalen reiflich über ihre Lage nachgedacht hatte, und nicht mehr umhin konnte, zu befürchten, daß ihre Brü-

der ganz gewiß etwas gegen sie unternehmen würden, sobald ihre dritte Niederkunft verlautbarte, setzte sie sich nunmehr vor, ihre Zuflucht lieber zu ihrem Gatten zu nehmen, und mit ihm fernerhin als einfache Edelfrau zu leben, als, um den Preis fortwährender Trennung von ihm, der herzoglichen Würde theilhaft zu bleiben. Wer möchte wohl hiernach noch behaupten wollen, daß die Liebe nicht allmächtig sei, und in ihren allgewaltigen Kräften nicht auch die kühnste Einbildungskraft übersteige! Legt sie nicht einen Tag wie den andern die seltensten, verwunderungswertheften Zeugnisse davon ab? Einmal entschlossen, ihren ehelichen Gatten in Ancona aufzusuchen, theilte ihm die Herzogin alsbald heimlich mit, was sie für ihn thun wollte, und begann sie soviel Geld und Geldeswerth als möglich nach Ancona zu schaffen. Hierauf öffentlich bekannt machend, daß sie gelobt habe, nach Loreto zu wallfahrten, bestellte sie ihr Haus und ihre Herrschaft, übertrug die Erziehung ihres Sohnes, der dereinst Herzog werden sollte, sicheren Händen, und machte sich in zahlreicher und ehrenvoller Begleitung auf den Weg. Sie langte mit einem großen Zuge Maulthiere in Loreto an, ließ daselbst eine feierliche Messe lesen, und brachte der verehrungswürdigen Gottesstätte ihre reichen Gaben dar. Als nun aber die Ihrigen danächst an die Rückkehr nach Hause dachten, sagte sie: Wir sind nur funfzehn Meilen von Ancona entfernt, und da wir hören, daß diese Stadt sehr alt und schön sein soll, so will es uns gut dünken, dahin zu reisen und einen Tag dort zu verweilen. — Ihre Begleiter fügten sich in den Willen der Herzogin, und es setzte sich der ganze Zug gen Ancona in Bewegung, wohin das Gepäck vorausgeschickt worden war. Von alledem zu rechter Zeit benachrichtigt, hatte Bologna Vorbereitungen getroffen, die Herzogin und ihr Gefolge in seinem an der Hauptstraße gelege-

nen Hause auf das prachtvollste zu empfangen, und ihren vor ihr angekommenen Küchenmeister mit dem Bedeuten dahin geführt, er habe bereits für Herberge und Mahlzeit der Gebieterin gesorgt; wogegen dieser eben nichts einzuwenden wußte, weil Bologna nur aus unbekannten Gründen den Hof verlassen hatte und überdies von männiglich daselbst gern gesehen wurde. Sobald es Bologna an der Zeit zu sein schien, stieg er mit einer stattlichen Schaar anconitanischer Edelleute zu Pferde und ritt der Herzogin fast drei Meilen Weges vor die Stadt hinaus entgegen. Die Begleiter der Herzogin riefen ihrer Gebieterin freudig zu, als sie ihn sahen: Ei, seht da, Frau Herzogin, unsern Herrn Antonio Bologna! und beeiferten sich, ihn zu bewillkommnen. Er stieg vom Pferde, küßte seiner Gattin die Hände und lud sie mit ihrem Gefolge nach seinem Hause ein, wohin sie ihm auch als seine Gebieterin folgte, indem sie sich seinen Antrag gefallen ließ. Sie hatte aber mit den Ihrigen nicht sobald das Mittagsmahl eingenommen, als sie dieselben insgesammt zu sich in den Saal beschied, und weil ihr die rechte Zeit und Stunde gekommen schien, die Maske fallen zu lassen, sie solchergestalt anredete: Ich mag von heute an, meine lieben Getreuen und ihr Diener meines Hauses, auch der Welt nicht länger verborgen halten, was vor dem Angesichte Gottes geschehen ist. Mein Wittwenstand hatte mir nach gerade den Wunsch eingegeben, ein neues Band der Ehe und zwar mit einem Gatten zu knüpfen, der nach meinem eignen Sinne wäre. Ich vermählte mich also schon vor mehreren Jahren in Gegenwart dieser hier anwesenden Kammerfrau dem Herrn Antonio Bologna, den ihr vor euch seht, und erkläre euch hiermit frei heraus, daß derselbe mein rechtmäßiger Gatte ist, und daß ich als die Seinige fernerweit bei ihm bleiben werde. Bisher bin ich eure

Herzogin und Gebieterin gewesen, und waret ihr mir pflichtgetreue Vasallen und Dienstleute. Inskünftige liegt es euch nun ob, dem Herrn Herzoge, meinem Sohne Gehorsam zu leisten und pflichtschuldigst getreu zu seyn. Diese meine Frauen werdet ihr nach Malfi begleiten, wo ich bei meiner Abreise ihre Aussteuer in der Bank Paolo Tolosa's niederlegte und die desfallsigen Schriften der Aebtissin des Klosters San Sebastiano übergab. Ich bedarf künftig Niemand weiter zu meiner Bedienung als meine Kammerfrau. Die Signora Beatrice, meine seitherige Ehrendame, ist von mir bereits, wie sie weiß, zufrieden gestellt worden. Nichtsdestoweniger wird sie in der ebengenannten Schrift finden, daß ich ihr noch eine erhebliche Summe ausgesetzt habe, mit welcher sie eine ihrer Töchter verheirathen kann. Ist unter meinen Dienern irgend einer, der ferner bei mir bleiben will, so soll ihm eine gute Behandlung zugesichert sein. Für die übrigen wird, bei ihrer Rückkehr nach Malfi, der Oberhofmeister herkömmlicherweise Sorge tragen. Und so erkläre ich denn schlüßlich nochmals, wie ich entschlossen bin, von nun an mit meinem Gemahle, dem Herrn Antonio, meiner herzoglichen Würde ledig, im Privatstande zu leben. — Die ganze Versammlung hatte vor Erstaunen und Bestürzung über diese Anrede fast alle Fassung verloren. Wie sich aber nach und nach ein Jeder überzeugte, daß er recht gehört habe, und wie Bologna seinen Sohn und seine Tochter hatte kommen lassen, und die Herzogin diese Kinder als ihre eignen küßte und umarmte, so beschlossen ihre Begleiter insgesammt, und nur mit Ausnahme jener getreuen Kammerfrau und zweier Reitknechte, die bei ihrer Gebieterin bleiben wollten, nach Malfi zurückzukehren. Der Worte wurden zuvor die Menge gewechselt, und jedweder gab sein Theil dazu. Sie brachen alle aus Bolognas Hause auf und begaben sich in

eine Herberge. Und wie denn kein Einziger von ihnen aus Furcht vor dem Kardinale und seinem Bruder gewagt hatte, bei ihr auszuhalten, nachdem er erfahren, wie die Sache stand, so kamen sie auch unter sich überein, gleich des anderen Morgens einen der Edelleute mit Postpferden nach Rom an den Kardinal abzusenden, um ihn und den anderen Bruder von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Sie thaten, wie sie beschlossen hatten, und die Uebrigen traten inzwischen die Rückkehr nach ihrem Lande an.

Also verblieb die Herzogin bei dem Gatten ihrer freien Wahl und lebte mit ihm in äußerster Zufriedenheit. Wenige Monate später gebar sie ihm einen zweiten Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen Alfonso erhielt. Derweil nun aber das glückliche Ehepaar in Ancona in immer zunehmender gegenseitiger Liebe und Zärtlichkeit seine Tage verlebte, bewirkte der Kardinal und sein vorgenannter Bruder, die beide einen solchen Ehebund ihrer Schwester auf keine Weise bestehen lassen wollten, unter dem Beistande des Kardinals von Mantua Gismondo's Gonzaga, der unter dem Papste Julius II. Legat von Ancona war, daß die Anconitaner Antonio Bologna mit seinem Weibe aus ihrer Stadt verwiesen. Sie hatten ungefähr sechs bis sieben Monate in Ancona zugebracht, und wiewohl der Legat auf ihrer Entfernung hartnäckig bestand, so gelang es Bologna dennoch, die Sache durch Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Es war ihm allerdings bewußt, daß sie am Ende keinen anderen Ausgang als mit seiner Vertreibung nehmen konnte, und um deswegen davon nicht gar zu sehr überrascht zu werden, suchte er durch einen Freund, den er in Siena hatte, bei der Obrigkeit dieser Stadt um sicheres Geleit an, das ihm denn auch mit der Erlaubniß für sich und die Seinigen, sich daselbst niederzulassen, zugestanden wurde. Mitt-

lerweile hatte er bereits seine Kinder vorausgeschickt und seine sämmtlichen Angelegenheiten so weit geordnet, daß er im Stande war, an demselben Tage, als er von den Anconitanern den Bescheid empfing, binnen vierzehn Tagen ihr Gebiet zu räumen, mit seiner Gemahlin und Dienerschaft zu Pferde zu steigen und die Reise nach Siena anzutreten. Die beiden Brüder von Aragonien hatten gehofft, die Reisenden unterweges in ihre Gewalt zu bekommen. Durch Bologna's vorbereitete Eile jedoch in ihren desfallsigen Erwartungen getäuscht, bewogen sie den Kardinal von Siena, Alfonso Petrucci, durch seinen Bruder Borgheſe, der das Oberhaupt der Regierung von Siena war, den Flüchtigen auch den Aufenthalt in dieser Stadt zu untersagen. Seine Ungewißheit, wohin er sich nunmehr wenden sollte, endete Bologna durch seinen Entschluß, mit den Seinigen in Venedig Schutz zu suchen. Er schlug den Weg durch das florentinische Gebiet nach der Romagna ein, und wollte sich daselbst einschiffen, um vollends zur See nach Venedig zu gehen. Da bemerkten sie, schon in der Nähe von Forli angelangt, mit einemmale viele Reiter, die ihnen folgten und deren Absichten ihnen verdächtig wurden. Voll Furcht und Schrecken und rathlos, wie sie mit dem Leben davon kommen könnten, starrten sie einander mehr todt als lebendig an; jagten aber, von der Angst angetrieben, dennoch mit beflügelter Eile weiter, um wo möglich eine unfern von ihnen gelegene Ortschaft zu erreichen, in der sie Rettung zu finden hofften. Bologna ritt einen starken türkischen Renner, und hatte seinen ältesten Sohn desgleichen auf ein Pferd von türkischer Abstammung gesetzt. Sein zweites Söhnchen und seine Tochter waren beide in einer Sänfte und seine Gemahlin trug ein Zelter. Er und sein Sohn hätten sich mit leichter Mühe retten können, weil sie trefflich beritten waren;

die Liebe zu seiner Gattin ließ ihm aber die Flucht nicht zu. Dagegen war sie selbst der so festen Ueberzeugung, ihre Verfolger hätten es nur auf das Leben ihres Gatten abgesehen, daß sie denselben mit Thränen anflehte, auf seine Rettung Bedacht zu nehmen, und zu ihm sagte: O! eilt von dannen, mein theurer Herr, mir und unseren Kindern werden meine Brüder ganz gewiß kein Leid anthun; aber an euch würden sie ihre Wuth ohne Zweifel auslassen, und es wäre euer Tod, wenn sie euch fingen. — Sie drückte ihm nach diesen Worten eine volle Börse mit Dukaten in die Hand, und fuhr fort, ihn mit dringenden Bitten zu beschwören, sich zu flüchten, weil ja vielleicht dennoch der Himmel zuließe, daß sich ihre Brüder besänftigten. Der arme Ehemann erkannte aus der Nähe seiner Feinde die Unmöglichkeit, sein Weib zugleich mit sich zu erretten, und so ergab er sich endlich, bis auf den Tod betrübt, in ihren Willen, nahm unter unzähligen Thränen von ihr Abschied, und setzte seinem guten Rosse die Sporen ein, indem er den Seinigen zurief, es möge ein Jeder fliehen so gut er könne. Der Sohn sprengte dem Vater rüstig nach, als er ihn mit verhängtem Zügel enteilen sah, und so geschah es, daß Bologna mit seinem ältesten Knaben und vier wohl berittenen Dienern glücklich nach Mailand entkam, weil er unterweges seinen anfänglichen Plan, sich nach Venedig zu flüchten, aufgab.

Diejenigen, welche ausgesandt waren, ihn zu tödten, bemächtigten sich an seiner statt seiner Gemahlin, seiner zwei kleinen Kinder und seines übrigen Gefolges, und der Anführer der Häscherschaar, mochte er nun von den Brüdern der Dame dazu beauftragt worden sein, oder aus eignem Antriebe wünschen, sie ohne großes Aufsehen zu fangen und fortzubringen, sagte zu ihr: Eure Herren Brüder, Frau Herzogin, haben mir geboten, euch in euer Land und euren

Palast zurückzuführen, damit ihr die Vormundschaft eures Sohnes, des Herrn Herzogs, von Neuem übernehmt, und nicht länger bald hier- bald dorthin in der Welt umherschweift. Herr Antonio Bologna war der Mann darnach, wenn er eurer überdrüßig gewesen wäre, euch wohl gar einmal in Elend und Dürftigkeit zu verlassen und seines eigenen Weges zu gehen. Seid also getrosten Muthes, und nehmt euch euer gegenwärtiges Schicksal weiter nicht zu Herzen. —

Die gefangene Dame schien sich über diese Worte wirklich zu beruhigen, denn sie glaubte annehmen zu dürfen, daß sie wahr gesprochen wären, und daß ihre Brüder gegen sie und ihre Kleinen allerdings nichts Feindseliges beginnen würden. Dieser Hoffnung lebte sie einige Tage, bis sie auf einem der Schlösser ihres Sohnes ankam, wo sie mit ihren beiden Kindern und ihrer Kammerfrau in einen Thurm gesperrt wurde. Was daselbst aus allen Vieren geworden war, verlautete nicht alsobald. Die übrigen mitgefangenen Begleiter der Herzogin wurden sämmtlich in Freiheit gesetzt; die unglückliche Mutter aber, ihre unschuldigen Kinder und die getreue Dienerin starben, wie man späterhin auf das gewisseste gehört hat, des elendiglichsten Todes durch Mord.

Der beklagenswerthe Gatte langte mit seinem Sohne und seinen Dienern in Mailand an, wo er einige Tage unter dem Schutze des Herrn Silvio Savello weilte, der gerade damals die Franzosen im Kastell von Mailand belagerte, und diese Feste bald im Namen Maximilians Sforza durch Capitulation einnahm. Als danächst Savello mit seinem Heere nach Crema fortzog, begab sich Bologna zu dem Markese von Bitonto, Francesco Aquaviva und suchte endlich, nach dessen ebenfalls erfolgter Entfernung, im Hause des Ritters Alfonso Vesconte eine Zuflucht.

Die aragonischen Brüder hatten inzwischen ihre Rache so weit getrieben, daß der neapolitanische Fiscus, auf ihren Antrag, Bolognas Güter einzog. Bologna selbst dachte einzig und allein daran, sie mit sich zu versöhnen, weil er dem Gerüchte von der Ermordung seiner Gemahlin und Kinder auf keine Weise Glauben beimessen wollte. Er wurde mit der Zeit verschiedene Male von Edelleuten gewarnt, sich vorzusehen, es sei in Mailand keine Sicherheit mehr für ihn. Aber er versagte diesen wohlgemeinten Zuflüsterungen alles Gehör, und es steht zu glauben, daß er vornehmlich aus dem Grunde dagegen taub blieb, weil man ihm, um ihn desto mehr einzuschläfern und an etwaiger Flucht zu hindern, unter der Hand Hoffnung gemacht hatte, seine Gattin wieder mit ihm zu vereinigen. Von dieser eitlen Hoffnung erfüllt und von heute auf morgen lebend, blieb er länger als ein Jahr in Mailand. Während dieser Zeit trug es sich zu, daß einer der Hauptleute der fremden Kriegsvölker, die damals im Herzogthume Mailand lagen, diese ganze Geschichte einem Edelmann erzählte und ihn überdies versicherte, es sei ihm zwar aufgetragen worden, Bologna zu ermorden; da er aber Anderen zu Gefallen nicht zum Schlächter werden möge, so habe er denselben auf eine gute Art warnen lassen, ihm nicht in den Weg zu kommen, und ihm auch die Nachricht mitgetheilt, daß seine Gemahlin mit ihren Kindern und der Kammerfrau ganz gewiß schon erwürgt worden seien.

Als nun dieser Edelmann eines Tages bei der Signora Ippolita Bentivoglia war, wo Bologna eben die Laute schlug und dazu ein rührendes Lied sang, das er auf sein Unglück selbst gedichtet und auch in Musik gesetzt hatte, so wurde er, der ihn früher nicht gekannt, und jetzt erfuhr, daß er der Gemahl der Herzogin von Malfi sei, von

solchem Mitleiden mit ihm ergriffen, daß er ihn bei Seite rief und ihm nicht allein eröffnete, was ihm über die Seinigen bekannt geworden war, sondern auch noch hinzufügte, er wisse ganz bestimmt, daß in Mailand Mörder für ihn gedungen seien. Bologna sagte dem Edlen seinen Dank für diese wohlgemeinte Warnung, schloß aber mit den Worten: Ihr seid falsch berichtet worden, denn ich habe Briefe aus Neapel von meinen Freunden, die mich versichern, der Fiscus werde binnen Kurzem meine Güter wieder herausgeben, und der erlauchte und ehrwürdige Herr Kardinal zürne mir nicht mehr so heftig wie vorher, gleichwie auch schon sein Herr Bruder ziemlich besänftigt sei, so daß sie mir unzweifelhaft meine geliebte Gattin nächstens wiedergeben würden. — Der Edelmann durchschaute die List, mit der man ihn umstrickt hatte, warf noch einige bedenkliche Worte hin und ging von dannen.

Diejenigen, welche Bologna tödten wollten, sahen am Ende ein, daß sie ihren Zweck mit ihm, durch den Kriegsmann, den sie zu seinem Morde angestellt hatten, nicht erreichen würden, weil er seinen erhaltenen Auftrag ziemlich lässig behandelte, und vertrauten sich also einem anderen Hauptmanne aus der Lombardei an, den sie zu der Unthat, die sie ihm zur Pflicht gemacht hatten, auf das ernstlichste anfeuerten.

Wie nun jener redliche Warner eines Tages mit einem seiner Freunde, der ebenfalls um Bolognas Schicksal wußte, zufälligerweise bei dem großen Kloster in Mailand zusammentraf, siehe! so kam Bologna, um in San Francesco die Messe zu hören, auf einem schönen Rosse daher und wurde von zwei ihm vorausreitenden Dienern begleitet, deren einer eine Lanze, der andere die Stundengebete unserer lieben Frau in der Hand trug. Der eine der beiden Freunde rief so-

gleich dem anderen zu: Siehe da, Bologna! Diesem kam es aber vor, als ob Bologna ganz verstört im Antlitze sei, und er sagte: Bei Gott! er thäte besser, in seiner schlimmen Lage noch einen zweiten Lanzenknecht anstatt des Brevierträgers vor sich herreiten zu lassen. —

Beide waren hierauf noch nicht bis zu San Giacomo gelangt, als sie einen großen Lärmen hörten, der daher entstanden war, daß Bologna, ehe er noch zu San Francesco gekommen, von dem Capitano Daniele da Bozolo und drei wohlbewaffneten Begleitern war angefallen und mit einem ihm die Seite durch und durch dringenden Stoße elendiglicherweise getödtet worden, ohne daß ihm irgend Jemand hätte Hülfe leisten wollen. Diejenigen, welche ihn also nach ihrer Gemächlichkeit umgebracht hatten, zogen nach vollbrachter That ungehindert ihres Weges weiter, und es dachte kein Mensch daran, sie um deretwillen etwa auf dem Wege Rechtens zu verfolgen.

III.

Aucassin und Nicolette.

Der Graf Bongars von Valence führte einen so grausamen Krieg gegen den Grafen Garins von Beaucaire, daß er keinen Tag vergehen ließ, ohne die Thore und Mauern von dessen Stadt mit seinen hundert Rittern und tausend Knappen zu Fuße und zu Roß zu umschwärmen, dessen Güter und Ländereien niederzubrennen und zu verwüsten und dessen Unterthanen zu tödten.

Des altersschwachen Garins Zeit war vorüber, und er hatte sonst keine Kinder und Erben als einen einzigen schönen, schlanken, blondlockigen Knaben, an dem sich nichts Tadelhaftes weiter befand, als daß er gänzlich in Liebe befangen war, durchaus kein Ritter sein, keine Waffen führen, nicht auf Turniere ziehen und überhaupt nichts von allem dem thun wollte, was seiner Geburt angemessen war.

Sein Vater und Mutter sagten zu ihm: Lieber Sohn, wappne dich, steige zu Roß, schütze dein Land, steh deinen Leuten bei. Sobald sie dich unter sich sehen, werden sie desto besser ihr Leib und Leben, ihr Hab und Gut vertheidigen.

Was sagst du mir da, mein Vater? sprach der Knabe Aucassin. Gott möge mir nimmermehr gewähren, um was ich ihn bitte, wenn ich jemals Ritterrüstung anlege, zu Rosse steige und irgend Ritterspiel oder Strauß bestehe, darin ich die Kraft meines Armes mit anderer Ritter Kraft messe, ehe denn du mir Nicoletten gegeben habest, meine süße Freundin, die ich so sehr liebe. — Lieber Sohn, sagte der Vater, das geht nicht an, schlage dir das niedrige Geschöpf aus dem Sinne. Sie ist eine Sklavin aus fremden Landen, die der Vitzgraf dieser Stadt von den Saracenen kaufte und hierher mit sich brachte, wo er sie erziehen und als seine Pathe taufen ließ. Er wird sie nächster Tage einem Jünglinge geben, der sich sein Leben sauer werden läßt. Du brauchst dir deines nicht erst zu verdienen, und wenn du ein Weib nehmen willst, so gebe ich dir eine Königs- oder Grafentochter; denn es ist in Frankreich kein so großer Herr, dessen Tochter du nicht zur Frau haben solltest, sobald du nach ihr Verlangen trügst. — Mein Vater, sprach Aucassin, gibt es wol auf Erden einen noch so schönen Thron, der nicht wohl vergeben wäre, wenn ihn Nicolette, meine süße Freundin, einnähme? Es wäre ein Geringes für sie, Kaiserin von Constantinopel oder Deutschland, oder Königin von Frankreich oder England zu sein, so frank und frei, so hold und gut und tugendreich ist sie. — Auch seine Mutter hielt Aucassin seine Liebe vor und ermahnte ihn, ein Weib seines Standes zu nehmen; er aber antwortete ihr: Mutter! wie kann ich anders thun? Nicolette, die milde, ihr süßer Leib, ihr Antlitz hat meine Seele gerührt, es ist gerecht, daß ich ihre Liebe habe. — Da nun der Graf von Beaucaire sah, daß er seinen Sohn Aucassin von der Liebe zu Nicoletten gar nicht abwenden konnte, die er ihm doch nicht lassen wollte, so ging er zum Vitzgrafen der Stadt, seinem

Vasallen, und sprach zu ihm: Mein Herr Vitzgraf, jagt Nicoletten, eure Pathe fort, verflucht sei das Land, aus dem sie hierher gebracht wurde, ich verliere ihretwegen Aucassin, er will nicht Ritter werden und nichts thun, was er thun soll. Wisset, wenn ich ihrer habhaft werden kann, so lasse ich sie ins Feuer werfen und verbrennen und euch selbst thue ich alles mögliche Böse an. — Sire, sprach der Vitzgraf, es verdrießt mich immer, wenn er zu ihr kömmt und mit ihr redet. Ich habe sie für mein Geld gekauft, sie erzogen, getauft und zu meiner Pathe gemacht. Ich würde sie einem Jünglinge gegeben haben, der sich sein Leben verdient hätte, was euer Sohn nicht zu thun braucht. Da es denn aber euer Wunsch und Wille ist, so werde ich Nicoletten an einen Ort senden, wo er sie niemals wieder mit Augen sieht. — Nehmt euch wohl in Acht, sprach der Graf Garins, es könnte euch groß Leid daraus entstehen. — Darauf schieden sie.

Der Vitzgraf war ein reicher Mann und hatte einen schönen Palast. Er ließ Nicoletten in ein auf Maurenart gemaltes Gartenzimmer in das höchste Gestock empor bringen, und gab ihr eine Alte zur Gesellschaft, die sie nicht aus den Augen lassen durfte. Auch versorgte er sie mit Brod, Fleisch, Wein und Allem, was sie nöthig hatte. Die Thüre aber ließ er fest zumauern, so daß man weder aus noch ein konnte. Nur ein klein wenig Tageslicht drang durch ein enges Fensterlein aus dem Garten hinein. Da lehnte sich denn die arme Waise mit den blonden Locken an die graue Fensterwölbung, die Rose des Morgens war nicht so frisch wie ihr Angesicht, sah durch das Gitter die Blumen erblühen und hörte die Vögel zwitschern, und beklagte sich: Ach! weh, mir Unglücklichen! Warum wurde ich in diese Haft gesperrt? Aucassin, mein guter Herr! Ich bin deine treue Freundin

und werde von dir nicht gehaßt: um deinetwillen bin ich hier in diesem gewölbten Zimmer gefangen, wo ich meine langen Lebenstage zubringen werde, ohne mein Herz jemals zu wandeln, denn ich werde immer deine Freundin sein. —

Wie Nicolette nun im Kerker war, verbreitete sich durch das ganze Land das Gerücht, daß sie verloren sei. Die einen sagten, sie sei geflohen, die anderen, Graf Garins von Beaucaire habe sie tödten lassen. Wer sich auch immer des freuen mochte, Aucassin freute sich nicht, er ging zum Vitzgrafen der Stadt und fragte ihn: Herr Vitzgraf, was habt ihr mit Nicoletten, meiner vielsüßen Freundin, gethan, die ich mehr als Alles in der Welt liebe? Habt ihr sie mir genommen und entführt? Wisset, daß, wenn ich darüber sterbe, die Schuld euer ist und daß ihr dafür zur Rechenschaft gezogen werdet. Denn ganz gewiß hättet ihr mir dann eigenhändig das Leben geraubt, weil ihr mir das entzogen habt, was mir auf Erden das Liebste war. — Schöner Herr! sprach der Vitzgraf, laßt von der Sklavin Nicolette ab, die ich aus der Fremde mitgebracht und von den Sarazenen für mein Geld gekauft habe. Ich erzog und ernährte sie, ließ sie als meine Pathe taufen, und würde sie dieser Tage einem jungen Dienstmanne gegeben haben. Ihr seid euer eigner Herr und müßt die Tochter eines Königs oder wenigstens eines Grafen ehelichen. Was glaubtet ihr denn wohl gewonnen zu haben, wenn ihr sie zu einer Dame gemacht und in euer Bett gelegt hättet? In der That wenig genug, denn eure Seele würde in die Hölle kommen und nimmermehr in das Paradies. — Was habe ich mit eurem Paradiese zu schaffen! rief Aucassin: ich will gar nicht hinein, wenn ich Nicoletten, meine vielsüße Freundin habe, die ich so sehr liebe. In das Paradies kommen nur alte schmutzige Priester, Mönche, zerlumpte Ere-

miten, und halbnackte abgezehrte Hungerleider, ich kümmere mich nicht darum. Ich will in die Hölle kommen, worinnen die Könige der Erde sind, die Ritter, die mit Ehren im Kampfe fielen und die Gelehrten, Getreuen und Prächtigen: und wo ich die schönen Frauen finde, die zärtliche Herzen hatten, und Sänger und Spielleute, die die Freude liebten. Wenn ich nur da Nicoletten, meine Freundin habe, so verlange ich kein ander Glück. — O! sprecht doch nicht mehr von ihr, entgegnete der Graf, was ihr auch immer sagen könntet, es hilft euch nichts, ihr werdet sie niemals wiedersehen. Wenn ihr noch einmal mit ihr sprächet und euer Vater erführe es, so würde er mich und sie ins Feuer werfen und verbrennen lassen, und ihr selbst müßtet euch von seinem Zorne des schlimmsten versehen. — Ich verzweifle schier darüber, sagte Aucassin, indem er von dem Vitzgrafen schied, der fast eben so betrübt war wie er selbst. Er ging trostlos und verlassen nach dem Palaste zurück und stieg die Treppe empor in ein Zimmer, wo er anfing zu weinen, sich in großem Leide abzuhärmen und über seine Freundin zu klagen: Nicolette, meine Schönste, schön, wenn du stehest und wenn du sitzest, gehend und kommend schön, schön im Sprechen, Lachen und Spielen, schön zu küssen und zu umfangen, ich bin um deinetwillen so trostlos und in so grausame Noth gestürzt, daß ich mein Leben aushauchen möchte, du meine süße Schwester. —

Während Aucassin das Zimmer hütete, um seine Freundin Nicolette zu betrauern, vergaß der Graf Bongars von Valence nicht, seinen Krieg zu führen. Er hatte seine Mannen zu Fuß und zu Roß entboten, und war gegen das Schloß gerückt, um es zu berennen. Bei dem sich darauf allerwärts in der Umgegend erhebenden Lärmen und Schreien greifen nun Ritter und Knappen in der Burg zu den Waf-

fen und eilen zu den Thoren und Mauern, um sie zu vertheidigen. Die Bürger schleudern hinter Brustwehren hervor und von Zinnen herab Wurfspieße und gespitzte Pfähle. Aber inmitten des also von allen Seiten erfolgenden heftigen Sturmes tritt der Graf Garins von Beaucaire in das Gemach, worin Aucassin seinen Klagen und Seufzern um seine vielsüße Freundin Nicolette, die er so sehr liebte, nachhing. Was beginnst du da? spricht er: Siehst du nicht, Feiger, der du bist, daß man deine Burg berennt, die beste und stärkste, die es gibt? Wisse, daß, wenn du sie verlierst, dir nichts von allem Dem übrig bleibt, was dir gehört. Zu den Waffen! mein Sohn, zu Pferde! vertheidige dein Land und begieb dich zu den deinen in den Kampf. Wenn du auch selber nichts vollbringst, so ist doch schon deine Gegenwart genug. Nehmen sie dich in ihrer Mitte wahr, so werden sie schon um deswillen ihr Leben und ihr Eigenthum, so wie dich und dein Land, besser vertheidigen. Groß und stark wie du bist, kannst du und mußt es thun. — Mein Vater, redete Aucassin, wozu sprecht ihr immer noch davon? Gott möge mir nimmermehr gewähren, um was ich ihn bitte, wenn ich Ritter werde, zu Rosse steige und in den Kampf ziehe, einen einzigen Streich auszugeben oder einzunehmen, ihr gäbet mir denn Nicoletten, meine süße Freundin, vorher, die ich so sehr liebe. — Das geht nicht an, mein Sohn, sprach der Vater, ich wollte lieber alle meine Güter verlieren, als dir die zum Weibe geben, und ging mit diesen Worten fort. — Als Aucassin seinen Vater von dannen gehen sah, rief er ihn zurück. Mein Vater! sagte er, kommt noch einmal zu mir, ich will einen Handel mit euch schließen. — Welchen Handel, mein Sohn? — Ich will mich wappnen und zu Felde ziehen; aber ich bedinge mir aus, daß, wenn mich Gott frisch und gesund zu-

rücke führt, ihr mich Nicoletten, meine süße Freundin, die ich so sehr liebe, auf so lange Zeit sehen laßt, bis ich ihr zwei bis drei Worte sagen und sie ein einziges Mal küssen konnte. — Der Vater willigte in dies Verlangen ein, gab ihm sein Wort darauf, und Aucassin entfernte sich.

Von dem Gedanken an diesen Kuß, der ihn bei seiner Wiederkehr erwartet, entzückter als er hätte sein können, wenn er hundert Mark Goldes gewonnen, legt Aucassin eine schöne Rüstung von Stahl an, die man für ihn bereit hielt, bekleidet sich mit doppelten Halsbergen, bindet seinen Helm auf dem Haupte fest, umgürtet sich mit einem goldenen Schwerte und schwingt sich auf sein Roß. Dann sein Schild und seine Lanze ergreifend, blickt er auf seine beiden Füße, die ihm trefflich in den Bügeln sitzen, ist seiner Freundin eingedenk und spornt seinen Renner an, der ihn zum Thore freudig hinaus in den Kampf trägt. Ob er nun wohl daran dachte, Ochsen, Kühe und Ziegen zu fangen, oder sein Schwert gegen die Ritter zu führen und sich vor ihren Streichen zu schützen? O, im geringsten nicht! Nur von Nicoletten, seiner süßen Freundin, träumend, vergaß er die Zügel zu halten und wurde dessen, was er thun sollte, uneingedenk. Das Pferd hat den Stachel gefühlt und trägt ihn in das Gedränge, mitten unter die Feinde hinein, die ihn von allen Seiten umschließen. Sie nehmen ihn gefangen, entreißen ihm Lanze und Schild und führen ihn ohne Widerstand mit sich hinweg, indem sie schon unter sich bereden, wie sie ihn tödten wollen.

Ach, Gott! ruft er aus, wie er diese Worte hört, wo bin ich? Meine Feinde haben mich in ihrer Gewalt. Sie werden mir den Kopf abschlagen, und wenn ich den nicht mehr habe, werde ich nicht wieder mit Nicoletten, meiner süßen Freundin, reden können, die ich so sehr liebe. Noch

habe ich, sagte er, ein gutes Schwert, und sitze auf einem guten, frischen und geruhten Pferde. Wenn es mich jetzt im Stiche läßt, so sei es für immer verdammt! —

Der Jüngling war groß und stark, und ritt ein flinkes, lenksames Roß. Er legte also Hand an sein Schwert, fing an, damit rechts und links zu hauen und zu stechen, schnitt Köpfe, Arme und Beine ab, und machte sich rings um sich her einen so leeren und blutigen Raum, wie ein Eber, der im Walde von den Hunden angefallen wird. Nachdem er zehn Ritter todt hingestreckt und sieben verwundet hatte, machte er sich aus dem Handgemenge frei und jagte mit dem Schwerte in der Hand von dannen.

Der Graf Bongars von Valence, der gehört hatte, sein Feind Aucassin sei gefangen, kam ihm entgegengesprengt. Aucassin erkannte ihn, schwang sein Schwert und brachte ihm einen wüthenden Streich auf den Helm bei, der ihm in den Kopf drang und besinnungslos zu Boden schmetterte. Darauf streckte er die Hand aus, ergriff ihn und führte ihn bei der Nase seines Helmes gefangen vor seinen Vater.

Vater! sprach Aucassin, da ist euer Feind, der euch in den zehn Jahren, seitdem ihr mit ihm kriegt, so viele Noth und Trübsal bereitet hat, ohne daß Jemand hätte mit ihm fertig werden können. — Das sind deiner Jugend würdige Thaten, mein Sohn, sprach der Vater, laß nun auch inskünftige von deiner thörichten Liebe ab. — Fangt mir nicht wieder an zu predigen, Vater, sagte Aucassin, denkt vielmehr daran, mir euer Wort zu halten, das ihr mir gegeben habt. — Was für ein Wort, lieber Sohn? — Wie, Vater? solltet ihr es schon vergessen haben? Bei meinem Haupte! vergesse es, wer da will, ich werde es nicht vergessen, denn es ist mir in mein Herz geprägt. Was! Habt ihr mir nicht, als ich mich waffnete und in den

Kampf zog, zugesagt, wenn mich Gott frisch und gesund wieder heimführe, mich Nicoletten, meine süße Freundin, die ich so sehr liebe, so lange sehen zu lassen, bis ich ihr zwei oder drei Worte sagen und sie einmal küssen könnte? Das habt ihr mir zugesagt, und ich verlange, daß ihr euer Wort haltet! — Gott strafe mich, wenn ich das thue, sagte der Vater. Wenn sie hier wäre, wollte ich sie verbrennen lassen, und du selbst hast alle Ursache, mich zu fürchten. — Ist das euer Wille? sagte Aucassin. — Ja! bei Gott! ja! sprach der Vater. — Wahrhaftig, erwiederte Aucassin, es schmerzt mich, daß ein Mann von eurem Alter lügt. — Darauf trat er zu dem Grafen von Valence mit den Worten: Ihr seid mein Gefangener? — Allerdings! sprach der Graf. — Gebt mir eure Hand, hub Aucassin an. — Sehr gern, Herr, entgegnete der Graf und legte seine in Aucassins Hand, der ihm das Versprechen abverlangt, zu vollbringen, was er ihm sagen werde. Schwört mir, fuhr Aucassin fort, daß ihr kein einzigesmal, wenn ihr irgend Lust oder Gelegenheit dazu habt, unterlassen wollt, meinem Vater an Leib und Gut Schmach oder Schaden anzuthun. — Spottet meiner nicht, Herr, antwortete jener, und bestimmt mein Lösegeld, so hoch ihr wollt. Wie viel Gold und Silber, Rosse und Zelter, weißes und graues Pelzwerk, Hunde oder Vögel ihr auch von mir fordert, ich will es euch geben. — Wie? spricht Aucassin, ihr erkennt euch also nicht für meinen Gefangenen an? — Ich gestehe, daß ich es bin, antwortete der Graf Bongars. — So helfe mir Gott! sprach Aucassin, ihr verpfändet mir euer Wort oder ich zerschmettre euch das Gehirn. — Ich schwöre euch bei Gott Alles zu, was ihr von mir fordert, sagte der Gefangene, und gab ihm sein Wort. Hierauf läßt ihn Aucassin ein Pferd besteigen, schwingt sich auf ein anderes und bringt ihn in Sicherheit.

Als nun der Graf Garins sah, daß sein Sohn Aucassin von der holden Nicolette ganz und gar nicht ablassen wollte, so warf er ihn in einen unterirdischen Kerker von grauem Marmor, wo Aucassin so traurig wurde, wie er es noch niemals gewesen war und also zu klagen anhub: Nicolette, Lilienblume, du Freundin mit dem holden Angesichte, süßer als Trauben und süßer Most! Jüngst sah ich einen Pilger aus Limousin krank an der fallenden Sucht darnieder liegen: du gingst an seinem Bette vorüber und augenblicklich war er heil und gesund wie nie vorher. Süße Freundin, Lilienblume, wer irgend wohl vermöchte dich zu hassen! Um deinetwillen schmachte ich in diesem unterirdischen Kerker, wo ich kläglich für dich sterben werde. —

Auch Nicolette wurde in ihrem Zimmer streng bewacht. Es war zur Sommerzeit im Monat Mai, wann die Tage so lang und klar, die Nächte so mild und heiter sind. Nicolette lag eines Nachts in ihrem Bette und sah durch das Fenster den Mond scheinen und hörte im Garten die Nachtigall schlagen, da dachte sie an Aucassin, ihren Freund, den sie so sehr liebte. Sie begann sich auch des Grafen Garins von Beaucaire zu erinnern, der sie tödtlich haßte, und bezweifelte nicht, daß sie augenblicklich verloren wäre, sobald sie angeklagt würde, und daß Garins sie eines grausamen Todes würde sterben lassen. Sie merkte, daß die Alte, die sie bewachte, eingeschlafen war, und stand auf, nahm ihren seidnen Mantel unter den Arm, zog ihre Bettlaken hervor, die sie eines an das andere, so lang sie konnte, zu einem Seile zusammenknüpfte, befestigte dasselbe an den Fensterpfeiler und warf es hinaus, wodann sie sich, ihr Gewand in beide Hände fassend, die eine oben, die andere unten, auf den Thau hinab gleiten ließ, der den Rasen des Gartens bedeckte. Sie hatte blondes, gelocktes Haar, blaue, lachende

Augen, ein liebliches Gesicht, Lippen, röther als Kirsche und Rose zur Sommerzeit, kleine weiße Zähne, und ihre jungen, das Gewand sanft anschwellenden Brüste übertrafen an Weiße die grüne frisch geschälte Nuß. Ihr Wuchs war so schlank, daß man sie über den Hüften mit zwei Händen zu umspannen vermochte und die Margarethenblümchen, die sie niedertrat, und die hinter ihrem Fuße wieder aufstanden, schienen ganz schwarz gegen ihn zu sein, so blendend weiß war die Kleine.

Sie gelangte zur Thüre, öffnete sie und trat in dem Schatten des Mondes, der eben voll und glänzend schien, in die Gassen von Beaucaire hinaus, durch die sie zu dem Thurme schritt, wo ihr Freund war. Der Thurm war hie und da gespalten. Die Arme duckte sich an einen Pfeiler, hüllte sich in ihren Mantel und lehnte ihr Köpfchen gegen das alte Gemäuer. Sie hörte ihren Aucassin weinen und seine Freundin, die er so sehr liebte, bitter betrauern. Als sie ihm genugsam zugehört hatte, sprach sie ihre Gedanken also aus: Du artiger Junker, Aucassin, was hilft dir dein Wehklagen und Weinen? Du wirst dich meiner doch nicht erfreuen, da mich dein Vater und deine ganze Sippschaft haßt. Ich ziehe deinetwegen über das Meer in fremde Länder fort. — Sie schnitt eine ihrer Locken ab und warf sie durch die Spalte hinein. Aucassin, der Jüngling, nahm sie auf, herzte und küßte sie und barg sie an seiner Brust. Weil er sie aber sagen gehört hatte, sie wolle in ferne Länder ziehen, so hub er wieder an zu weinen und sprach in Verzweiflung: Süße, liebe Freundin, nein, du darfst nicht von mir gehen, denn es wäre mein Tod. Der Erste, der dich sähe, würde dich fahen und überwältigen. Und glaube mir, sobald du einem anderen Manne als mir zu eigen wärest, würde ich wahrhaftig nicht warten bis ich ein Messer fände, es mir in das Herz zu stoßen und mich

damit zu tödten. Nein! so wie ich nur von weitem eine Mauer oder einen harten Stein ersähe, würde ich meinen Anlauf nehmen und so ungestüm mit dem Kopfe dawider rennen, daß mir Augen und Gehirn daraus hervorspringen sollten. Und doch wollte ich lieber so sterben, als daß ich erführe, du wärest einem Anderen zu Theil gewesen. — Ach! sprach sie, ich glaube nicht, daß ihr mich so sehr liebt, als ihr sagt, ich liebe euch viel mehr, als ihr mich. — Nein, schöne süße Freundin, sagte Aucassin, du kannst mich nicht so sehr lieben, wie ich dich. Kein Weib vermag einen Mann so zu lieben, als ein Mann lieben kann. Die Liebe des Weibes ist nur in ihren Augen, in ihrer äußersten Brust und in ihren Fußspitzen. Die Liebe des Mannes aber ist inmitten seines Herzens geborgen, dem sie nichts wieder entreißen kann. —

Während Aucassin und Nicolette zusammeu plauderten, kamen die Straße entlang die Wachen der Stadt und trugen ihre blanken Schwerter unter ihren Mänteln. Der Graf Garins hatte ihnen anbefohlen, Nicoletten zu tödten, wo sie sie fänden. Der Wächter auf dem Thurme sah die Männer nahen, und hörte, daß sie miteinander davon sprachen, sie umzubringen. Ach, Gott! dachte er: wie Schade wäre es, wenn sie einer so lieblichen Maid das Leben nähmen! Ich thäte doch ein gutes Werk, wenn ich sie unbemerkt warnte, auf ihrer Hut zu sein. Sobald sie sie getödtet hätten, stürbe gewiß auch Aucassin, mein junger Herr, und das wäre doch ein großes Leid. — Der Wächter war höflich, brav und gut, und fing an ein Lied zu singen, das schön und lieblich erklang:

Jungfrau mit dem blonden Haar,
Mit dem treuen kühnen Muth,
Mit den blauen Augen klar,

Mit dem Leibe schön und gut,
Hör' den Warner! Trautes Paar,
Dem den Sinn jetzt Liebesgluth
Ganz befangen hat fürwahr,
Sei, o! sei auf Deiner Hut!
Holde Maid! der Feinde Schaar
Nahet schon mit stiller Wuth
Im Verborgnen dürstend gar
Ach! nach Deinem Herzensblut,
Sei auf Rettung schnell bedacht,
Habe Acht!

O! rief Nicolette: Mögen die Seelen deines Vaters und deiner Mutter süße Ruhe haben, da du so freundlich und erbarmensreich mich warnst. Wenn Gott will, werde ich mich wohl vor ihnen hüten. Der Himmel stehe mir bei! — Sie hüllte sich wieder in ihren Mantel ein, barg sich im Schatten des Pfeilers, bis die Wache weit fort war und nahm dann von Aucassin Abschied. Sie ging so lange weiter, bis sie zu der Mauer des Schlosses kam. Die Mauer war stellenweise gespalten und durchbrochen, sie klomm empor und gelangte sogar bis zwischen Mauer und Graben. Sie blickte hinunter und erbebte, den Graben so tief und steil zu sehen. Ach, Gott, mein Schöpfer! rief sie, wenn ich mich hinabfallen lasse, so breche ich den Hals, und wenn ich hier verweile, so fängt man mich ein und giebt mich lebendig der Flamme preis; dennoch ist es besser, hier zu sterben, als aller Welt ein Schauspiel abzugeben. — Sie schlug ein Kreuz und ließ sich in die Tiefe des Grabens gleiten. Als sie drunten war, hatte sie sich ihre niedlichen Füße und ihre schönen Hände, die nicht gewohnt waren, verletzt zu werden, so gequetscht und zerschunden, daß sie an zwölf Stellen bluteten; die große Furcht, die sie hatte, verhinderte aber dennoch, daß sie darüber Schmerz und Weh empfand.

Es war nicht genug, daß sie hinein gekommen war, sie mußte auch wieder heraus, und hatte damit doppelte Mühe, denn sie dachte, es wäre drinnen für sie nicht gut sein. Zu gutem Glück fand sie einen der spitzen Pfähle, deren die Belagerten sich zur Vertheidigung des Schlosses bedient hatten. Mit Hülfe desselben setzte sie Fuß vor Fuß weiter, bis sie endlich nicht ohne große Beschwerde zu der Höhe emporgeklommen war.

Nur zwei Armbrustschüsse weit entfernt, befand sich ein großer Wald, der über acht Meilen lang und breit und mit wilden Thieren und Schlangen aller Art dermaßen angefüllt war, daß Nicolette zauderte hineinzugehen, weil sie besorgte, darin ums Leben zu kommen, oder betreten und wieder nach der Stadt zurückgeführt zu werden. Sie hub an zu klagen und Gott anzurufen: Himmlischer Vater! ich weiß nicht mehr, wohin ich mich wenden soll. Gehe ich in den dichten Wald, so zerreißen mich die entsetzlichen Löwen und Eber, deren es dort die Menge giebt: bleibe ich bis zum hellen Morgen hier, so finden sie mich und übergeben mich dem Flammentode. Aber bei dem höchsten Gott! ich will lieber den wilden Thieren zur Nahrung dienen, als jemals nach der Stadt zurückkehren. — Also befahl sich Nicolette Gott und ging weiter, bis sie in den Wald kam. Nur wagte sie sich, um der reißenden Thiere und Schlangen willen, nicht tief hinein. Sie kauerte unter einem dichten Busche nieder, entschlief vor Müdigkeit, und wachte erst am anderen Morgen mit Tagesanbruche auf, als die Hirten aus der Stadt zogen und ihre Heerden zwischen Wald und Fluß auf die Weide trieben. Die jungen Hirten begaben sich abseits zu einem klaren Quell, der am Saume des Waldes hinrieselte, breiteten dort einen Mantel aus und legten darauf ihr Brod. Derweil sie es verzehrten, war Nicolette über den Gesang

der Vögel und das Geschrei der Hirten erwacht. Sie näherte sich ihnen und sprach: Gott sei mit euch, Kinder! — Gott segne euch, erwiederte ihr einer, der beredter war als die anderen. — Gute Leute, fuhr sie fort, kennt ihr Aucassin, den Sohn des Grafen Garins von Beaucaire? — Ob wir ihn kennen! Gott weiß es, ja! — Nun gut, lieben Kinder, bat sie, so sagt ihm, es sei eine Hirschkuh im Walde, er solle kommen und sie jagen. Er gäbe für ein einziges Glied von ihr gewiß viele hundert Mark Goldes, ja wohl alles Gold und Gut der Welt, wenn er es erkaufen könnte. — Bei diesen Worten sahen die Hirten sie an und wurden von ihrer Schönheit ganz geblendet. Ich werde mich wohl hüten, es ihm zu sagen, antwortete ihr der Wortführer lachend: Ihr habt uns mit einem thörichten Auftrage zum besten. Es giebt im ganzen Walde kein so seltenes Wild, weder Hirsch, noch Löwe, noch Eber, dessen Viertel mehr als zwei, drei Silberlinge werth wäre! Was lügt ihr uns denn vor? Der müßte ein Thor sein, der euch glaubte und es ihm wiedersagte. Geht, ihr seid eine Hexe, wir mögen nichts von euch wissen. Macht, daß ihr fortkommt. — Ach! schöner Knabe! sagte sie, ich bitte dich. Das Thier hat solche Kraft in sich, daß es Aucassin von seinem Uebel heilen wird. Da, nimm die fünf Pfennige, die ich bei mir habe und geh und sage ihm, er solle es in drei Tagen spätestens jagen; findet er es nicht binnen der Zeit auf, so mag er nur nicht mehr daran denken, je wieder gesund zu werden. — Meiner Treu, sprach der Hirt, das Geld kann ich schon mitnehmen. Ja, wir wollens ihm sagen, wenn er kommt; zu ihm hin gehen wir aber darum nicht. — Nun, meinetwegen, sprach Nicolette, nahm Abschied von den Hirten und ging auf einem Fußpfade wieder in den Wald hinein, bis zu einer Stelle, wo sich der Weg theilte. Da ge-

dachte sie ihren Freund zu prüfen, ob er sie auch so sehr liebe, wie er sage. Sie flocht eine Laube, pflückte Lilien, Narzissen, Blätter und Blüthen, schmückte sie innen und außen so schön aus, wie noch niemals eine gesehen wurde, und schwur bei dem wahrhaftigen Gott, wenn Aucassin vorbei käme und nicht ihr zu Liebe drinnen ruhte, so wäre er ihr Freund und sie seine Freundin nicht. Darnach barg sie sich abseits in ein Dickicht und wollte zusehen, was geschehen würde.

Das Gerücht und Geschrei von Nicolettens Verschwinden ging durch das ganze Land. Einige meinten, sie sei geflohen, andere, Graf Garins habe sie umbringen lassen. Wer auch immer darüber froh sein mochte, Aucassin war es ganz und gar nicht. Der Graf Garins, sein Vater, entließ ihn, seiner Besorgnisse nun ledig, seiner Haft, und entbot alle Ritter und Edlen seines Landes zu sich. Er stellte ein großes Fest an, um seinen Sohn zu trösten. Als der Hof am glänzendsten war, lehnte der betrübte Aucassin wehmüthig an einem Pfeiler, in Schmerz und Trauer versenkt, weil er nicht dabei sah, die er liebte. Ein Ritter betrachtete ihn, ging auf ihn zu und redete ihn an. Aucassin, sprach er, ich war auch einmal an eurem Uebel krank, ich will euch einen guten Rath geben, wenn ihr mir glauben wollt. — Habt großen Dank, Herr, sagte Aucassin, guter Rath thut mir noth. — Steigt zu Pferde, sprach der Ritter, reitet zu eurer Lust nach dem Walde aus, ihr werdet dort Blumen und Gräser sehen und die Vöglein singen hören. Vielleicht begegnet euch auch etwas, das euch trösten mag. — Großen Dank, Herr, wiederholte Aucassin. Dann ging er aus dem Saale, die Stiegen herunter in den Stall, wo sein Pferd stand, das er satteln und zäumen ließ, setzte den Fuß in den Steigbügel, schwang sich auf und sprengte aus der Burg

fort. Er kam zu dem Walde und zu dem Quell. Da saßen die Hirten Emmerich, Martinez, Früelins, Johannes und Lucas, hatten ihre Mäntel ausgebreitet, aßen ihr Mittagbrod und waren froh, und da sagte Lucas zu den lustigen Gesellen: Gott schütze uns den artigen Junker Aucassin und die schöne blonde Maid, die uns Geld gab, dafür wir uns Kuchen, Pfeifen, Hörnchen, Flöten, Messer oder Netze kaufen können! —

Als Aucassin den Hirten so reden hörte, dachte er an Nicoletten, seine vielsüße Freundin, die er so sehr liebte, und daß sie wohl könnte da gewesen sein, gab seinem Rosse die Sporen und ritt auf die Hirten zu. — Schöne Kinder! sagte er zu ihnen, Gott steh euch bei. — Gott segne euch, antwortete jener, der beredter, als die Anderen war. Schönes Kind, fuhr Aucassin fort, sei so gut und wiederhole mir, was du da eben sagtest. — Das lasse ich wohl bleiben, erwiderte, der immer für die Anderen das Wort nahm: Wehe dem, der es euch sagte, schöner Herr! — Kennt ihr mich nicht, Kinder? sprach Aucassin. — Ei ja wohl! wir wissen recht gut, daß ihr Aucassin, unser Junker, seid. Wir gehören aber nicht euch an, sondern dem Grafen. — Thut, was ich euch sage, Kinder, ich bitte euch. — Mit nichten! je warum sollte ich es euch denn sagen, wenn ich keine Lust dazu habe? Es ist wahrhaftig kein so reicher Mann im Lande, als der Graf Garins, aber was geht das uns an? Wenn er meine Ochsen, meine Kühe und Schaafe auf seinen Wiesen und in seinem Weizen fände, er würde doch nicht das Herz haben, sie wegzunehmen oder zu verjagen. Warum sollte ich euch also etwas erzählen, wenn ich dazu nicht aufgelegt bin? — Um Gotteswillen! thue es, liebes Kind. Sieh, da hast du zehn Pfennige dafür, die ich bei mir habe. — Was das Geld betrifft, Herr, das weisen wir

nicht zurück. Dasselbe kann ich zwar nicht wiedersagen, denn ich habe verschworen, es zu thun; aber was Anderes will ich euch wohl erzählen, wenn es euch recht ist. — Bei Gott! versetzte Aucassin, es ist doch immer besser, ich höre etwas, als gar nichts. — Nun, Herr, wir saßen jüngst hier zwischen Prime und None, ungefähr wie ihr uns jetzt an dem Quelle unser Brod essen seht, als eine Maid zu uns trat, die so schön war, daß wir glaubten, sie wäre eine Fee, und daß sie den ganzen Wald von sich erleuchtete. Sie gab uns so viel Geld, daß wir ihr versprachen, wenn ihr hierher kämet, euch zu sagen, ihr möchtet in dem Walde jagen, es halte sich ein Wild drinnen auf, von dem ihr, wenn ihr es finget, kein Theil für viele hundert Mark Silbers, ja nicht für alles Geld in der Welt hingeben würdet, denn es hätte so wunderbare Kraft in sich, daß es euch von eurem Uebel heilen könnte. In dreien Tagen müßt ihr es aber eingefangen haben, sonst erblickt ihr es nimmer wieder. Nun gehet hin und jagt es, wenn ihr wollt, oder laßt es bleiben, ich habe mein Wort gehalten. — Es ist genug, Kinder, sagte Aucassin, Gott lasse mich es finden. — Die Botschaft seiner zarten Freundin bewegte ihm das Herz, und sein gutes Roß trug ihn bald im raschen Trabe, bald im Galopp in die Waldung einwärts. Nicolette, mit dem süßen Leibe, sprach er, um deinetwillen reite ich in den Forst, um dich zu suchen, nicht auf Hirsch- und Eberjagd, um in deine Augen, um deine liebliche Gestalt zu sehen. dein süßes Lächeln, deine holde Rede hat mein Herz auf den Tod betroffen; wenn es Gott dem Herrn gefällt, so werde ich dich wiedersehen, meine Schwester! — Dornen und Stauden schonten ihn in seinem Laufe nicht. Sie zerrissen seine Kleider dergestalt, daß kein ganzes Stück daran blieb. Sein Blut rann ihm von Armen, Seiten und Bei-

nen aus zwanzig oder dreißig Wunden herab, und man hätte den Spuren auf dem Grase folgen können. Er dachte aber nur an Nicoletten, seine süße Freundin, so daß er weder Schmerz noch Weh empfand. Er irrte den ganzen Tag im Walde umher, ohne daß er etwas von ihr wahrnahm. Als er die Nacht einbrechen sah, fing er an zu weinen, weil er sie nicht fand.

Einen alten, mit hohem Grase bewachsenen Weg verfolgend, sah er plötzlich mitten darauf einen entsetzlichen, häßlichen großen Menschen stehen. Derselbe hatte ein breites Gesicht, das schwärzer als Kohle war, seine beiden Augen standen eine Handbreit weit auseinander, dabei hatte er ungeheure Hängebacken, eine platte dicke Nase, weit aufgeblasene Nasenlöcher, und hinter dicken karfunkelrothen Lippen große abscheuliche gelbe Zähne. Seine Füße staken in rindsledernen Stiefeln, die ihm bis über die Knie gingen. Er war mit einem großen Mantel bekleidet und stützte sich auf eine mächtige Keule. Als Aucassin auf ihn stieß, schauderte er zusammen. Gott helfe dir, guter Freund! sprach er. — Gesegne's Gott, antwortete das Ungeheuer. — Was machst du hier? fragte Aucassin. — Geht's euch was an? versetzte der Andere. — Nein, sagte Aucassin: ich frage euch in guter Absicht. — Was weint ihr denn? sprach der Mensch weiter, was betrübt ihr euch so? Wenn ich so reich wäre, wie ihr, sollte mich nichts in der Welt zu weinen bringen. — Ihr wißt also, wer ich bin? fragte Aucassin. — Ja, ich weiß, daß ihr Aucassin, des Grafen Sohn, seid, und wenn ihr mir sagt, warum ihr weint, so sage ich euch, was ich hier mache. — O, entgegnete ihm Aucassin, das will ich euch gern sagen. Ich jagte diesen Morgen hier im Walde mit dem schönsten weißen Windspiele von der Welt und war so unglücklich, es zu verlieren; das ist

der Grund meiner Thränen. — Nun, wahrhaftig! rief Jener aus: wer hätte gedacht, daß ihr also um einen schmutzigen alten Köter weinen würdet, da euer Vater ein so großer Herr ist, der gleich zehn andere dafür haben könnte, wenn er wollte. Ihr seid ein rechter Narr! Ich habe ganz andere Ursache zu weinen und traurig zu sein. — Was ist es denn, lieber Bruder? — Nun so hört mir zu. Ich diente bei einem reichen Bauersmanne, dem ich seinen Pflug führen mußte, und der mir seine vier Ochsen zu versorgen gab. Da verlor ich vor drei Tagen Rogern, den besten davon, den ich nun allerwärts suche. Ich habe seitdem nichts gegessen und getrunken, und wage mich doch nicht ins Dorf zurück, aus Angst, eingesteckt zu werden, weil ich nicht bezahlen kann. Ich besitze nichts auf der Welt, als was ich an mir habe. Meine arme Mutter hatte auch nichts weiter als einen elenden Rock, den haben sie ihr vom Leibe gerissen, und so ist sie nun ganz und gar herunter gekommen. Ihretwegen bin ich noch besorgter als um mich; denn Geld und Gut kommt und geht in der Welt, was ich heute verloren habe, kann ich morgen wieder finden, und so läuft mir mein Ochse schon auch wieder einmal in den Weg. Um deswillen soll mir kein Auge naß werden; aber ihr, der ihr um einen Hund so weinen könnt, müßt euch ja eher auslachen als beklagen lassen. — Guter Freund, Gott behüte dich! Was war dein Ochse werth? — Sie verlangen zwanzig Sous dafür und lassen keinen Heller davon nach. — Da, sprach Aucassin, nimm was ich in meinem Beutel habe und bezahle damit deinen Ochsen. — Großen Dank, Herr! der gute Gott lasse euch finden, was ihr sucht. — Der Ochsenhirt ging fort und Aucassin ritt seines Weges. Die Nacht war schön und heiter, und er ritt so lange bis er an Nicolettens Laubhütte kam, die auf das schönste mit

Blumen ausgeschmückt war. Als Aucassin sie sah, hielt er still. Ach, Gott! sprach er, hier muß Nicolette gewesen sein. Meine süße Freundin und keine Andere hat diese Laube mit ihren schönen Händen geflochten. Ich will aus Liebe zu ihr hier absteigen und die Nacht hier verweilen. — Als er den Fuß aus dem Steigbügel zog, um von seinem hohen Pferde zu steigen, dachte er an Nicoletten, seine vielsüße Freundin, und fiel so derb auf einen Stein nieder, daß er sich die Schulter verrenkte. Wie schlimm er sich auch verletzt fühlte, so befestigte er doch so gut er konnte mit der anderen Hand sein Pferd an einen Dornbusch. Darauf wendete er sich ein wenig und trat gebückt in die Laube ein. Er betrachtete die Sterne, die am Firmamente schienen, und deren einer heller als die anderen leuchtete und sprach: du fern glänzender Stern, den der Mond nach sich zieht, meine blonde Nicolette ist bei dir. O, könnte ich dort oben bei ihr sein, wie wollte ich sie küssen! Und wenn ich ein Königssohn wäre, ich wäre deiner nicht werth, du süße Freundin! — Als Nicolette, die nicht fern war, Aucassin hörte, eilte sie mit offenen Armen nach der Laube, warf sich ihm an den Hals, und küßte und umarmte ihn. Lieber, süßer Freund, sei willkommen! — und du, liebe süße Freundin, sei willkommen! und indem sie diese Worte sprachen, herzten und liebkosten sie sich. Man konnte nichts schöneres als ihre Freude sehen. Ach! süße Nicolette! sprach Aucassin, so eben hatte ich mir die Schulter schwer verletzt, doch nun da ich dich habe, fühle ich weder Schmerz noch Weh mehr. Sie fühlte nach und fand, daß er sich die Schulter ausgefallen war. Da bemühte sie sich denn so lange mit ihren zarten Händen, bis der den Liebenden immer hülfreiche Gott es geschehen ließ, daß die Schulter wieder in die rechte Lage kam. Darauf nahm sie Blumen, frisches Gras und grüne Blät-

ter, wickelte sie in ein Stück seines Hemdes ein und legte sie ihm auf, damit er völlig heil würde. Aucassin, schöner, süßer Freund! sprach sie, du mußt nun bedenken, was du thun willst. Wenn dein Vater morgen diesen Wald durchsuchen läßt, und mich findet, so ist es, was auch immer mit dir geschehen mag, gewiß, daß sie mich umbringen. — Ach! schönes Liebchen! darüber würde ich verzweifeln; aber wenn es an mir liegt, sollst du nicht ihre Beute werden. —

Damit bestieg der blonde Aucassin, seiner Leidenschaft voll, sein Roß, hob seine Freundin vor sich in seinen Sattel und ritt mit ihr zum Walde hinaus, querfeldeinwärts, indem er sie in seinen Armen hielt und sie auf Stirne, Mund, Kinn und Augen küßte. — Aucassin, süßer Freund, in welches Land ziehen wir? sprach die Schöne. Aucassin antwortete: Was kümmerts mich, wohin wir ziehen, da wir beisammen sind. — So ritten sie über Berg und Thal, durch Städte und Burgen vorüber, bis sie eines Tages zum Meere kamen und am Gestade von ihrem Pferde stiegen. Aucassin führte sein Roß am Zaume und seine Freundin bei der Hand, und so zogen sie dem Strande entlang weiter, bis sie ein Handelsschiff auf der See gewahrten. Aucassin winkte den Schiffern, und die setzten ihr Boot aus, in das sie ihn auf seine Bitten aufnahmen. Sie hatten kaum das hohe Meer erreicht, als sie von einem furchtbaren Sturme betroffen wurden, der sie von Küste zu Küste schleuderte und endlich in einem fremden Lande in den Hafen des Schlosses Torelore trieb. Sie erkundigten sich, in welchem Lande sie sich befänden, und man erwiederte ihnen, dies sei das Land des Königs von Torelore. Was ist das für ein Mann? fragte Aucassin wieder. Führt er etwa Krieg? — Allerdings ja! erwiederte man ihm, einen sehr wilden Krieg. Augenblicklich nahm er nun von den Kaufleuten Abschied, die ihn Gott

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

anempfahlen, stieg zu Rosse, mit seinem Schwert an der Seite und seinem Liebchen vor sich und ritt nach der Burg. Wo ist der König? fragte er. — Er liegt in Wochen, war die Antwort. — Und seine Frau? — Die ist mit ihrem Heere im Kriege, sagte man. Der artige Aucassin gerieth über diese Nachricht in das höchste Erstaunen. Er kam in den Palast, stieg mit seiner Freundin, die sein Roß hielt, ab, begab sich gewappnet in die Gemächer des Königs empor und durchschritt deren Reihen, bis er in die Wochenstube gelangte. Er trat voll Verwunderung vor das Bett des Königs und sprach: Falscher König! was machst du hier? — Ich bin von einem Sohn genesen, sagte der König: wenn meine sechs Wochen vorüber sind, werde ich wieder hergestellt sein, und die Messe hören, und alsdann nicht ermangeln, zu meinem Spaße in den Krieg gegen meine Feinde auszuziehen. — Wie Aucassin den König also reden hörte, nahm er ihm alle Decken hinweg, die auf ihm lagen, warf sie in das Zimmer umher, und da er hinter dem Bette einen Stock liegen sah, so ergriff er denselben und prügelte ihn so derb damit ab, daß er ihn für todt liegen ließ. Ach! lieber Herr! rief der König, was wollt ihr denn von mir? Ihr müßt ja ganz von Sinnen sein, daß ihr mich in meinem eignen Hause schlagt! — Was ich will! sprach Aucassin. Ich schlage euch so wahr ich lebe todt, ihr elender Kerl, wenn ihr mir nicht gleich hier zuschwört, daß in eurem Lande niemals wieder ein Mann im Kindbett liegen soll. — Der König gelobte es, und Aucassin fuhr fort: Nunmehr bringt mich zu dem Heere, bei dem eure Frau ist. — Herzlich gern, sprach der König, der alsbald zu Pferde stieg, und Aucassin begleitete ihn auf dem seinigen, indem er Nicoletten in dem Zimmer der Königin zurückließ. Der König und Aucassin ritten dahin, wo sich die Königin

aufhielt und trafen sie mitten in der Schlacht an, in der mit Aepfeln, frischen Eiern und Käse geworfen wurde. Aucassin riß die Augen weit vor Staunen auf, als er dies wilde Treffen ansah, in dem als der beste Krieger gepriesen wurde, wer das Wasser einer Furt am stärksten trübte. Er hub dann laut an zu lachen und wendete sich mit den Worten an den König: Sire! sind jene dort eure Feinde? — So ist es, sprach der König. — Soll ich euch an ihnen rächen? fügte Aucassin hinzu. — Wenn ihr so gefällig sein wollt, ja! antwortete der König. — Sofort zog Aucassin seinen Degen, stürzte in ihre Reihen hinein und hieb rechts und links um sich, sodaß er Viele todt niederstreckte. Was macht ihr denn da? schrie ihm der König zu, indem er ihm in die Zügel fiel. Ei, schöner Herr! schlagt sie doch nicht todt. — Wie soll ich euch denn anders an ihnen rächen? fragte Aucassin. — Ihr schlagt zu derb zu, sprach der König: wir sind es nicht gewohnt, einander umzubringen, wir haben uns verpflichtet, uns gegenseitig blos in die Flucht zu schlagen. — Der König und Aucassin kehrten in das Schloß vor: Torelore zurück, wo die Eingebornen dem Könige riethen, Aucassin aus dem Lande zu jagen und Nicoletten, die ihnen von vornehmem Stande zu sein schien, für seinen Sohn zurückzubehalten. Nicolette hörte dies aber und sagte verdrüßlich zu dem Könige: deine Leute müssen nicht wissen, was sie reden, Herr König: ich lasse von meinem süßen Freunde nimmermehr ab, und Aucassin ist zum närrisch werden in mich verliebt. Sein Kosen erfreut mich mehr als Tanz und Schaukel, mehr als Harfe, Leier und Viole. — Aucassin brachte mit seiner Freundin Nicolette, die er so sehr liebte, seine Zeit auf dem Schlosse von Torelore in Freuden und Kurzweil zu. Während es ihnen aber so wohl gefiel, siehe! da überfiel plötzlich ein Geschwader Sarazenen

das Schloß von allen Seiten, eroberte es im Sturme, plünderte es und nahm alles gefangen, was darinnen war. Sie banden Aucassin an Händen und Füßen, warfen ihn in ein Boot, Nicoletten in ein anderes und führten Beide von dannen. Ein entsetzlicher Sturm erhob sich auf der See, als sie unterweges waren. Das Fahrzeug, welches Aucassin aufgenommen hatte, wurde lange Zeit von den Wogen hin und hergeworfen und gerieth endlich vor dem Schlosse von Beaucaire ans Land. Die Einwohner liefen an das Ufer und erkannten ihren Junker Aucassin, dessen Anblick sie mit Freude erfüllte, denn er hatte in dem Schloß von Torelore wohl drei Jahre zugebracht, und seine Eltern waren unterdeß gestorben. Sie geleiteten ihn festlich nach dem Schlosse von Beaucaire und huldigten ihm als ihrem Gebieter. Er beherrschte sein Land in Frieden nach seinem Willen, schwur aber beim höchsten Gott, daß er sich um seine ganze Sippschaft nicht so sehr als um seine weiße Nicolette grämen würde, wenn sie aus diesem Leben geschieden sein sollte, und gelobte sich, die Welt zu Wasser und zu Lande nach ihr zu durchirren.

Das Schiff, auf welchem Nicolette entführt worden, war inzwischen dasselbe, auf dem sich der König von Karthago selbst befand, der Nicolettens ihr unbekannter Vater war, und zwölf Brüder hatte, lauter Prinzen oder Könige. Sobald sie sahen, daß Nicolette so schön war, erzeigten ihr Alle große Ehren, feierten sie sehr, und fragten sie, wer sie sei, denn sie hielten sie für eine vornehme Dame von edler Herkunft. Sie wußte ihnen nichts weiter zu sagen, als daß sie in ihrer frühesten Kindheit geraubt worden sei. Sie schifften so lange, bis sie endlich bei der Stadt Karthago landeten. Als Nicolette das Land und die Mauern und Säle des Schlosses erblickte, erkannte sie sich wieder

und erinnerte sich, dort als ganz kleines Kind gewesen und eben aus dem Palaste geraubt und entführt worden zu sein. Sie besann sich nun auch wieder, daß sie die Tochter des Königs von Karthago war und brach in bittere Klagen über ihr Schicksal aus, als eine so hohe Königstochter in ihrer eigenen Heimath Sklavin sein zu müssen. Ach! du kluger, zarter Aucassin! sprach sie, du edler tugendlicher Jungherr, deine Liebe flößt mir Muth ein und läßt mich doch Tag und Nacht nicht ruhen. Dürfte ich dich nur noch einmal in meine Arme fassen und auf meinen Lippen und meinem Angesicht einen einzigen Kuß von dir empfinden! — Als der König von Karthago Nicoletten so reden und weinen hörte, schlang er ihr seine Arme um den Hals: Wer bist du? fragte er: sag es mir, süßes Kind, fürchte dich nicht vor mir. — Herr, sprach sie zu ihm: ich bin die Tochter des Königs von Karthago und wurde vor vierzehn Jahren als kleines Kind geraubt. — Da wußten sie nun allesammt gleich, daß sie die Wahrheit sagte. Sie überhäuften sie mit Liebkosungen, hielten sie hoch und führten sie als die Tochter ihres Königs mit großem Gepränge in den Palast. Sie wollten ihr zwar auch einen Königssohn aus einem anderen heidnischen Volke zum Gatten geben, sie hatte aber keine Lust zu heirathen.

Nachdem sie drei bis vier Tage an diesem Orte und in dieser Lage zugebracht, fing sie an, bei sich zu bedenken, auf welche Art sie flüchten könnte, um Aucassin aufzusuchen. Sie verschaffte sich eine Geige, lernte sie spielen, und da sie sich eines Tages versah, daß man sie einem reichen heidnischen Könige zur Frau geben wollte, so entfloh sie zur Nachtzeit nach einem Seehafen, und kehrte bei einer armen Frau am Strande ein. Daselbst nahm sie ein Kraut, womit sie sich Gesicht und Hände einrieb, ließ sich Mantel, Rock,

Hemde und Hosen machen, sodaß sie in diesen Kleidern wie ein Jongleur aussah, und ging mit ihrer Geige zu einem Seefahrer, dem sie so lange darum gute Worte gab, bis er sie in sein Schiff aufnahm. Sie zogen die Segel auf und fuhren über das hohe Meer nach der Küste von Provence, wo Nicolette landete, ihre Geige nahm und spielend durch das Land zog, bis sie zu Aucassins Burg kam.

Als nun Aucassin eines Tages auf dem hohen Altane seines Schlosses Beaucaire, von seinen Baronen umgeben saß, die Blumen und Gräser blühen und grünen sah und die Vöglein singen hörte, indem er seiner Liebe, seiner süßen Nicolette gedachte, nach der er schon so lange Sehnsucht trug, und ihrethalb weinte und seufzte, da trat Nicola vor den Balkon des Thurmes, zog ihre Geige aus dem Sack und sang:

Hört auf mein Lied, ihr edlen Herr'n,
O, Ritter und Barone,
Ihr Alle dort, von nah und fern,
Vereint auf dem Balkone.

Ich singe euch von Aucassin,
Dem hohen Grafensohne,
Und seinem treuen Liebesglühn,
Dem Vater sein zum Hohne.

Wie Nicoletten er, die Maid,
Die in den Wald Gefloh'ne,
Entführte, über Meere weit,
Nach weit entlegner Zone.

Wo sie ihn zu erfreu'n gewußt,
Mit süßem Liebeslohne,
Bis Leiden wurd' aus ihrer Lust
Im Schlosse Torelore.

Es schweigt die Mähr von Aucassin,
Dem schönsten der Barone,
Wohin die Räuber mit ihm fliehn,
Ob er den Heiden frohne.

Doch Nicolette, das Königskind,
Wird hingeführt zum Throne,
Wo es den Vater wieder findt,
Bei dem es fürder wohne.

Ein Königssohn die Kleine liebt,
Und beut ihr seine Krone;
Doch sie spricht auf den Tod betrübt
Zum Vater: ach, verschone!

Denn sie liebt einzig Aucassin,
Den schönsten der Barone,
Es zieht sie zu dem Treuen hin,
Dem holden Grafensohne.

Als Aucassin diesen Gesang an sein Ohr tönen hörte, wurde er über die Maßen vergnügt. Er zog Nicoletten abseits und fragte sie: Schöner, lieber Freund! wißt ihr von dieser Nicolette nichts mehr, von der ihr gesungen habt? — O, ja, Herr, ich weiß wohl von ihr, daß es das beste und getreueste, das artigste und klügste Kind ist, das jemals geboren worden. Sie ist die Tochter des Königs von Karthago, der sie zu derselben Zeit wieder fand, als Aucassin gefangen wurde und sie nach seiner Königsburg führte, wo sie sich wieder auf sich selbst besann. Jetzt bedrängt er sie täglich und stündlich damit, einen der mächtigsten Könige Spaniens zum Gemahle anzunehmen. Aber sie ließe sich lieber lebendig verbrennen, als daß sie sich in seinen Willen fügte. — Ach! werther Freund, sprach Graf Aucassin, wenn du wieder in jenes Land zurückkehren und Nicoletten sagen wolltest, daß sie zu mir kommen möge, so würde ich dir gern so

viel Geld und Gut geben, als du nur von mir fordern und wünschen könntest. Wisse, daß ich aus Liebe zu ihr kein Weib nehmen mag, und wenn es vom höchsten Stande wäre, und daß ich ihrer immerdar gewärtig bin. Hätte ich vorher gewußt, wo ich sie finden könnte, ich würde schon längst bei ihr gewesen sein. — Herr, erwiederte sie, wenn ihr aufrichtig nach ihr Verlangen tragt, so will ich sie euch um euret- und um ihretwillen, die ich zärtlich liebe, herbeiholen. — Er beschwor sie, dies zu thun, und ließ ihr zwanzig Mark Silbers auszahlen, und sie schied von ihm, der da aus Liebe zu Nicoletten in Thränen ausbrach. Als sie ihn weinen sah, kehrte sie noch einmal um und sagte: Herr! verzweifelt nicht, in Kurzem werde ich sie euch in diese Stadt bringen und sie euch zeigen. — Aucassin wurde über dies süße Versprechen gerührt und wieder froh. Sie ging in die Stadt nach dem Hause der Vitzgräfin, denn der Vitzgraf, ihr Pathe, war todt, und blieb bei ihr, der sie sich als die nämliche Nicolette zu erkennen gab, die sie erzogen hatte. Die Edelfrau ließ sie sich baden, waschen und acht Tage ausruhen. Und Nicolette nahm ein Kraut, rieb sich damit und wurde wieder so schön, ja noch schöner als sie jemals gewesen war. Alsdann kleidete sie sich in schöne reiche Seidenstoffe, deren die Dame die Menge besaß, setzte sich in ihrem Zimmer auf ein seidenes Ruhebett, und bat die Vitzgräfin, Aucassin, ihren Freund, zu ihr zu führen, was dieselbe alsobald auch that.

Als die Vitzgräfin im Palaste angekommen war, fand sie Aucassin, der um seine Freundin Nicolette, die so lange ausblieb, weinte und klagte, und sprach zu ihm: Sei nicht länger betrübt, Aucassin, komm mit mir, ich will dir zeigen, was dir das Liebste in der Welt, Nicoletten, deine süße Freundin, die aus fernen Landen zu dir zurückgekehrt

ist. — Als Aucassin hörte, daß seine lilienweiße Nicolette wieder da sei, eilte er so freudig, wie er es noch nie gewesen war, mit der Vitzgräfin nach ihrem Palaste, zu Nicolettens Zimmer empor. Nicolette sah ihren süßen Freund wieder, sprang ihm entgegen, breitete ihre Arme nach ihm aus, und umfaßte ihn, küßte ihm seine Augen und lächelte. So blieben sie die ganze Nacht bis zum anderen Morgen beisammen, da der Tag anbrach und sie ihrem Freunde vermählt wurde, der sie zur Gräfin von Beaucaire machte. Sie brachten ihre Lebenstage in unendlicher Lust und Seligkeit mit einander zu und erfreuten sich zu jeder Zeit ihrer Liebe.

IV.

Der stolze Melcher.

Zur Zeit der Kirschenerndte des sechszehnhundert drei und achtzigsten Jahres trieb sich ein junger Bauersmann unweit seines am Ober-Rheine gelegenen Dorfes auf einem Spaziergange im Freien herum. Die ungewöhnlich große Hitze nöthigte ihn, in einen lustigen Busch abzutreten, der in dem verwichenen langwierigen Kriege aufkommen war, und neben der Straße einen guten Acker mit seinem grünen Ueberzuge zur halben Wildniß gemacht und noch waldmäßig überdunkelt hatte, um sich daselbst hin in das frische Gras unter den Schatten niederzulegen. Er gehorsamte, wie billig, weil es eben ein Ruhetag war, und las indessen für die Langeweile den Hirnschleifer, ob er vielleicht das seinige, also auf der Bärenhaut liegend, ohne fernere Mühe und Arbeit ausbilden und glätten möchte, damit es schiene, als hätte ers in seinem dummen Kopfe auch hin und wieder in der Welt herumgetragen und allerhand Siebensachen wie in ein Felleisen hineingepackt, oder alles was ein weiser erfahrner Mann wissen soll, gleichsam wie in ein Schreibtäflein notirt und mit mancherlei Wissenschaften in der Fremde ausgeziert.

In solchem eifrigen Fleiße lag er schier so lange auf einer Seite, bis das grüne Gras ganz gelb unter ihm wurde. Er wußte nachher selbst nicht, ob er darüber entschlief oder nicht, so herzentzückend und sanft that ihm seine Einbildung: daß er zugleich ruhen und geschickt werden, zugleich faullenzen und studiren könnte. Unangesehen ihm sein Herz sagte, daß er die Hände anders anlegen, ein Ding selbst in der Fremde erfahren und alles mit seinen eigenen Augen sehen müßte, sofern er anders ein eigentliches und rechtschaffenes Wissen haben und erlangen wollte. Und diese innerliche Einsprechung erweckte sehr nahe bei ihm eine Begierde, ja schier einen festen Vorsatz, eine weite Reise in die Ferne zu wagen, als wozu sich täglich Gelegenheiten anboten, eine solche, vermittelst des Kriegswesens ohne sonderliche Unkosten zu vollbringen. Er kam in solchen Gedanken ganz außer sich selbst, und blieb doch selber da. Was ihn aber wieder aus seinem Schlafe oder der Entzückung erweckte, war ein Gespräch drei unterschiedlicher Männer, so die Straße herkamen und ihr Geplauder mit einander hatten. Der eine war ein Savoyer, der andere ein fremder Handwerksgesell, der Sprache nach aus dem Gebirge, das die Schweiz von Italien scheidet, und der dritte ein Landsmann des jungen Burschen und zwar eines reichen Bauern ungerathener Sohn, der stolze Melcher genannt, den sein Vater letztverwichene Weihnachten, um besser mores zu lernen, zum Nachbar Lorenz als Knecht verdingt gehabt hatte, aus welchem Dienste er aber entsprungen und in den Krieg gegangen war. Alle drei zogen nicht feiertäglich auf, ob es gleich, wie schon gedacht, eben Feiertag war, und überdies marschirte der Letztere gar matt und elend an einem Stecken daher.

Es stand gerade an dem Busch, darinnen der junge Landmann lag, zwischen ihm und dem Wege, den die Wan-

derer herkamen, ein Baum voll madiger Kirschen, die theils vor Fäule bereits herunter zu fallen begunnten. Unter demselben bot ihnen der Schatten eine bequeme Ruhestatt, und der Savoyer legte sich am ersten, wiewohl er noch, ungesehen seines Alters, der frischeste von den dreien war. Anstatt: das walt Gott! sagte er, als er die Augen über sich hob und die halbfaulen Kirschen auf dem Baume sah, deren jede mit einem oder zwei lebendigen Würmlein gespickt war: Hol das Teufel die Franzoskrieg! Hier ist besser Land für die arme Bertelmann, als der Holland für das Franzos brave Soldat. —

Der entlaufene Bauersohn sah so bleich und abgemergelt drein, daß sein Landsmann im Busche nicht ersinnen konnte, ob er vor Krankheit, Hunger oder Mattigkeit sich nicht niederlegen konnte oder mochte, denn er wußte noch nicht, wo denselben der Schuh drückte und daß er von allen diesen drei Qualen zugleich angefochten wurde. Der Handwerksgesell sagte zu ihm: Nun, Bruder, du hast vorlängst und also auch vor einer kurzen Weile erst so einen Haufen gut Dings von dem Reichthume deiner Eltern, die in diesem Dorfe wohnen sollen, aufgeschnitten; warum gehen wir denn nicht vollends hinein, uns bei ihnen, wie du Vertröstung gegeben, zu erquicken? — Ach, Bruder, antwortete der stolze Melcher, ich schäme mich in Wahrheit vor mir und meinen Eltern selbst, in diesem meinem erbärmlichen Zustande, gleichsam wie ein elender Gutleutmann in das Dorf zu gehen; vornehmlich aber, weil ich mir vorgesetzt hatte und bei meiner Abreise von Jedermann bedrohentlich verabschiedet war, in dasselbe bei meiner Wiederkunft als ein ansehnlicher Edelmann einzureiten und darinn als ein Herr zu herrschen. Deswegen, mein Bruder, bitte ich dich, thue doch so viel an mir und gehe hinein, frage nach des Schulzen Claus

Gürge Haus, denn derselbe ist mein Vater, und sage zu meiner Mutter, doch daß es bei Leibe der Vater nicht hört, ihr Melcher sei da. Sag ihr auch, sie solle herkommen und mir mein alt Wamms, wie ein weiß Hemde, sammt meinen alltäglichen Hosen und ein paar Strümpfe mitbringen. Ich weiß, sie wird gleich mit dir laufen, wenn sie anders nicht auch für mich ein Pferd oder gar einen Karch mitnimmt. Wann ich mich dann anders angethan habe, so wollen wir mit ihr heim, und da will ich dir halten, was ich dir schon vor zwanzig Meilen gesprochen habe. —

Der Handwerksgesell nahm diesen Auftrag zu verrichten an und zottelte damit dem Dorfe zu. Der junge Bauersmann im Busch gedachte: Gehe nur hin, du wirst willkommen sein wie eine Sau in eines Juden Haus und so wenig ausrichten als der Hagel in den Stoppeln, sintemal er die Bäurin, seines Landsmanns Mutter, als den Abschaum aller bösen giftigen Weiber kannte, die da, seit sich ihr Sohn unterhalten lassen wollen, tausendmal geschworen hatte: ihr Melcher, der lose Vogel, solle ihr Lebtage ihr nicht mehr unter die Augen kommen. Dennoch fand er sich betrogen, denn die Affenliebe des mütterlichen Herzens und die Freude über die unversehene Wiederkunft des verlorenen Sohnes machte für diesmal die Schärfe ihres gewöhnlichen Stiles um etwas stumpf, also daß der Abgesandte nicht allzu bissig empfangen wurde, wenn er sich eben auch keines absonderlich angenehmen Botenlohnes zu erfreuen hatte.

Inzwischen hielt sich der Nachbar an seinem heimlichen Orte noch verborgen, um dort der Mutter Ankunft, sie möchte nun zu Pferde, zu Fuß oder zu Karch erfolgen, zu erwarten, und zu vernehmen, mit was für Umständen sie ihren Sohn empfahen würde; sich einbildend, gleich wie sie ihm, seit er hinweggezogen, wol tausend mütterliche Segen

von der Gattung nachgesprochen habe, welche wieder niederzureißen pflegen, was der väterliche auferbaut, also würde es auch anjetzt schlechtes Bezeigen mütterlicher Zuneigung setzen. Der Savoyer stieg nach den Kirschen, welche wider den gemeinen Lauf der Natur anfingen zu faulen, nachdem sie zuvor lebendig worden waren. Der verlorne Sohn aber geberdete sich fortwährend so jämmerlich, daß der verborgene Zuschauer bei sich über ihn gedachte: Hoho, Kerl! haben dich die seltsamen und übeln Läufe unserer Zeit auf diese Weise züchtigen, demüthigen und zurecht bringen müssen? jetzt wirst du das stete Spielen und Trinken in den Wirthshäusern, das nächtliche Kälbergeschrei und Jöhlen auf der Gasse, dein gewöhnliches Saufen und Schlagen auf dem Kegel- und Tanzplatze einmal unterweges lassen, und anderen ehrlichen Leuten weder mehr in die Gärten und Güter, solche zu bestehlen und zu verderben, noch in die Häuser steigen, ihre Mägde und Töchter zu verführen. Nun wirst du weder Vater, Mutter noch Freunde mehr trillen, pochen, trutzen, noch bedrohen, dich unterhalten zu lassen. Denn mich dünkt, deine Lust am Kriege sei gebüßt, dein unleidsamer Uebermuth sei vergangen, deine flegelhafte Hoffarth sei verschwunden, dein boshafter ausgelassener Muthwille sei gedämpft und erloschen. Kurz, du wirst in Holland so geschmeidig gemacht worden sein, als ob du gar in Amsterdam im Zuchthause gewesen wärest; denn deine ansehnliche von dir erlangte Beute wird dir die ganze Zeit deines Lebens und vielleicht auch nach dem Tode so wohl bekommen und eben so nöthig gewesen sein, als ob du tausend Dukaten oder mehr erobert und mit dir heimgebracht hättest. —

Dies und dergleichen waren seine Gedanken, bis die Mutter mit dem abgeschickten Handwerksmanne und ihrer bei sich habenden Tochter, so die begehrten Kleider trug, an-

kam, von der man schwer sagen konnte, ob sie erfreuter oder betrübter, erzürnter oder zufriedener gewesen sei. Ach! sagte sie, da sie ihren Sohn erblickte: du heilloser Vogel! was machst du mir für Kreuz und Herzeleid? Warum hab ich dich nicht im ersten Bad ertränkt? Es wäre kein Wunder, wenn ich dich gleich da liegen und hinter den Hecken wie einen Hund umkommen ließe. Du leichtfertiger Dieb! du Schelm! hab ich dirs nicht immer znvor gesagt, du würdest so schön wieder heim geritten kommen, wenn du anders draußen keinen Graben fülltest? Daß dich der Donner und der Hagel! — Und mit dem lief sie auf ihn zu, ihm in die Haare zu fallen und ihm etliche Ohrfeigen mitzutheilen, davon sie aber durch ihre Tochter und den Handwerker abgehalten wurde.

Solches nun war der Anfang ihres ersten Sermons, die Mitte war etwas gelinder, und als ihr Sohn seine Lumpen aus-, und hingegen die Kleider, die sie ihm mitgebracht, wieder anzog, so daß sie beobachten konnte, wie mager, elend und jämmerlich er am Leib aussahe, maßen er ganz verdorben, vom Fleisch kommen und abgefallen war, beschloß sie aus mütterlichem Mitleiden das Ende davon mit Weinen, in das Tochter und Sohn mit einstimmten. Der Vater, welcher seines Sohnes Ankunft erfahren hatte, kam mit einem starken Knittel hinzugelaufen, ohne Zweifel des Vorhabens, den Takt zu dieser kläglichen Musik auf seines Sohnes Rücken zu führen. Er ließ dies jedoch unterweges, theils weil ihn das mürbe Pult dauerte, theils weil ihm die Mutter gar vernünftig und bescheidentlich zusprach, denn sie sagte zu ihm mit bedrohlichen Mienen: du alter Narr! was willst du machen? Siehst du denn nicht, daß der arme Teufel allbereit geschlagen genug ist? — Ueber das konnte der verlorene Sohn im heiligen Evangelium zu seiner Wie-

derheimkunft bei seinem Vater schwerlich beweglichere Worte vorgebracht haben, als hier dieser Landmann dem seinigen gab. Warum sollte er ihn also geschlagen haben? Doch sagte er zu ihm: Er sollte sich wieder hinscheeren, wo er hergekommen wäre, schwur ihm auch hoch und theuer, daß er nimmermehr über seine Thürschwelle kommen sollte, wenn er gleich versichert wäre, daß er draußen wie ein Vieh sterben müßte. Ich bin, hängte er ferner daran, die Tage meines Lebens keinem Krieger hold gewesen, und du leichtfertiger Schelm hast dich dessen ungeachtet, Gott gebe wie getreulich ich dich auch davon abgewarnt, mitten unter die Diebszunft und was das ärgste ist, unter die Welschen begeben, um dein eigen deutsches Vaterland bekriegen, seine friedliche Ruhe zerstören, seine Freiheit unterdrücken, seine Inwohner verderben, seine Städte umkehren, die Dörfer verbrennen, die Bauern plündern, und kurz soviel an dir ist, Unheil anstellen und das ganze deutsche Geblüt mitsammt seinen Nachkommen in ewige Knechtschaft stürzen zu helfen? Schau nun, du ehrlicher Vogel, wie jetzt deine Leichtfertigkeit so schön belohnt wird! O, wie recht! Warum werden doch nicht alle deines gleichen böse Buben solchergestalt abgefertigt? Aber höre! du hast durch deinen Ungehorsam aufgehört, mein Kind zu sein, darum bin ich auch nicht verbunden, mich gegen dich als ein Vater zu erzeigen. Ich hab allezeit gedacht, dies auch sowohl als deine Mutter oft zuvor gesagt, du würdest mir wieder so herrlich nach Haus kommen, und anstatt vieles Gelds und eines gewaltigen Gauls, darauf du das ganze Dorf braviren wolltest, nur eine unzählbare Menge Läuse und einen Stecken heimbringen, zur Anzeigung, daß deine Leichtfertigkeit verdient habe, dich alle Tage wie einen Tanzbär zu prügeln. Aber gehe hin, du hast dich der väterlichen Zucht einmal entbrochen, darum

will ich mich deiner auch kein Haar mehr annehmen. Hast du dir wohl gebettet, so magst du auch wohl liegen. —

Auf diesen gegebenen Spruch befahl er auch seinem Weib, daß sie, so lieb ihr eine friedsame Ehe wäre, sich heim begeben und den ungerathenen Sohn liegen lassen sollte. Aber der Handwerksgesell sagte: Vater! ihr seid gar zu hart; eine solche Grausamkeit, deren ihr euch gegen euren Sohn anmaßt, ist niemals von einem Vater erhört worden. Ist er gleich einmal gefallen, so wird er sich doch künftig bessern, und durch Wohlverhalten wieder einbringen, was er etwa gesündigt haben möchte. Sein voriger Unverstand ist nunmehr mit seinem Schaden geheilt, er ist jetzt genug gewitzigt, und sein Uebersehen ist, wie ihr selbst sehet, überflüssig genug bestraft worden. Deshalb nehmt ihn nur immer wieder zu Gnaden an und macht übel nicht ärger, sondern glaubt mir, daß er sich hinfort besser als jemals verhalten werde: er ist gleichwohl euer Fleisch und Blut. — Der alte Bauer fiel ihm in die Rede und sagte: Halt du das Maul! was geht's dich an, was ich mit ihm mache? Ohne die Schande, ohne den Spott und ohne das Kreuz, das man von euch ungerathenen Schelmen hat, muß man sorgen, daß ihr einem noch dazu das Haus, ja das ganze Dorf mit euren mitgebrachten Krankheiten anstecken möchtet. Wenn ich Meister wäre, so wollte ich nicht allein euch drei, sondern alle euresgleichen, die denjenigen im Kriege dienen, so unsere Friedensruhe stören, und der deutschen Freiheit nachstellen, als meineidige Verräther ihres Vaterlandes an den lichten Galgen henken lassen. —

Ueber Anhörung dieser Worte wurde der Handwerksgesell ganz bleich um den Mund, und wofern er sonst seinen schwachen Leibeskräften getraut, oder den Bauersmann anderswo, als so nahe beim Dorfe gehabt hätte, würde er

wohl ein Gänglein mit ihm gewagt haben. Er antwortete: Ich sehe wohl, daß ich Ursache habe, euch für einen groben unverständigen Mann zu halten. Ich habe bei eurem Sohne so viel gethan, bis ich ihn wieder hieher gebracht, daß ich ihm, wenn er gleich mein leiblicher Bruder gewesen wäre, nicht mehr hätte thun können, wie er denn selbst bekennen und dieser Welsche bezeugen wird, daß er ohne meine geleistete Hülfe vorlängst hätte sterben und verderben müssen. Ich hätte nun zwar deswegen viel einen anderen Dank als diesen verdient zu haben verhofft; läßt euch dies aber eure unbändige Grobheit nicht erkennen, so laßt mich im übrigen als einen ehrlichen Kerl ungeschändet. Ich werde euch, wenn ihr euer eigen Nest in eurem Sohne besudeln und nicht thun wollt, was einem Vater zukommt, im geringsten keinen Eintrag thun. Komm, Clade, sagte er zum Savoyer, der wieder vom Kirschbaume gestiegen war, wir wollen weiter, ich habe von diesem undankbaren Bauer genug. —

Es war, wie oben schon gemeldet worden, ein Ruhe- und dannenher zugleich ein Spatziertag, und deswegen ging der Junker mit dem Pfarrer des Dorfs in selbiger Gegend für die Langeweile im Felde herum, wo sie denn den alten Landmann dem Gesellen also überlaut antworten hörten, wie solche Leute eben jederzeit ein groß Geschrei zu machen pflegen: Ja, ja, ihr Gesellen, ihr könnt euch dessen schon rühmen, wenn ihr einander in euren Nöthen beigestanden und etwas Gutes gethan habt. Aber das könnt ihr wohl verschweigen, ja ihr gedenkt nicht einmal daran, daß ihr zuvor einander auch verführt und da euch euer toller Muthwille noch ritt, in den Krieg gebracht und in solche Noth gesteckt habt. Aufhenken sollte man euch und weniger Mitleiden mit euch haben, als mit einem Diebe, der aus Mangel und äußerster Armuth gestohlen hat. —

Als nun der Junker und Pfarrherr dies Geschrei hörten und die Worte verstunden, gleichwol aber nicht ersinnen konnten, was für und mit wem der alte Mann Händel haben möchte, den sie an der Stimme erkannten, eilten sie hinzu. Der Junker fragte: Was Neues? Und da er von allem unterrichtet worden war, sprach er zum stolzen Melcher: Ha, ha! du ehrlicher Gesell, bist du auch wieder da? Wie dünkt dich, wenn ich dich jetzt ein drei oder vier Wochen in den Thurm setzen und nur mit Wasser und Brod abspeisen ließe? — Ach! antwortete Melcher: Gestrenger Herr! vergebt mir nur noch diesmal um Gotteswillen. Gedenkt, daß ich wegen meines hiebevoren Muthwillens und begangener Thorheit bereits ja so genugsam gebüßt habe, daß ich schier die Haut nicht mehr schleppen kann, und daß mir's tausendmal träglicher gefallen wäre, wenn ich, seit ich in den Krieg gezogen, bis jetzt im Thurm hätte liegen und gleichsam nur mit Wasser und Brod der Trübsal vorlieb nehmen müssen. Denn beherziget doch nur: ich kriegte dort, wo ich für meine Leichtfertigkeit, daß ich mich hatte unterhalten lassen, gestraft wurde, oft in vier Wochen nicht halb genug Brod zu essen, und in einem ganzen viertel Jahre keinen einzigen gesunden Trunk frisch Wasser, und hatte gleichwohl keine Ruhe, deren ich noch im Thurm genossen hätte, sondern mußte Tag und Nacht schanzen, wachen, marschiren, stürmen, scharmütziren, und unangesehen solcher armseligen Ausmergelung, gleichsam alle Augenblicke, entweder vom Feinde, oder von meinen eigenen Offizieren selbst, ja gar von des Henkers Hand eines unversehenen gewaltsamen Todes gewärtig sein, welchen man doch den Armen, um Leib und Leben gefangen sitzenden zuvor anzukünden pflegt. Wollte ich mir solches nun nicht zur Strafe dienen lassen, so taugt mir's doch zur Warnung, künftig mein Leben besser

anzustellen, denn jetzt weiß ich den Unterschied zwischen dem Leben der Soldaten im Kriege und der Bürgersleute im Frieden. Jenes unleidliche Schärfe übertrifft die härteste Gefängniß- und Todesstrafe, deren man sich in Friedenszeiten wider frevelhafte Uebelthäter bedient; dieses aber ist gegen jenen wie ein Paradies zu rechnen, worin man unter seinem Weinstock und Feigenbaume sicher wohnen und seiner Gesundheit pflegen kann. Jenes ist allerdings eine gewisse Hölle, darin man auf unzählige Weisen gequält und wegen steter vor Augen schwebender Gefahr mit Furcht des Todes gepeinigt wird; es sei denn, daß sich einer, wegen unerträglicher Bürde und Marter abzukommen, verzweifelterweise den Tod selbst wünsche. Dies dagegen ist beinahe ein sicherer Himmel, darin man sich nach leidlicher zur Gesundheit dienender Leibesbemühung, die mit großem Unrechte Arbeit genannt wird, mit angenehmer Ruhe wiederum ergötzt und mit Speis und Trank erquickt. Jetzt weiß ich, was ich zuvor nicht wußte, noch in den Schulen erlernen konnte, mir aber bisher so hoch vonnöthen gewesen ist zu wissen: Unversucht schmeckt nicht! Hätte ich eher gewußt, was ich nunmehr erfahren habe, so hätte ich mich nimmermehr durch meine Thorheit so weit verleiten lassen. Und diese meine wenige Wissenschaft und Erfahrung wird künftig nicht allein mir taugen, mich selbst in den Schranken der ehrbaren Gebühr zu halten, sondern ich werde auch andere ungerathene Bursche und böse Buben zur Besserung weisen, und sie vor dem gefährlichen welschen Soldatenhandwerke dergestalt zu warnen wissen, daß sie solches schneller als die Pest fliehen sollen, gleichwie sie hingegen ihre Lockvögel haben, die sie in Krieg reizen, und damit zugleich in Hunger und Krankheit, und in allen Jammer, in alle Arbeitseligkeit, in alles unbeschreibliche Elend stürzen und sie um Leib und

Seele bringen. Ja, ich getraute mir an zehen Werbern, die zum besten aufschneiden könnten und Gelds genug hätten, mit wenig Worten solchen Widerstand zu thun, daß sie aus tausend in den Krieg lüsternden Kerlen keinen einzigen kriegen sollten. Deswegen, hochedler Junker, bitte ich, erbarmt euch über mich, und verleihet mir zugleich, eures hochvermögenden Orts, ein gut Wort bei meinem erzürnten Vater, daß er mich wieder in sein Haus aufnehme. Ich verspreche ihm hingegen mehr Nutzen zu schaffen, als seine zwei Knechte, und mich auch gegen euer Gestrengen selbst so gehorsam und treu zu erzeigen, als ein Unterthan immer thun mag. — Zum Pfarrer aber sagte er: Führet ihr doch auch, ehrwürdiger Herr, meinem Vater zu Gemüthe und beherziget es selbst, daß uns unser Heiland das Beispiel vom verlorenen Sohne keiner anderen Ursache halb vorgestellt hat, als damit wir demselben seiner Lehre gemäß nachfolgen. — Der Pfarrer antwortete: Du bist zwar bereits dem verlorenen Sohne nachgefolgt; ob aber dein Vater auch jenem nachfolgen und was für ein Mahl er dir zubereiten lassen wird, steht zu erwarten. —

Hierauf sagte der Junker zum Pfarrer: dieser Baß scheint einmal wohl gestimmt zu sein, denn er geht ziemlich nieder. Zum Melcher aber sprach er: deine Worte sind gut, wenn nur die Werke auch folgten. Du hast deinem guten alten Vater schon manchen Possen gespielt, so daß ich nicht Ursache habe, mich zu verwundern, wenn er dich gleich in diesen deinen Nöthen verläßt. Er hat dich von Jugend auf zu der Schule und den Studiis angehalten und schwere Unkosten an dich verwendet, um dich über Herkommen, ja über sich selbst in einen höheren ansehnlichen Ehrenstand zu erheben. Was hat er damit ausgerichtet? Dies: er mußte deine übermachten Schulden zahlen, und dich mit

Spott und Schande wieder zu sich nach Haus nehmen, allwo er beides, dich ein Handwerk erlernen oder der Bauern Werk treiben zu lassen, ganz ungeschickt und verderbt zu sein befand. Er that dich darauf, zu deinem Besten und zwar mit meinem Gutbefinden, weil er dich in seinem eigenen Hause nicht mehr gedulden konnte, zu dem arbeitsamen und fleißigen Bauer Lorenz, welcher den Ruhm hat, daß seine wohlerzogenen Kinder der Jugend im ganzen Lande als ein Spiegel und Muster, wie sie sich halten sollten, mit großem Nutzen vorgestellt werden könnten. Aber siehe! du hast bei demselben sowohl das väterliche süße, als das leidliche Joch dieses rühmlichen Mannes abgeworfen und dich selbst aus lauter Muthwillen zu höchster Aergerniß der übrigen Söhne und Knechte meiner Unterthanen in den Krieg begeben, und also in die Blüthe deines Unglücks gestürzt. Was vermeinest du wohl, was deinem Vater an dir noch ferner zu thun übrig sei? Man sagt zwar: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer; aber ich sorge, ich sorge! wenn dich inskünftige beim reichlichen Genusse deines väterlichen Friedensbrodes der Haber wieder sticht, du möchtest das gemeine Sprüchwort wahr machen, das besagt: da der Kranke wieder genas, je ärger er was; das ist: du dürftest wohl ein ärgerer Mauskopf werden, als du jemals einer gewesen bist. Jedoch, dem sei, wie ihm wolle, wenn ich einen sicheren Bürgen deiner Besserung hätte, so wollte ich bei deinen Eltern wohl .... — Nix, nix, nix! fiel der Alte dem Junker in die Rede, in meinem Hause will ich ihn in Ewigkeit nicht mehr haben. Er soll mir die Schwelle nicht mehr betreten, will es lieber abreißen oder niederbrennen, es wird mich keine Obrigkeit dazu zwingen, ihn wieder anzunehmen. — Sacht, sacht! antwortete der Junker: du wirst auch nicht ewig leben, noch ihm nach deinem Tode dein Haus verbieten können,

welches du selbst räumen und einem Anderen überlassen mußt, wozu er alsdann als dein Sohn und nächster Erbe den ersten Anspruch hat. Er ist sowohl mein Unterthan als du. Wird er nun die versprochene Besserung im Werke verspüren lassen, so ist ihm von mir sein Vergehen schon vergeben; wo nicht, so werden wir Zeit genug übrig haben, ihn wiederum zu allen Teufeln wegzujagen. Indessen mußt du ihm auch verzeihen und dich sowohl, als ich mit Hoffnung der Besserung trösten. — Und, Mutter! sagte er zur Bäurin, die da stund und mit ihrer Tochter noch flennte, was sprecht ihr dazu? — Was soll ich machen, Junker? antwortete sie: er ist mein Kind. —

Also wurde durch Unterhandlung des Junkers der Friede zwischen den Eltern und dem Sohne wieder gemacht. Hingegen fing der Pfarrer eine stattliche Predigt aus dem Stegreife an, darin er dem Melcher alle Laster vorwarf, die bei der Jugend des gemeinen Mannes im Schwange gingen, und denen er allerdings beinahe insgesammt zugethan und ergeben war; indem er somit bewahrheitete, was das gemeine Volk von den Predigern sagt, daß sie alsdann von den Kanzeln auf die Leute zu schimpfen gewohnt wären, wenn sie aus Mangel genugsamen Studirens sonst nichts erbauliches vorzubringen wüßten. Er sagte, daß auf ein solch Leben, wie der stolze Melcher eins geführt, nichts anderes, als eine solche Strafe erfolgen könnte, davon er bereits den Anfang gekostet hätte. Mithin gerieth er zugleich auf die Obrigkeiten und Eltern, auf welche er gewaltig zu schmählen wußte, weil sie die Jugend nicht besser beobachteten und im Zaume hielten. Seines Theils, sagte er, könnte er bei weitem nicht so viel ausrichten, als diese, wenn er gleich täglich Kinderlehre und scharfe Predigten hielte und in denselben sich vornehmlich beflisse, seinen Pfarrkindern die christliche Sitten-

lehre mit einzupflanzen; denn entweder käme niemand ihn zu hören, oder er würde mit Ungeduld gehört, oder sein Vorbringen und Unterricht gingen zu einem Ohre hinein und zu dem anderen wieder hinaus. —

Weil aber der Junker sich damals nicht gefaßt gemacht, oder sonst schlechte Lust hatte, eine Predigt zu hören, sagte er zum Savoyer, den er für einen Franzosen ansah: Was Neues, Franzmann? Warum bist du von deinem Könige ausgerissen? — Der antwortete: Hol das Teufel die Franzoskrieg, bin ich für mich Savoyard, was geht mir das König von Frankreich an? hab ich in Ammerich schon lang der Holländer gedient. —

Wie sich nun, als der Welsche so anfing zu reden, die ganze anwesende Gesellschaft anschickte, allgemach nach dem Dorfe zu gehen und der junge Bursche im Busche gedachte, es würde da etwas Neues zu vernehmen sein, so kam er aus seinem verborgenen Lager hervor, um auch Theil an der ferneren Erzählung zu nehmen. Der Welsche erzählte, aber Welsch-Hoch- und Nieder-Deutsch fast unverständlich unter einander, daß er in Emmerich unter der holländischen Besatzung gewesen wäre, bei dessen Einnahme ihn der König für einen seiner Unterthanen gehalten, und, wie allen anderen geborenen Franzosen widerfahren, hätte aufhenken lassen wollen. Als derselbe nun verstanden, daß er von Geburt kein Franzose, sondern ein Savoyer sei, wäre er zwar dem Stricke entronnen, habe aber unter den Deutschen eine Muskete nehmen und seither bei denselben gleichsam Roßarbeit verrichten müssen; so daß ihn oft gereuet, daß er sich nicht alsbald für einen Franzosen habe aufknüpfen lassen, welches ihm besser als eine solch elende Verzögerung seines armseligen Lebens bekommen wäre: Denn man muß wissen, sagte er, daß die Deutschen den Franzosen zugleich als Vorfechter,

Schanzkörbe und lebendige Faschinen dienen müssen, sie durch ihre Beschirmung in gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erste Hitze des Feindes auszustehen und denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen. Er beschrieb die Angriffe befestigter Oerter so vermessen und frevelbar, daß er hätte an die Riesen erinnern mögen, die vor alten Zeiten den Göttern ihren Himmel abstürmen wollten, und sagte ferner: daß es ihm nach der Art wie man die Deutschen behandelt, geschienen habe, als ob sie mit Fleiß nur dazu erkauft worden wären, sie durch Feuer und Wasser, Hunger und Krankheit, durch eigne wie Feindes Waffen, ja gar in der Luft an den Bäumen durch der Henker Hände aufzuopfern, damit nachgehends ihr Vaterland selbst, das sich seiner jungen kriegerischen Mannschaft habe entblößen und sie auf die Fleischbank liefern lassen, seinen Feinden desto eher zum Raube würde. Er brachte noch viel auf dergleichen Schrot vor und schloß endlich mit den Worten seines Anfangs, nämlich: Hol das Teufel die Franzoskrieg! welches er wohl dreißigmal wiederholte. —

Der Handwerksgesell, welcher unter den Schweizern bei der königlich französischen Armee gedient hatte, war noch viel ungehaltener über die Franzosen, als der Savoyer. Dieser erzählte sein und des Melchers ausgestanden Elend dem Bauer und seinem Weibe so erbärmlich, daß der Vater, wie hartherzig und erbost er auch auf seinen Sohn gewesen war, nunmehr ganz anders gesinnt wurde, und mit Weinen sein Mitleiden bezeigen mußte. Ja! sagte der Handwerksgesell: nimmermehr werden meine Herren dem Könige in Frankreich einen Mann mehr schicken, so tyrannisch und wider allen Kriegsgebrauch und unsere wohlhergebrachte Freiheit ist man mit uns umgegangen. O! was für ein großer Unterschied befindet sich zwischen diesem und anderen vorigen Kriegen.

Ich ließe mich von den Franzosen nicht wiederum unterhalten, und wenn man mir gleich hundert Dukaten auf die Hand und alle Monat zwanzig Reichsthaler Sold gäbe. Ich wollte eher arbeiten, daß mir die Schwarte krachte, daß mir die Hände so hart als Horn würden und das Blut zu den Nägeln herausginge: es sei denn, mein eigen Vaterland beschützen zu helfen, welches besorglich noch wohl einmal wider die Franzosen vonnöthen sein dürfte. Da wollte ich auch alsdann umsonst das meinige thun, und mit dem was ich bei ihnen gelernt habe, das Lehrgeld dermaßen bezahlen, und ihnen wiederum eintränken, was ihr Uebermuth an uns verübt hat, daß es eine Lust und Freude sein sollte. —

Nach dieser Erzählung zog er ein hart Stücklein grob geschroten Brod, darunter sich die Kleie noch befand, aus dem Sacke. Dies, sagte er, mußte, wenn's wohl herging, bei so großen Mühsalen unser Trost und die einzige Auferhaltung unseres elenden Lebens sein, und dessen noch dazu bei weitem nicht halb genug. Unangesehen die Einwohner des Landes selbst, so dabei geboren, auferzogen und daran gewöhnt worden, solches ohne genugsame Convoy von Butter, Käse, Speck und dergleichen nicht genießen können. Der alte Bauersmann bat ihn um ein Stück, selbiges hinfort seinem Melcher alle Tage neben der Morgensuppe anstatt eines Schaueſſens vorzustellen, damit er sich dabei, zu Verhütung künftig zu besorgender muthwilliger Unbesonnenheit, die ihn vielleicht bei guten Tagen wieder anstoßen möchte, des Unterschieds zwischen den französischen Kriegstraktamenten und seiner väterlichen Küche täglich erinnern könnte, welches ihm der Schweizer denn auch gern mittheilte.

Der Junker und Pfarrer hatten indessen auch ihren Diskurs über den französisch-holländischen Krieg. Ueberhaupt und mit einem Worte davon zu reden, sagte der Junker,

so ist's gewiß, daß sich nicht finden wird, daß jemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können. Das wissen die Franzosen, und deswegen sehen wir aus des Savoyers und Schweizers Bericht, daß sie zu unseren Zeiten um unser Geld, das wir für französische Waaren und mit unnöthigen Reisekosten in Frankreich hinein vernarren, unsere junge Mannschaft, und hernach um deren Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben sowohl die großen Städte als die Siege im Feld von den Niederdeutschen erkaufen, auch mit solcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wenn wir die Augen nicht besser aufthun, bis sie uns endlich noch gar um unsere Freiheit, um Hab und Gut, ja um alles was Deutschland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden. — Der Pfarrer antwortete: Wir Deutsche sollten es machen wie der König in Frankreich, welcher alle Franzosen aufhenken ließ, die er unter dem Gegentheil wider ihn dienend ertappte. — Dieß läßt sich, sagte der Junker, noch zur Zeit schwerlich ausführen, ist auch viel zu gestreng gehandelt. Zudem ist es mit dem großen Deutschland und seinen unterschiedlichen Ständen, deren jeder Theil seine absonderliche Freiheit hat, und mit einem absoluten Könige weit ein anderes. Allein man könnte dem stolzen Frankreich, welches nach Beherrschung der ganzen Welt trachtet, die Senn-adern seiner Stärke, das ist seine Goldgrube, dadurch es alles in's Werk zu setzen wagt, verstopfen und ihm die Flügel beschneiden, auf daß es nimmermehr so hoch zu fliegen gedenken dürfte, insofern man nur eine politische Klugheit brauchen wollte, weswegen neulich einer, so sich der Wessenberg genennt, sich weitläufig hat vernehmen lassen. — Hierauf sagte der Pfarrer: er hielte diesen französischen Krieg mit den Holländern für eine absonderliche göttliche Strafe. Die Herren Holländer wären

halt bei ihrem großen Glück und überflüssigen Reichthume gar zu hochmüthig worden, so daß sie keinem Potentaten nichts mehr nachgäben, ja sich deren etliche in den Indien von den fremden Völkern gleichsam hätten anbeten und göttliche Ehre anthun lassen. Und da ein solcher abscheulicher Greuel noch nie von einem Christen erhört worden, dem allerchristlichsten Könige es aber solchen abzustrafen gebühre, so sei derselbe ihnen denn vielleicht von Gott über die Haube geschickt. Er könnte zwar schwerlich glauben, daß ein Theil das andere gänzlich überwinden würde; halte aber dafür, sie würden einander dermaßen abmatten und demüthigen, daß jene sich endlich mit Treibung des Kaufhandels, dieser aber mit alleiniger Beherrschung seines Frankreichs begnügen lassen müßte. Durch solchen Krieg würde dann auch der einen wie der anderen Betheiligten, gleichwie der auswärtigen Völker Unkraut, das sich da und dort unter der tugendlichen Jugend befände, zugleich ausgejätet, und was Vater und Mutter nicht folgte, oder sonst dem Henker entlaufen wäre, mit gestraft oder wenigstens gezüchtigt, wie man an dem stolzen Melcher vor Augen sähe und von Vielen, so todt geblieben oder erhenkt worden wären, genugsame Nachricht habe. —

Mithin kamen Alle zusammen in das Dorf, worin sich der Melcher schämte, als ob man ihn an das Halseisen stellen oder gar mit Ruthen hätte ausstreichen wollen; vornehmlich aber weil sich die Leute in großer Menge versammelt hatten, auf dessen vernommene Ankunft auch seinen Einzug zu sehen. Der gute Held mußte sich gewaltig foppen lassen. Etliche sagten: man sollte ihn hinfort nicht mehr den stolzen, sondern den demüthigen Melcher nennen. Ein anderer meinte: als er ihn bei seiner Abreise gefragt: wohin, Mel-

cher? da hätte er gar trutzig geantwortet: Nach Holland. Er wüßte, wenn man ihn jetzt fragte: woher? so würde er gar kleinlautbar sagen: Aus Holland. — Ja, freilich kommt er aus Holland, sagte der Dritte, denn ich glaube, daß nicht allein sein Seckel, sondern auch sein Eingeweide und Gebeine hohl sei. Der Vierte verwunderte sich über sein Pferd, mit welchem er zu seiner Wiederkunft zu prahlen gepocht, weil es hölzern war und nur ein Bein hatte. Kurz, Jeder wußte ihn auf eine andere Art auszuhöhnen, worüber endlich die Mutter so ungeduldig wurde, daß sie allerlei derbe Aeußerungen an sie ergehen ließ. Er selbst aber schlich so still und geduldig dahin, wie ein armer Sünder.

Der alte Vater war so gütig worden, daß er seines Sohnes Kameraden sammt seinem Nachbarssohne, der dessen Schulgesell gewesen war, mit sich nach Hause nahm, und satt Essen und Trinken aufstellte, allwo es etwas Lächerliches setzte, denn der Savoyer wurde von einem Würzkrämer, der alle Wochen einmal mit seiner Waare in dem Dorfe hausirte, erkannt und besprochen. Der fragte ihn unter anderem: Eh, Bruder Clade, wo ist Bruder Entonnier? — Jener antwortete: Bruder Entonnier ist gehang. — Darauf sagte dieser: ist Bruder Entonnier gehangen? an die Galg? — Ne, antwortete jener: an der Erlebaum. — Ha! beschloß der andere, das ist brav! —

Der junge Bursche aber aus dem Dorfe ließ sich diese Geschichte eine Warnung sein und wurde durch eines Anderen überstandene Noth und Gefahr so witzig, daß er seine Gedanken änderte, die er gefaßt gehabt hatte, vermittelst des Krieges auch etwas in der Fremde zu erfahren. Du willst, dachte er, dich noch länger mit deinem Hirnschleifer

behelfen und keines fremden Guts begehren, sondern den Holländern das ihrige lassen. Wer weiß! die deutschen Franzosen möchten einmal wider ihr Vaterland zu kriegen genöthigt, und alsdann das scharfe Urthel, so der Pfarrer und dein Nachbar über sie gefällt, an ihnen vollzogen werden. Es schickt sich ein Ding wunderlich; aber weit von dannen ist gut vor'm Schuß.

V.

Des Fischers Glück und List.

Geraume Zeit bevor Pisa der Florentinischen Herrschaft unterworfen wurde, kam ein Mailänder Arzt von Paris, wo er studirt und die Heilkunde erlernt hatte, in diese alte Stadt, blieb allda eine Weile, indem er mit Gotteshülfe einige Edelleute behandelte und ihnen wieder zu ihrer verlorenen Gesundheit verhalf, und gelangte bei den Pisanern allmälig zu so großem Ansehen und Verdienste, daß er nicht übel Lust bekam, weil ihm überdies die Stadt, sowie die Sitten und Lebensweise ihrer Bewohner, gar wohl zusagten, nicht nach Mailand zurückzukehren, sondern sich in Pisa niederzulassen.

Da er nun in seiner Heimath von den Seinen Niemand als seine alte Mutter hinterlassen, und wenige Tage, ehe er nach Pisa kam, die Nachricht erhalten hatte, daß sie aus diesem Leben geschieden sei, so setzte er, also von nichts mehr dahin zurückgezogen, seine ferneren Hoffnungen ganz allein auf Pisa, und erwählte es zu seinem Wohnorte, wo er seine Kunst mit vielem Glück ausübte, in Kurzem reich ward, und sich Meister Basilio von Mailand nennen ließ. Um seiner guten Verhältnisse willen wünschten mehrere Pi-

saner, ihn zu verheirathen, und brachten ihm eine Menge Jungfrauen in Vorschlag, ehe er sich dazu entschloß. Zuletzt gefiel ihm ein Mädchen, das weder Vater noch Mutter hatte, zwar edelgeboren, aber arm war, und ihm nichts als ein Haus zur Mitgift einbrachte, in welchem der Meister, nachdem er lustig und guter Dinge darin seine Hochzeit gehalten, und es bezogen hatte, viele Jahre lang ein glückliches und zufriedenes eheliches Leben führte, das ihn an Kindern und an Hab und Gut bereicherte. Seine Frau gebar ihm drei Knaben und ein Mädchen. Dieses letztere und den ältesten der Söhne verheiratheten sie im erwachsenen Alter, und der jüngste Sohn widmete sich den Wissenschaften, weil der mittlere, Namens Lazzaro, denselben lange Zeit vergeblich obgelegen hatte, und in seinem trägen, schwerfälligen Verstande keine Neigung dazu empfand, sondern vielmehr von Natur melancholisch, zerstreut, menschenscheu, wortkarg und so störrig war, daß, wenn er einmal zu einer Sache nein gesagt hatte, die ganze Welt ihn nicht anderen Sinnes zu machen vermochte. Da ihn denn sein Vater als so grob, halsstarrig und bäurisch erkannte, so entschloß er sich, ihn von sich zu entfernen und schickte ihn aufs Land, wo er unweit der Stadt vier schöne Besitzungen gekauft hatte. Mit diesem Aufenthalte äußerst zufrieden, weil er an den ländlichen Sitten viel mehr Geschmack, als an den städtischen fand, hatte Lazzaro allda wohl an die zehen Jahre gelebt, als Pisa von einem seltsamen, gefährlichen und überdies gleich der Pest ansteckenden Uebel heimgesucht wurde, das die daran erkrankenden Menschen mit einem hitzigen Fieber, und zugleich mit einer solchen Schlafsucht befiel, daß sie sich niemals wieder daraus ermuntern konnten, sondern besinnungslos hinstarben.

Gewinnsüchtig wie andere, war Meister Basilio einer

der ersten Aerzte, die die böse Krankheit zu heilen versuchten. Er zog sie sich aber dadurch bald im höchsten Grade selbst zu, so daß sie nicht allein, trotz seiner angewandten Arzeneien, in wenigen Stunden ihn tödtete, sondern auch alle seine durch ihn damit behaftet werdenden Hausgenossen und Kinder allmählig unter die Erde brachte und nur eine alte Magd von ihnen am Leben ließ. Erst nachdem die Krankheit in ihren verschiedenen Stadien großen Schaden angerichtet hatte, der noch viel größer würde geworden sein, wenn nicht eine Menge Menschen ihretwegen die Stadt verlassen hätten, ließ sie mit der neuen Jahreszeit in ihrem Wüthen nach, wodann sich die verödeten Häuser mit den ermuthigt zurückkehrenden Flüchtlingen wieder füllten, und Jedermann von Neuem an seine Geschäfte und an sein gewohntes Tagewerk ging. Auch Lazzaro wurde nach Pisa eingeholt, um die ihm zugefallene unmäßig große Erbschaft anzutreten, und in deren Folge setzte er über seine Güter und Erndten einen Verwalter ein, außer der alten Magd, die er von den Seinen mit ererbt hatte, nur einen einzigen Mann zu seiner Bedienung annehmend.

Ließ es sich nun zwar mit einemmale das ganze Land angelegen sein, ihn, seiner Ungeschliffenheit und seines Eigensinns ungeachtet, mit einer Frau zu versorgen, so erwiederte er doch mit Entschlossenheit: Vor der Hand wolle er noch vier Jahre warten, und alsdann die Sache in Erwägung ziehen, sodaß kein Mensch ein ferneres Wort darüber gegen ihn verlor, weil seine Art und Weise zur Genüge bekannt war. Er beschäftigte sich allerdings inzwischen zumeist damit, sich gütlich zu thun und sein Leben zu genießen; ging aber fortwährend mit keiner Menschenseele um, und floh wie der Teufel das Kreuz die Nähe Anderer.

Lazzaros Hause gegenüber wohnte ein armer Mann, der

sich Gabbriello nannte, mit seiner Frau, Namens Santa, und zwei kleinen Kindern, einem Knaben von fünf und einem Mädchen von drei Jahren, in einer ärmlichen Hütte. Dieser Gabbriello war ein geschickter Fischer und Vogelsteller, der Netze und Käfige meisterhaft verfertigte, und also im Schweiße seines Angesichts mit fischen und vogelstellen, wiewohl auch mit Hülfe seines Weibes, das Leinen webte, so gut es gehen wollte, sich sein Brod verdiente und seine Familie erhielt. Der Himmel wollte, daß er dem Lazzaro auf das wunderbarste in seinen Gesichtszügen ähnlich sah. Beide hatten röthliches Haar, und trugen auch den Bart, der bei beiden von gleicher Farbe war, in gleicher Länge und auf gleiche Art. Da sie überdies von gleicher Größe und von gleichem Alter waren, auch in ihrem ganzen Wesen mit einander übereinstimmten, so hätte man sie eher für Zwillingsbrüder, als für Leute, die einander fremd waren, halten mögen. Wären sie in gleicher Kleidung neben einander erschienen, so würde sich gewiß nicht leicht Jemand gefunden haben, der sie von einander hätte unterscheiden können, ja selbst Gabbriellos Ehefrau wäre wohl der Täuschung unterlegen. Ihre damalige Kleidung war zwischen beiden der einzige Unterschied, denn der eine war beinahe in Lumpen gehüllt, der andere auf das feinste angethan.

Sobald sich Lazzaro seiner so großen Aehnlichkeit mit seinem Nachbar versah, hielt er dafür, daß dieselbe nicht von ungefähr entstanden sein, sondern mehr zu bedeuten haben möge, und fing daher an, sich mit ihm zu befreunden, und ihm und seiner Frau des öfteren zu essen und zu trinken zu schicken. Ebenso lud er Gabbriello nicht selten zu Mittag und zu Abend zu sich ein, und unterhielt sich dabei mit ihm auf das mannigfaltigste, weil Gabbriello ihn die wunderlichsten Dinge von der Welt glauben machte, und wenn

auch arm und von geringem Herkommen, doch klug und listig genug war, sich dergestalt in ihn zu schicken und ihm nach dem Munde zu reden, daß Lazzaro am Ende gar nicht mehr ohne ihn sein konnte. Wie nun Gabbriello dereinst einmal zu Mittag bei Lazzaro aß und sie ihre Mahlzeit schon ziemlich beendigt hatten, kamen sie auf den Fischfang zu sprechen, und nachdem Gabbriello seinem Wirthe einige Arten desselben beschrieben hatte, namentlich auch auf das Untertauchen mit dem Hamen am Halse, wovon der Fischer soviel zu sagen wußte, wie ergötzlich und vortheilhaft es sei, daß den Lazzaro plötzlich die größte Lust anwandelte, selbst in Augenschein zu nehmen, auf welche Weise man durch untertauchen fischen und die großen Fische nicht nur mit Netzen und Händen, sondern sogar mit dem Munde fangen könnte, weswegen er also den Fischer dringend bat, ihm seine Neugier zu befriedigen. Gabbriello erwiederte, er sei auf sein Verlangen jederzeit bereit, ihm zu dienen, und da sie sich damals mitten im Sommer befanden, so kamen sie mit einander überein, auf der Stelle darnach auszugehen, und standen vom Tische auf. Sie verließen unverzüglich das Haus, Gabbriello holte seine Hamen, und Lazzaro begleitete ihn zum Seethore hinaus an das von Pfahlwerk gehaltene Ufer des Arno, das einen mit hoch in die Luft ragenden Bäumen und mit Erlengebüsch bepflanzten süßen, frischen Schatten gewährenden Damm bildete. Dabei angelangt, sagte Gabbriello zu Lazzaro: er möge sich an einen kühlen Ort niedersetzen und zusehen, zog sich nackend aus, und befestigte sich die Netze an die Arme. Der im Schatten ruhende Lazzaro erwartete indessen geduldig, was geschehen würde. Gabbriello aber war kaum in den Fluß gewadet und unter das Wasser getaucht, als er auch, ein vortrefflicher Meister seines Gewerbes, alsbald wieder auf die

Wasserfläche emporkam und in seinem Hamen acht bis zehn große derbe Fische gefangen hatte. Sein Begleiter staunte es wie ein Wunder an, unter dem Wasser so gut Fische einfangen zu sehen. Es wandelte ihn augenblicklich die unwiderstehliche Lust an, es näher zu betrachten. Und da die Mittagsgluth fast senkrecht und versengend auf die Erde hernieder traf, so gedachte er sich auch ein wenig zu erfrischen, entkleidete sich mit Gabbriellos Hülfe, und ließ sich von diesem in den Fluß an eine Stelle führen, wo ihm das Wasser kaum bis an die Knie ging und sanft und ruhig in seinem Bette hinfloß. Gabbriello warnte ihn, als er ihn dahin gestellt hatte, ausdrücklich, ja nicht über einen eingerammten Pfahl hinaus vorzugehen, der ein wenig über die anderen aufragte, und den er ihm bezeichnete, und fuhr dann mit seinem Fischfange fort. Lazzaro fand am Waten unsägliches Vergnügen, kühlte sich durchaus im Wasser ab, und behielt fortwährend seinen Freund im Auge, der immer wieder, Netze und Hände voll Fische, auftauchte und auch aus Lust und Fröhlichkeit mehr wie einmal welche im Munde fing. Da nun Lazzaros Erstaunen allmälig dermaßen anwuchs, daß er sich einbildete, man möge unter dem Wasser, worein er niemals getaucht hatte, hell sehen können, weil er es für unmöglich hielt, im Finstern so viele Fische zu fangen, so ließ er sich zu dem Wunsche verleiten, sich durch den eignen Augenschein zu überzeugen, wie Gabbriello es zu Stande brächte, und steckte also, bei dem nächsten Zuge, so wie jener untertauchte, auch seinen Kopf unter das Wasser, ließ sich, ohne es weiter zu bedenken, eine Strecke mit dem Wasser gehen, und drang aus Neugier bis zu dem Pfahle vor. Indem er sich nun aber, weil das Wasser an dieser Stelle schon viel tiefer und reißender war, an denselben festhalten wollte, um der Gewalt der Wellen

zu widerstehen, sank er, gleich als ob er von Blei gewesen wäre, immer tiefer mit ihm in den schlammigen Grund hinein. Unbehülflich, wie er von Natur war, und unfähig sowohl zum schwimmen als, länger den Athem an sich zu halten, bemühte er sich nicht allein vergebens voller Schrecken sich wieder empor zu richten, sondern konnte auch nicht verhindern, daß ihm das Wasser zu Nase, Mund und Ohren eindrang: kurz, er verlor immermehr Besonnenheit und Kräfte, und wurde bald unwiderstehlich von der Strömung fortgerissen. Gabbriello war mittlerweile in eine größere Vertiefung der Umpfählung gewatet, in der ihm das Wasser beinahe bis an die Brust ging und gedachte, weil er darinnen viele Fische merkte, sich seinen Hamen vorerst recht voll zu füllen, ehe er diese Stelle wieder verließe. Dagegen wurde der unglückliche, schon halbtodte Lazzaro zwar noch zwei- oder dreimale auf die Oberfläche emporgetrieben; als er aber zum viertenmale untersank, kam er nicht wieder zum Vorschein, sondern gab seinen Geist, elenderweise ertrinkend, auf. Nachdem nun Gabbriello seinen Fischzug zu seiner Befriedigung beendigt hatte, kam er mit strotzenden Netzen aus dem Wasser hervor, und kehrte sich, vergnügten Angesichts nach Lazzaro aussehend, um. Bei wiederholtem hin- und wider blicken denselben aber nirgends erspähend, erstaunte und erschrak er, besonders, als er seines Freundes Kleider noch auf dem grünen Ufer liegen sah, über die maßen, wurde immer ängstlicher und unruhiger, und begann, sich überall hin unter dem Wasser umzusehen, wo er denn am Ende wirklich den von der Fluth an das Ufer gespülten todten Leichnam am Boden wahrnahm. Zitternd und zagend auf den Ertrunkenen zueilend, und sich seines Todes versichernd, wurde er urplötzlich von solchem Schmerze und von solcher Angst erfaßt, daß er, alles Bewußtseins beraubt, eine Weile re-

gungslos wie eine Bildsäule dastand, und zu keinem Entschlusse gelangen konnte, weil er besorgte, man würde ihm, wenn er die Wahrheit aussage, Schuld geben, seinen Gesellschafter absichtlich ertränkt zu haben, um ihn zu berauben. Zuletzt aus der Noth eine Tugend machend, und aus Verzweiflung kühn geworden, nahm er sich vor, einen Gedanken zu verwirklichen, der ihm im Augenblicke in den Sinn gekommen war. Da nämlich durchaus kein Augenzeuge in der Nähe zu ersehen, weil die meisten Menschen entweder im Kühlen saßen oder schliefen, so hob er vor allen Dingen die gefangenen Fische in einem dazu vorhandenen Kasten auf, lud sich Lazzaro's Körper auf die Schultern und schleppte ihn, wie schwer er auch war, an das feuchte Ufer des Flusses, wo er ihn in das üppige Schilfgras niederließ. Alsdann zog er sich die Wasserhosen aus und bekleidete ihn damit, wand die Netze fest um den Arm des Ertrunkenen, den er hiernächst wieder aufnahm und mit dem er untertauchte, und legte ihn in das Bette des Flusses nieder, wo er den Hamen so künstlich an einen Pfahl verwickelte und festknüpfte, daß er nur mit großer Anstrengung wieder losgerissen werden konnte. Dies gethan, tauchte er wieder auf, stieg an das Ufer zurück, legte sich allmählig, vom Hemde bis zu den Schuhen, ein Kleidungsstück seines Freundes nach dem anderen an, und setzte sich einen Augenblick in die Absicht versunken nieder, doch einmal sein Glück zu versuchen, theils um sich selbst zu erretten, theils um sich mit einem Wagestücke der ihn so schwer bedrückenden Dürftigkeit zu überheben und aus seiner wunderbaren Aehnlichkeit mit Lazzaro vielleicht das Heil und Wohlergehen seines ganzen Lebens zu ziehen.

Mit Verstand und Keckheit begann er darauf, als es ihm an der Zeit zu sein schien, sein eben so gefahrvolles, als

verwegenes Unterfangen auszuführen, gleich als ob er Lazzaro wäre, zu schreien und zu rufen: Zu Hülfe, zu Hülfe, ihr guten Leute! ach, kommt herbei und rettet den armen Fischer, der untergesunken ist! — und so lange aus vollem Halse fort zu brüllen, bis der benachbarte Müller mit vielen anderen Landleuten herbeigelaufen kam. Da gab ihnen Gabbriello nun, um Lazzaro desto bester nachzuahmen, mit tölpischen Worten fast weinend zu verstehen, wie der arme Fischersmann viele Male untergetaucht und mit vielen Fischen wieder gekommen, das Letztemal aber fast schon seit einer Stunde unter dem Wasser geblieben sei, so daß wohl gar zu befürchten stehe, er möge darin seinen Tod gefunden haben, und bezeichnete ihnen, als er um die Stelle befrag wurde, wo Gabbriello verschwunden sei, den Pfahl, woran er den Ertrunken vorher befestigt hatte. Gabbriello's Busenfreund, der Müller, der ein guter Schwimmer war, warf rasch seine Kleider von sich, tauchte dicht an dem Pfahle unter und fand alsbald den daran befestigten Leichnam vor, worauf er, nachdem er umsonst versucht hatte, ihn los zu wickeln und an sich zu ziehen, von Schmerz durchdrungen wieder empor kam und den Anderen mit kläglicher Stimme zurief, daß der arme Schelm, mit dem Netzwerke an den Pfahl verstrickt am Boden liege und ohne Zweifel schon ertrunken sei.

Die bestürzten Gefährten des Müllers gaben ihr äußerstes Leidwesen über das Unglück mit Worten und Geberden kund, und es entkleideten sich noch zwei Andere, die denn zusammt dem Müller den Leichnam aus dem Wasser fischten und an das Ufer zogen, nicht ohne daß sie sich dabei die Arme zerfleischten und die Netze zerrissen, deren Verschlingungen sie den verzweifelten Tod des Unglücklichen schuld gaben. Indem sich nun die schlimme Neuigkeit verbreitete,

zog sie auch einen Priester aus der Nachbarschaft herzu, und lud man den Todten am Ende auf eine Bahre, auf der er in eine kleine unferne Kirche getragen und mitten darin ausgestellt wurde, damit ihn Jedermann in Augenschein nehme. uud als Gabbriello erkenne, mit dem man ihn allgemein verwechselte. Gabbriello's arme hülflose Frau rannte, mit ihren kleinen Kindern und von ihren nächsten Verwandten und Freunden begleitet, weinend und schreiend aus Pisa herbei, warf sich, als sie den Leichnam in der Kirche hingestellt sah und ihn in der That für den ihres Gatten nahm, verzweiflungsvoll, mit aufgelösten Haaren und verschobenen Gewändern über ihn, und konnte so wenig ein Maaß und Ziel finden, ihn zu küssen, zu umarmen, und auf das herzbrechendste mit ihren bitterlich weinenden Kleinen zu bejammern, daß alle Umstehenden vor Trauer und Mitleiden darüber fast vergingen. Der noch anwesende, Frau und Kindern unendlich wohlwollende Gabbriello, vermochte vor tiefer Rührung seine Thränen eben so wenig zurückzuhalten und sprach zu ihr mit gebrochener Stimme, um die allzubetrübte und verzagende Gattin ein wenig zu trösten und aufzurichten, indem er Lazzaros Hut tief in die Augen gedrückt auf dem Kopfe trug und sich mit einem Tuche die Thränen abtrocknete, von ihr und allen Andern für Lazzaro angesehen: Gieb dich zufrieden und weine nicht so sehr, gutes Weib, ich werde dich nicht verlassen. Dein Mann hat aus Liebe und Gefälligkeit zu mir, gegen seine eigene Neigung, heute seinen Fischzug angestellt, und da ich also theilweise schuld an seinem Tode und an deinem Unglücke bin, so will ich auch dir und deinen Kindern immer hülfreich beistehen und für euch sorgen. Weine und jammere nur nicht mehr so, fasse dich und geh nach Hause. So lange ich lebe, soll es dir an nichts fehlen, und wenn ich einmal sterbe, will ich dir

so viel hinterlassen, daß du für deinen Stand zur Genüge haben sollst. — Bei diesen letzteren Worten weinend und schluchzend, gleich als ob er sich Gabbriellos Tod, und das Elend seiner Familie so übermäßig zu Herzen nähme, ging er, von allem Volke belobt und gepriesen, als Lazzaro von dannen. Und nachdem sich die Santa mit den allzuvielen Thränen fast die Augen wund geweint und mit den unablässigen Wehklagen die Zunge müde gesprochen hatte, kehrte auch sie, zur Stunde, da der Ertrunkene beerdigt werden sollte, in Gesellschaft ihrer Verwandten in ihre kleine Wohnung nach Pisa zurück, von dem Zureden dessen, den sie steif und fest für Lazzaro hielt, allerdings einigermaßen beruhigt.

Gabbriello, der sich zu Folge seiner Aehnlichkeit mit Lazzaro, zu diesem umgestaltet hatte, war bereits als solcher in dessen Haus getreten, und hatte sich, weil er mit seines Freundes häuslicher Art und Weise innig vertraut war, ohne zu grüßen in ein reiches nach einem schönen Garten ausgehendes Gemach begeben. Daselbst die Schlüssel aus der Tasche des gestorbenen Eigenthümers ziehend, fing er an, alle Kasten, Schränke und Koffer, und mit anderen Schlüsseln viele Schatullen, Kistchen und Pulte zu eröffnen, und fand in denselben zwar, außer den Tapeten und Teppichen, der wollenen, leinenen und sammtnen Stoffe, und der reichen Kleider aus den Erbschaften des alten Arztes und der Brüder des Ertrunkenen die Menge, zu seiner höchsten Freude aber auch, neben vielen goldenen Kleinodien und Juwelen, an die zweitausend Goldgulden und vierhundert Silberstücke vor. Gabbriello's ganzes Sinnen und Trachten war nun darauf gerichtet, zunächst seine Hausgenossen genugsam zu täuschen, um von ihnen für Lazzaro gehalten zu werden, und also kam er, dessen Gewohnheit nach, gegen die Stunde des

Abendessens fast weinend aus seinem Zimmer hervor. Diener und Magd, zu denen mittlerweile die Kunde von Santa's Mißgeschick und das Gerede der Leute gedrungen war, daß Lazzaro zum Theil es mit verschuldet habe, schrieben diese Stimmung der Trauer um Gabbriello zu. Er aber rief den Diener zu sich, befahl ihm, sechs Brode zu nehmen und zwei Flaschen Wein zu füllen, und schickte damit noch die Hälfte seiner Abendmahlzeit durch ihn der Santa zu, die sich seiner Gaben freilich nicht sehr erfreuen mochte, weil sie nichts that als weinen. Als der Diener zurückgekehrt war, ließ sich auch Gabbriello an, sein Abendbrod einzunehmen, da er aber, um Lazzaro desto mehr zu gleichen, nur wenig zu essen sich getrauete, so stand er bald wieder vom Tische auf, ging, ohne weiter etwas zu sprechen, fort und schloß sich in sein Zimmer ein, aus dem er nicht früher wieder als am anderen Morgen um zehn Uhr zum Vorschein kam. Dem Diener wie der Magd wollte es zwar dünken, daß er in seiner Art zu essen und zu reden etwas verändert sei; sie schrieben dies aber seinem Leidwesen über den Unfall des armen Fischers zu, verzehrten ihr Abendmahl und legten sich auch ihrerseits schlafen, als die Zeit dazu gekommen war. Die schmerzensvolle Santa aß mit ihren Kindern ein wenig von dem, was ihr Gabbriello zugeschickt hatte, wurde von einigen ihrer Verwandten, die bei ihr geblieben waren, bestmöglichst mit Lazzaro's guten Gesinnungen gegen sie über ihren Verlust getröstet, und legte sich, als sie sich allein sah, ebenfalls zu Bett. Gabbriello, dem eine Menge von Dingen und Gedanken den Kopf einnahmen, schloß natürlicherweise in dieser Nacht kein Auge zu, und stand des anderen Morgens zu Lazzaros Stunde fröhlichen Muthes auf, demselben, so gut er es nach seiner Bekanntschaft mit seinem

Wesen im Stande war, fernerweit nachahmend, und es seiner Santa an nichts fehlen lassend.

Da Gabbriello nun aber von dem Diener hörte, daß die Santa gar nicht aufhören konnte zu weinen und zu jammern, und da er sie doch so zärtlich liebte, wie ein Ehemann sein Weib irgend lieben kann, so nahm er sich endlich vor, sie zu trösten und ging eines Tages nach der Mahlzeit zu ihr in ihre ärmliche Behausung, wo er einen leiblichen Vetter von ihr antraf, der ihr Gesellschaft leistete, und sobald er erklärt hatte, daß er etwas Wichtiges mit ihr allein besprechen wolle, mit den Worten von ihr Abschied nahm: sie möge sich nicht abhalten lassen, ihrem mildthätigen Nachbar Gehör zu schenken. Der Vetter hatte kaum das Haus verlassen, so schloß Gabbriello den Eingang zu, trat in sein kleines Kämmerchen, und winkte der Santa, ihm zu folgen. Santa, der vielleicht seine Absichten verdächtig vorkommen mochten, wußte einen Augenblick nicht, was sie thun und ob sie mit ihm in die Kammer gehen oder außen bleiben sollte. Endlich trug das Bedenken der Vortheile, die sie von ihm bereits erlangt hatte, und wohl noch zu erlangen hoffte, den Sieg über ihre Schüchternheit davon, und sie schritt an der Hand ihres ältesten Söhnchens ihm in die Kammer nach, wo sie ihn auf einem ärmlichen Bette ausgestreckt liegen sah, auf dem ihr Mann immer der Ruhe gepflogen hatte, wenn er ermüdet gewesen war. Sie blieb verwundert stehen; ihr Erstaunen stieg aber auf einen noch viel höheren Grad, als sich Gabbriello, den Knaben bei ihr wahrnehmend, mit einem zufriedenen Lächeln über die Reinheit seiner Frau, zu ihr wandte, und nicht nur ein Wort gegen sie aussprach, das er vorher die Gewohnheit gehabt hatte, öfter im Munde zu führen, sondern auch darauf den Knaben beim Halse nahm, ihn küßte und sprach: deine Mutter weiß nicht, was sie thut, daß sie

dein Wohl und ihre und ihres Mannes Glückseligkeit beweint! — Da sich Gabbriello indessen dem Kinde nicht anvertrauen wollte, weil es zu klein war, so trug er es auf dem Arme nach dem Zimmer zu seinem Schwesterchen, gab ihm eine Hand voll Geld, daß es sich daran erfreuen möge, und kehrte zu seinem Weibe, das mittlerweile über seine Worte nachgedacht und ihn daran fast erkannt hatte, in die Kammer zurück, wo er ihr denn, nachdem er die Thüre hinter sich verriegelt, alles was er gethan, der Reihe nach erzählte und seinen ganzen Plan auseinander setzte. Die gute Frau wurde darob über alle Maßen erfreut, überzeugte sich noch durch mancherlei zwischen ihnen auf das geheimste bewahrte Dinge, daß es Gabbriello wirklich sei, und konnte vor Entzücken gar nicht aufhören, ihn an sich zu drücken und ihn zu umarmen, indem sie jetzt eben so viel fröhliche Küsse dem lebenden Gatten gab, als sie jüngst in ihrer innigsten Betrübniß dem ertrunkenen zu geben vermeint hatte. Mitsammen vor übermäßiger Freude weinend, tranken sie sich gegenseitig die Thränen von den Wangen, bis auch durch die ferneren Beweise ihrer Zärtlichkeit die sie sich gaben die Santa vollkommene Gewißheit erlangte, ihren Gabbriello nicht verloren zu haben.

Nachdem sie also lange Zeit auf das vertrauteste zusammen geplaudert hatten, mahnte nicht nur der Fischer sein Weib an die Nothwendigkeit zu schweigen, sondern schilderte ihr auch das glückliche Leben, das sie mit den Schätzen, die er aufgefunden habe, führen könnten, und setzte ihr zu ihrem großen Wohlgefallen weitläufig auseinander, was er anderweit zu thun beabsichtige.

Als er die Kammer mit ihr verließ, stellte sich die Santa an zu weinen, öffnete die Hausthüre, und rief ihm auf die Straße nach, so daß viele Menschen sie vernahmen: Ich

empfehle euch meine armen Kinder an, worauf er erwiederte: verlaßt euch nur auf mich, und sie, in ihre Wohnung zurückgehend, still bei sich überlegte, wie sie sich ihrerseits zu betragen habe, um ihre Absichten und Plane am sichersten zu befördern und gelingen zu sehen.

Der Abend kam, Gabbriello aß, wie er seither gethan hatte, zu Nacht, ohne weiter ein Wort zu sprechen, begab sich in seine Schlafkammer und legte sich zu Bett, um der Ruhe zu pflegen, vermochte aber eben kein Auge zu schließen, weil er die ganze Nacht beschäftigt blieb, mit sich einig zu werden, was er zu seinem Besten ferner zu thun und zu lassen habe. Es war daher nicht sobald die Morgenröthe aufgegangen, als er sich erhob, um nach der Kirche der heiligen Katharina zu wandeln, bei der ein ehrwürdiger, frommer Geistlicher, Namens Bruder Angelico wohnte, der von den Pisanern für einen halben Heiligen gehalten wurde, und als er denselben rufen ließ, und zu ihm sagte, er habe nothwendigerweise mit ihm zu sprechen, um ihn wegen eines ihm zugestoßenen wichtigen und seltsamen Falles zu Rathe zu ziehen. Wiewohl dem barmherzigen Pater unbekannt, wurde er von ihm dennoch in sein Zimmer eingeführt, und daselbst stellte sich ihm nun Gabbriello als Lazzaro di Maestro Basilio von Mailand vor, theilte ihm dessen ganzes ihm wohlbekanntes Geschlechtsregister mit, und erzählte ihm allmählig unter anderem: wie er, nach der großen Sterblichkeit, von den Seinigen allein am Leben geblieben sei, bis er, zuletzt auf Gabbriello zu sprechen kommend, ihm auseinandersetzte, was er ungefliſſentlich an diesem verschuldet, indem er ihn wider seinen Willen verleitet habe, im Arno zu fischen und sich dabei den Tod zuzuziehen, und wie er in Folge dessen mit der Noth seiner Witwe und nachgelassenen hülflosen Waisen, die in ihm ihren Ernährer und einzigen Schutz auf Erden verloren hät-

ten, sein Gewissen dermaßen belastet und sein Herz bedrängt fühle, daß er, wie auf göttliche Eingebung, den Vorsatz gefaßt habe, die Santa trotz ihrer Armuth und ihres niedrigen Herkommens zur Frau zu nehmen, wofern sie selbst, und ihre Verwandten darein willigten, und die Kinder des ertrunkenen Fischers nicht nur als ob es seine eigenen wären, zu erhalten und zu erziehen, sondern sie auch einmal zu ganz gleichen Theilen mit denen, die er mit ihrer Mutter vielleicht erzeuge, ihn beerben zu lassen, damit er auf diese Weise womöglich Vergebung bei Gott und Nachsicht bei den Menschen finden möge. Der geistliche Vater, der in diesem heiligen Vorsatze ein äußerst frommes Werk reifen sah, tröstete den vermeintlichen Lazzaro bestens, ermahnte ihn, dasselbe möglichst bald zur Ausführung zu bringen, und sprach sich zuletzt sogar entschieden dahin gegen ihn aus, daß er sich der göttlichen Barmherzigkeit also ganz gewiß versichere. Um einen desto kräftigeren und schnelleren Beistand von ihm zu erlangen, zog Gabbriello aus einer Börse dreißig Lire in Silber hervor und gab sie ihm mit den Worten: er möge dafür drei Montage hintereinander die Messe des heiligen Gregor für die arme Seele des todten Fischers lesen lassen. Der ehrwürdige Mönch seinerseits erfreute sich aber ungeachtet seiner Heiligkeit an diesem süßen Anblicke solchergestalt, daß er das Geld mit den Worten annahm: die Messe soll schon nächsten Montag gesungen werden, mein lieber Sohn, und was die Heirath betrifft, so rede ich dir nach meinem besten Wissen und Vermögen zu ihrem Abschlusse zu, ja freue mich, daß du nicht auf Stand und Reichthum siehst, auf welchen letzteren du doch bei der großen Wohlhabenheit nicht zu sehen brauchst, die dir die Gnade Gottes hat zufließen lassen, und welcher erstere von uns eben nicht in Anschlag zu bringen ist, da wir ja vom ersten Anfange her

Alle Kinder eines Vaters und einer Mutter und nur durch Tugend oder Gottesfurcht untereinander verschieden sind, an denen es der armen Wittwe und den Ihrigen, die ich recht wohl kenne nicht gebricht. — Ich bin auch eben in keiner anderen Absicht zu euch gekommen, sagte Gabbriello, als um euch zu bitten, daß ihr mir zu meiner Heirath behülflich werden mögt. —

Wann wollt ihr die Ringe wechseln? fragte der Mönch. — Heute noch, wenn sie es zufrieden wäre, erwiederte er. — Nun, so laß mich in Gottes Namen machen, sprach der Mönch. Geh nach Hause zurück und verhalte dich ruhig, eine Gott so wohlgefällige Ehe soll bald zu Stande gekommen sein. — Ich wünsche sehnlich, daß es geschehen möge, sagte Gabbriello, und lege euch meine Sache an das Herz, worauf er den Segen des Mönchs empfing und aus dessen Zelle in der frohen Erwartung nach Hause ging, die ganze Angelegenheit baldigst nach seinem Sinne beendigt zu sehen.

Der heilige Pater hob die dreißig Lire auf, begab sich mit einem Begleiter erst zu einem Oheime der Santa, einem Schuhmacher, und zu einem Barbiere, der Geschwisterkind mit ihr war, welchen beiden er gehörig vortrug, was im Werke sei, und suchte in deren Gesellschaft sodann mit seinem Auftrage die Santa selbst heim, die sich anfänglich durchaus nicht darein schicken zu wollen schien. Nur erst, nachdem alle drei sie inständigst gebeten, und ihr mit vielen Gründen vorgestellt hatten, wie von ihrer Einwilligung ihr eigenes und ihrer Kinder Glück abhängig sei, gab sie fast weinend die Antwort von sich: sie wolle eine zweite Ehe, wenn auch nur zu Nutzen und Frommen ihrer Kinder, und um Lazzaros großer Aehnlichkeit mit ihrem Gabbriello willen zufrieden sein.

Um in der Kürze zu schließen, bleibt nichts mehr zu sa-

gen übrig, als daß der gute Pater so viel zu Wege brachte, daß noch desselben Morgens in Lazzaros Hause, wohin sich Alle begeben hatten, und in Gegenwart vieler Zeugen und des Notars Gabbriello zum zweitenmale als Lazzaro seinen Trauring der Santa ansteckte, die ihr schwarzes Kleid bereits von sich gethan, und dagegen ein reiches Prachtgewand aus dem Nachlasse der Brudersfrau Lazzaro's angelegt hatte, das ihr so gut als ob es für sie gefertigt worden wäre, paßte. Mittags und Abends nahmen sie eilig bereitete Festmahle ein, und als die halbberauschten Hochzeitgäste zu Nacht insgesammt von dannen gegangen waren, gingen die wiedervereinigten Ehegatten munter und guter Dinge zu Bett, und erfreuten sich, unter Scherzen und Kosen, der Einfalt des Mönchs und der Leichtgläubigkeit ihrer Verwandten, Freunde und Nachbarn.

Lazzaros Magd und Diener waren erstaunt, mit einem Male so großen Jubel und Aufwand im Hause einkehren zu sehen, und fanden sich durch diese ruhestörende Verheirathung nicht eben zufrieden gestellt.

Das Ehepaar stand des anderen Morgens spät auf, empfing die Besuche der Verwandten Santa's, und stellte nicht allein an diesem Tage ein stattliches Gastmahl an, sondern feierte sogar drei oder vier Tage lang sein zweites Hochzeitsfest, nachdem Gabbriello auch seine armen Kinderchen neu und ehrbar gekleidet hatte.

Die mit einem Male von der Erde nach dem Himmel entrückte, oder aus der Hölle in das Paradies eingegangene Santa kam mit ihrem Manne überein, mehrere Dienstleute anzunehmen. Gabbriello hielt es aus verschiedenen Rücksichten für rathsam, die alten von Lazzaro überbliebenen fortzuschicken. Und so rief er sie eines Tages vor sich, trug ihnen seine Worte vor, und gab nicht allein der alten Magd, außer

ihrem Lohne dreihundert Lire, mit denen sie eine Nichte verheirathen konnte, sondern auch dem Knechte, den Lazzaro erst vor kurzem angenommen gehabt hatte, ein gutes Stück Geld, über das, was er ihm schuldig war. Beide verließen demnach in Frieden und fröhlichen Muthes seinen Dienst, der von neuen Mägden und Knechten versehen wurde, und Gabbriello führte fernerhin mit seinem ihm zweimal angetrauten Weibe eine gemächliche Ehe. Er wurde darin in der Folge der Vater noch zweier Söhne, die er mit einem neuen Geschlechtsnamen die Fortunati nennen ließ, und es gingen aus deren Nachkommenschaft viele in den Waffen und Wissenschaften berühmte und namhafte Männer hervor.

VI.

Treulos, doch getreu.

Vor nicht gar langer Zeit lebte in Pera ein Perote, Namens Caliſto, der eine Philotima genannte Griechin zum Weibe hatte. Wiewohl nun zwiſchen Peroten und Griechen von jeher wenige Uebereinſtimmung der Sitten ſtatt fand, ſo herrſchte doch zwiſchen Caliſto und ſeiner Frau eine vollkommene Eintracht, und ſie führten mit einander, in gegenſeitiger Liebe und Treue, die friedſamſte Ehe, die es geben konnte.

Da trug es ſich zu, daß Philotima eines Tages zu einer Hochzeit eingeladen wurde, und bei Tiſche einem jungen Griechen gegenüber zu ſitzen kam, der ſo ausnehmend ſchön und anmuthig war, daß man ihn hätte für einen dem Himmel entſtiegenen Engel halten mögen. Philotima ſah ihn unverwandten Auges an und konnte ſich nimmermehr an ſeinem Anblicke ſättigen, indem ſeine Blicke allmählig eine ſo energiſche Liebesgluth in ihrem Buſen entzündeten, daß ſie am Ende ganz in Feuer und Flamme ſtand.

In ihrem Hauſe wieder angelangt, verſah ſie ſich deſſen, was wider ihren Willen mit ihr vorgegangen war, und ſchickte ſich mit dem größten Ernſte und Eifer an, das

geschehene Uebel womöglich wieder gut zu machen. Sie wendete ihr ganzes Sinnen und Trachten ihrem Gatten zu; und jedesmal, wann ihr der Jüngling in die Gedanken kam, bildete sie sich ein, daß er Calisto sei, indem sie diesen in freiwilliger süßer Täuschung wie eine Neuvermählte mit tausend zärtlichen Liebkosungen überschüttete und also auf eine ehrbare, wiewohl vergebliche Weise ihre Leidenschaft einigermaßen durch ihn selbst zu lindern suchte. Alles was sie inzwischen that, um sich aus ihrer Verlegenheit zu befreien, verwickelte sie nur immermehr darein, und da sie keinen Menschen hatte, dem sie ihren Kummer hätte klagen, oder bei dem sie sich Rath und Trost holen können, so empfand sie ihn um so schwerer, als sie ihn in ihr Inneres verschließen mußte. Die Arme hielt dafür, es sei das wirksamste Mittel gegen ihr Uebel, dessen Urheber nicht mehr zu sehen, und erwählte damit in Wahrheit auch das beste Theil, da uns ja die Erfahrung unwiderleglich lehrt, daß man die Liebe nicht anders als durch Flucht vor ihr überwinden kann.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ging sie weder mehr aus dem Hause, noch ließ sie sich jemals wieder an Thüre oder Fenster sehen, um ein- für allemal den Anblick dessen zu vermeiden, für den sie sich so wunderbarerweise entzündet fühlte. Es sollte aber eben beispielsweise an ihr bewiesen werden, wie schwer man auf Erden einem schlimmen Geschicke entgehen kann. Denn, ohne ihre Liebe irgend zu ahnen, schloß ihr Gatte eine enge Freundschaft mit jenem Jünglinge und begann, ihn nicht allein zum Mittags-, und Abendessen mit sich nach Hause zu bringen, sondern auch überhaupt, als ob er sein Bruder gewesen wäre, jederzeit in seiner Gesellschaft zu sein. Das bedauernswerthe junge Weib empfand darüber unendliches Mißvergnügen, und wollte gar nicht vor dem jungen Manne erscheinen, indem

sie, wie es in der That auch der Fall war, ihrem Gatten zu verstehen gab, daß ihr seine Gegenwart lästig falle, der sie wider seinen Willen ins Verderben stürzte. Caliſto bildete sich dagegen ein, sie zeige sich dem Jünglinge nur um seiner Liebe willen zu ihm, abgeneigt, und sagte deshalb zu ihr: sie thäte sehr unrecht daran, ihn zu hassen, denn er verdiente in Wahrheit, von Jedermann geliebt zu werden. Er verbreitete sich darauf weitläufig über dessen Tugenden und Vorzüge und schloß mit den Worten: Philotima! wenn du ihn einmal solltest singen und spielen hören, du würdest dafür halten müssen, er verdiene nicht, daß man ihn hasse.— Die Frau, deren Sinn auf nichts anderes, als darauf gerichtet stand, ihn aus ihrem Herzen zu verbannen, fühlte sich auf das höchste geängstigt, als sie ihren Gatten so sprechen hörte, und erwiederte, um keine neue Veranlassung zu erhalten, ihn zu sehen und zu hören, daß ihr dies völlig gleichgültig sei, und daß er ihr kein größeres Vergnügen machen könne, als ihr den Jüngling nimmer wieder vor Augen zu bringen. — Es ist wohl wahr, Philotima, sprach Caliſto, daß die Frau die Freunde ihres Mannes in der Regel scheel ansieht. Aber über dich wundere ich mich dennoch, daß du, nachdem stets eine solche Eintracht zwischen uns obgewaltet hat, dich gegenwärtig meinen Wünschen so abgeneigt zeigst. — Diese Eintracht, von der du sprichst, antwortete sie, sollte dich im Gegentheile abhalten, mir um seinetwillen mißfällig zu werden. — Er brach hier das Gespräch mit seiner Gattin ab, nahm sich aber vor, auch fernerhin nach seinem eigenen Willen zu handeln, sie möge darüber so mißvergnügt sein als sie wolle. Indem er nun seinen freundschaftlichen Umgang mit dem Jünglinge fortsetzte, ereignete es sich, daß derselbe eben eines Tages zu ihm kam, als er mit Philotimen, wie er des öfteren zu thun gewohnt

war, sang und musizirte. Calisto war darüber sehr erfreut, weil er meinte, daß, wenn seine Frau ihn singen höre, sie wohl oder übel davon ablassen müsse, ihm seine Freundschaft zu dem jungen Manne zu verargen. Mit heiterem Angesichte sich demselben zuwendend, sprach er: Ihr kommt gerade zu rechter Zeit, uns mit eurem Tenore zu begleiten, gab ihm eine Geige in die Hand, und zeigte ihm die Noten des Liedes, das sie sangen. Sie fuhren dann alle drei fort zu singen und zu spielen, und der Jüngling trug seine Stimme so anmuthig und harmonisch vor, daß er hätte Steine, geschweige denn Weiberherzen in sich verliebt machen müssen. Philotimens Leidenschaft wurde zwar also auch ungemein gesteigert; mit ihrer Ehrbarkeit gewaffnet, leistete sie aber nichtsdestoweniger jedem unzüchtigen Verlangen in sich Widerstand. Hätte sie sich sowohl ihrer Liebesgluth entledigen können, als sie ernstlich wünschte, der Vernunft die Oberhand zu lassen und ihre eheliche Treue rein zu erhalten, so würde sie nicht nöthig gehabt haben, vor dem Anblicke und der Gesellschaft des Jünglings so ängstliche Scheu zu tragen. Inzwischen entbrannte sie von Tag zu Tage mehr, und weil ihr Gatte auf die angegebene Weise dem wilden Feuer in ihr selbst immer neue Nahrung verlieh, so wollte sie doch einmal versuchen, ob sie ihn nicht könne gegen den Jüngling argwöhnisch machen, und ihn vielleicht also dahin bringen, denselben aus seinem Hause entfernt zu halten. Calisto, sagte sie eines Tages zu ihm, ich weiß nicht, wie du es geschehen lassen kannst, daß dein Freund so vertraulich und so frei in deinem Hause aus- und eingeht, und allein bei mir bleibt, als ob er mein Bruder wäre? Bedenke doch, daß oft ein weit geringerer Anlaß hinreicht, demjenigen etwas zu denken und zu reden zu geben, der den Lauf der Welt mit scharfen Augen betrachtet, und gemei-

niglich geneigter ist was da geschieht, zum Bösen, als zum Guten auszulegen. Ich will dir nicht nur in der That treu sein und bleiben, so wie ich es bin, sondern auch durchaus keinen Argwohn veranlassen, der meine Ehre beeinträchtigen könnte, und du selbst solltest es dir angelegen sein lassen, meinen guten Ruf und Namen vor jedem etwaigen schlimmen Verdachte sorgfältig zu bewahren. — Der Ehemann erwiederte ihr, daß er sich ihrer Ehrbarkeit sehr wohl bewußt sei; die Bescheidenheit und den Werth seines Freundes aber ebenfalls nicht verkenne, und eben um der einen wie der anderen willen sie mit so vollem Vertrauen bei einander lasse. Was die öffentliche Meinung anlangt, fügte er hinzu, so spricht man von einer ehrenwerthen Frau, wie du bist, auch nicht anders als ehrenvoll. — Und wenn ich eine Heilige wäre, antwortete sie ihm, wie man ja je zuweilen ehrbare und getreue Frauen nennt, so sage ich dir doch, Calisto, daß die Frauen es nicht besser haben, als ihr Ruf sie macht. Ich habe dir deswegen zu bedenken geben müssen, was ich dir eben gesagt, weil ich fürchte, daß der vertrauliche Umgang mit deinem Gefährten meinem Rufe nachtheilig sein möge, und damit du mehr darauf achtest, mir auch in dem Namen die Ehre zu bewahren, die ich dir in der That erhalte. — Calisto lachte über ihre Rede, und da er glaubte, daß die Abneigung, die sie von Anbeginn dem Jünglinge dargethan habe, deren Urgrund sei, so ließ er sich in seiner Handlungsweise nicht irre machen. Es boten sich nach gerade der jungen Frau tausend Gelegenheiten dar, vor Sehnsucht nicht umzukommen, und zwar ihr dergestalt zu genügen, daß außer ihr und dem Jünglinge kein Mensch etwas davon erfahren hätte. Sie stand aber nicht an, einer wie der andern aus dem Wege zu gehen, weil es ihr schien, wie es jeder ehrliebenden Frau desgleichen scheinen sollte, daß sie

schon ihre eigene Scham und Schande in sich selbst nicht wohl würde ertragen können. Wie sie nun einsah, daß sie umsonst versucht hatte, ihrem Gatten ihretwegen Besorgnisse einzuflößen, so glaubte sie, ihr Heil darin zu finden, daß sie anfing, den Jüngling scheel anzusehen und ihm Worte anzuhören zu geben, aus denen er abnehmen konnte, ihr mit seiner Gegenwart beschwerlich zu fallen. Es schien jedoch, als ob die Liebe jeden unfreundlichen Blick und jede verdrossene Geberde dergestalt in ihr gemildert hätte, daß er sich des Mißvergnügens, welches sie ihm kund geben wollte, ganz und gar nicht versah. Indem nun in Philotimen auf solche Weise ihre Vernunft, ihr Wille und ihre Ehrbarkeit in unablässigem Kampfe mit ihrer Leidenschaft lagen, vermochte am Ende die Unglückliche, diese Last nicht länger zu ertragen, und erkrankte sie gefährlich. Calisto fühlte sich durch die Krankheit seiner Gattin eben so aufrichtig geängstigt, als er ihr mit Liebe zugethan war. Er ließ Aerzte herbeirufen und bot alle möglichen Mittel auf, ihre verlorene Gesundheit wieder herzustellen. Es verhinderten aber weder Aerzte noch Arzeneien, daß das in ihrem Innern entbrannte Feuer immermehr ihr Mark verzehrte. Den schlechten Erfolg ihrer Heilmittel zuletzt erkennend, erklärten die Aerzte, daß die Kranke schwermüthig und der Aufheiterung bedürftig sei, und Calisto versuchte alsobald durch Musik und Gesang, durch Tanz und Spiel, und durch alles, was ihm nur in den Sinn kommen wollte, seine geliebte Philotima zu zerstreuen. In dieser Bemühung sang er vor ihr zuweilen allein, zuweilen in Begleitung seines Freundes, und es geschah wohl auch, wenn eine Freundin Philotimens zugegen war, daß Calisto musizirte, und der Jüngling mit dem jungen Frauenzimmer zu Philotimens Belustigung einen Tanz aufführte, wobei er dann so anmuthige Stellungen anzunehmen und

so liebliche Bewegungen auszuführen wußte, daß Jedermann die Ausbildung seines Körpers wie ein Wunder anstaunte. Freilich versenkte Calisto also durch das, was er zum Troste und zur Heilung seiner Gattin ausersonnen hatte, die Arme nur in desto tiefere Traurigkeit, und bereitete ihr, anstatt der Genesung, nur den Tod zu, den ihr Uebel ihr von Stunde zu Stunde näher brachte.

In dieser Zwischenzeit hin und her seine Noth erwägend, fiel der Ehemann plötzlich auf den Gedanken, hinter dem Widerwillen, den sie dem Jünglinge kund gegeben, und ihm selbst gegen ihn mitzutheilen gestrebt habe, könne wol gar viel eher eine heftige Leidenschaft zu demselben verborgen gewesen sein, die sie habe, durch Entfernung des Gegenstandes aus ihren Augen, ersticken wollen, und der sie nunmehr als ein Opfer ihrer ehelichen Treue erliege. In Folge dieses Bedenkens vorziehend, seine Gattin am Leben zu erhalten, indem er seinem Freunde im Verborgenen seine ehelichen Rechte abtrete, als sie ohnedies sterben zu sehen, begann er eines Tages über dies und jenes mit ihr zu sprechen und ließ endlich unvermerkt und absichtlich das Gespräch auf den Jüngling fallen. Er rühmte und pries dessen Schönheit, die ganz gewiß jedes Weib reizen müsse, fügte dazu, wie verzeihlich es nach seiner Meinung einer jeden sei, die nach ihr Verlangen trage, und sprach endlich aus: wenn er ein Weib wäre, und ein solcher Mann sich jemals seinen Augen darböte, so würde er nicht eher ruhen, als bis er sich des Genusses seiner Liebe erfreute. In diesem Sinne auch noch weiter redend, suchte er Philotimen durchaus dahin zu bringen, ein Wort über den Jüngling zu äußern, woraus er ihr Gefühl für ihn erkennen möchte. — Mit kluger Vorsicht antwortend, sagte sie zu ihm: Es könnte sehr wohl geschehen, Calisto, daß dieser Jüngling die Liebe eines Weibes

fesselte, denn ich halte dafür, daß es nicht in unserer Willkühr steht, ihren Flammen zu entfliehen, oder sie durch keusche, frostige Gedanken in uns zu löschen. Wenn aber ein solches Weib etwa schon einem Gatten vermählt wäre, und die Achtung vor ihrer Ehre hätte, die sie nothwendigerweise haben müßte, wenn sie für achtungswerth gelten wollte, so würde sie weit lieber wie ein braves Weib sterben, als ihre Ehre durch Verrath an ihrer ehelichen Treue beflecken und beschimpfen. Was mich betrifft, so weiß ich wenigstens für gewiß, daß ich so handeln würde, wofern mein Mißgeschick es mit sich gebracht hätte, mich für jenes Jünglings Schönheit, die du eine so seltene nennst, in Liebe zu entzünden. Calisto sagte: Ich liebe dich so sehr, Philotima, daß ich beklagen würde, geboren zu sein, wenn du jemals daran dächtest, sterben zu wollen, um etwa deine Liebe zu einem Jünglinge, dessen Reize dein Verlangen erregt hätten, mit deinem Tode zu büßen. — Und ich würde es bejammern, zu leben, fiel sie ihm in das Wort, wofern eine thörichte Sehnsucht mich jemals zu dem Gedanken verleiten könnte, durch einen Treubruch an dir meine Ehre zu beeinträchtigen, denn in meinen Augen ist ein Leben voll Schande nichts als Tod, ein ehrenwerther Tod hingegen für den Eingang in das ewige Leben anzusehen. — Calisto wollte nach dieser Verständigung den letzten Versuch wagen, sie am Leben zu erhalten, und redete sie also an: Philotima! ich weiß es, um von nun an unverhohlen mit dir zu sprechen, daß du diesen Jüngling liebst, und daß dich diese Liebe allmählig nur um deswillen zu einem schlimmen Ausgange führt, weil du mir deine Treue und dir deine Ehrbarkeit erhalten willst. Den unzweideutigsten Beweis dieser Wahrheit finde ich darin, daß ich sehen muß, wie es leider so weit mit dir kommen konnte. Da du denn aber keinen Vorschub hast benutzen

wollen, den ich, schon lange Zeit im Geheimnisse deiner Leidenschaft, derselben gern zu deiner Heilung geleistet hätte, und da du dich im Gegentheile von der Sehnsucht immer mehr verzehren läßt, so fordere ich dich hiermit auf, gleichwie du mir deine Ehrbarkeit zur Genüge bewiesen hast, mir nunmehr auch die Liebe darzuthun, von der ich dich immer zu mir durchdrungen glaubte. Du kannst dies auf keine bestimmtere Weise thun, als indem du dich am Leben zu erhalten suchst, und wie ich denn wohl weiß, daß dir dieß nicht ohne den Genuß deiner Liebe gelingen wird, so bitte ich dich, ihr zu leben, weil ich dich mir lieber dadurch erhalten, als dich sterben sehen will. Tröste und stärke dich, wenn die äußerste Hinfälligkeit, in der du dich befindest, dich für den Augenblick diesen Genuß nicht wünschen läßt, damit du dich ihm nach deiner völligen Genesung überlassen kannst. Und wofern ich also, Philotima, dir mein Mitleiden zu erkennen gebe, so sei auch du, ich bitte dich, nicht grausam gegen dich, oder trage wenigstens, wo nicht mit dir selbst, so doch mit deinem Calisto Erbarmen, den du gewiß nicht in Folge deiner Beharrlichkeit auf deinem Entschlusse wirst absichtlich tödten wollen, und der dir mit so großer Liebe zugethan ist, daß er dir, wenn du dich sterben ließest, alsbald folgen und dich so zur Mörderin an dir selbst, wie desgleichen an ihm machen würde. Bedenke, was ohne Vater und Mutter aus unseren kleinen unerzogenen Kindern werden sollte, die so leicht auf Irrwege gerathen könnten, und thue darnach, was deine Pflicht als gehorsame Gattin und als liebevolle Mutter von dir erheischt. — Sowie er dies gesagt hatte, schwieg er fast weinend still, und das schon am Rande des Grabes stehende Weib antwortete: Nachdem ich dir, Calisto, jederzeit so innig zugethan war, daß mein Herz von keinem anderen Manne, als von dir wußte, bin ich aller-

dings, ich will dir in diesen letzten Stunden meines Lebens die Wahrheit nicht verläugnen, in so glühender Liebe zu diesem Jünglinge entbrannt, daß es nicht mehr in meinem Vermögen steht, der mich vernichtenden Allgewalt dieser Flammen mich zu entziehen. Ich hätte wohl gern gewünscht, du möchtest mich vor diesem Geständnisse, aus dem du erkennen wirst, wie gefährlich es für dich war, einen solchen Jüngling in dein Haus einzuführen, eben sowohl und zwar als so schwach gekannt haben, wie du mich jetzt kennst, weil du mich alsdann vor der schweren Versuchung würdest behütet haben, der du mich durch seinen mir alltäglich gegenwärtigen Anblick preis gabst. Da es denn nun aber, dem Willen meines widerwärtigen Schicksals zufolge, also mit mir gekommen ist, so will ich dir, Calisto, eben so getreu sterben, als ich dir im Leben getreu war. Des Mittels, welches du mir jetzt zu meiner Rettung anbietest, kann ich mich eben so wenig bedienen, als ich mich der Gelegenheiten bedienen konnte, die du mir vordem dazu bereitet hast, wie du sagst. Denn, wiewohl du mir in beiderlei Weise aufs neue die große Liebe zu erkennen gegeben hast, mit der du schon unser ganzes früheres Leben bereichertest, so bin ich doch nicht fähig, dir meine gegenseitige Liebe und meine Dankbarkeit dadurch zu bethätigen, daß ich mein dem Tode einmal verfallenes Dasein mit Aufopferung meines reinen Bewußtseins und meiner Selbstachtung rettete. Nein! ich will mich viel lieber durch meinen Tod deiner und deiner Liebe würdig machen, als durch ein verdammliches Mitleiden mit dir und unseren Kindern auch noch die Schuld der Schwäche und damit eine ewige Schande auf mich laden. Lebe du also, mein theuerster Calisto! und halte das Angedenken deiner gestorbenen Philotima werth, indem du dir in Gedanken vorstellst, wie sehr sie dich in jenem anderen Leben lieben wird, wofern es

wahr ist, daß sich auch jenseit die Seelen lieben, die sich einander in diesem Leben angehörten. In unseren lieben Kindern, die ich dir eng an dein Herz lege, erhalte dir das Angedenken unserer dereinstigen Liebe und Zärtlichkeit. —

Das junge Weib vermochte hier nicht weiter zu reden und verstummte. Wenige Tage darauf sterbend, hinterließ sie ihren Gatten in so schwerem Herzeleid, daß er, so lang er lebte, keinen anderen Trost mehr als in der Erinnerung an die Treue und Keuschheit seiner geschiedenen Philotima finden wollte.

VII.

Der Genius.

Eine junge Biscayerin aus einer guten Familie, die sich in Bayonne niedergelassen hatte, verwaiste schon in dem Alter von vier Jahren und wurde von einer alten Tante erzogen, deren ungesellige schroffe Sinnesart ihr so wenige Zerstreuungen zuließ, daß in ihr das Verlangen entstand, sich ihre einsame Abgeschlossenheit durch Bildung und Bereicherung ihres Geistes mit Kenntnissen angenehmer zu gestalten.

Da dieses Verlangen ein durchaus löbliches war, so stellte ihm die alte Araminta keine Hindernisse entgegen, und gestattete der schönen Leontine bei dessen Befriedigung eine unbeschränkte Freiheit. Geschichte und Mythologie waren ihre erste Beschäftigung. Die Geographie, als geschichtliche Hülfswissenschaft, wurde nicht übersehen. Danächst hielt sie die Erlernung verschiedener lebender Sprachen zum besseren Verständnisse der Autoren für nothwendig. Sie erlernte auch das Lateinische und verband damit das Griechische, und da ihre Wißbegierde so stark war, als sie bei einer Frau sein konnte, so wollte sie sich auch die Kenntniß des Hebräischen

aneignen. Araminta gab ihr alle Lehrer, die sie bedurfte, und ließ es auch nicht an einem Hebräischen fehlen.

Ein namhafter Rabbiner, der in Bayonne nicht nur wegen seines ausgebreiteten Handels mit kostbaren Stoffen, Juwelen und Antiquitäten, sondern auch wegen seiner tiefen Kenntnisse in Ansehen stand, wurde von der jungen Leontine zu ihrem Lehrmeister in dieser Sprache auserwählt. Er entdeckte in seiner Schülerin so schöne Anlagen, daß es ihm zum Vergnügen gereichte, ihr ein gutes Theil dessen mitzutheilen, was er selbst wußte. Und obwol die Juden den Christen nicht eben gern die Geheimnisse der Cabbala erschließen, der sie mit blindem Aberglauben anhangen, so konnte er doch nicht der Versuchung widerstehen, dem schönen Mädchen die allgemeinsten Begriffe davon beizubringen. Es ist zuweilen gefährlich, zu viel Geist zu haben und über gewisse, besonders über solche Dinge Belehrung zu suchen, die nur in der Einbildung geheimnißsüchtiger Menschen beruhen, und deren Wesen kein anderes ist, als daß sie allzuleichtgläubige, unkräftige Seelen verwirren und bethören. Uebermäßige Wißbegierde führt häufig zu Irrthum, Irrthum zu Aberglauben, und das schöne Geschlecht wird dazu nicht selten durch die ihm angeborene Eitelkeit verlockt, gegen welche die Natur ihm in seiner Liebe zu Aeußerlichkeiten eine wohlthätige Ableitung mitgab.

Die junge Biscayerin hatte das Unglück, daß sich diese Eitelkeit bei ihr nach innen warf. Je mehr sie zu lernen, zu wissen und zu ergründen trachtete, desto mehr verfinsterte sich ihr natürlicher und angebildeter Verstand. Die jüdische Cabbala verblendete sie, die Gemeinschaft mit überirdischen Wesen, welche dieselbe ihren Anhängern vorspiegelt, verführte sie, und indem sie dieser ihrer fixen Idee jede andere geistige Beschäftigung aufopferte, kam es so weit mit ihr, daß sie

die nützlichsten Studien verachten lernte, und in der Sehnsucht befangen, einen jener himmlischen Geister zu sich zu bannen, Tag und Nacht nichts anderes that als Ziffern schreiben, rechnen und die vermeintlich geheimnißvollen Zahlen mit so großer Emsigkeit wie der gläubigste Cabbalist zusammenstellen. Mittlerweile erreichte sie dennoch ihr zwanzigstes Jahr, ohne den Schlüssel des Geheimnisses gefunden zu haben, wie der von ihr so leidenschaftlich ersehnte Genius vor sie zu beschwören sei. Araminta starb ungefähr um dieselbe Zeit und machte sie durch ihren Tod zur Herrin ihrer selbst; es kam ihr aber nicht von weitem in den Sinn, ihre neue Freiheit anders als zur Fortsetzung ihrer mystischen Studien anzuwenden. Zauberkreise wurden täglich gezogen, Zauberformeln gesprochen, Weihrauch geopfert; aber mit nicht minderer Erfolglosigkeit als Sorgfalt. Sie hatte den Rabbiner oftmals gebeten, den Genius vereint mit ihr zu beschwören; aber sei es, daß er selbst die Trüglichkeit seiner Cabbala erkannte, oder daß er in der That glaubte, was er ihr sagte, kurz, er versicherte ihr immer wiederholt, sie allein sei im Stande, das Erscheinen des Geistes zu erzwingen, denn er habe sie dazu hinlänglich wissend gemacht; diese reinen Geister seien jedoch so unendlich zart, daß der mindeste Anstoß sie verletze. Es lebte nun dagegen Leontine so züchtig, es war ihr Herz allem Weltlichen so entfremdet, daß sie sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen hatte. Da indessen das Ableben ihrer Tante sie in Familiensachen verwickelt, und sie genöthigt hatte, viele Menschen zu sehen, da ihre große Schönheit und ihr heller Verstand, dessen schwache Seite der Welt verborgen blieb, ihr viele Anbeter zuzogen, so wurde sie der Meinung, dieses gesellige Treiben möge schuld sein, daß der Genius Bedenken trage, ihr zu nahen. Sie entschloß sich, aus diesem Grunde, Bayonne zu verlassen

und sobald es ihre Geschäfte zuließen, sich auf das Land zurückzuziehen.

Leontine war nicht reich. Ob ihrem väterlichen Erbe schwebten verschiedene Prozesse, und sie hatte kein sicheres Besitzthum weiter, als den Nachlaß Aramintens, der in baarem Gelde bestand. Jedermann verwunderte sich billig, daß sich das schöne Mädchen unter ihren zahlreichen Freiern keinen Gatten erwählte, der ihr Vermögen hätte sicher stellen und ihr selbst ein ihrer würdiges Loos anbieten können. Aber ihr nur nach himmlischen Genien strebender Geist blickte mit solcher Verachtung auf die Männer herab, daß sie unmöglich einen zu lieben vermochte, wenn auch bei der Unkenntniß der wahren Ursache ihrer Gleichgültigkeit ein jeder ihrer Bewerber sich unablässig bemühte, derselben ein Ziel zu setzen. Sie hatte eine vertraute Freundin, der sie auch ihre geheimsten Gedanken nicht verhehlte. Dies war eine junge, schöne Wittwe, die sich aus Pflichtgefühl nicht wieder hatte verheirathen wollen, um ihre ganze Zeit der Erziehung einer Tochter zu widmen, die ihr aus ihrer Ehe geblieben war.

Diese Dame hieß Amalie, war mit Araminten bekannt gewesen und hatte dieselbe öfters besucht, weil sie aus Neigung fast eben so einsam lebte als Leontine gehalten wurde. Da sie also Gelegenheit gefunden hatte, sich mit der ihr verwandten verständigen Sinnesart des jungen Mädchens auf das engste zu verbinden, so war es ihr zwar auch nicht selten begegnet, ihre Freundin mitten unter Büchern zu finden, die mit seltsamen Charakteren angefüllt waren. Da sie Leontinen aber als Gelehrte kannte, so war es ihr niemals eingefallen, sich diese Charaktere, von denen sie dafür hielt, daß sie ihre Begriffe überstiegen, von ihr erklären zu lassen, und das liebenswürdige Mädchen, das deswegen aus-

gelacht oder ausgescholten zu werden, oder wohl gar Widerspruch zu erleiden befürchtete, hatte sich über diesen einzigen Gegenstand gegen Amalien ein tiefes Stillschweigen auferlegt. Nach Arminiens Tode war diese Freundin die erste, welche in Leontinen drang, die Wahl eines Gatten zu treffen. Die junge Dame ihrerseits legte ihr jedoch eine solche Abneigung gegen den Ehestand und einen so entschiedenen Widerwillen gegen das männliche Geschlecht an den Tag, daß sie nicht wohl umhin konnte zu vermuthen, sie möge einen ganz besonderen Grund haben, so gesinnt zu scheinen. Um sich darüber Licht zu verschaffen, beobachtete sie Leontinen mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit, welcher ihre Freundschaft sie fähig machte, erwartend, vielleicht eine ihrer unwürdige Neigung oder eine verkehrte zu bekämpfende Richtung ihrer Ansichten zu entdecken.

Da sie inzwischen durchaus keine andere Leidenschaft als die zur Gelehrsamkeit und Einsamkeit an ihr verspürte, so begann sie fast schon zu glauben, ihre Abneigung gegen die Ehe möge ihr angeboren sein, als sie eines Tages, da sie eben im Begriffe stand, nach ihrer Gewohnheit in Leontinens Cabinet einzutreten, dieselbe so laut darinnen sprechen hörte, daß sie einen Augenblick an der Thüre verweilte, um zu vernehmen, wer bei ihr sei. Leontine hatte den Schlüssel abgezogen und vermeint, die Thüre von innen verschlossen zu haben, während sie doch nur angelehnt war. Amalie versah sich dieses Umstandes, und machte sie leise auf, um ebensowohl zu sehen, als zu hören, mit wem sich ihre Freundin unterhielt. Welcher Anblick bot sich aber ihren Augen dar! Eine Art Hausaltar war in mitten des Cabinets aufgeschlagen, eine Schale von japanischem Porzellan stand darauf einerseits, andererseits ein silbernes Kohlenbecken, in welchem die schöne Leontine, unbedeckten Hauptes und fliegenden Haa-

res, Räucherwerk verbrannte, das sie mit der einen Hand aus der Schale nahm, derweil sie mit der anderen ein Buch hielt, aus dem sie Amalien unverständliche Worte laut ablas. Da die Ueberraschung der letzteren sie nicht daran denken ließ, vorsichtig zu sein, so trat sie plötzlich ein und stellte sich Leontinen vor. Was für Beschwörungen nehmen sie da vor, meine Liebe? sagte sie lachend: seit wann sind sie eine Zauberin geworden? —

Wenn sich Amalie vorher hatte verwundern müssen, so erstaunte jetzt Leontine nicht minder, eine so unerwartete Zeugin vor sich zu sehen. Sie erröthete und erblaßte, und ihre Verwirrung wurde so groß, daß sie das Buch, welches sie in der Hand hatte, fallen ließ. Ihre Angst und Verlegenheit regte ihre Freundin fast zu den nämlichen Empfindungen auf, und es bot ein anmuthiges Schauspiel dar, die beiden reizenden Wesen eines dem anderen gegenüberstehen und sich gegenseitig stumm anblicken zu sehen. Am Ende nahm Amalie zuerst das Wort und sprach, um ihre Zweifel zu enden: hätte ich mir denken können, liebe Freundin, sie in solche Verlegenheit zu bringen, so würde ich ganz gewiß nicht eingetreten sein; ich schmeichelte mir aber, sie hätten keine Geheimnisse vor mir, und es wäre mir der Zutritt zu ihnen zu jeder Zeit gestattet. — Sie haben sich darin auch nicht geirrt, antwortete Leontine, die allmälig ihre Fassung wieder gewann, denn die Verwirrung, in der sie mich sehen, rührt vielweniger davon her, daß sie mich in diesem Zustande überraschen, als weil ich ihnen verschwiegen habe, was mich darein versetzt. Wofern indessen, fuhr sie fort, ein vollständiges Vertrauen meinen Fehler wieder gut machen und sie bewegen kann, niemals irgend Jemand wieder zu sagen, was sie so eben gesehen haben und gegenwär-

tig hören sollen, so bin ich bereit, ihre Neugierde zu befriedigen. —

Amalie, die vor Verlangen brannte, das wichtige Geheimniß zu vernehmen, versprach ihr alles, was sie von ihr forderte. Und Leontine bat sie hierauf, sie wegen desselben weder zu verspotten noch zu tadeln, weil das eine wie das andere sie zwar kränken, keinesweges aber anderen Sinnes machen könnte. Die schöne Witwe beseitigte durch ihre Versicherungen auch dieses letztere Bedenken ihrer Freundin, und so setzte sich Leontine mit ihr nieder, nachdem sie ihre geheimnißvollen Geräthschaften aufgehoben, und die Thüre des Cabinets sorgfältiger als vorher abgeschlossen hatte, und hub folgendermaßen zu reden an: Meine liebe Amalie! sprach sie zu ihr: die menschliche Natur unterliegt so argen Gebrechlichkeiten, daß man nicht sorgsam genug sein kann, sie zu veredlen. Der Umgang der Menschen mit einander, weit entfernt, dies zu bewirken, trägt vielmehr nur dazu bei, ihre Fehler zu vergrößern. Die Verderbniß ist allgemein, das Gute ist allzusehr mit dem Bösen untermischt, als daß die Reinheit den Sieg davon tragen könnte. Wir können also nur, indem wir uns selbst erheben, zu dem Grade der Vollkommenheit gelangen, der uns unseres Daseins würdig macht. Wie sollen wir aber erfolgreich nach einer solchen Vollkommenheit streben, wenn wir ausschließlich nur mit irdischen, unstäten, sterblichen und sündhaften Geschöpfen umgehen, deren Geist sogar nicht einmal für das Ewige, Unvergängliche, sondern nur für den Schmutz des Materiellen empfänglich ist? Nur also, indem wir mit rein geistigen, himmlischen Wesen in Verbindung zu treten suchen, vermögen wir ihnen ähnlicher zu werden als wir es sind, und können wir hoffen, uns die hohe Weisheit, Tugend und Erkenntniß, mit einem Worte den Grad von Reinheit anzueignen, zu dem

unsere Seele bestimmt zu sein scheint sich auszubilden. Sie müssen wissen, meine theuerste Amalie, daß es himmlische Wesen beiderlei Geschlechts giebt, wie Menschen, die der Zuneigung und Zärtlichkeit fähig sind, und sich vor Zeiten, als das Menschengeschlecht noch im Stande einer höheren Unschuld lebte, demselben gern mitzutheilen pflegten, es unterrichteten, leiteten und beglückten. Die Sittenverderbniß aber und die Verwirrung, welche die Leidenschaften in den Herzen der Menschen anrichteten, entfernten sehr bald diese glückseligen Geister aus ihrer Gesellschaft. Und indem sie nun jene sich selbst überließen, gelobten sie, keinen weiteren Umgang mit ihnen zu haben, oder wenn ja sie sich dem einen oder anderen einzelnen Sterblichen jemals wieder zu nähern gesonnen würden, dies doch nicht eher zu thun, als nachdem sie ihn auf alle mögliche Art und Weise erprobt hätten. Als sie sich noch mit den Menschen abgaben, hatten sie diese gelehrt, sie jedesmal, wann sie ihrer bedürften, zu ihrem Beistande zu sich zu rufen. Die Sünder unterließen nun zwar auch hernachmals nicht, diesen Gebrauch zu befolgen. Aber die Himmlischen hatten ihre Herzen ergründet und erschienen nicht mehr auf ihren Ruf, weil sie erkannt hatten, daß sie ihre Laster nicht ablegen würden. So verfielen denn fernerhin die nur noch von ihren Sinnen gelehrten und geleiteten Menschen, aus Fehlern in Fehler, aus Unvollkommenheiten in Unvollkommenheit und bald auch, in nothwendiger Folge, aus Unglück immer tiefer in Unglück. Im Verlaufe der Zeit wurden unter ihren Nachkommen allerdings Manche geboren, die ihnen nicht ähnelten, und deren Gemüth von Natur znm Guten geneigt war, und die Himmlischen wollten ihnen auch wohl und knüpften eine Gemeinschaft mit ihnen an. Es fand jedennoch dabei der wesentliche Unterschied statt, daß dieser Umgang nicht mehr ein

allgemeiner, öffentlicher war, sondern im Gegentheile im unverbrüchlichsten Geheimnisse verborgen werden mußte, und den Sterblichen, welchem er zu Theil wurde, von der Gemeinschaft mit allen seinen Nebenmenschen des anderen Geschlechtes ausschloß. Wenn also ein weiblicher Geist einen Mann lieb gewinnt, so muß dieser für immer auf alle Frauen verzichten, und eben so muß, wenn ein männlicher Geist sich einer sterblichen Frau nähert, diese sich des Umganges mit Männern gänzlich entschlagen. Ja es ist sogar vonnöthen, mit der Erfüllung dieser Pflicht zu beginnen, um sich die wohlwollende Aufmerksamkeit der Himmlischen zuzulenken, welche übrigens eine große Menge dienender, zur Fürsorge für auserkorene Menschen die Welt durchschweifender Genien zu ihrem Gebote haben.

Einige der von den Himmlischen vormals begünstigt gewesenen Menschen haben ihren Nachkommen die Formel, die Geister zu beschwören, überantwortet, und diese Formel ist von den Hebräern sorgfältigst aufbewahrt worden. Sobald mich nun meine Kenntniß der hebräischen Sprache in ihre Mysterien eingeweiht hatte, kannte ich keinen anderen Wunsch mehr als den, mir einen dieser wohlthätigen Genien geneigt zu machen, und mich einzig ihm anzuschließen, um mich von den bösen Einflüssen meiner Geburt völlig zu reinigen, meine Leidenschaften der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen und mich, mit einem Worte, zu der Vollkommenheit des himmlischen Wesens zu erheben, dem ich mich vereinigen will. Daher, liebste Amalie, entspringt mein Haß gegen die Männer, mein Widerwille gegen die Ehe und um deswillen haben sie mich vorhin in jener geheimnißvollen Handlung begriffen gesehen. Es vergeht kein einziger Tag, an dem ich nicht, wiewohl vergebens, meinen Genius anriefe, denn ich bin noch nicht rein genug, um ihn an mich

zu ziehen. Meine Geschäfte zerstreuen mich nämlich allzusehr und nöthigen mich, Gegenständen meine Aufmerksamkeit zu widmen, die sich durchaus nicht mit der Abscheidung vereinbaren wollen, die die Himmlischen von mir erheischen. Und eben dieser Umstand hat mich nun bewogen, insgeheim den Entschluß zu fassen, alles aufzugeben und mich mit dem Wenigen zu begnügen, was ich besitze, um mich auf das Land zurückziehen zu können, wo ich mich einsam und ohne andere Gesellschaft als die, der mir unerläßlich nothwendigen weiblichen Dienerinnen, meinem gesegneten Hange gänzlich überlassen will. —

Wie übermäßig Amalie erstaunte, als sie ihre Freundin mit so vielem Geiste und solchem Anscheine von gesunder Vernunft die vollendetste Geistesverirrung kund geben hörte, läßt sich nicht beschreiben. Sie war davon so tief ergriffen, daß sie kaum zu athmen vermochte. Je mehr sie Leontinen ansah, desto weniger konnte sie glauben, daß sie den Verstand verloren habe. Ihr Blick und Wesen war ruhig, der Ausdruck ihrer Worte hatte nichts auffallendes und ungewöhnliches, und dennoch war der Sinn derselben ein unableugbarer Beweis von Geisteszerrüttung! Amaliens Stillschweigen verrieth Leontinen einen Theil dessen, was sie dachte. Gestehen sie mir, liebe Amalie, hub endlich die letztere zu reden an, daß sie dafürhalten, ich müsse närrisch geworden sein, weil es über ihre Begriffe geht, wie man bei völligem Verstande meiner Meinung sein könne? Ich verwundere mich darüber ganz und gar nicht. So tugendhaft sie auch sind, so sind sie doch nicht rein genug, ein so hohes Geheimniß einzusehen. Ihre Tugend ist nur weltlicher Art. Sie beruht auf den Vorurtheilen der Erziehung und auf den Grundsätzen menschlicher Eitelkeit, und da eine solche uns nur darum weise macht, damit wir von Anderen bewundert wer-

den, uns vor ihnen auszeichnen und unserer Eigenliebe genug thun, so gewahren sie nichts als Finsterniß, wo die der Bürde des Irdischen ledige Seele nur Licht sieht. Um zu verstehen, oder um sich wenigstens in den Zustand zu versetzen, fassen zu können, was ich ihnen so eben gesagt habe, muß man um sein selbstwillen weise sein, ohne alle Nebenbedenken die Tugend nur darum lieben, weil sie in der That liebenswürdig ist, und nicht etwa damit man Anderen ein Beispiel abgebe, oder gar weil das Beispiel Anderer uns eine Vorschrift daraus mache. —

Die schöne Witwe hatte ihrer Freundin trotz dem mit Vergnügen zugehört, daß sie die Ueberzeugung festhielt, deren Lehre ginge von einem schrägen Gesichtspunkte aus. Wie sie ihr nunmehr antworten mußte, bedachte sie zuvor, daß doch gewiß einige Zeit vonnöthen sein würde, sie aus ihrem Irrthume zu ziehen, und hielt also für gerathen, sie zwar keinesweges darin zu bestärken, demselben aber doch mit Nachsicht zu begegnen, ja sich ihres Geistes dermaßen zu bemächtigen, daß Leontine ihren Rath annähme und befolgte, und ihre schwache Seite von ihr möglichst vor der Welt verborgen halten ließe. Liebe Leontine! sprach sie, ihre Worte sind zu schön und zu besonnen, als daß ich an ihnen irre werden könnte. Alles was sie sagen, zeugt zwar nur von Weisheit und von Verstand; aber ich gestehe ihnen dennoch, daß ich zeither immer des Glaubens lebte, man könne eben so wie sie gesinnt sein, ohne gerade mit überirdischen Wesen verkehren zu wollen, deren es für uns, nach meiner festen Ueberzeugung, nur das Eine, Höchste giebt, für das allein wir eben thun sollen, was sie, wie sie vorgeben, für die eingebildeten Genien aus ihren Büchern thun. Ich habe ihnen inzwischen Nachsicht und Stillschweigen angelobt, und werde ihnen mein Wort in seinem ganzen Umfange halten.

Ja, um ihnen zu beweisen, wie sehr ich, abgesehen von meinem Unglauben an ihre himmlischen Wesen, ihre Grundsätze achte, und wie ich ihnen ihren ländlichen Aufenthalt so gern in jeder Art erleichtern möchte, ersuche ich sie hiermit, ihre Einsamkeit mit mir und meiner Tochter auf meinem unfern gelegenen Schlosse am Meeresufer zu theilen. Dasselbe ist ein reizender Aufenthalt. Sie sollen dort eine von meinen Zimmern ganz abgesonderte Wohnung inne haben und von Denen, die mich besuchen, keinerlei Störung erleiden. Denn daß ich mit ihnen, meine liebe Leontine, fügte sie lächelnd hinzu, mein Angesicht vor den Menschen verbergen sollte, können sie von meiner irdischen Einflüssen noch unterworfenen Tugend nicht erwarten. —

Leontine fand den Vorschlag ihrer Freundin zu vortheilhaft, um ihn von sich abzulehnen. Sie schmeichelte sich überdies mit der Hoffnung, in jener Abgeschiedenheit von der Welt, Mutter und Tochter wohl gar zu ihren eigenen Ansichten zu bekehren, um auch sie mit der Zeit des beglückenden Umganges mit den Genien würdig und theilhaft zu machen. Und wie sie also auf Amaliens Anerbietungen nicht nur ohne Widerspruch einging, sondern sogar um Beschleunigung ihrer beiderseitigen Abreise nach dem Schlosse bat, so antwortete ihr Amalie, deren Wünsche mit diesem Verlangen völlig übereinstimmten, weil sie besorgte, Leontine möge durch ein längeres Alleinstehen ihre Geistesschwäche Anderen verrathen und sich damit zum öffentlichen Gespötte machen: daß sie durch nichts verhindert würden, dies Vorhaben jeden Augenblick auszuführen. Nur, fuhr sie zu der erfreuten Leontine gewendet fort, dürfen sie durch ihre Entfernung ihre Erbschaftsangelegenheiten nicht ins Stocken gerathen lassen, und müssen sie dieselben nothwendigerweise einem zuverlässigen Sachwalter anvertrauen. —

Die schöne Phantastin bat hierauf Amalien, ihr Jemand finden zu helfen, der ihre Geschäfte ein= für allemal auf sich nehmen möge, weil es ihr fester Wille sei, sich nimmermehr damit zu befassen. Und da sich Amalie zur gelegenen Zeit eben eines Freundes ihres verstorbenen Gatten erinnerte, der die ihrigen mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit geordnet hatte, so führte sie denselben alsbaldigst ihrer Freundin zu, die ihn von der Lage der Dinge gründlich unterrichtete, ihm ihre Papiere aushändigte und ihn bevollmächtigte, ganz wie in seinem eigenen Namen in dieser Streitsache zu verfahren, indem sie alles gutheißen würde, was er, ohne sie weiter zu fragen, für sie thäte.

Nach also getroffenen Vorkehrungen reisten die beiden Freundinnen nach dem Schlosse Amaliens ab. Leontine war davon bezaubert. Wälder, Kanäle, Gärten, und alles was einen solchen Aufenthalt verschönern kann, fand sich daselbst in der mannigfaltigsten Abwechselung vor. Das Schloß war zwar alterthümlich, darum aber nicht minder schön. Es hatte zwei Flügel, die zwei große Pavillons bildeten, und ein jeder derselben hatte seinen eigenen Hof und Eingang, sowie an jeder seiner vier Ecken ein Thürmchen, und war mit dem anderen durch eine lange offene Gallerie mit marmorner Brustwehr verbunden. Amalie ließ Leontinen die freie Wahl einer Wohnung in einem dieser Pavillons und dieselbe entschied sich für den kleineren und abgelegeneren, der die Aussicht in ein von unabsehbaren Baumgängen durchschnittenes Lustwäldchen hatte. Ihr Zimmer und ihr Cabinet waren durchaus getäfelt, so daß man nicht das mindeste von einer Mauer sah. Die Vorhänge des Himmelbettes und die Ueberzüge des Zimmergeräths waren von blauem mit silbernen Borden und Krepinen besetztem Damast, und das Holzwerk an beiden versilbert, was also gegen das dunkele Täfelwerk

auf das angenehmste abstach. Leontine gab diesem Zimmer um des himmelblauen Damastes willen den Vorzug vor anderen, weil diese Farbe ihrem Dafürhalten gemäß in engerer Uebereinstimmung mit den sie beschäftigenden himmlischen Dingen stand. An ihr Schlafgemach stießen zwei andere Zimmer, worin sie sich ankleidete und ihre Dienerinnen schliefen. Amalie kam mit Leontinen überein, wann sie keine Gesellschaft bei sich hätte, in der Regel mit ihr zusammen zu speisen; in jenem Falle aber sie auf ihrem Zimmer bedienen zu lassen. Die junge Wittwe war außerordentlich reich und lebte mit einem ihren Verhältnissen angemessenen Aufwande und äußerem Glanze. Das schöne Schloß am Meere war eigentlich nicht ihr Eigenthum, sondern fiel eines Tages halb ihrer Tochter, halb einem Bruder ihres verstorbenen Gatten zu, der sich seit funfzehn Jahren in Indien aufhielt, wohin er, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, abgegangen war, und Amalie hatte nur den Nießbrauch davon, so lange sie lebte. Leontine wußte von diesen näheren Verhältnissen nichts, und ergab sich, von ihrem reizenden neuen Wohnorte entzückt, daselbst eifriger als jemals ihren abergläubischen fruchtlosen Beschwörungen. Da sie Amalien weiter kein Geheimniß daraus machte, so nahm dieselbe zuweilen Gelegenheit, ihr mit Sanftmuth vorzustellen, daß sie einem um so gefährlicheren Hirngespinnste nachhange, als es sie zugleich von den Grundgesetzen ihrer Religion und von der nothwendigen Sorge für ihren Lebensunterhalt abwende. Aber Leontine schlug alle ihre guten Gründe ohne weiteres mit dem einen ab, daß an dem beharrlichen Ausbleiben des Genius nur ihr eigener Unwerth schuld sei. Es war ihnen schon ein Monat in dem alten Schlosse vergangen, während dessen sie tagtäglich immer heftiger werdende Worte über denselben Gegenstand gewechselt hatten, und Amalie hatte nichts unversucht gelassen,

Leontinen die Augen über ihren Irrthum zu öffnen. Jemehr sie aber stritt und kämpfte, destoweniger siegte sie; so daß sie sich schon innig betrübte, ein so seltenes edles Wesen, wie ihre Freundin, an einem unglückseligen Wahne zu Grunde gehen zu sehen.

Da erhielt sie zu der nämlichen Zeit einen Brief von ihrem Schwager Silamont, der nach seinem langjährigen Aufenthalte in beiden Indien, wo er sich durch Handelsgeschäfte ein unermeßliches Vermögen erworben hatte, wieder in Bayonne angekommen war. Er benachrichtete hiervon Amalien und meldete ihr zugleich, daß er ihr des nächsten Morgens einen Besuch abstatten würde. Diese Neuigkeit milderte einigermaßen für den Augenblick den Kummer, den Amalie über Leontinens Zustand empfand, denn sie freute sich von Herzen, einen Bruder zu umarmen, den ihr Gatte zärtlich geliebt hatte, und dem sie selbst mit aufrichtiger Freundschaft anhing, weil sie von Kindheit an mit ihm erzogen worden war. Wiewohl sie sich nun in Erwartung Silamonts mit nichts anderem als mit Vorbereitungen zu seinem Empfange beschäftigte, so sagte sie dennoch ihrer Freundin nichts von ihm, der sein Dasein und seine Verhältnisse gänzlich unbekannt geblieben waren.

Silamont kam zu der bestimmten Zeit an, und widmete die ersten Augenblicke seines Beisammenseins mit Amalien natürlicherweise dem Angedenken des ihnen beiden dereinst so theuer gewesenen Abgeschiedenen. Sobald aber eines wie das andere dieser traurigen Pflicht ihrer Herzen mit Thränen und Klagen Genüge geleistet, und der Reisende seiner Freundin von seinen eigenen Schicksalen Rechenschaft abgelegt hatte, war Silamonts erstes an Amalien gerichtetes Wort, die Frage, warum sie ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort Bayonne mit diesem alten Schlosse vertauscht habe, das sie, wie das

Gerücht gehe, willens sein solle, zeitlebens zu bewohnen. Amalie lächelte bei dieser Aeußerung, und da es ihr darauf unmöglich fiel, die Verirrung ihrer Freundin in ihrem Herzen verborgen zu halten, so trug sie Silamont die Geschichte derselben auf eine Weise vor, die ihn eben so sehr in Erstaunen versetzte, als zu Neugier aufregte. Die seltsame Mischung von Schönheit, Reiz, Geist, Weisheit und Thorheit in Leontinens Charakter erschien ihm nach Amaliens Beschreibung so außerordentlich, daß er derselben, hätte sie von jemand Anderem hergerührt, nimmermehr Glauben beigemessen haben würde. Wie ihn seine Schwägerin also versicherte, daß nur die alleinige Absicht, ihre Freundin den Augen der Welt zu entziehen und durch ungestörteren Einfluß wo möglich zu heilen, sie an diese Einsamkeit gefesselt habe, so bat er sie inständigst, zu vermitteln, daß er das junge Mädchen sehen könnte. Die Sache war nicht leicht. Leontine wollte keinem Manne sichtbar werden, und duldete nur Amalien und die weibliche Hausdienerschaft in ihrer Nähe. Indessen wurde nach vielfachem Bedenken endlich ausgemacht, daß Silamont, als Gärtnerin verkleidet, in der Nähe ihrer Zimmer, wo sie öfters zu lustwandeln pflegte, den günstigen Augenblick sie zu sehen abwarten sollte. Um seiner Ungeduld zu entsprechen, schritt man ohne Säumen zur Ausführung dieses Vorhabens, und da man bald eine Gärtnerin von ungefähr derselben Gestalt wie Silamont ausfand, so zog er deren Kleider an und begab sich in ihnen nach der bezeichneten Gegend des Gartens. Amalie hatte mittlerweile Leontinen besucht und ihr einen gemeinschaftlichen Morgenspaziergang durch die Alleen vorgeschlagen; worein diese gewilligt hatte, weil sie sich in der Regel allda täglich um dieselbe Stunde erging. Leontine hatte sich an den Anblick der Bäuerinnen, die vom frühesten Morgen an im Garten

arbeiteten, so gewöhnt, daß sie auf diejenige, die nur für sie da war, ganz und gar nicht achtete. Amalie führte sie so langsam und so dicht bei Silamont vorüber, daß er Zeit und Gelegenheit hatte, sie genau ins Auge zu fassen. Sein Herz wurde von ihren ihm in dem leichten Morgenanzuge fast übernatürlich erscheinenden Reizen völlig überwunden und gerührt. Amalie begünstigte seine Absichten so weit, daß sie Leontinen in eine mit einer dichten Hagebuchenhecke umgebene Jasminlaube führte, worinnen man durch das Gebüsch verhindert wurde was außen vorging zu sehen. Sie ließ sich darin mit ihr auf einen Rasensitz nieder, und die vermeintliche Gärtnerin verbarg sich hinter der Hecke dergestalt, daß sie jedes Wort vernahm, was sie zusammen redeten. Das Gespräch der Freundinnen drehte sich nicht lange um Unbedeutendes. Amalie, die vor ihrem Schwager zur Bekräftigung dessen, was sie ihm gesagt hatte, alle guten Eigenschaften Leontinens entwickeln wollte, gab der Unterhaltung eine wissenschaftliche Richtung und berieth das junge Mädchen, wie um sich von ihr belehren zu lassen, über die erhabensten Gegenstände. So hörte sie Silamont denn mit einer Weisheit, Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit sich äußern, die ihm so beispiellos vorkamen, daß er Mühe hatte, nicht in laute Bewunderung derselben auszubrechen.

Er bezwang sich nichts desto weniger, und da er den Argwohn faßte, seine Schwägerin könne der Jungfrau eine Verstandesschwäche gegen ihn wohl gar nur angedichtet haben, um ihn in Verlegenheit zu setzen, so verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Die schlaue Witwe hatte ihn hinter die Laube schleichen sehen und errieth seine Gedanken. Sie hub darum sogleich von Leontinens himmlischen Wesen zu sprechen an und beschwor ihre Freundin wiederholt, den Glauben an dieselben, der alle ihre glänzenden und schönen Ei-

genschaften noch gänzlich aufheben und vernichten werde, endlich fahren zu lassen, und, zu der Welt zurückkehrend, die Wahl eines Gatten zu treffen, in dessen Liebe sie ihr Ideal einer Verbindung zweier Seelen viel schöner als in ihren gegenwärtigen Träumereien erfüllt sehen würde. Hier ergriff nun Leontine die Gelegenheit, der Ungläubigen mit großer Kälte und Sicherheit zu schildern: mit wie vielem Rechte sie hoffe, ihr bald durch bestimmte Thatsachen beweisen zu können, daß sie in keinem Wahne befangen sei, und schloß mit der Erklärung: Ich kann unmöglich glauben, meine Liebe, der Gottheit durch meine Sehnsucht nach jenen himmlischen Wesen misfällig zu werden, die ihr dienen und doch eben so wie wir Menschen selbst aus ihr hervorgegangen sind. Denn da ein Sterblicher schwerlich fähig sein dürfte, sich durch sich selbst zu der hohen Tugend zu erheben, die seine als des Ebenbildes Gottes endliche Bestimmung ist, so müssen wir ihretwegen wohl oder übel unsere Zuflucht zu reineren Geistern nehmen, von deren Dasein mich eben hinlänglich mein Bedürfniß überzeugt, es koste was es wolle, mit ihrer einem in Gemeinschaft zu treten. — Aber, warf ihr Amalie ein, gesetzt, daß sich dies alles so verhält, wie reimen sie die große Reinheit dieser Geister mit den Leidenschaften zusammen, für die sie empfänglich sein sollen, und die doch rein himmlischen Wesen keinesweges anständig sind? — Wie wunderlich sind sie, Amalie? antwortete Leontine mit all ihrer Lieblichkeit, habe ich ihnen nicht hundertmal gesagt, daß die Regungen der Seele nur bei den Menschen, vermöge ihrer Verderbtheit, Ungerechtigkeit und Unkraft zu Leidenschaften herabsinken! Bei himmlischen Wesen erscheinen sie nur als Vernunft, Weisheit und Unschuld. Ihre unsinnliche Liebe ist zärtlich, treu und aufrichtig, ihre Eifersucht bezieht sich nur auf das Wohl des Geliebten, womit es sich nicht

vereinbart, daß er auch niedrigeren Geschöpfen Antheil an seinem Herzen gewähre, und hat nichts mit den Launen der Sterblichen gemein. Ach, meine liebe Amalie! wenn sie die Süßigkeit des Gefühls schmecken könnten, um sein selbstwillen geliebt zu werden, ohne Ansprüche auf anderen Lohn als den einer ähnlichen Anhänglichkeit, sie würden es mir nicht mehr verdenken, daß ich mit solchem Eifer nach einem unsterblichen Geliebten verlange. —

Die Unterredung der beiden Damen wurde hier durch eine Zofe Amaliens gestört, die ihrer Gebieterin ein Packet Briefe überbrachte, welche augenblickliche Beantwortung erforderten, und es zog sich also eine jede in ihre Zimmer zurück.

Silamont war wie versteinert hinter der Hecke geblieben, denn sein Erstaunen über das, was er gehört hatte, schien ihn fast außer sich selbst versetzt zu haben. Da seine erwachende Liebe zu Leontinen die Verirrung ihres edlen Geistes begreiflicherweise nicht ruhig dulden konnte, so gab sie ihm bald das Verlangen ein, dieselbe zu heilen, und wie ihm denn der Gedanke auch nicht fern lag, daß die Quelle ihres Uebels in der Tiefe ihres Herzens verborgen sein möge, das, vielleicht ihr unbewußt, von der Natur zur Zärtlichkeit geschaffen, sich diese Menschlichkeit nach der zarten Eigenheit ihrer durch wahrhafte Tugend gedämpften Gefühle zu gestalten strebe, so nahm er an, daß, wenn man ihr einen ihrem Bedürfnisse entsprechenden Gegenstand darböte, sie wohl unmerklicherweise also wieder zur Vernunft zu bringen sei, weil dann ihr Geist gewiß unschwer mit ihrem einmal gefangenen Herzen übereinstimmen werde. In dieser Vorstellung entschloß er sich, selbst der von Leontinen beschworene Genius zu werden und sich ihre Zuneigung wo möglich in einem Grade zu erwerben, der es ihr nicht gestatte, sie ihm gänzlich wieder zu entziehen, sobald sie ihn als einen von einem

himmlischen Wesen etwas abweichenden Erdensohn erkennen würde.

Die Sache war überaus schwierig und wollte auf das zarteste behandelt sein. Welche Hindernisse überwände aber eine zarte Liebe nicht! Ganz voll von seinem Plane ging Silamont unverzüglich zu Amalien und erklärte sich gegen sie. Ihre Freude über das Gefühl, das ihm Leontine eingeflößt hatte, war unbeschreiblich, sie drückte sie ihm mit Entzücken aus. Nur konnte sie nicht umhin, um die Ausführung seines Vorhabens besorgt zu sein, und sie verhehlte ihm ihre Zweifel nicht. Einigermaßen beruhigte Silamont sie allerdings dadurch, daß er ihr sagte, er erinnere sich, daß sich hinter dem Täfelwerke in Leontinens Zimmer und Cabinet keine Mauer befinde, indem dasselbe die einzige Scheidewand zwischen ihrer Wohnung und der mittleren Zimmerreihe sei, und daß sich das Getäfel mit der Füllung an dieser Seite allerwärts wie eine Bühnenwand nach Gefallen auf und zu schieben lasse. Eben dieser Umstand, liebe Schwester, fuhr er fort, wird mir meine Vergeistigung wesentlich erleichtern, wenn ich, wie ich es denn auch gesonnen bin zu thun, meinen Aufenthalt in dem ersten an diese Coulisse stoßenden Zimmer nehme, wo ich nicht allein jedes Wort, das sie spricht, hören, sondern ihr auch zu jeder Zeit selbst erscheinen kann. Das Einzige, was ich von ihrem Beistand erwarte, ist, daß sie mir alles, auch das Unbedeutendste mittheilen, was sie in ihrer Gegenwart thut und spricht, und unbesorgt, daß ich etwa in meinem Betragen die Reinheit verleugnen könnte, die sie ihren Genien beilegt, mich völlig frei gewähren lassen, ihrem phantastischen Wahne eine wahrhafte, der meinigen ähnliche Leidenschaft unterzuschieben, um ihr dadurch das Trügerische der Cabbala und ihrer himmlischen Wesen darzuthun. —

Amalie antwortete ihm: sie setze ein unbeschränktes Vertrauen in seine Rechtlichkeit, und Silamont fing auf der Stelle an, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Sobald ihm hinterbracht wurde, daß Leontine auf ihrem Spaziergange begriffen sei, überzeugte er sich selbst, daß die Coulissen geräuschlos aufgezogen werden konnten, trat durch eine derselben in Zimmer und Cabinet des jungen Mädchens ein, woselbst er alles so genau ins Auge faßte, daß er auch den kleinsten Winkel bei Nacht wie bei Tage hätte finden können, und erwartete dann bei Amalien ungeduldig den günstigen Augenblick, seinen Plan ins Werk zu richten.

Die liebenswürdige Witwe unterhielt ihn mittlerweile von Leontinens Angelegenheiten und der geringen Sorgfalt, die darauf verwendet wurde und Silamont nahm sich dabei vor, ihren bei den Parlamenten von Pau und Bourdeaux anhängigen Streitsachen nicht allein durch seine dort einflußreichen Verwandten dermaßen aufzuhelfen, daß man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, sondern sich derselben auch persönlich anzunehmen. Hiernächst speiste Amalie, auf Silamonts Bitte, wie gewöhnlich mit Leontinen allein, damit sie nicht Gesellschaft im Schlosse vermuthe, und so wie auch dies geschehen war, benachrichtete Amalie ihren Schwager, daß die junge Dame im Begriffe stehe, zu Bett zu gehen.

Silamont schlich sich leise in das Coulissenzimmer, schob die erste Wand zurück und hielt das Ohr an die Oeffnung, bis er hörte, daß Leontine sich niederlegte und daß ihre sie verlassenden Zofen die Thüre hinter sich zumachten. Als er in einer Weile glaubte, annehmen zu dürfen, daß sie eingeschlafen sei, zog er die zweite Coulisse auf, verbarg, weil er sah, daß kein Licht in ihrem Zimmer zurückgelassen worden, das seinige, damit sie es, bei ihrem Erwachen, nicht etwa durch die geöffnete Wand schimmern sähe, und fing dann

an, einige zärtlich schmachtende Weisen auf einer Flöte zu spielen. Die sanften Melodien unterbrachen allerdings den Schlummer der schönen Leontine, die zu träumen meinte und ihnen ein aufmerksames Ohr lieh. Sobald die Bewegung, die sie machte, ihrem verborgenen Liebhaber verrathen hatte, daß sie wach sei, legte er die Flöte aus der Hand, und fing an, einzelne Akkorde auf einem Claviere anzuschlagen, das er am Nachmittage hatte in das Coulissenzimmer schaffen lassen. Diese bald leiseren bald volleren Töne erfüllten das ganze Zimmer des jungen Mädchens und verwunderten sie dermaßen, daß sie trotz des Vergnügens, das sie dabei empfand, dennoch ein wenig geängstet aufsprang und ihre Frauen rief.

Silamont schob die erste Coulisse wieder zu und hörte auf zu musiziren. Leontinens Leute kamen herbei; sie ließ sich aber nur Licht von ihnen bringen und schickte sie wieder fort. Silamont hörte sie lange Zeit, einzelne Seufzer ausstoßend auf- und abgehen, und nahm dann abermals sein Clavierspiel auf, dessen harmonische Klänge unter der gewölbten Decke des Zimmers gleich stark nach allen Seiten hin erschallten, als ob die Luft selbst mit Tönen angefüllt wäre.

Ihres Glaubens an überirdische Wesen und an das dereinstige Erscheinen ihres Genius ungeachtet, wollte Leontine jedoch versichert sein, sich nicht zu täuschen, ehe sie den in ihr aufdämmernden süßen Hoffnungen vertrauete. Sie nahm deswegen, von dem Schimmer der brennenden Kerzen ermuthigt, eine derselben in die Hand, ging damit in ihr Cabinet und durchleuchtete gleichfalls jeden Winkel ihres Zimmers. Da sie aber fand, daß das Getäfel so vollkommen fest an einander gefügt war, daß man nicht anders glauben konnte, als, es müsse auch hier wie allerwärts in dem Schlosse, eine dicke Wand dahinter befindlich sein, so zwei-

felte sie nicht länger, die unmittelbare Einwirkung übernatürlicher Kräfte in diesem Abenteuer erkennen zu müssen und gab ihre ferneren Untersuchungen auf, indem sie den Leuchter an seinen Ort zurückstellte und sich auf ihr Bett zum sitzen niederließ.

Sollte ich die Freude haben, sprach sie halb laut zu sich selbst, meine Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen! Bist du es, himmlischer Genius, der mir seine Gegenwart verkündigt? Darf ich mir mit einem Glücke schmeicheln, wonach ich schon so lange Sehnsucht trug? — Silamont, der vom Claviere aufgestanden war und jedes ihrer Worte vernommen hatte, hielt seinen Mund in den Verschlag, um seine Stimme desto ungewöhnlicher erklingen zu lassen und erwiederte: Ja, schöne Leontine! ich bin der Genius deiner Sehnsucht, deine Treue hat mich gerührt, all dein Verlangen nach mir ist mein Werk, auf meine Eingebung erschloß dir der Rabbiner die geheimnißreichen Tiefen der Cabbala. Ich habe dich immer geliebt, du Liebliche! Ich sehnte mich eben so innig danach, mich dir mitzutheilen, wie du selbst dich nach mir sehntest. Aber, um unsere beiderseitige Glückseligkeit zu sichern, mußte ich dich und deine Beharrlichkeit prüfen, ehe ich deine Wünsche erfüllen durfte. Von nun an sollst du mit mir zufrieden sein! Ich werde dir alles gewähren, was du von mir forderst. Aber du mußt mich lieben so wie ich dich liebe, und mir unwandelbar treu sein. — Leontine war im Anfange seiner Rede ein wenig bestürzt gewesen; ihre lebendige Einbildungskraft überwand jedoch bald die natürliche Schüchternheit ihres Geschlechts, und sie erholte sich von ihrem Schrecken, indem sie keinen weiteren Anstand nahm, auf ein Gespräch mit dem Genius einzugehen. — Ach, himmlischer Genius! sagte sie zu ihm: dem alles bekannt ist, was in meinem Herzen vorgeht, du weißt

am besten, eine wie süße Pflicht es mir stets war, nur dich Einzigen zu lieben. — Ich weiß es, antwortete der Genius: aber warum, da du meiner sehnsuchtvoll harrtest, ließest du dich von der Furcht überwältigen, deine Frauen mit Licht herbei zu rufen, die ich doch mit Nacht und Schrecken rasch verscheucht haben würde, wenn ich nicht, um dich zu schonen, hätte Milde wollen vorwalten lassen? — Es ist wohl wahr, sprach Leontine, in ihrem Glauben an den Genius durch sein Mitwissen ihres Thuns bestärkt, daß die menschliche Gebrechlichkeit in diesem Augenblicke in mir stärker war, als mein Wille; aber ich bewies mit dieser Schwäche nicht sowohl Unglauben an dich, als vielmehr an meinen eignen Werth. — Sorge nicht fürder, Leontine, sprach der Genius, ich bin dein für immer, du wirst täglich neue Beweise meiner Liebe von mir empfangen. Wenn du mich auch nicht mit Augen siehst, so werde ich doch jederzeit bei dir sein und alles wissen, was du denkst und thust. Allnächtlich um dieselbe Stunde komme ich zu dir, um mich mit dir zu unterreden, die leisen Klänge himmlischer Musik sollen dir meine Nähe verkündigen, und sobald ich die Ueberzeugung habe, daß deine Liebe der meinigen an Stärke gleicht, wird dir die Freude meines Anblickes beschieden sein. Inzwischen wisse, daß, was du auch immer in deinen Zimmern vorgehen siehst, es dir nicht gestattet ist, zuerst das Wort zu nehmen, und daß du vorher meiner Anrede gewärtigen mußt. — Die schöne Leontine sagte ihm strengen Gehorsam zu, und Silamont unterhielt sie noch eine Weile von der Innigkeit seiner Liebe, bis er mit dem Gebote von ihr schied, die Kerzen auszulöschen und wieder zu Bett zu gehen.

Leontine hatte ein ungemeines Vergnügen an dem Gespräche mit ihrem unsichtbaren Genius empfunden, der leidenschaftlich erregte Ton seiner Stimme war ihr tief in das

Herz gedrungen, und sie gab sich diesen Eindrücken um so unbedenklicher hin, als sie bei einem Verhältnisse dieser Art die allgemeine Schwäche der Menschlichkeit nicht berücksichtigen zu dürfen glaubte. Sie seufzte tief, als Silamont sobald von ihr geschieden war; aber sie gehorchte seinen Vorschriften und hörte unverzüglich darauf die ätherischen Klänge, mit denen er das flüchtige Entweichen eines überirdischen Wesens auf dem Claviere nach zu phantasiren strebte. Die ganze Nacht hindurch kamen ihre aufgeregten Lebensgeister vor Entzücken und Freudigkeit nicht zur Ruhe, und erst gegen Morgen vermochte die äußerste körperliche Ermüdung sie in festen Schlaf zu wiegen.

Was Silamont betraf, so steigerte sein abenteuerlicher Anschlag, der so viele Andere nur belustigt haben würde, seine Leidenschaft und sein Verlangen, die liebenswerthe Kranke zu heilen, zu einer unglaublichen Höhe. Er betrachtete die ganze Sache mit großem Ernste, und das Vergnügen, was er bei der Ausführung seiner List empfand, wurde von dem schmerzhaften Gefühle, ein von ihm hoch verehrtes, ihm so theures Wesen um seiner selbst willen täuschen zu müssen, beinahe überwogen, indem dasselbe in dieser auch für ihn schlaflosen Nacht seine Augen mehr wie einmal mit Thränen anfüllte. Als der nächste Tag graute, begab sich Silamont, der noch am Abende vorher Amalien von dem guten Anfange seines Unternehmens in Kenntniß gesetzt hatte, leise und mit der größten Vorsicht durch eine Coulisse in Leontinens Gemach, wo er die reizende Träumerin, aus Furcht vor ihrem möglichen Erwachen nur mit einem vorübergleitenden Blicke zu begrüßen wagte, stellte ein mit Gold beschlagenes Schmuckkästchen von Bergkrystall, das die edelsten Juwelen und Kleinodien in sich faßte, auf einen marmornen Spiegeltisch

und entfernte sich eben so schnell und schüchtern wieder, wie er gekommen war.

Leontine wachte erst am späten Morgen auf, nachdem Amalie, die gern die ersten Momente ihrer Ueberraschung und Erinnerungen mit genießen wollte, in ihrem Vorzimmer schon mehreremale nach ihr gefragt hatte. Endlich schellte sie ihre Zofen an ihr Bett. Amalie vernahm im Garten den Schall der Glocke, begab sich ebenfalls in ihr Cabinet und warf ihr ihre Langschläferei scherzhafterweise vor. Leontine wollte sich zwar mit einer leichten Unpäßlichkeit entschuldigen; aber der Strahlenglanz ihrer Augen und der über ihr ganzes Antlitz verbreitete Wiederschein ihres inneren Seelenfriedens strafte ihre Worte Lügen. Als Leontine aufgestanden war, machte sich Amalie anscheinend damit zu schaffen, alles was ihr ins Auge fiel, zu betrachten oder in die Hand zu nehmen. Indem sie vor den Marmortisch trat, auf den Leontinens Blicke sich noch nicht gerichtet hatten, rief sie, auf das Schmuckkästchen deutend, im Tone des Erstaunens aus: Was ist denn das für ein Kleinod, liebe Freundin? so viel ich mich besinne, habe ich es noch nicht bei ihnen gesehen! Himmel! welche Schätze! —

Die über diese Worte dazu kommende Leontine versank in stummes Erstaunen. Sie nahm das zierliche Kästchen, öffnete es, und wurde über den Reichthum seines Inhalts fast verblendet, indem sie dennoch keinen Augenblick ungewiß blieb, von welcher Seite ihr ein so kostbares Geschenk könne dargebracht worden sein. Indem sie es wieder zuschloß, sagte sie ihrer Freundin heimlich ins Ohr: Gedulden sie sich bis Morgen, liebe Amalie, vielleicht dürfen sie dann alles erfahren, was ich ihnen zu sagen habe. — Amalie begann, wie aus Bescheidenheit, von anderen Dingen zu reden und bemerkte zu ihrer nicht geringen Freude, daß Leontine viel unbefan-

gener und weniger schwermüthig als gewöhnlich gestimmt war und blieb. Sie brachten fast den ganzen Tag in mannigfachen Beschäftigungen mit einander zu und sprachen kein Wort von den Genien. Silamont verträumte inzwischen seine Zeit im Walde und sah mit Ungeduld der nächtlichen Stunde entgegen, die ihn wieder zu seiner theuren Schwärmerin führen sollte. Je näher diese Stunde kam, desto nachdenklicher und einsylbiger wurde Leontine. Amalie, die sich dessen versah, sagte ihr deshalb früher als gewöhnlich gute Nacht und begab sich zu ihrem Schwager, dem sie von Leontinens Tagewerk getreuen Bericht abstattete. In dieser Nacht erlebte Silamont, nachdem er sich wie Tages zuvor bei Leontinen eingeführt hatte, die Freude, das schöne Mädchen ihm auf seine Fragen schon wärmer und traulicher, wenn auch immer noch mit jungfräulicher Scheu und Zurückhaltung die zärtliche Neigung ihres Herzens ausdrücken zu hören. Da er ihr nun diesmal nicht nur die Erlaubniß ertheilte, Amalien in ihr Geheimniß zu ziehen, sondern sie auch versicherte, daß deren Anwesenheit bei ihren nächtlichen Zusammenkünften dieselben in Ansehung der reinen Tugend der jungen Wittwe keinesweges stören würde, so beeilte sich Leontine des nächsten Morgens ihre ganze Seligkeit in den Busen ihrer Freundin auszuschütten, als Amalie auf ihre Einladung bei ihr erschien. Amalie stellte sich an, über alles was sie hörte im höchsten Grade zu erstaunen und weigerte sich anfänglich mit entschiedener Zaghaftigkeit, Leontinens Bitten gemäß, die folgende Nacht bei ihr zuzubringen; bis sie jedoch endlich ihrer Furcht scheinbare Gewalt anthat und ja sagte.

Die Zeit des Schlafengehens nahte und die beiden Freundinnen legten sich nieder. Kaum war dies geschehen, und hatten sich die Zofen mit Licht entfernt, als die unsichtbare

Musik anhub. Was auch Leontine sagen und vorstellen mochte, so gab ihr doch Amalie so großen Schrecken kund, daß sie sich nicht im Bette festhalten ließ, sondern aufsprang, und sich auf den Rand desselben setzte. Silamont schob die Coulissen auseinander, und unterhielt sich mit Leontinen eine geraume Weile von ihrer gegenseitigen Leidenschaft. Von der Gegenwart ihrer Freundin ermuthigt, schilderte ihm Leontine ihre volle Zärtlichkeit und bat ihn, ihr zu sagen, wodurch sie sich seiner immer würdiger machen könnte. Dadurch, erwiederte ihr der Genius, daß du dich deiner Liebe zu mir ohne Maß und Einschränkung hingiebst, und deine Glückseligkeit nur in diese Gefühle setzest. Aber, wenn du mir dies beweisen willst, Leontine! fuhr er fort, so mußt du deine ganze Art zu leben ändern. Wie vermagst du mir irgend deine Zärtlichkeit darzuthun, wenn du keine Gelegenheit nimmst, mir etwas aufzuopfern, und wenn eine ununterbrochene Einsamkeit dich vor der Versuchung schützt, an mir eine Untreue zu begehen? Lebe mit der Welt, meine Geliebte! Sieh Amaliens Freunde und Freundinnen. Zeige dich ihnen in allem Glanze deiner Schönheit und deines erleuchteten Geistes. Du wirst Aller Herzen besiegen und jemehr Sklaven du um meinetwillen verschmähst, desto zufriedener werde ich mit dir sein. Inzwischen, meine geliebte Leontine, trennt mich ein höherer Ruf einige Tage lang von dir. Beunruhige dich um deswillen nicht; meine Diener werden dich an meiner statt umschweben und alle deine Wünsche befriedigen. — Leontine empfand die ihr angedrohte Entfernung des Genius auf das schmerzlichste. Du willst mich schon so bald verlassen? rief sie aus: Wie kann ich mich ohne dich der Welt und des Lebens erfreuen? Du hattest mich hoffen lassen, dich bald zu sehen, und muß ich es dir denn erst sagen, was du doch schon in den Tiefen meines

Herzens gelesen hast: daß ich vor Verlangen nach einer innigeren Gemeinschaft mit dir, als die uns jetzt verbindet, glühe? — Leontine! sprach der hochbeglückte Silamont: Ich werde mein dir gegebenes Versprechen erfüllen, glaube es mir; aber ich habe dir, indem ich dir sichtbar werde, so erstaunliche Dinge zu eröffnen, so außerordentliche Bedingungen dabei zu stellen, daß ich dazu nothwendigerweise Zeit bedarf. — Leontinens Augen flössen von Thränen über und sie sagte mit erstickter Stimme: Ach! so sage mir wenigstens, wie ich dich nennen soll, und gieb mir mit deinem Namen einen Trost, den ich in deiner Abwesenheit unablässig auf meinen Lippen haben kann. — Der Genius erwiederte: Ich wünsche, daß du mich Silamont nennest, und Leontine sprach diesen Namen zu wiederholten Malen nach. Jetzt bog sich Amalie, die die Zeit über geschienen hatte, vor Angst und Beben zum reden unfähig zu sein, zu Leontinens Ohr herab, und flüsterte ihr zu: sie solle fragen, wann der Genius wiederkommen werde? — Sie hatte diese Worte kaum gesprochen, so gab ihr Silamont einen leisen Schlag auf eine ihrer Hände, mit welcher sie Leontinens Hände hielt. Es ist nur ihrer Freundin erlaubt, Amalie, sprach er, meinetwegen neugierig zu sein; sie allein wird den Augenblick erfahren, wann mich das Schicksal wieder zu ihr führt. Lebe du nun wohl, meine Leontine, fuhr er fort, bleibe meiner Liebe, sowie meiner Bitten und Forderungen eingedenk. — Er schob die Coulissen leise wieder in einander und schlug zum Zeichen seines Scheidens allmählig immer schwächer austönende Akkorde auf dem Instrumente an.

Nach seiner Entfernung fiel Leontine Amalien sprachlos um den Hals und nachdem diese jener auf ihre Fragen umständlich versichert hatte, wie völlig sie nunmehr durch die Wirklichkeit von ihrem Unglauben an Genien bekehrt worden

sei, ergab sich die junge Witwe bald einem ruhigen Schlafe, weil Leontine vielmehr gestimmt war, ihren inneren Träumereien schweigsam nachzuhangen, als den Gegenstand ihrer Liebe mit ihrer Freundin ferner zu besprechen.

Von der heißen Aufregung ihrer Seele abgehalten, in dieser Nacht ein Auge zuzuthun, blieb sie bis zum anderen Morgen ein Spielball der verschiedenartigsten Empfindungen, die ihr bald mit süßen Hoffnungen das Blut rascher durch die Adern trieben, bald es ihr mit den ängstlichsten Vorstellungen erstarren machten.

Da es ihr der Genius freigestellt hatte, sich ihrer geliebten Freundin anzuvertrauen, so ermangelte sie des anderen Morgens, bei deren Erwachen, nicht, ihr den Zustand ihres Herzens mit den frischesten Farben auszumalen. Würde sie den Geliebten mit ihren sterblichen Augen sehen? ihn mit ihren Armen umfassen? Würde er sie in seiner Abwesenheit nicht völlig vergessen? Würde sie jemals des Glückes genießen, ihn unauflösbar an sich zu fesseln? Die Witwe, der es darauf ankam, das Abenteuer unmerklich seiner endlichen Entwickelung zuzuführen, ging mit Vergnügen auf die Reihenfolge ihrer Gedanken ein, und erwiederte, daß sie um ihretwillen vor allen Dingen wünsche, der Genius möge männlichen Geschlechtes sein, weil in der Welt nicht wohl eine unglückseligere Leidenschaft als die zu einem wesenlosen Gegenstande denkbar sei. Leontine fing allgemach an, der nämlichen Meinung zu werden; wagte aber noch nicht, sich unumwunden darüber auszusprechen, und verschanzte sich hinter der Anführung des männlichen Wankelmuthes, indem sie äußerte, daß eine dauerhafte Seelenruhe einem unzuverlässigen sinnlichen Glücke dennoch vorzuziehen wäre.

Derweil die Damen diesen Morgen hindurch fortfuhren, ähnliche Gespräche miteinander abzuwickeln, war Silamont

in der That nach Bayonne gereist, um den Geschäftsangelegenheiten Leontinens seine persönliche Fürsorge zu widmen. Alsbald nach seiner Ankunft daselbst hatte er nichts angelegeneres zu thun, als Amaliens Rechtsfreund zu besuchen, der den ganzen Handel eben so weit gefördert hatte, daß die Gläubiger des Vaters Leontinens untereinander übereingekommen waren, von ihren Ansprüchen auf dessen hinterlassenes Grundbesitzthum gegen eine in gewisser Frist baar zu zahlende Summe von zehntausend Thalern ein für allemal abzustehen.

Da nun die dermalige endliche Hauptverlegenheit des Anwaldes nur darin bestand, daß er niemand finden konnte, der dieses geforderte Capital gegen eine billige Verpfändung des Gutes hergeschossen hätte, und da Silamont erkannte, daß die ganze Verwirrung einzig und allein durch die Nachlässigkeit der Vormünder in Abtragung der Verpflichtungen und durch die darum nöthig gewordene gerichtliche Verwaltung des Gutes entstanden sei, dessen wahrer Werth die Schuldenmasse um das sechsfache überstieg, so beschloß er, die ganze Streitsache mit einem Federzuge zu beendigen und schoß die zehntausend Thaler zur Abfindung der Gläubiger auf der Stelle vor. Durch wohl angebrachte Geschenke hierauf auch die ferneren an dem Gute haftenden Ungelegenheiten glücklich beseitigend, ließ er die Verträge ausfertigen und sich vollzogen einhändigen, und setzte er sich dann ungesäumt nieder, um an Leontinen zu schreiben, der er die nöthigen Papiere vorlegte, welche sie ihm unterzeichnet zurücksenden sollte, und damit zugleich meldete, daß er, um auf jede Weise ihr Freund und Beschützer zu sein, vermöge seiner Machtvollkommenheit alle ihr väterliches Erbe beeinträchtigenden Händel niedergeschlagen habe, und ihr dasselbe gegenwärtig als ihr freies Eigenthum überantworte. Er fügte diesem Schreiben die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe

zu ihr und das Versprechen seiner baldigen Wiederkehr und Verkörperung vor ihren Augen in den zärtlichsten Ausdrücken bei, bat sie sich der mitfolgenden Geschenke, welche aus den kostbarsten Stoffen, Kleinodien und Gegenständen aller Art bestanden, die ihm in Bayonne irgend käuflich geworden waren, als Pfänder seiner Treue zu erfreuen, und forderte sie schließlich auf, ihre Antwort eben da hinzulegen, wo sie diesen Brief finden würde, indem sein Bote sie schon abzuholen verstände.

Sobald Silamont diesen Brief beendigt hatte, ertheilte er in einem anderen Amalien die erforderlichen Nachrichten und Anweisungen, und sendete beide, jenen in diesen geschlossen, durch einen besonderen Boten ab.

Seit seiner Abreise von dem alten Schlosse waren acht Tage verflossen, und in dieser Zeit hatte Amalie Leontinen genöthigt, den Geboten ihres Genius zufolge, mit seinen Geschenken geschmückt in Gesellschaft zu erscheinen und an den Vergnügungen und Festen ihres Kreises Theil zu nehmen. Das liebenswürdige Mädchen unterwarf sich dieser Forderung mit einer Sanftmuth und Bereitwilligkeit ohne Gleichen. Wenn dann aber alltäglich die Schlafenszeit nahete, so erholte sich ihr bedrängtes Herz in schmerzlichen Seufzern von dem Zwange, den es sich um des Geliebten willen auferlegt hatte. Wozu helfen mir alle Zierden und Vergnügungen, sprach sie schmachtend zu Amalien, wenn ich mich ihrer nicht mit demjenigen erfreuen darf, dem ich sie verdanke? Ach, Amalie! wie sehr täuschte ich mich doch, als ich glaubte, durch die Liebe zu einem himmlischen Wesen würden wir von Unruhe und Betrübniß frei! Ich bin in meinen Gefühlen für den Genius Silamont zu eben solcher Bekümmerniß aufgeregt, als ob er ein gewöhnlicher Liebhaber wäre. Ich liebe ihn mit einer Inbrunst, die mich manchmal schau-

dern macht, und deß ungeachtet bilde ich mir ein, ihn noch nicht stark genug zu lieben. Es kommt mir vor, als ginge meiner Zärtlichkeit etwas ab, ja, es giebt Augenblicke, in denen ich mich nicht entbrechen kann zu wünschen, er möge von minder edlerem Stoffe sein, damit ich ihm freier und ungezwungener meine Zärtlichkeit bethätigen könnte. Was mich aber zumeist beunruhigt, ist die Furcht, er möge diese Herzensregungen wohl gar verdammen, und, etwa die gänzliche Ertödtung der Sinne, der diese Genien allein fähig sind, vermissend, mir ein Verbrechen daraus machen, groß genug, mir um deßwillen seine Liebe zu entziehen. — Nun, ich gestehe ihnen, erwiederte Amalie, daß dies ein sonderbarer Genius sein müßte, der die Gefühle tadeln wollte, die nur aus übergroßer Liebe zu ihm in ihrem Herzen entspringen, denn da er das Innere dieses Herzens kennt, so können ihm doch die Wünsche und das Verlangen, deren Gegenstand er selbst ist, nicht mißfällig sein. Inzwischen, meine liebe Leontine, fuhr sie fort, müssen sie mir zugeben, wie alle ihre Verlegenheiten dieser Art doch nur daher rühren, daß ihr Geliebter ein Trugbild ist. Was mich betrifft, ich finde sie im Schooße all der überirdischen Herrlichkeit, die ihnen bevorstehen mag, zu beklagen. Glauben sie mir nur, ihre eigenen Gefühle beweisen ihnen, daß wir nicht dazu geboren sind, für Luftgebilde zu leben. — Leontinens Herz machte ihr diese Wahrheit selbst am fühlbarsten! aber die Vorurtheile ihres Geistes hielten sie ab, zur Erkenntniß derselben zu gelangen, wiewohl die süße Täuschung, in welcher sie befangen war, schon manchen harten Kampf mit ihr zu bestehen hatte.

Sie befand sich eben in dieser Stimmung, als der Eilbote Silamonts in dem Schlosse ihrer Freundin heimlich eintraf. Amalie befolgte alle Vorschriften ihres Schwagers auf

das genaueste. Noch an demselben Abende gelang es ihr, Leontinen mit einigen Damen aus der Nachbarschaft, die bei ihr zu Besuch waren, an einen Spieltisch zu fesseln, und wußte sie den Augenblick so gut wahrzunehmen, daß sie die Gesellschaft unbemerkt verließ. Sie veranstaltete sogleich, daß Silamonts Geschenke in das Couliſſenzimmer geschafft wurden, und um die Sache desto außerordentlicher erscheinen zu lassen, trug sie eine prachtvolle Toilette und die Shawls und Gewande, aus denen die Geschenke bestanden, eigenhändig durch den Verschlag in das verschlossene Cabinet der jungen Dame, dessen Schlüssel dieselbe, wie sie wußte, immer bei sich trug, und breitete und stellte daselbst alles mit Sorgfalt auf. Das Packet mit den Verträgen und Silamonts Brief legte sie unter den Spiegel; und begab sich dann, ohne von den Gästen vermißt worden zu sein, zu dem Spiel zurück.

Mit einbrechender Nacht ging die Gesellschaft auseinander, und die beiden Freundinnen sagten sich nicht lange nachher gute Nacht. Sobald Leontine in ihrem Zimmer war, ließ sie sich entkleiden, schickte ihre Zofen fort und trat in ihr Cabinet, wo sie seit der Entfernung des Genius alle Abende noch eine Stunde zu lesen pflegte. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dem Cabinet eine Toilette stehen sah, deren Büchschen, Fläschchen, Bürsten und Spiegel von Gold und Edelsteinen widerstrahlten, und rings um dieselbe herum die Reichthümer der fernsten Welttheile ausgebreitet fand! Sie hatte das Cabinet so eben selbst aufgeschlossen, und wußte also, daß das Geschenk von Niemand anders, als von dem Genius gekommen sein konnte. Indem sie ihre Blicke über alles hingleiten ließ, nahm sie unter dem Spiegel die Papiere und Silamonts Schreiben wahr! Ihr Entzücken und ihre Dankbarkeit, als sie auch dies letztere überlesen hatte, waren grenzenlos, und Silamont erreichte

damit vollständig seine Absicht, ihre Liebe auf den höchsten Grad zu steigern. Sie wußte ihrem übervollen Herzen auf keine andere Weise Luft zu machen, als indem sie sich augenblicklich an ihren Schreibtisch setzte, und in dem Briefe, den sie als Antwort auf den seinigen an den Genius schrieb, ihre mannigfaltigen Gefühle in Worte zu kleiden versuchte. Sie endete damit, daß sie sich in lange Klagen über ihr grausames Schicksal ergoß, das ihrer Dankbarkeit und Liebe, indem es ihn nicht zu einem schlichten Sterblichen ihrer eignen Art geschaffen, so enge Grenzen gesetzt habe, und ihr nicht gestatte, ihrer Leidenschaft zu ihm anders als mit Worten zu genügen.

Als sie diesen Brief geschrieben hatte, faltete sie ihn zusammen, vollzog mit ihrer Namensunterschrift die Verträge und legte beides, wohl versiegelt, auf den Tisch zurecht. Dann begab sie sich, nach einer abermaligen Musterung der unschätzbaren Stoffe und Kleinodien, in ihr Bett und suchte höchst erschöpft die Ruhe, die sie dennoch erst nach stundenlangem träumerischem Hinbrüten fand.

Mit Tagesanbruch kam Amalie wieder in das Cabinet, nahm Leontinens Brief und die Acten, an deren Versiegelung mit dem Ringe ihrer Freundin sie erkannte, daß sie vollzogen waren, geräuschlos mit sich hinweg, und fertigte durch den Currier ihres Schwagers beides nach Bayonne ab.

Was der edle Silamont fühlte, als er den Brief der Geliebten mit seinem beseligenden Inhalte überlas, läßt sich nicht wohl schildern. Da ihm von der Natur eines himmlischen Genius eben nichts Anderes als die edelsten Eigenschaften des Geistes eigenthümlich war, so mußte ihm die Wendung, die Leontinens Gefühle für ihn nahmen, natürlicherweise zu dem beglücktesten Bräutigam auf Erden machen. Er entschloß sich, das gewagte Unternehmen sonder Verzug zu Ende zu führen, und reiste noch an demselben

Tage, da ihn durchaus keine weiteren Geschäfte in Bayonne festhielten, voll glühender Ungeduld nach dem Landsitze Amaliens ab.

Er kam am späten Abende an, als Leontine sich schon in ihre Gemächer zurückgezogen hatte und fand seine schöne Schwägerin auf ihrem Zimmer allein. Amalie lachte, als sie ihn sah; der ernstgestimmte Silamont sagte aber zu ihr, sie möge Mitleiden mit ihm und ihrer Freundin haben, die er gekommen sei, einer Täuschung zu entziehen, um deretwillen er selbst schon so vielen Kummer und Schmerz empfunden habe. Amalie theilte ihm auf das genaueste mit, was Leontine in seiner Abwesenheit gesagt und gethan hatte, und fügte hinzu, sie bezweifele nicht im mindesten, daß er, sobald er sich zeigen und zu erkennen geben, den Sieg über alle Genien in der Welt davon tragen würde. Der Liebende begann auf der Stelle den entscheidenden Moment vorzubereiten. Da er nämlich von Amalien vernahm, daß Leontine schon schlafen gegangen sei, so verfügte er sich in das Coulissenzimmer, und fing an zu musiziren. Wie angenehm wurde nicht Leontine überrascht, und wie schwer kam es ihr nicht an, nicht zuerst sprechen zu dürfen! Nachdem Silamont sie angerufen hatte, brach sie in die Worte aus: Ach, mein himmlischer Freund! bist du es, den ich vernehme? — Ich bin's, Leontine, sagte er, es ist dein Silamont, der dir eine ewige Liebe zuschwört. Bist du mit mir zufrieden, schönes Mädchen? sprich! habe ich deine Wünsche ganz erfüllt? Ich bin bereit Alles für dich zu thun. — Ach! erwiederte sie, was könnte ich mir noch von dir erbitten, nachdem du schon die zarteste Sorge jeder Art für mich trugst? Das eitelste Weib auf Erden müßte von deinen Gaben befriedigt worden sein. Aber mir ist die Leidenschaft der Eitelkeit unbekannt. Eine andere, du weißt es, hat mein Herz ent-

zündet, und verliert für mich alle Süßigkeit, weil ich sie nicht so rein in mir erhalten kann, als ich möchte, und weil ich fürchten muß, daß die Schwäche, worein sie mich zieht, mich deiner unwürdig macht. — O, fürchte das nicht, Leontine! rief Silamont: du kannst mich niemals genugsam lieben. Laß dich durch die süßen Heimlichkeiten deines Herzens nicht beunruhigen, ich bin kein Genius, wie andere, meine Seele empfindet alle Regungen der deinigen mit. Deine Wünsche sind die meinigen. Die Sehnsucht meiner Liebe zu dir dringt über diese kalten Unterredungen hinaus; ich kann dir ein höheres Glück bereiten, wenn du darein willigest. Aber, meine theuerste Leontine! ich habe es dir schon gesagt, dies ist nur unter Bedingungen möglich, die dir seltsam erscheinen müssen. Ehe ich sie dir indeß vorschlagen werde, will ich mich deinen Augen sichtbar vorstellen, und wenn du mich dann gesehen hast, sollst du über mein und dein Glück entscheiden. Bereite dich vor, mich morgen bei hellem Tage in deinem Zimmer zu sehen. Wenn du es verlässest, so verschließe es, du wirst mich darin finden, wann du wiederkehrst. Bedenke wohl, daß dein Schicksal ganz allein in deinen Händen ruht. Du wirst mich für immer besitzen, oder für immer verlieren. Lebe wohl! —

Bei diesen Worten zog er, ohne ihre Antwort abzuwarten, die Coulisse zu, deutete seine Entfernung durch musikalische Klänge an, und begab sich vor Schlafengehn noch einen Augenblick zu Amalien, der er sein morgendes Vorhaben ankündigte.

Was Leontinen betraf, so sann sie lange Zeit über die ihr von ihrem Geliebten angedeuteten Bedingungen nach, die sie zu erfüllen haben sollte, um seines Besitzes theilhaft zu werden. Die Festigkeit, mit welcher ihr Geliebter so eben mit ihr gesprochen hatte, und sein plötzliches Entfliehen hat-

ten sie in Erstaunen gesetzt. Sie blieb aber bei dem ernsten Entschlusse, um seinetwillen Alles zu thun oder zu erdulden, was er von ihr verlangen könne, da ihr schon der bloße Gedanke unerträglich fiel, für immer von ihm getrennt zu werden.

In dieser Stimmung war sie eingeschlafen, und als sie am anderen Morgen zu der gewohnten Stunde wieder erwachte, erhob sie sich, ließ sich auf das prächtigste ankleiden, und schmückte sich mit den kostbarsten Geschenken Silamonts, um ihm zu beweisen, wie hoch sie dieselben achte. Hiernächst suchte sie Amalien auf und unterließ nicht, ihr Schlafzimmer hinter sich abzuschließen und den Schlüssel mitzunehmen. Beide Freundinnen gingen eine Weile spazieren, und da Leontine vor Ungeduld brannte, den Moment herbeizuführen, in dem ihr angebeteter Genius ihr vor Augen treten sollte, so verließ sie Amalien schon nach wenigen Gängen durch die Alleen, unter dem Vorgeben, noch vor Tische einen Brief schreiben zu wollen. Die von Allem unterrichtete Witwe hielt sie nicht zurück, sondern begab sich im Stillen in das Coulissenzimmer, wo bereits ihr Schwager anwesend war, der sich nunmehr in Leontinens Zimmer selbst einführte. Silamont war mit ausgesuchter Pracht gekleidet, und die Art und Weise seines geschmackvollen, seine Schönheit in ihr volles Licht stellenden Anzuges gab ihm in der That den Anschein des Wunderbaren. Er hatte die Fenstervorhänge halb zugezogen, und dadurch eine angenehme Dämmerung über das Zimmer verbreitet. Als er die Thüre öffnen hörte, verbarg er sich hinter einem chinesischen Schirme, der am Kamin stand. Leontine trat ein, schloß die Thüre sorgfältig hinter sich zu, ließ ihre Blicke rings umher gleiten und setzte sich auf ein Kanapee. Sie hatte kaum Platz genommen, als Silamont vor ihr niederkniete. So vorbereitet auch Leontine war, stieß sie bei seinem Anblicke doch einen lauten

Schrei aus. Wie! meine anbetungswürdige Leontine, sagte er, indem er feurig ihre Hände küßte: Ist meine Gegenwart dir so entsetzlich, und flößt sie dir nichts Anderes ein, als Furcht? Während er sprach, betrachtete ihn das schöne Mädchen mit stummer Verwunderung und Aufmerksamkeit. Seine ganze Person erschien ihr göttlich, überirdisch, der Ton seiner unverstellten Stimme bezauberte unendlich mehr als vorher ihr Ohr, und das seine Augen belebende Feuer drang ihr erwärmend in das Herz ein. — Meine theuerste Leontine! sprach Silamont, der ihr Stillschweigen mißdeutete, liebst du mich nicht mehr? Könntest du mich von dir verstoßen? Könntest du dich entschließen, mich nicht mehr zu sehen? —

Dich nicht mehr zu sehen! rief sie aus: O! lieber wollte ich tausendmal sterben, als mich jemals wieder von dir trennen! — Du würdest also, fragte er, vor Wonne bebend, eine ewige Vereinigung mit mir wünschen? — Ich setze mein ganzes Glück darein, erwiederte sie. — Es giebt ein sicheres Mittel, du Reizende! fuhr er fort, mich dir als deinen Gatten auf das unauflöslichste zu verbinden: du mußt in den Vorschlag willigen, den ich dir thun werde. Aber wofern du einen Augenblick zaudern kannst, ich wiederhole es dir, wirst du mich nimmer wieder sehen. —

Silamonts persönliche Erscheinung hatte das von seinen zärtlichen Reden und seinen Geschenken begonnene Werk sowohl zu Ende geführt, daß ihm die liebende Leontine jetzt ohne anzustehen schwur, Alles was sie dieses Glückes würdig machen könne, zu vollbringen. Wohlan denn! meine Freundin, nahm er das Wort, gieb deinen Glauben an Genien auf, die die Menschen glücklich oder unglücklich sollen machen können. Verzichte auf diese himmlischen Wesen, und sei wieder eingedenk, daß nur eine höchste Kraft in der Welt

besteht! Bedenke, daß alle Menschen, so wie du, Gottes Geschöpfe sind, die darum deine Achtung und Liebe verdienen, und daß es den Gesetzen der Natur widerstreitet, freiwillig aus der Gemeinschaft mit ihnen zu scheiden. Ich bin ein Mann, Leontine, erkennen sie zuerst an mir, den sie ihrer Liebe werth erachteten, sich selbst und Andere durch sich wieder. Ich habe sie gesehen und geliebt. Um sie von einer Verirrung ihres edlen Geistes zurückzuführen, habe ich mich der einfachsten Mittel bedient, und nur ihre Befangenheit legte ihnen übernatürliche Ursachen unter. Ich habe ihnen meinen wahren Namen genannt. Ich bin Amaliens jüngst aus Indien zurückgekehrter Schwager. Deren zärtliche Freundschaft nahm mich, bevor ich sie gesehen hatte, für ihr Schicksal ein. Amalie kannte und billigte alle meine Schritte gegen sie. Ich habe mich ihnen nun zu Füßen geworfen, um ihnen meine Hand und mein Herz anzubieten. Die Liebe hat angefangen, den Nebel zu zertheilen, der ihren Geist umhüllte, sie hat ihnen die Lehre gegeben, daß wir Menschen für einander geschaffen sind. O! weisen sie nicht eine Führerin von sich, die die Bande der Ehe an sie fesseln werden! Sollte jedoch Alles verloren sein, was ich ihnen hier gesagt habe, sollte meine innige Liebe und Zärtlichkeit, meine Achtung, meine Bitten und Gründe sie nicht rühren können, und sollten sie im Gegentheile um ihres Glaubens an Genien willen, die Liebe zu mir verleugnen und die meinige von sich stoßen, so wissen sie, daß es mein Entschluß ist, unverzüglich wieder nach Indien zurückzugehen und mich für immerdar aus meinem Vaterlande und aus ihren Augen zu verbannen. Kommen sie, Amalie! fügte er, nach dem Cabinette gewendet hinzu, überzeugen sie ihre Freundin, daß sie, eben so wie ich es konnte, ohne den Beistand höherer Wesen in ihr Zimmer eindringen. — Bei diesen Worten schob Amalie die Wand

auseinander und eilte auf Leontinen zu, die sie in ihre Arme schloß. Bei Allem was ihnen lieb und heilig ist, Leontine, sprach sie zu ihr, kommen sie zu sich! Sollen so viele Kenntnisse und Geistesgaben nur dazu dienen, sie in's Verderben zu stürzen? Sollten so viele Reize und Tugenden für das Leben verloren gehen? Halten sie sich die kostbare Zeit vor Augen, die sie an die Beschwörung der Gebilde ihres Aberglaubens verschwendet haben; und preisen sie den gütigen Himmel, der es nicht hat zugeben wollen, daß sie sich wohl gar selbst für ihren Irrthum bestraften, indem sie ihren Geist von immer düstreren Wahngestalten umschlingen und erdrücken ließen; derweil doch nur die Leidenschaften des Menschen seine bösen Genien sind, sein einziger Schutzgeist hingegen sein Bewußtsein ist, so daß es in seinem freien Willen steht, dem Zuge der einen oder der Stimme des anderen zu folgen, und sich selbst zu belohnen oder zu bestrafen, je nachdem er es verdient. —

Scham, Reue, Staunen und Liebe hatten miteinander Leontinen in einen Zustand versetzt, der unbeschreiblich war. In Amaliens Arme hingeflossen, den Kopf an ihre Brust gelehnt, die Blicke nicht von Silamont verwendend, hörte sie starr und unbeweglich an, was man ihr sagte. Diese ihre äußere Unthätigkeit war jedoch nur eine Folge der höchsten Aufregung ihres Geistes, der im Kampfe mit sich selbst begriffen war, und der Vernunft allmählig den Sieg über den Wahn zubereitete, indem er die goldenen Wahrheiten, von denen jeder Mensch im Innersten durchdrungen, und Mysterien, die es sein Beruf ist, anzubeten, an das Licht der Vernunft zu Tage förderte, und von den Schlacken des Aberglaubens, der ihn verblendet hatte, säuberte. Der sie mit der Schärfe seines Auges beobachtende Silamont ahnete, was in ihrer Seele vorging und blieb vor ihr auf sei-

nen Knieen liegen, des Spruches über sein Leben oder seinen Tod aus ihrem Munde schweigend gewärtig. Amalie unterließ nicht, durch Liebkosungen ihre Worte zu unterstützen und suchte durch tausend zärtliche Küsse die Vorwürfe zu mildern, die das schöne Mädchen sich in ihrem eignen Bewußtsein machte. Endlich zog Leontine ihre Blicke von Bruder und Schwester ab, richtete sie gen Himmel, und rief seufzend aus: Mein Gott! wie strafbar bin ich! —

Ein unaufhaltsamer und wie es schien, unversiegbarer Strom zu lange gehemmter Thränen stürzte aus ihren Augen. Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und sagte zu ihrem Geliebten: Silamont! überlassen sie mich in der Verwirrung, die mich zu Boden drückt, einige Augenblicke mir selbst, entfernen sie sich auf so lange, ihr Sieg ist ihnen gewiß; aber gönnen sie es mir, daß ihn meine Vernunft allein erringt. —

Silamont gehorchte schweigend, bedeutete Amalien, sie nicht zu verlassen, und ging in den Schloßgarten hinab, wo er seine Zurückberufung abwartete.

Er hatte nicht sobald das Zimmer verlassen, als das schöne Mädchen ihre Freundin in die Arme schloß. Meine liebe Amalie! sprach sie, an welch gräßlichem Abgrunde stand ich! Meine Scham ist unendlich, und meine Reue kommt ihr gleich. — Ihre Reue freut mich, sagte die kluge Witwe, aber ihre Scham muß ich verdammen. Ihre Verirrung hat, dem Himmel sei Dank! weiter keine Zeugn gehabt, als eine verschwiegene Freundin, und einen Mann, der sie anbetet und eben so sehr verehrt als liebt. Also hinweg mit dieser Scham vor den Augen der Welt, halten se nur diejenige in sich fest, die sie dem Himmel gegen sich selbst schuldig sind. — Es ist geschehen! erwiederte Leontne: die Augen sind mir geöffnet, mein Wahn ist zerstört, und was ich

vor wenigen Augenblicken noch so fest glaubte, erscheint mir jetzt wie ein Traum: möchte es doch Silamont und ihnen eben so erscheinen, gegen die ich eine schwere Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen habe. —

Amalie führte hierauf Leontinen, die sich über Alles, was ihr in Silamonts Betragen übernatürlich geschienen hatte, selbst aufzuklären wünschte, bei der Hand in das Coulissenzimmer, worin sie ihr die vorhandenen Instrumente und die Maschinerie der Coulissen zeigte, und Leontine konnte nicht aufhören, ihre Entrüstung über sich selbst deswegen zu äußern, indem sie, zunächst durch diese Umstände aufgefordert, laut bekennen mußte, wie sehr auch gerade ihr eigener Geist der von ihr vordem so tief verachteten allgemeinen menschlichen Schwäche unterlegen sei.

Als sie sich nach einer Weile ruhig genug glaubte, Silamont wieder zu sehen, beschied sie ihn zu sich; und erst als sie dann dem Glücklichen auf seine Frage: was sie über sein Schicksal beschlossen habe? mit einfachen Worten hocherröthend sagte: wie glücklich sie sich fühlen werde, wenn er ihre innigste Liebe und Zärtlichkeit als den einzigen Dank, den sie ihm für ihre Rettung zu bieten wisse, des Vergangenen uneingedenk, von ihr annehmen möge, erkannte er aus dem grenzenlosen Entzücken, das sie ihm also bereitete, wie seine Leidenschaft zu dem wunderbaren Mädchen mit seinem ganzen Dasein eins geworden war.

Es wurde von den drei Betheiligten der Beschluß gefaßt, daß Leontine nicht anders als vermählt nach Bayonne zurückkehren, und die Hochzeit auf dem Schlosse Amaliens in möglichster Kürze der Zeit stattfinden sollte. Bis dahin brachte Amalie mit Leontinen die Nächte in einem Zimmer zu, und es trugen die heiligen und löblichen Gebräuche, welche Vermählungsfesten vorangehen, nicht wenig dazu bei, die schöne

Braut von dem schwindelnden Stege ihres seitherigen Irrlebens in das befahrene Gleis des gewöhnlichen bürgerlichen bald wieder herabzulenken. Nicht lange nach dem Abschlusse ihrer Verbindung mit Silamont fühlte sich Leontine stark genug, ihre wiedergeborene Weisheit dadurch zu bethätigen, daß sie ihren vertrauteren Freundinnen das Geständniß ihrer Thorheit selbst ablegte. Ihre Dankbarkeit gegen Amalien, und deren liebevolle Anhänglichkeit, blieb ihr ganzes Leben hindurch, während eines nimmer getrübten freundschaftlichen Verkehrs mit derselben ungeschwächt, und wie aufrichtig ihre Liebe und Zärtlichkeit zu Silamont gewesen war, bezeugte dieser selbst am besten, indem er in der Folge oftmals ihren dereinstigen Aberglauben segnete, weil er dadurch zu einem der beglücktesten Ehemänner geworden sei.

VIII.

Die blonde Ginevra.

Es lebte ehedem in Spanien, auf ihrem Schlosse in der Nähe der Pyrenäen, eine verwitwete vornehme Edelfrau des Landes, die aus ihrer Ehe eine einzige sehr schöne Tochter hatte und mit vieler Sorgfalt bei sich erzog. Die Jungfrau wurde von Jedermann die blonde Ginevra genannt, weil sie so lichtes Haar hatte, daß es blanken Goldfäden glich.

Nicht fern von dem Orte, wo die blonde Ginevra wohnte, lag die Burg eines jungen Ritters, der auch vaterlos war, und nach dem Willen seiner Mutter lange Zeit in Barcelona verweilt hatte, um sich zu unterrichten und sich adliche gute Sitten anzueignen. Er war nicht allein höflich und anmuthig geworden, sondern hatte sich auch dem Waffenhandwerke, wie den Wissenschaften so sehr ergeben, daß ihm von den ritterlichen Jünglingen in Barcelona nur wenige darin gleich kamen.

Als nun die Barceloner dereinst zu Ehren Philipps von Oestreich, der durch Frankreich nach Catalonien zog, um seine Königreiche in Spanien in Besitz zu nehmen, ein Turnier anstellten, zu dem auch Don Diego, als einer der angese-

henſten Jünglinge eingeladen wurde, ſo bat er ſeine Mutter, ihn mit dem, was dazu vonnöthen ſei, zu verſehen, und die verſtändige Frau, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, ſendete ihm Geld und Diener die Menge mit dem Bedeuten zu, nichts zu ſparen, was die Ehre dieſes Feſtes von ihm fordere. Er verſah ſich alſo zur Genüge mit Waffen und Pferden, übte ſich unter einem geſchickten Meiſter täglich in deren Handhabung, und als der König kam und das Lanzenſtechen unter edlen Jünglingen ſtattfand, die noch nie vorher die Waffen geführt hatten, war er ſo glücklich, darin den Preis zu gewinnen und von dem Könige, Angeſichts der ganzen Stadt, hochbelobt und zum Ritter geſchlagen zu werden.

Nach der Abreiſe des Königs ordnete Don Diego ſeine Angelegenheiten in Barcelona, und, nach langer Zeit einmal ſeine Mutter wiederzuſehen wünſchend, begab er ſich auf ſeine Beſitzungen, wo er von ihr liebevoll aufgenommen wurde, und ſeine Tage auf der Hirſch- und Eberjagd zubrachte, von welchem Wilde es einen Ueberfluß in der Gegend gab, dann und wann ſich aber auch wohl in das Gebirge verſtieg und einen Bären erlegte. Da geſchah es eines Tages, daß er, ſeinen Hunden folgend, die die Spur einiger Rehkälber ausgewittert hatten, in dem Dickicht ein Rudel Hirſche antraf, von denen einer dem Ritter entgegen ſprang. Sobald Don Diego den Hirſch gewahrte, gab er die Spur der Rehkälber auf, um auf ihn Jagd zu machen, befahl einigen der Seinen, ihm zu folgen, und ſetzte dem edlen Thiere verhängten Zügels nach. Vier berittene Jäger von ſeinem Gefolge ſprengten zwar hinter ihrem Gebieter drein, da aber Don Diego einen vortrefflichen ſpaniſchen Renner ritt, ſo verloren ſie ihn bald aus dem Geſichte und entfernte er ſich von ihnen, im Verfolgen des ſchnellfüßigen Hirſches, immer weiter und weiter.

Er mochte ſchon eine gute Strecke zurückgelegt haben, als

es ihm nach einer Weile däuchte, daß sein Roß den Athem verlöre, und der Hirsch dagegen immer schneller entflöhe. Unwillig darüber, und weil er keinen der Seinigen mehr um sich sah, setzte er sein Hifthorn an den Mund und fing an, stark darein zu blasen, um ein Zeichen zu geben, wo er sei. Die Entfernung zwischen ihm und den Jägern war jedoch so groß, daß er von ihnen nicht mehr gehört werden konnte. Also von keiner Seite eine Antwort vernehmend, fing er an, Schritt für Schritt zurückzureiten; verfehlte aber den Weg, da er dieser Gegend des Waldes unkundig war und näherte sich, indem er nach Hause zu kommen meinte, dem Schlosse der blonden Ginevra, die mit ihrer Mutter und ihren Lehensleuten an diesem Tage in demselben Wald auf die Hasenjagd ausgezogen war. Das Jagdgeschrei des Gefolges der blonden Ginevra hörend, nahm er seinen Weg darauf zu; wie er ihm aber je näher und näher kam, und es ihm doch scheinen wollte, als wären es die Seinigen nicht, wußte er nicht, was er thun sollte. Der Abend dämmerte schon herein, die sinkende Sonne warf längere Schatten, und wie Don Diego erkannte, daß sein Pferd sich kaum noch aufrecht zu erhalten im Stande war, eilte er, um nicht die Nacht allein unter freiem Himmel zubringen zu müssen, so gut er konnte, dem Lärmen nach, und erblickte, noch ein Stück Weges vorwärts gekommen, mit einem Male in der Entfernung einer kleinen halben Stunde ein schönes Schloß vor sich; in seiner Nähe aber eine Schaar Männer und Frauen, die so eben einen Hasen getödtet hatten. Als die Dame, welche Don Diego für die Herrin des Schlosses hielt, des Ritters ansichtig wurde, und an seiner Kleidung seinen ehrenwerthen Stand erkannte, sendete sie, aus der augenscheinlichen Müdigkeit seines Rosses abnehmend, daß er nicht weiter kommen konnte,

einen der ihrigen an ihn ab, um ihn fragen zu lassen, wer er sei, und ging ihm, sobald ihr seine Antwort hinterbracht worden, freundlich entgegen, indem sie ihn willkommen hieß, und ihm sagte, wie sehr sie sich, nicht nur um ihrer Freundschaft zu seiner Mutter, sondern auch um seiner Ritterlichkeit willen, die ihr der Ruf schon verkündigt habe, ihn kennen zu lernen freue.

Da es bereits später Abend war, so lud die Edelfrau Don Diego ein, die Nacht auf ihrer Burg zuzubringen, und schickte auch alsbald einen reitenden Boten an seine Mutter ab, damit dieselbe, wenn sie ihn nicht zurückkehren sehe, sich seinetwegen nicht beunruhige. Don Diego küßte Mutter und Tochter die Hand, dankte Beiden für ihre Höflichkeit und nahm ihre Einladung an; worauf sich die Jagd nach dem Schlosse zu in Bewegung setzte, und Don Diego, dessen müdes Pferd nachgeführt wurde, ein anderes bestieg, das man ihm auf Befehl der Dame überließ. Unterweges geschah es unter mancherlei Gesprächen, daß der, der Landessitte gemäß zur Rechten der blonden Ginevra reitende und ihr Pferd am Zügel führende Don Diego seine Augen aufschlug, und daß sein Blick gerade in ihr auf ihm ruhendes Auge traf. Dieser wechselseitige Blick war so gewaltig und zündend, daß Don Diego zu Ginevren und die blonde Ginevra zu Diego in der heftigsten Liebe entbrannte. Der verwandelte Jüngling betrachtete nunmehr die schöne Jungfrau, die zwischen sechszehn und siebzehn Jahre alt sein konnte, und einen mit sammetner Decke belegten Zelter ritt. Sie trug auf ihrem Haupte einen zierlichen Federhut, unter dem hervor die Fülle ihrer Locken auf die Schultern niederrollte, in ihren Ohren Kleinodien mit kostbaren orientalischen Perlen, und inmitten ihrer freien, edlen Stirne strahlte wie ein Stern am heitern Himmel ein in Gold gefaßter reiner

Diamant. Ihre schwarz wie Ebenholz von den feinsten kurzen Härchen gebildeten glänzenden Augenbrauen spannten sich in zierlichster Bogenform über ihre Augen aus, und der Blick des Beschauenden konnte in deren Glanze so wenig wie auf der heißen Junisonne, wenn sie flammend inmitten des Horizontes schwimmt, ungeblendet oder unerblindend ruhen, sondern mußte sich vor ihnen niederschlagen, weil eben die Jungfrau damit nach ihrem freien Willen sowohl zu tödten, wie zu beleben im Stande war. Wenn sie sprach oder lächelte, erschloß sich der purpurne Schoß ihrer Korallenlippen über den Perlenreihen ihrer Zähne und ließ die süßesten Wohllaute der Rede ertönen. Von der länglichen Nase, den weißen, rosigen Wangen, dem schönen Kinn, dem Halse von Elfenbein, den marmornen Schultern, den rundlichen Armen und der ganzen geschmeidigen Gestalt, was wäre da wohl noch Anderes zu sagen, als daß Alles makellos und untadelig an ihr war! So wie auch ihr bescheidenes, mildes, und immer heiteres Wesen in der reinsten Uebereinstimmung mit ihrer Schönheit stand. Sie zog des öfteren die Wohlgerüche ausduftenden Handschuhe von ihrer weichen Hand und ließ die zarten schlanken Säulchen ihrer weißen Finger sehen. Um den Alabaster ihres Halses schlang sich eine feingearbeitete goldene Kette und fiel in die Höhlung zwischen ihren dünnverschleierten jüngfräulichen Brüsten hinein. Ihr Gewand war von weißem Zendel und durchweg kunstreich ausgeschnitten, so daß ein reicher Goldstoff darunter vorleuchtete. In der Burg angekommen, forderte die Mutter der blonden Ginevra den Ritter auf, der Ruhe zu pflegen und ließ ihn in ein reich geschmücktes Zimmer führen. Wiewohl nun Don Diego keinesweges ein solch Bedürfniß fühlte, so leistete er dennoch dem Willen der Burgfrau Folge, und vertauschte seine Jagdkleider gegen andere reiche Gewänder, die sie ihm

durch ihre Diener reichen ließ, indem ihm unterweilen die himmlischen Reize der Jungfrau Herz und Sinne erfüllten, deren Gleichen es ihn noch niemals gesehen zu haben bedünkte. Auf der andern Seite konnte auch die blonde Ginevra nicht umhin, das Bildniß des ritterlichen Jünglings unaufhörlich vor Augen zu haben und in dem Gedanken an ihn eine vorher nie empfundene oder geahnete Freude zu fühlen, bis sie am Ende, ohne zu wissen, wie ihr geschehen war, auf das allerzärtlichste denjenigen lieben mußte, der dagegen mit rechtem Bewußtsein das süße Gift in sich einsog und sich gestand, daß er anstatt einen Hirsch zu tödten, von dem tödtlichsten aller Pfeile selbst verwundet worden sei.

Don Diegos Diener hatten lange Zeit ohne eine Spur von ihm zu finden, ihren Herrn im Walde gesucht, und kehrten endlich, in der Voraussetzung, daß er auf einem anderen Wege in das Schloß gelangt sein möge, dahin zurück. Kurz vor der Burg begegneten sie dem Boten der Edelfrau, der der Mutter Don Diegos hinterbrachte, daß sie ihren Sohn für diesen Abend nicht zurückerwarten dürfe, und dieselbe beschloß also, da die Nacht schon eingebrochen war und sie ihn gut aufgehoben wußte, ihm an diesem Tage Niemand von den Seinigen zuzusenden. Die beiden Liebenden hatten nicht allzulange ihren Gedanken an einander nachgehangen, als das Abendessen fertig war, das in einem Saale aufgetragen wurde. Mutter und Tochter empfingen den Ritter darin auf das freundlichste. Man brachte Wasser, mit dem sich alle drei die Hände wuschen, und Don Diego mußte wider seinen Willen den obersten Platz an der Tafel einnehmen. Die Hausfrau setzte sich ihm zur Rechten, die blonde Ginevra zur Linken und die anderen Tischgenossen nahmen neben einander der Reihe nach Platz. Das Abendessen bestand aus den verschiedenartigsten schmackhaftesten Speisen;

aber die beiden Liebenden aßen wenig. Wiewohl Mutter und Tochter nicht davon tranken, waren die köstlichsten Weine aufgetragen worden. Es ergab sich jedoch, daß auch Don Diego von Kindheit an noch niemals Wein gekostet hatte und desgleichen nichts als Wasser trank; wogegen sich die Anderen allerdings nicht berufen fühlten, dem Beispiele dieser drei zu folgen. Die nichts weniger als schweigsame Gebieterin des Schlosses unterhielt den Ritter, den sie vielfach zum essen nöthigte, bald von diesem bald von jenem, und da auch die blonde Ginevra Antheil an dem Gespräche nahm, so fühlte sich Don Diego wie im Paradiese. Was er sagte, ermangelte ingleichen nicht des Beifalls der Damen, und als man solchergestalt die Zeit des Abendessens mit Freuden verbracht hatte, sprach Don Diego noch eine Weile, bis man schlafen ging, mit seiner Geliebten, der er zwar seine heiße Liebe nicht zu gestehen wagte, wohl aber im Allgemeinen sagte, eine wie große Gunst sie ihm erzeigen würde, wenn sie sich seine Dienste gefallen ließe. Das schöne Mädchen wurde bald blaß bald roth hierüber, indem sie dem Ritter für seinen Antrag bescheiden dankte, und wenn sie auch aus seinen Worten und Geberden zu erkennen glaubte, wie sehr er für sie in Liebe entbrannt sei; so gab sie sich doch, um ihn in Zukunft desto besser ergründen zu können, den Anschein, dies nicht zu bemerken. Sie wünschten sich hierauf gegenseitig eine gute Nacht; wie wenig aber dieser Wunsch bei den Liebenden in Erfüllung ging, kann sich ein Jeder der jemals in ähnlichen Irrsalen befangen war, leicht vorstellen. Sie thaten beide die ganze Nacht über kein Auge zu, ergaben sich bald der Hoffnung, bald der Furcht, und warfen sich innerlich bald ihre Gefühle vor, bald bestärkten sie sich selbst darin. Die blonde Ginevra meinte in dem Betragen des Ritters ein gewisses Etwas wahrgenommen zu

haben, das ihr als Pfand seiner Liebe galt und sie versicherte, daß sie ihrerseits nicht vergebens lieben würde. Don Diego dagegen blieb mit seiner Liebe in Zweifel versenkt, weil ihm eben nicht das leiseste Zeichen, wie sehnlich er es auch wünschte, ihre Gegenliebe kund gab, und wußte sich mit nichts anderem als damit zu trösten und zur Hoffnung aufzumuntern, daß sie noch ein Kind sei und schöne Kinder in der Regel sittsam und schüchtern sind, ohne auf die glatten Worte der Jünglinge zu achten.

Sobald es wieder Tag geworden war, kamen Don Diegos Diener an, um ihn nach Hause abzuholen. Die Edelfrau, die bereits aufgestanden war, hatte aber angeordnet, daß bei Zeiten ein gutes Mittagsmahl bereitet würde, weil sie nicht wollte, daß ihr Gast schon des Morgens von ihr scheiden sollte, und Don Diego, der des Anblicks der blonden Ginevra niemals wieder hätte entbehren mögen, willigte gern in ein längeres Bleiben ein. Die Jungfrau selbst kleidete sich an diesem Morgen so reich und zierlich, daß alles an ihr zu lachen schien, und konnte gar nicht aufhören, sich im Spiegel zu beschauen und ihre Zofen zu Rathe zu ziehen, ob nicht noch dies und jenes an ihrem Anzuge zu bessern sei. Als sie endlich damit zu Stande gekommen war, ging sie aus ihrem Zimmer in den Garten hinab, wo sich ihre Mutter lustwandelnd mit dem Ritter unterhielt. Don Diego grüßte sie ehrerbietig, sobald er sie sah, und konnte kein Auge wieder von ihr abwenden, denn wenn er schon des vorigen Tages ihre Schönheit hatte anstaunen und bewundern müssen, so wollte es ihn jetzt bedünken, sie sei der Inbegriff aller irdischen Vollkommenheit, und es habe kein Dichter jemals einen weiblichen Reiz besungen, der da ihrem Körper nicht noch lieblicher und frischer eigenthümlich sei. Die blonde Ginevra weidete ihre Augen nicht minder an

dem schönen jungen Manne. Sie hörten darauf in der Burgkapelle mit einander die Messe und setzten sich nach der Messe an den Mittagstisch. Als sie abgegessen und Don Diegos Leute seine Pferde in den Hof vorgeführt hatten, sagte er der Herrin des Schlosses seinen besten Dank, küßte ihr die Hände und versicherte ihr seine stete Dienstbarkeit. Hierauf zu der blonden Ginevra gewendet, küßte er auch ihre Hand, war aber, vor übergroßer Liebe weder im Stande, ihr ein Wort zu sagen, noch ihre zarte Hand wieder los zu lassen, welche Umstände das Mädchen zu ihrer größten Genugthuung als überzeugende Beweise seiner Liebe deutete. Sie sprach mit bebender Stimme zu ihm: Herr Don Diego! ich bin ganz die Eurige; und er verabschiedete sich von den anderen so gut er konnte, stieg mit den Seinen zu Pferd, und begab sich zu seiner Mutter zurück, der er sagte, wie freundlich und ehrenvoll er bei ihrer Nachbarin aufgenommen worden sei.

Die beiden Witwen besuchten sich aus alter Freundschaft des öfteren und pflegten eine im Hause der anderen zu speisen. Wie Don Diego dies von seiner Mutter hörte, veranstaltete er ein schönes Fest, wozu nächst vielen anderen angesehenen Frauen auch die blonde Ginevra mit ihrer Mutter eingeladen wurde. Der Ritter tanzte am Abende mehrere Tänze mit der Jungfrau, und nachdem er dadurch allmälig bekannter mit ihr geworden, fing er an, ihr mit schicklichen Worten seine Liebe und die Leidenschaft zu erklären, mit der er ihr zugethan war. Sie wollte zwar gern spröde mit ihm thun; aber sie vermochte es so wenig, daß er wohl erkannte, wie es mit ihren Gefühlen gegen ihn beschaffen sei. Nach dem Tanze wurden noch verschiedene Spiele gespielt und unterließ Don Diego desgleichen nichts, was die Gesellschaft vergnügen und die blonde Ginevra und ihre Mutter ehren konnte.

Indem nun der junge Rittersmann, nach diesem guten Anfange, den Umgang mit seiner schönen Nachbarin fortsetzte, und die Liebenden nicht verfehlten, in dem Bestreben, sich ihr Herzensleid zu erleichtern, das süße Gift immer tiefer in sich einzusaugen, versahen sich nicht allein die beiden Mütter bei den vielmaligen Besuchen und Gegenbesuchen, die sie sich mit ihren Kindern machten, dessen, was in deren Herzen vorging, sondern mißbilligten es auch selbst nicht im mindesten. Don Diegos Mutter hätte nämlich mit Freuden die blonde Ginevra als ihre Schnur, und die andere Witwe den Jüngling eben so willig als Eidam anerkannt.

Wie es denn aber häufig zu geschehen pflegt, daß gewisse kleine Rücksichten und Bedenklichkeiten die besten Absichten und Vorsätze der Menschen vereiteln, also wollte keine von beiden Freundinnen die erste sein, die diese Angelegenheit zur Sprache brächte. Don Diego hatte einen anderen reichen Ritter zum Freunde, den er oftmals auf seinem in der Nähe gelegenen Schlosse besuchte und gar gern in sein Geheimniß gezogen hätte, um ihn um seinen Rath zu befragen; nichts destoweniger hielt er aber damit stets zurück, weil er seiner Geliebten zu mißfallen fürchtete. Seine Vertraulichkeit mit ihr hatte inzwischen so weit zugenommen, daß er fast alltäglich auf das Schloß ihrer Mutter kam, drei bis vier Stunden daselbst verweilte, oder wohl auch da zu Abend speiste und erst spät wieder nach Hause ritt, woraus denn seine Liebe männiglich offenbar wurde. Das Liebespaar wünschte nichts sehnlicher, als durch die Ehe vereinigt zu werden; aber die blonde Ginevra hatte nicht den Muth, sich ihrer Mutter zu entdecken, und der junge Ritter sagte eben auch der seinigen nichts. Die beiden Mütter dagegen hielten eine jede dafür, ihre Kinder wären doch noch allzujung und würden in der Folge immer zeitig genug verheirathet,

weshalb sie die Sache ruhig gehen ließen und im Stillen ihre Freude daran hatten.

Zu derselben Zeit trug es sich zu, daß ein schönes junges Mädchen, die Tochter eines Edlen des Landes, die häufig in das Schloß der blonden Ginevra kam, ebenfalls eine heftige Liebe auf Don Diego warf, und sich die größte Mühe gab seine Gegenliebe zu erringen, wiewohl des Ritters Sinn nur allein auf die blonde Ginevra gerichtet stand und er sich ganz und gar nicht um sie kümmerte. Da brachte diese Jungfrau dereinst einen trefflichen Sperber in ihren Besitz, und sendete sie denselben, wohl wissend, wie großes Gefallen Don Diego an derlei Raubvögeln fand, dem Ritter zum Geschenke zu. Er nahm ihn, ohne sich dabei Arges zu denken, bereitwillig an, gab dem Brauche gemäß, dem, der ihn ihm überbracht hatte, ein paar Strümpfe zum Botenlohn, und ließ der Jungfrau unter tausend Danksagungen seine Gegendienste dafür entbieten. Es war gerade an der Zeit, Rebhühner zu jagen, der Vogel erwies sich als einer der zu diesem Behufe bestabgerichteten, und so konnte es nicht unterbleiben, daß ihn Don Diego bald außerordentlich lieb gewann. Er hatte der blonden Ginevra schon zwei Mal damit erbeutete Rebhühner zugesandt, und wie er eines der nächsten Male wieder zum Besuche zu ihr kam, führte er den Sperber auf der Faust mit sich, und sagte zu ihr, seine Verdienste anpreisend, daß er ihm so lieb wie seine eigenen Augen wäre. Es ist schon angedeutet worden, daß Jedermann sich der Liebe der Beiden versah. Als nun eines Tages in Ginevrens Hause und in ihrer Gegenwart von Don Diego gesprochen und desselben als eines ehrenfesten, vollkommenen Ritters allgemein lobend gedacht wurde, sagte ein Ser Graziano: er möge zwar auch nicht leugnen, daß Don Diego ein gesitteter Jüngling sei, er komme ihm aber

fast wie der Esel des Töpfers vor. Ueber diesen Ausdruck verwundert, bat sich die blonde Ginevra eine bestimmte Erklärung desselben aus. Der Sprecher, der sich für einen großen Witzbold hielt, antwortete: Gnädiges Fräulein, die Töpfer, wenn sie, Töpfe, Näpfe und anderes irdenes Geschirr verkaufend, auf ihrem Esel durch die Gassen reiten, halten vor jeder Thüre still, und also thut der Ritter Don Diego auch. Er schwatzt so vielen Jungfrauen als er sieht von Liebe vor, und wirbt eben jetzt um die Minne der Tochter des Herrn Ferrando de la Serra, von der er einen Sperber geschenkt erhalten hat, der ihm lieber als sein Leben ist. — Es mag unentschieden bleiben, ob der vorlaute Schwätzer diese Worte von selbst, oder von einem anderen dazu angestellt, sprach; ganz gewiß ist es aber, daß sie großes Unheil stifteten. Die blonde Ginevra hatte sie kaum angehört, so entfernte sie sich von dem Orte, wo sie war, und ging auf ihr Zimmer, wo ein solcher Zorn und eine solche Eifersucht über sie kam, daß sie fast verzweifelt wäre. Ja, sie erbitterte sich nach und nach dergestalt, daß ihre vorher so große Liebe zu Don Diego sich in den wildesten Haß verwandelte, der sie nicht im entferntesten daran denken ließ, daß jener aus Neid oder Bosheit so gesprochen haben könne.

Kurze Zeit nach diesem Ereignisse kam der Ritter, seiner Gewohnheit gemäß, nach dem Schlosse der blonden Ginevra, nun nicht mehr der Seinigen, die sich in ihr Zimmer verschloß, als sie vernahm, daß er im Hofe abgestiegen sei. Er war in den Saal gegangen, wo er die Mutter des erzürnten Mädchens fand, und unterhielt die Witwe von den Wunderthaten seines Sperbers, der ihm auf der Hand saß. Als die blonde Ginevra sich gar nicht wie ehedem vor ihm sehen ließ, fragte er nach ihr und erhielt zur Antwort, daß sie bei seiner Ankunft in ihr Zimmer gegangen. Er erwiederte dar-

auf weiter nichts, sondern verabschiedete sich von der Witwe, sobald es ihm dazu Zeit zu sein schien, und sagte nur zu einer Zofe der blonden Ginevra, der er begegnete, als er die Treppe hinunter stieg, sie möge ihrer Gebieterin in seinem Namen die Hände küssen. Diese Dienerin war in das Liebesverständniß Beider eingeweiht, wußte aber noch nichts von dem Aergerniſſe mit dem Sperber und entledigte sich ihres Auftrags an das Burgfräulein. Die blonde Ginevra hatte bereits erfahren, daß Don Diego mit dem Sperber auf der Faust gekommen sei und dessen Tugenden über die maßen gepriesen habe. Ueberzeugt, wie sie nun war, daß er ihr dies zum Hohn und Spott angethan, weil er eben jene Andere liebe, entrüstete sie sich immer ärger über ihn und setzte sich ihre Grille so fest in den Kopf, daß sie dieselbe um nichts in der Welt wieder hätte aufgeben mögen. O, du treuloſeſter aller Männer! rief sie aus, als ihr die Kammerfrau Don Diegos Worte hinterbrachte: ist es dir nicht genug, mich, um einer Anderen willen, verlaſſen und verrathen zu haben, die so viel geringer ist als ich, und mußt du auch so verwegen sein, mir wieder zu nahen, um mir dazu noch solche Kränkungen anzuthun? Aber, ich will dir, bei Gott! die Ehre widerfahren laſſen, die du verdienst. — Sie theilte hierauf ihrer Zofe mit, was sie von dem Sperber und Don Diegos vermeintlicher Liebe zu Don Ferrandos Tochter wußte, und die Zofe billigte nicht nur, die Wahrheit dieser Anklage nicht bezweifelnd, den Entschluß ihrer Gebieterin, sondern schürte sogar noch das Feuer ihres Zornes an. Eben dieses Mädchen war in einen jungen Menschen im Hause verliebt, der Don Diego höchst übel wollte, und dem dessen dereinstige fast unzweifelhafte Verbindung mit der blonden Ginevra ein Dorn im Auge war. Wie er nun von dem Unwillen des Fräuleins Kunde erhielt,

sann er sich alsbald eine Lüge aus und gab gegen seine Geliebte vor, von einer glaubwürdigen Person gehört zu haben, Don Diego würde, ohne die Rücksicht, welche er auf seine Mutter zu nehmen hätte, die Dame mit dem Sperber schon geheirathet haben. Die Zofe flüsterte diese Erdichtung ihrer Herrin zu, die ihr leider nur ein allzugeneigtes Ohr lieh, und da die blonde Ginevra hierauf entschlossen war, mit Don Diego ganz und gar zu brechen, und seine ferneren Besuche zu verhüten, so gab sie einem Pagen das Geheiß, nächstfolgenden Tages vor das Schloß hinaus, an eine gewisse Stelle zu gehen und daselbst den Ritter zu erwarten, dem er, wann er käme, zu sagen habe: Herr Don Diego! die blonde Ginevra schickt mich zu euch und läßt euch sagen, ihr möchtet nur dahin gehen, woher ihr euren euch so werthen Sperber erhalten habt: hier finget ihr damit weder Rebhühner noch Wachteln mehr. Der Page that, wie ihm geheißen war, erwartete Don Diego an dem gewissen Orte, und trat, als er ihn kommen sah, mit den genannten Worten auf ihn zu. Der kluge und einsichtige Ritter verstand bald den Sinn dieser dunkeln Rede, kehrte mißvergnügt sogleich nach Hause zurück, und ging in sein Zimmer, wo er einen Brief schrieb, wie ihn die Umstände erforderten, den Sperber nahm und tödtete, und beides durch einen reitenden Boten der blonden Ginevra zusandte. Die Jungfrau wollte dagegen, als der Diener vor sie geführt worden war, weder Brief noch Vogel annehmen, und gab ihm nur die mündliche Antwort an seinen Herrn: er möge ihr nicht wieder vor Augen kommen, denn sie sei nun mit sich im klaren über ihn, und danke Gott von Herzen, daß er ihr zu rechter Zeit über seine Treulosigkeit die Augen geöffnet habe. Der Bote kehrte mit dieser stolzen Antwort zu seinem Herrn zurück, und es ist nicht zu sagen, wie sehr Don Diego darüber er-

schrak und erstaunte, in wie schmerzliche Klagen er ausbrach, und wie betrübt er wurde! Er versuchte alles mögliche, sie zu enttäuschen und ihr zu wissen zu thun, daß sie von bösen Zungen betrogen worden sei: Es blieb umsonst; sie wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen, und den gerechten Entschuldigungen ihres schuldlosen Liebhabers kein Ohr verleihen. Ihre vorgefaßte irrige Meinung hatte schon so tiefe Wurzeln in ihr Herz geschlagen, daß sie dieselbe nicht mehr daraus entfernen konnte und zuletzt weder mehr Botschaften noch Briefe annahm.

Sich ohne sein mindestes Verschulden also behandelt sehend, unfähig einen so großen Kummer zu ertragen, und weder Mittel noch Wege kennend, seine Flamme, die nur immer weiter zu greifen schien, zu löschen, verfiel er in eine Schwermuth, die ihm fast tödtlich wurde. Es war leicht zu beurtheilen, an welchem Uebel der Ritter krankte, da er von seiner Gewohnheit, die Jungfrau zu besuchen, so plötzlich abgelassen hatte, und den beiden Witwen war es wie ein kindischer Zwist nur zu lachen. Nachdem Don Diego aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er alles vergebens aufgeboten hatte, die Gunst der blonden Ginevra wieder zu erlangen, wurde er des Lebens satt, und beschloß, da er sich nicht selbst tödten wollte, einen anderen Weg einzuschlagen, und, von der Ursache seines Kummers sich entfernend, denselben vielleicht durch unstätes Umherschweifen in der Welt zu lindern. In diesem menschenfeindlichen Sinne wählte er von seinen Sachen aus was er nöthig zu haben glaubte, ließ für sich und einen Begleiter, den er mitzunehmen gedachte, Eremitenkleider fertigen, und schrieb sodann einen Brief, den er einem seiner Diener mit den Worten gab: Ich entferne mich von hier in einer gewissen Angelegenheit, und will nicht, daß meine Mutter oder irgend wer erfahre, wohin ich gehe. Wenn

ich abgereist bin, und meine Mutter nach mir fragt, so antworteſt du, du wüßteſt nicht, wo ich sei; ich hätte aber hinterlaſſen, ich kehrte binnen zwanzig Tagen wieder. Den vierten Tag nach meiner Abreiſe und nicht früher trägſt du dieſen meinen Brief, den ich dir jetzt einhändige, zu der blonden Ginevra, oder wenn ſie ihn nicht empfangen will, zu ihrer Mutter. Du ſtehſt mir übrigens mit deinem Leben dafür ein, daß du dieſem Befehle genaue Folge leiſteſt. — Der Diener erwiederte, daß er nicht unterlaſſen werde, ſeinem Willen gemäß zu thun. Danächſt beſchied Don Diego einen anderen ſeiner Vertrauten, einen wohlgeſinnten, weltkundigen Mann vor ſich, und ſchloß ihm ſein Herz auf, indem er ihm ſagte, was er willens ſei zu thun. Der gute Mann ſchalt ſein unverſtändiges Vorhaben höchlich, und bemühte ſich, ihn durch Vernunftgründe davon abzubringen; was ihm aber nicht gelingen wollte, da der Jüngling unerſchütterlich feſt auf ſeinem Entſchluſſe beharrte. Wie ſich nun der getreue Diener deſſen verſah, ſo bedachte er bei ſich, daß es ein geringeres Uebel ſei, wenn er ihn begleite, weil er ihn dann mit der Zeit vielleicht nichtsdeſtoweniger von ſeiner Thorheit heilen, und auf jeden Fall ihn vor Unfällen behüten könne, und erwiederte, daß er mit ihm gehen und ihn nimmermehr verlaſſen würde. Sie beſprachen ſich alſo miteinander des weiteren, trafen alle Vorkehrungen und ſtiegen in der nächſtfolgenden Nacht zu Pferde, Don Diego auf ſeinen ſpaniſchen Klepper, und der Diener mit dem Felleiſen auf einen rüſtigen Gaul. Es mochte etwa acht Uhr Abends ſein, als ſie ihre Reiſe antraten, ſie ritten die ganze Nacht hindurch ſcharf zu, und als es anfing zu tagen, ſchlugen ſie, um von Niemand geſehen zu werden, unbetretene Nebenwege ein, auf denen ſie bis zum Mittage weiter drangen. Es war im Monate September und nicht ſehr warm. Der

Ritter hielt dafür, nunmehr eine ziemliche Strecke von seiner Wohnung entfernt zu sein, und den Pferden einige Erholung gönnen zu müssen, und kehrte in ein abgelegenes Bauergehöft ein, wo er sich für Geld reichen ließ, was er und sein Diener und die Pferde bedurften, aß und trank mit jenem daselbst und ließ die Thiere an drei Stunden ausruhen. Nach dieser kurzen Rast wieder aufsteigend, setzten sie ihre Wanderschaft fort und blieben auf diese Weise drei Tage lang unterweges, bis sie an den Fuß eines hohen in der Einsamkeit gelegenen Berges gelangten. Die Gegend umher war wild und öde, mit mannigfachen Bäumen bewachsen, und mit Kaninchen, Hasen und anderem kleinen Wilde bevölkert. Es lag hier eine für viele Menschen geräumige Höhle, bei welcher ein frischer klarer Quell aus dem Boden hervor rieselte. Als der Ritter diesen Ort, der ihm unendlich wohl gefiel, ersah, sprach er zu seinem Diener: Hier soll mein Aufenthalt sein, Bruder, so lange mir dieses kurze Leben währt. Sie stiegen darauf beide ab, entsattelten und entzäumten die Pferde und ließen sie, von denen nie wieder gehört worden ist, laufen wohin es ihnen gefiel, denn da sie, Gras und Kräuter abweidend, sich von der Grotte entfernten, steht zu glauben, daß sie den Wölfen zur Beute wurden. Der Ritter ließ Sattel und Zeug und das übrige Gepäck in der Grotte zur Seite stellen; legte seine alltäglichen Kleider ab, und kleidete sich wie sein Diener in die Eremitengewande; worauf sie den Eingang der Grotte dergestalt mit Aesten und Zweigen verschlossen, daß kein Raubthier dareindringen konnte. Sie bereiteten sich so gut es gehen wollte, zwei dürftige Lagerstätten von Buchenlaub, und brachten also viele Tage lang in der weiten Höhle und ihrer Nachbarschaft zu, indem sie ihren Hunger theils an wilden Thieren stillten, die der Diener mittelst einer mitgebrachten

Armbrust tödtete, theils an Wurzeln, Kräutern, wildwachsenden Früchten und Eicheln; ihren Durst aber an dem frischen Wasser des Quelles löschten. Solch ein elendes Waldleben führte nun Don Diego, der nichts anderes that, als daß er die Härte und Grausamkeit seiner Dame beweinte und den ganzen Tag einsam durch die düsteren Bergschlüchte streifte, vielleicht einen Bären suchend, der ihn seines Lebens entledige. Der getreue Diener ließ es sich angelegen sein, Wildpret zu fangen oder zu erlegen, und ermahnte seinen Herrn jederzeit, wann es die Gelegenheit mit sich brachte, aus dieser Einöde nach Hause zurück zu kehren und die blonde Ginevra als eine Thörin zu behandeln, die da der Liebe eines edlen Ritters unwerth sei und gar nicht wisse was sie thue. Wenn dann die Rede auf diese Dinge kam, so mochte Don Diego doch nicht leiden, daß von der blonden Ginevra übel gesprochen wurde, und er gebot seinem Gefährten, von etwas anderem zu reden, indem er wieder anhub zu weinen und zu seufzen. Er verlor auf diese Weise bald seine gesunde Gesichtsfarbe und wurde mager und abgezehrt, so daß er einem Wilden ähnlicher als einem anderen Menschen sahe. Desgleichen hatte ihn sein aschgraues Gewand mit der Kapuze hinten, sein lang gewachsener Bart, sein verworrenes Haar und seine eingesunkenen Augen so außermaßen entstellt, daß von der ehemaligen Anmuth seines Aeußeren keine Spur daran überblieben war.

Wie Don Diegos Mutter ihn des nächsten Tages nicht zur Mahlzeit kommen sah, fragte sie nach ihm. Der Diener, welchem der Ritter den Brief an die blonde Ginevra gegeben hatte, berichtete ihr, daß er mit einem einzigen Begleiter ausgeritten sei und hinterlassen habe, in zwanzig Tagen zurückkehren zu wollen. Auf diese Kunde beruhigte sich die Edelfrau. Als die vier Tage nach Don Diegos Abreise

verflossen waren, ging derselbe Diener zu der blonden Ginevra auf ihr Schloß und händigte ihr, die er bei ihrer Mutter im Saale antraf, mit schuldiger Ehrerbietung das Schreiben ein. Sie hatte kaum erkannt, daß es von Diego sei, so warf sie es zu Boden und sagte, sich entfärbend, ganz zornerfüllt: Ich habe ihm sagen lassen, daß ich weder Briefe noch Botschaften mehr von ihm annehmen will. — Die Mutter lächelte und sprach: Du bist ja in der That hoch erzürnt, meine Tochter, weise mir den Brief hierher, ich will ihn lesen. — Eines der Dienstleute des Hauses hob den Brief auf und übergab ihn der Gebieterin, und diese öffnete ihn und las folgendes: Dieweil also, Herrin! meine Unschuld keine gute Statt in eurem Herzen findet, wo sie sich durch Eröffnung der Wahrheit rechtfertigen möchte, und angesehen daß ich aus unzweideutigen Zeichen erkennen muß, euch nicht nur lästig zu sein, sondern auch tödtlich von euch gehaßt zu werden, habe ich, der ich euch nicht im mindesten mißfällig sein will, beschlossen, so weit in die entferntesten Länder zu ziehen, daß weder ihr noch sonst jemand jemals wieder von mir Unglückseligen hören soll, der sich selbst gern aufopfert, um euch zufrieden zu stellen. Es ist mir hart und qualvoll, von euch verschmäht und verachtet zu werden, aber ungleich härter und qualvoller als jedes andere Leid, der Gedanke, euch, wenn auch unschuldigerweise, durch mein Thun und Lassen zu erzürnen oder zu kränken. Mein schwaches Leben wird nicht lange Zeit das Märtyrerthum aushalten, das es jetzt erduldet.- Ehe es also, was bald geschehen wird, zu Ende geht, habe ich euch in diesem meinem letzten Briefe, nicht etwa zu eurer Beschämung, sondern als ein Bekenntniß meiner Unschuld die Wahrheit vorstellen wollen. Ich erkläre euch auf das feierlichste, daß ich, so sehr ein Mann ein Weib irgend zu lieben vermag, euch geliebt habe, liebe

und ewig lieben werde, und sterbe der gewissen Hoffnung, daß ihr mir nach meinem Tode, wenn auch alsdann zu spät, euer Mitleiden schenken müßt, weil ihr euch am Ende überzeugen werdet, daß ich vernünftigerweise keines Vergehens an euch, weder in Gedanken noch in der That, geziehen werden kann. Ich liebte euch, wie ihr wißt und mir selbst am besten bezeugen könnt, nicht um euch eure jungfräuliche Ehre zu rauben, sondern um euch mit eurem eignen Willen zur Gattin zu erhalten. Da ihr mir nun um keiner anderen Ursache als um des Sperbers willen, der mir geschenkt wurde, zürnt, so sage ich euch, daß mir diesen Vogel Isabella, die Tochter des Herrn Ferrando, sendete, und daß ich geglaubt haben würde, eine große Unhöflichkeit zu begehen, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, weil dies unter Adlichen gebräuchliche Geschenke sind. Mit Isabellen aber habe ich nirgend und niemals als in eurem Hause und in eurer Gegenwart gesprochen. Ob sie mich auf die Weise geliebt hat, wie ihr euch einbildetet, weiß ich nicht, weil sie gegen mich selbst kein Wort darüber äußerte. Hätte sie dies je gethan, so würde sie, wenn auch nicht erkannt haben, daß ich kein Herz hätte, so doch, das dieses Herz nicht mehr in seiner Freiheit wäre, weil ich es euch bereits unwiderruflich als Eigenthum ergab. Wann sie nunmehr erfährt, daß ich aus Rücksichten für euch ihren Sperber erwürgt und den Hunden als Speise vorgeworfen habe, so denke ich, wird sie versichert sein, daß ich sie nicht liebe, und solltet ihr eurerseits meine Unschuld erkennen. Nichtsdestoweniger hat der düstere, dichte Schleier ungerechten Zornes eure Augen dergestalt umfangen und erblindet, daß er euch die Wahrheit nicht durchschauen läßt. Ich habe kein anderes Zeugniß meiner Unschuld gegen euch aufzustellen als mein Herz, das bei euch ist. Es sei darum also, weil es euch wohl gefällt. Seitdem ihr mich haßt,

kann ich nicht umhin, mich selbst zu hassen, und da ich sehe, daß euch mein Tod angenehm ist, so werde ich sterben. Nur das allein schmerzt mich, daß meine Schuldlosigkeit euch schuldig macht. Mein Tod wird nur der kurze Aushauch eines Seufzers sein, und das Angedenken eurer gegen mich ausgeübten Grausamkeit wird euch unablässig vor der Seele schweben. Ich bitte den Himmel, euch eben so fröhlich zu machen, als ihr mich traurig wünscht. Behüte euch Gott! —

Die Witwe war von dem höchsten Erstaunen erfüllt, als sie diesen Brief gelesen hatte. Sie schalt ihre Tochter ernstlich aus, einen so ehrenfesten Ritter auf das Aeußerste gebracht zu haben und sagte ihr viel böse Worte. Die blonde Ginevra zürnte ihm freilich so heftig, und haßte ihn so entschieden, daß es ihr ein Genuß war, zu vernehmen, er trage ihretwegen Leid. Die Witwe ließ Don Diegos Diener wieder vor sich rufen und fragte ihn, seit wie lange sein Herr abgereist sei? Er gab fünf Tage an. Wohlan denn, sagte sie, so geht und grüßt seine Mutter von mir. Sie wollte nicht, daß außer ihrer Tochter jemand den Inhalt des Briefes erführe, und als sie mit derselben schalt, befanden sie sich allein. Don Diegos Mutter blieb vierzehn und zwanzig und noch viele Tage länger vergebens der Rückkehr ihres Sohnes gewärtig, und schickte endlich, wiewohl ohne eine Spur von ihm aufzufinden, voller Ungeduld und Mißvergnügen, ihn nicht wieder zu sehen, allerwärts Leute nach ihm aus. Daß ein unbestimmtes Gerücht von der Erzürnung der blonden Ginevra wegen eines Sperbers bis zu ihrem Ohr gedrungen war, veranlaßte sie zwar, ihre Nachbarin fragen zu lassen, ob sie wisse, wo Don Diego sei? Die Mutter der Jungfrau verheimlichte ihr aber, um sie nicht in Verzweiflung zu setzen, was in dem Briefe über ihn enthalten war.

Wie schmerzlich mußte also das Leben sein, das die Sorge und Betrübniß um einen so wohlerzogenen Sohn Don Diegos Mutter führen ließ! Sie weinte den ganzen Tag hindurch, rief wie unsinnig ihren Sohn bei Namen, und betrübte sich auf das kläglichste. Desungeachtet starb sie nicht, denn der Schmerz tödtet nicht, wie qualvoll er auch immer für uns wird.

Es war schon an die vierzehn bis funfzehn Monde her, seit dem der elende Don Diego seine Heimath verlassen und bei den wilden Thieren in Wäldern und Klüften Zuflucht gesucht hatte, ohne die ganze Zeit über, außer seinem getreuen Genossen, eine Menschenseele zu sehen. Die strenge Lebensart, welche er unablässig geführt hatte, die bitteren Thränen, welche er vergoß, und der Mißmuth, welcher allstündlich an seiner Seele nagte, hatten ihn so sehr entstellt, daß seine Mutter selbst, wenn sie ihn wiedergesehen, ihn nicht erkannt haben würde. Da fing das Glück endlich an, die vielen Unwürdigkeiten, die es dem Ritter ungerechterweise zu ertragen auferlegt hatte, zu bereuen und in seinem Grollen nachzulassen. Es geschah nämlich, daß jener Ritter, von dem oben gesagt worden ist, Don Diego habe ihn des Geheimnisses seiner Liebe theilhaft machen wollen, sich aber abhalten lassen, es wirklich zu thun, aus der Gascogne zurückkehrend, wo er Geschäfte halber gewesen war, durch dieselbe öde Waldgegend kam, die der Ritter bewohnte, und, des Weges unkundig, sich von ungefähr zu dessen Höhle verirrte. Die Spuren menschlicher Nähe wahrnehmend, glaubte er, noch etwa auf Bogenschußweite von der Grotte entfernt, ein fremdes Wesen darein gehen zu sehen. Es war der aus der Umgegend zurückkehrende Don Diego, der sich oftmals, sein Mißgeschick beweinend, darin erging und auf das Geräusch der nahenden Pferde, das er vernommen

hatte, sich jetzt in seiner Grotte zu verbergen suchte. Der reisende Ritter, der sich Roderico nannte, hieß alsbald einen seiner Diener auf den Ort zureiten, wo der Waldbewohner verschwunden war, um sich bei ihm nach dem rechten Wege zu erkundigen, den er jetzt verloren zu haben erkannte. Der Diener trieb sein Pferd nach der Höhle an; da er deren Mündung aber mit Pfählen verrammelt fand, so wagte er nicht ihr ganz zu nahen, und noch weniger den etwaigen Eingang zu erspähen, weil er besorgte, sie möchte wohl gar eine Zufluchtsstätte für Räuber sein. Er kehrte zu seinem Herrn zurück und berichtete ihm, was er gesehen hatte und was für Zweifel er im Sinne trug. Der Ritter war ein tapferer und muthvoller Mann, der überdies eine zahlreiche Begleitung bei sich hatte, und ritt mit den Seinigen auf die Höhle zu. Auf seinen Ruf, wer darinnen sei, sah er den Eingang geöffnet werden und Don Diegos Diener hervorkommen, der gegen ehedem so entstellt war, daß er einem Wilden glich. Roderico fragte ihn, wer er sei, und wie er wieder auf den rechten Weg kommen möge, um seine Reise fortzusetzen? Wir sind, antwortete der Diener, zwei arme Gesellen, die ihr widerwärtiges Geschick hierher verschlagen hat, wo wir unsere Sünden büßen. Was für ein Land dies ist, und wo ihr einen Weg finden mögt, bin ich nicht im Stande euch zu sagen. — Herr Roderico bekam Lust, sich die Höhle anzusehen, stieg mit einigen seiner Begleiter ab und trat hinein, wo er beim Anblicke des darin auf und abschreitenden Don Diego, den er nicht erkannte, an diesen die nämliche Frage richtete. Derweil er nun selbst mit Don Diego sprach, hatten seine Leute in der Grotte hin und her geforscht und neugierig alles betrachtet. In einem Winkel zwei Sättel stehen sehend, von denen der eine reich verziert und besonders schön gearbeitet war, sprach einer von ihnen

scherzhafterweise zu Don Diegos Diener: Vater Eremit! ich nehme hier weder Pferd, noch Maulthier, noch Esel wahr; es wird also besser sein, daß ihr diese Sättel mir verkauft. — Wenn sie euch gefallen, entgegnete der Waldbruder, so nehmt sie immerhin mit euch, ihr braucht mir nichts dafür zu bezahlen. — Indem wendete sich Roderico, der Don Diego nicht weiter hatte ausforschen können, wieder zu den Seinigen und sagte: Wohlan denn! laßt uns gehen und diese Einsiedler Gott befohlen halten. Vielleicht finden wir anderswo Jemand, der uns auf unsere Straße weist. — Hierauf sprach einer der Seinigen zu ihm: Hier stehen zwei Sättel, Herr! deren einer reich ausgeschmückt ist und offenbar einem Ritterpferde angehört hat. — Herr Roderico ließ die Sättel vor sich bringen und indem er den einen beschaute, traf sein Blick auf ein Sinnbild, das gar meisterlich auf den Sattelbogen gemalt war, und diesen Spruch zur Inschrift hatte: Quebrantar la fè, es cosa muy fea, was so viel sagen will, als: die Treue brechen, ist ein schändlich Ding. Sobald Roderico Sinnbild und Inschrift gesehen hatte, wußte er, daß dies Don Diegos Sattel war, und gedachte er auch, einer der beiden Waldbrüder müsse derselbe sein. Er maß einen wie den andern mit scharfen Blicken, und dennoch fand er nicht die mindeste Aehnlichkeit aus, so sehr hatte das wilde Waldleben und unablässiges Weinen seine ursprünglichen Gesichtszüge entstellt. Er fragte die Einsiedler, wie sie zu den Sätteln gekommen wären? Don Diego, der seinen Freund gleich anfänglich erkannt hatte, und stark besorgte, auch von ihm erkannt worden zu sein, veränderte sich bei dieser Frage im ganzen Gesichte und erwiederte: sie hätten sie in der Höhle vorgefunden. Roderico nahm die Bewegung in den Gesichtszügen des Eremiten wahr, erkannte zugleich, bei sorgfältigerem Hinblicken ein kleines mit sechs oder sieben gold-

gelben Härchen bewachsenes Muttermaal an dessen Halse, und fiel ihm, in der festen Ueberzeugung, daß er Don Diego sei, nunmehr um den Hals, indem er ihn zärtlich umarmte und ausrief: Ganz gewiß und wahrhaftig seid ihr Don Diego! — Der andere Waldbruder, der Herrn Roderico seinerseits recht wohl erkannt hatte, konnte sich der Rührung nicht erwehren, als er ihn weinen und seinen Gebieter schmerzlich umarmen sah, und begann unter vielem Schluchzen auch seine Thränen fließen zu lassen. Eben so war Don Diego, der sich in den Armen eines seiner liebsten Freunde auf Erden fühlte, nicht stark genug, zu verhindern, daß sich seine Augen wider Willen mit dem Thaue seiner Thränen füllten. Er antwortete zwar immer noch nichts; als aber Roderico nicht abließ, zu sagen: Ihr seid es ja dennoch, Herr, ihr seid Don Diego! so ließ er eine heiße Thränenfluth über sein Antlitz strömen, und gab also sein natürliches Gefühl kund, das er mit Worten nicht ausdrücken konnte oder wollte. Herr Roderico sprach: Ihr könnt euch mir nicht länger verbergen, mein theurer Freund, ich weiß recht wohl, daß ihr es seid. — Und so wurde Don Diego genöthigt, unverstellt zu ihm zu sagen: Ja, ich bin der unglückselige Don Diego, euer Freund. Wiewohl euch nun aber das Schicksal hier in diese Einsamkeit zu mir her geführt hat; so beschwöre ich euch dennoch, wieder von hinnen zu gehen und euch damit zu begnügen, mich gesehen zu haben, auf daß weder durch euch noch durch die Eurigen irgend wem verrathen werde, daß ich am Leben bin, und also Niemand die kurze Spanne Zeit, die mir noch gegönnt ist, störe. — Herr Roderico antwortete: Ich danke Gott, euch wider mein Erwarten gefunden zu haben, denn eure Mutter und alle, die euch kennen, halten euch für todt. Bereitet euch nun, mit mir nach eurer Heimath zurückzukehren und eure Mutter wieder aufzurichten. Euer Verlust be-

trübt sie auf das äußerste, und sie bedarf gleichsehr wie eure Freunde des Trostes. —

Es wurden zwar nicht wenige Worte deswegen zwischen Beiden gewechselt; Don Diego wollte aber beharrlich nichts von einer Heimkehr wissen. Er führte seinen Freund abseits und trug ihm die Geschichte seines Mißgeschicks und seiner Entschließung vor. Als der wackere Roderico dies Alles hörte, wurde er fast ohnmächtig vor Mitleiden. Er gedachte augenblicklich derjenigen, der seine eigene Liebe zugethan war, und erbebte vor der Möglichkeit eines ähnlichen Schicksals. Er bedauerte Don Diego deshalb innerlich so sehr, als ob es ihn selbst betroffen gehabt hätte. Entschlossen, nicht ohne ihn wieder von dannen zu gehen, bediente er sich seiner ganzen Ueberredungskraft, ihm eine so harte unmenschliche Lebensweise zu verleiten. Was er ihm aber auch immer sagen und vorstellen mochte, so bewog er ihn dennoch nicht, von seiner Einsamkeit abzulassen, und gewann ihm keine andere Antwort ab, als die, daß dies ohne die erneute Gunst der blonden Ginevra nimmermehr geschehen würde. Als Roderico am Ende sah, daß er sich vergebliche Mühe gab, bat er seinen Freund, ihm wenigstens in so weit willfährig zu sein, daß er ihm verspräche, ihn zwei Monate lang an diesem Orte zu erwarten und ein anderes Leben zu führen, weil er ihm Hoffnung machte, die blonde Ginevra wieder mit ihm auszusöhnen. Don Diego war dies zufrieden, und Roderico ließ ihm sein Bett zurück, das er auf der Reise bei sich zu führen pflegte. Er wollte ihn zwar auch bereden, seine Eremitenkleider abzulegen und seine ehemaligen wieder anzuziehen, die noch in einem Winkel der Höhle vorhanden waren; dessen weigerte Don Diego sich aber, bevor er den Frieden wieder habe, unbedingt. Roderico überließ ihm außerdem auch noch zwei Diener, mit ihren Pferden und mit hinlänglichem

Gelde, damit bis zu seiner Rückkehr unablässig einer von ihnen aus benachbarten Ortschaften die nöthigen Lebensmittel herbeibrächte. Darauf trennte er sich von seinem Freunde unter vielen Thränen, setzte seine Reise fort, und unterließ nicht, sich seinen Weg zu bezeichnen, auf daß er ihn wiederfände. Unterwegs beschäftigte er sich in Gedanken mit nichts Anderem als dem Mißgeschicke des beklagenswerthen Don Diego und der Grausamkeit der Jungfrau, und zu Hause wieder angelangt, verbot er seinen Leuten, von Don Diego das Mindeste verlauten zu lassen und begann er, als Nachbar und Hausfreund der blonden Ginevra, dieselbe häufiger als vordem zu besuchen und ihr Thun und Lassen genau zu beobachten. Indem er nun bald dies, bald jenes von ihr hörte und sah, gewahrte er alsbald, daß sie einem im Hause auferzogenen Dienstmanne ihr absonderliches Vertrauen schenkte. Er machte sich mit diesem Menschen allmählig bekannter und verschaffte sich durch wiederholte Geschenke seine Freundschaft, wodann es nicht eben lange dauerte, bis er in Folge seines Umgangs mit ihm alle Geheimnisse der blonden Ginevra kannte. Er erfuhr auf diese Weise, daß sie sich kurze Zeit nach ihrer Entzweiung mit Don Diego in einen jungen Basken verliebt hatte, der in einer biscaischen Stadt ein kleines Gut besaß und in ihrem Hause diente, wiewohl er als ein starker Wortheld gegen Jedermann mit den Reichthümern prahlte, die ihm dereinst nach dem Tode gewisser Verwandten zufallen müßten. Er war gerade damals nicht im Schlosse anwesend, wurde aber bald zurückerwartet und hatte mit Ginevren verabredet, sie sodann in Gesellschaft einer ihrer Zofen und jenes im Hause auferzogenen Dieners nach Biscaya zu entführen. Roderico erstaunte, so gewisse Kunde von der Verblendung und Thorheit der blonden Ginevra zu erlangen, und sprach bei sich selbst: Was für ein undankba-

res Weib bist du doch, und wie unedel vergiltst du also die getreue Dienstbarkeit eines so tüchtigen und hochgeachteten Ritters wie Don Diego ist, der dich mehr als sein Leben lieb hat. Wo nur indessen nicht etwa meine Kraft ausgeht, so hoffe ich, sollen dir deine ungebührlichen Vorsätze nicht gelingen, und sollst du Don Diego oder keinem Anderen zu Theil werden. — Zu dem Diener, der ihm dies Geheimniß verrathen hatte, sagte er: Die Jungfrau thut in der That wohl daran, sich selbst einen Gemahl auszuwählen, denn ihrer Mutter ist an ihrer Verheirathung, wie es scheint, nichts gelegen. Sie ist schön und frei, und in erwachsenen Jahren, und hat sich einen Edelmann ausgesucht. Wenn der nun nicht gerade so reich ist, wie er sein sollte, so hat sie doch Vermögen genug für sich und ihn, da sie nach dem Tode ihrer Mutter deren einzige Erbin ist. — Herr Roderico blieb nach dieser Aeußerung des jungen Basken gewärtig, der nach dreien Tagen zurückkehrte und noch zwei kräftige Basken mitbrachte, die ihn auf seiner Flucht mit der blonden Ginevra begleiten sollten. An dem Tage seiner Rückkunft war Herr Roderico eben auf der Burg der blonden Ginevra. Er sprach zu dem Dienstmanne, der ihm Alles anvertraute: Ich sehe, daß der Liebhaber wieder da ist und daß ihr nun bald fliehen werdet. Wünschest du zuvor noch etwas von mir, so sage es. Nimm dich aber in Acht, daß ihr eure Sachen klug anfangt und plaudere sie nicht gegen Jedermann aus. Mir kannst du Alles sagen, denn von mir erfährt kein Mensch etwas davon wieder. Wann gedenkt ihr also fortzugehen? — Wir entfliehen in der vierten Stunde dieser Nacht, wie mein Fräulein mir so eben gesagt hat, flüsterte ihm der Diener zu.

Mit dieser Nachricht begab sich der Ritter auf sein Schloß zurück, wo er die nöthigen Anordnungen traf, um

seinen vorgefaßten Plan auszuführen. Die anberaumte Stunde der Flucht nahte, und die blonde Ginevra stieg mit der Zofe, welche des Nachts bei ihr schlief, durch ein Fenster ihres Zimmers, so leise, daß es Niemand hörte, an einer Strickleiter in den Garten hinab. An dessen Pforte harrete der junge Baske ihrer mit seinen Begleitern, sie schwangen sich allesammt zu Pferde, und jagten in stürmischer Eile von dannen.

Des Weges, den sie nehmen mußten, kundig, hatte sich Herr Roderico mit einem Dutzend handfester Knappen in ein einsames Gehölz in den Hinterhalt gelegt. Als die Flüchtigen nun zwei Stunden vor Tagwerden in die Nähe dieser wohlbewaffneten und von ihrem Führer hinlänglich unterrichteten Schaar anlangten, stürzte Roderico an ihrer Spitze mit dem Geschrei: Ihr seid des Todes, Verräther! auf sie los, und rannte den hinterlistigen Basken, den er in der Dämmerung alsbald erkannte, dergestalt mit seiner Lanze an, daß er ihm die Spitze derselben mitten durch die Gurgel stieß und den Elenden todt zu Boden streckte. Sobald die anderen Basken ihren Gebieter fallen sahen, gaben sie ihren Pferden die Sporen und zerstreuten sich, ohne die Angreifer zu erkennen, flüchtig nach verschiedenen Seiten hin. Rodericos Begleiter dagegen, die keinem Widerstande begegneten, nahmen die Frauen und den Diener fest, und munterten jene auf, unverzagt zu sein. Eben so wie ihr Gebieter möglichst vermummt und ihren Gefangenen unkenntlich, luden sie den getödteten Jüngling, dem sie vorher seine Halswunde verstopft hatten, damit sie nicht Blutspuren auf der Erde hinterließe, auf ein Pferd und jagten ihres Weges eiligst weiter. Die blonde Ginevra weinte bitterlich und schrie anfänglich laut, bis einer der Bewaffneten, der einen schwarzen garstigen Bart und schielende Augen hatte, und wie

ein wahrer Teufel aussahe, mit gezücktem Dolche vor sie trat und ihr mit fürchterlicher Stimme die Drohworte zurief: Ich schwöre bei Gott! daß ich dir die Gurgel durchschneide, wenn du nicht aufhörst zu schreien. Schweig, denn du hast es besser, als du verdienst, es wird dein Glück befördert, und du erkennst es nicht. — Bei einer kleinen, von der Straße abgelegenen Kirche begruben sie den Todten, und als sie gegen vier oder fünf Uhr Morgens ein Gehölz erreichten, in dessen Nähe eine Stadt lag, machten sie daselbst Halt, und erfrischten sich und ihre Rosse mit Lebensmitteln, die sie aus der Stadt herbeiholten. Die immerfort weinende blonde Ginevra aß wenig oder nichts und konnte gar nicht errathen, wer eigentlich ihre Entführer wären. Die Nächte brachten sie in abgelegenen Wohnungen zu, wo sie Niemand mit ihren Gefangenen reden ließen. Wie sie nun am Ende einst in einer kleinen Stadt ihr Nachtlager genommen hatten, in deren Nähe Don Diegos Grotte lag, so schickte Roderico einen der Seinigen an diesen ab, durch den er ihm was er für ihn gethan hatte, und daß er Nachmittags bei ihm sein würde, sagen ließ. Es waren etwa funfzig Tage vergangen, seitdem Roderico den unglücklichen Liebhaber der Hoffnung lebend verlassen hatte, die Gunst seiner Gebieterin vielleicht wieder zu erlangen. Don Diego hatte während dessen von leidlicherer Nahrung und in heitererer Gesellschaft als sonst gelebt, und nicht nur seine natürliche Gesichtsfarbe, sondern auch seine ehemalige Schönheit und Lebhaftigkeit großentheils wieder erlangt. Wie er nun von dem an ihn abgesandten Boten seines Freundes den Verlauf der Dinge vernahm, war er eine lange Weile vor Erstaunen wie außer sich selbst versetzt. Bei dem Gedanken, daß er in wenigen Stunden diejenige wieder sehen sollte, die er so sehr liebte, fühlte er sein Blut sich erwärmen, sein Herz höher schlagen

und neben anderen Zufällen einen kalten Schweiß seine Glieder überziehen, so daß er nicht wußte, wo er bleiben und was er beginnen sollte.

Herr Roderico nahete mittlerweile der Höhle und sprach zu der blonden Ginevra, der er sich noch immer verborgen gehalten hatte, und die, um des Todes ihres Liebhabers und ihrer bedrängten Lage willen, unablässig weinte, indem er auf sie zu kam: Ich weiß, daß ihr hoch erstaunen werdet, Herrin, mich hier zu sehen, und ihr werdet mich, der ich immer der Freund eures Hauses gewesen und von euch niemals beleidigt worden bin, schwer beschuldigen, daß ich euch auf offener Straße angefallen habe, und jetzt in diese öde Wildniß als eine Gefangene entführe. Sobald euch aber der Beweggrund meines Verfahrens kund sein wird, zweifle ich keineswegs, daß ihr der Vernunft ihr Recht einräumen und mich loben müßt. Wir sind dem Ziele unserer Reise nahe, und ich erkläre euch hiermit, daß ich euch nicht, um euch eure Ehre zu rauben, hierher geführt habe, ihr wißt, daß meine Liebe einer Andern angehört! sondern um euch eure Ehre und euren Ruf zurückzugeben, die ihr unachtsamerweise zu beflecken strebt. Ich habe für einen Andern das gethan, was ich wünschte, daß ein Anderer im ähnlichen Falle für mich thun möchte. Es ist Herr Don Diego, um euch nicht länger ungewiß zu lassen, den ihr vormals so sehr liebtet, der euch immer treu geliebt hat und noch liebt, ja euch anbetet, und der, der Heftigkeit eures Unwillens sich entziehend, wie ein Verzweifelter in eine Höhle geflüchtet ist, um ein von allen Menschen abgeschiedenes wildes Leben zu führen, zu dem ich euch gegenwärtig geleite. — Er erzählte ihr hierauf, wie er auf seiner Rückkehr aus der Gascogne seinen Freund in der einsamen Grotte gefunden, und was er mit ihm besprochen habe, und bat sie, ihre Thränen zu trocknen

und ihren auf gar nichts begründeten Zorn fahren zu lassen, um Don Diego ihr früheres Wohlwollen wieder zuzuwenden. Das verzweifelnde Mädchen war vor Erstaunen über diese Rede so außer sich selbst gerathen, daß sie kein Wort zu erwiedern vermochte. Im Gegentheil hatte der Tod ihres Geliebten sie dergestalt in Schmerz und Wuth versetzt, daß sie, wenn sie es vermocht, Herrn Roderico allzugern die Augen aus dem Kopf gekratzt hätte. Die bloße Erwähnung des Namens dessen, den sie so tödtlich haßte, erhöhete ihren Schmerz um das Zwiefache, und sie platzte fast vor Wuth, indem sie zu dem Ritter gewendet, sagte: Ich weiß nicht, wie es möglich sein könnte, daß ich euch so schwere Kränkungen als ihr mir verrätherischerweise angethan habt, jemals vergäbe. Glaubt nicht, daß ich als ein schwaches Weib nur mit eitlen Worten drohe; ich habe sie mir tief ins Herz gegraben, und wann sich mir jemals eine Gelegenheit darbietet, mich zu rächen, so will ich euch erkennen lassen, daß ihr als Mörder und nicht als Ritter gehandelt habt. Es steht euch nicht im mindesten zu, euch um meine Angelegenheiten mehr zu bekümmern, als ich selbst es thue. Ich bin frei, und kann für mich thun was mir wohlgefällt; laßt mich also mit meinen Leuten gehen wohin ich will, und macht euch meinethalben ja keine unnöthigen Sorgen, so lange ihr mit euch selbst genug zu schaffen habt. Mich auf diese Weise, so lange ich in eurer Gewalt bin, zu Don Diego zu geleiten, steht euch frei; aber daß ich jemals freiwillig bei ihm bliebe, oder ihn gar wieder liebte, erzwingt ihr von mir nun und nimmermehr. Ich würde mich, sei es wie es wolle, lieber tödten, als ihm den Besitz meiner Person zugestehen. — Der Ritter bemühte sich zwar äußerst, sie durch Gründe zur Erkenntniß dessen zu führen, was ihr Bestes sei; alle seine Vorstellungen scheiterten aber an ihrem Zorne und an ihrer

Hartnäckigkeit. Unter solchen Gesprächen waren sie bei der Höhle angelangt, wo Don Diego nicht sobald seine grausame Gebieterin vor seinen Augen vom Pferde steigen sah, als er sich ihr demüthig zu Füßen warf und sie mit heißen Thränen anflehte, ihm zu verzeihen, was er jemals an ihr verbrochen habe. Von Gift und weiblicher Galle ganz erfüllt, wandte sie dagegen ihr Antlitz anderwärts und würdigte ihn nicht eines Blickes oder Wortes. Nun erhob sich Don Diego auf seine Knie und sprach zu ihr: da also die aufrichtigsten Betheurungen, euch, meine Gebieterin, nicht von meiner Reinheit überzeugen können, und da ich, ohne eure Gewogenheit, nicht ferner leben mag, so verweigert mir, wenn noch ein Funken von Menschlichkeit und adlicher Gesinnung in euch ist, wenigstens nicht die letzte Gunst, um die ich euch bitte, und nehmt mit eurer eignen Hand an mir die Rache, nach der ihr zumeist verlangt. Es wird mir zu meiner höchsten Befriedigung gereichen, wenn ich sehe, daß euer Zorn sich mit meinem Blute stillt. Und ganz gewiß wäre es für mich unendlich besser, euch sterbend genug zu thun, als in eurer Ungnade fort zu leben, weil ich, in dem Bewußtsein, daß mein Leben euch mißfällig, mein Tod aber wohlgefällig ist, mich sonst gedrungen fühlen müßte, mich um euretwillen selbst zu tödten. — Die Jungfrau stand regungsloser als eine Klippe im Meere da, und würdigte den fußfällig Bittenden keines einzigen Wortes der Erwiederung. — Wie nun Herr Roderico dieses sahe, sagte er, über ihre Grausamkeit außermaßen entrüstet, voll gerechten Unwillens zu der blonden Ginevra: Ich sehe wohl, daß ich wider meinen Willen mich fürder hierein mischen muß. Höre mich also, Ginevra, und bedenke wohl, was ich dir sage. Entweder du verzeihst dem Ritter, der dich nie beleidigte und schenkst ihm deine Gunst wieder, die er auf tausendfache

Weise verdient hat, oder du gewärtigest, daß ich, gegen dich und die deinen verwildernd, dich wohl oder übel zwinge, das zu thun, was du längst aus freien Stücken hättest thun sollen. Bei Gott! es gab noch niemals ein so undankbares Weib wie du bist. Kannst du in der That glauben, daß, wenn er, wie du meinst, um dich zu verhöhnen den vermaledeiten Sperber zum Geschenk empfangen und Ferrands Tochter mehr als dich geliebt hätte, er den Vogel getödtet haben und in diese Einöde gekommen sein würde, um, wie die wilden Thiere, in einer unwirthbaren Höhle zu leben? Wer hätte ihn wohl gehindert, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, und mit ihr fröhlich und guter Dinge zu leben, wenn er es gewollt hätte? Es würde dir ganz recht geschehen, wie du es verdienst, wenn er in den Armen einer anderen Geliebten, dich verschmähend, dich deine Thorheit bejammern und dich endlich von den Wölfen fressen ließe. Bittere Klagen könnte er, wenn ihn nicht seine allzugroße Liebe zu dir über die Wahrheit verblendete, mit vollem Rechte über dich anstellen. Ja, er sollte dich wie seine ärgste und tödtlichste Feindin hassen und durchaus verachten, wenn er bedächte, wie du ihn ohne allen Grund so schmählich verlassen hast. Und wenn du dir nur eben noch einen Jüngling auserwählt hättest, der so tugendhaft, schön, reich und edel wie er gewesen wäre! Aber, o einzige Wahl! die du unter den vielen Edelleuten unseres Landes getroffen hast. Einem verlaufenen baskischen Prahlhanse, der die Wahrheit niemals anders als aus Versehen sprach, hattest du deine Liebe zugewendet. Ich glaube, er entführte dich nach Biscaya, um dich seine Ziegen hüten zu lassen, denn man weiß ja wohl, was er besaß, und wenn er hätte zu Hause bleiben und sich nur einen Knaben zur Bedienung halten wollen, so hätte er nicht sechs Monate davon zu leben gehabt. Du magst vielleicht sagen wol-

len: aber ich bin reich, und besitze genug, um meinem Stande gemäß mit Ehren auszukommen. Erinnere dich indessen nur, daß deine Mutter eine rüstige Frau ist, die da noch lange Zeit leben kann und, so lange sie lebt, über ihr Besitzthum zu gebieten hat. Hättest du dich dem elenden Basken vermählt, sie würde dich nimmer wieder gesehen haben, und, Gott weiß! wie bald du die Todten beneidet und auf welche Weise du mittlerweile dein Leben gefristet haben würdest. Wenn sich Don Diego von mir wollte rathen lassen, so sollte es in kurzer Zeit anders um ihn stehen, und du dürftest, mit ewiger Schmach beladen, gewiß nicht so leicht Jemand antreffen, der dich zur Gattin nähme, denn wer da erführe, du wärest einem Basken, einem Diener deines Hauses, nachgelaufen, müßte nicht dafür halten, daß du auch seine Buhldirne gewesen? Die Menschen sind geneigter, Böses zu glauben als Gutes. Da es denn nun aber Don Diego so haben will, und, seiner Liebe folgend, dich werth und theuer hält, so beachte wohl, was ich dir gesagt habe, lege deine Halsstarrigkeit und unerbittliche Strenge ab und gehe in dich, damit dir nicht am Ende dennoch widerfahre, was dir gar nicht wünschenswerth sein möchte, denn du darfst dich für versichert halten, daß ich dieses Unternehmen nicht begonnen habe, um es unvollendet zu lassen. Ich stelle Wasser und Feuer vor dich hin, und du kannst von Beiden nehmen was dir zusagt. — Durch diese Anrede nur um so unbeugsamer und erbitterter geworden, entgegnete die blonde Ginevra dem Ritter mit stolzem, zürnendem Angesichte, nicht wie ein zartes, schüchternes Mädchen, sondern wie ein mit den Schlägen eines widerwärtigen Schicksals vertrautes Weib, laut und vernehmlich: Du hast gesprochen, Ritter, wie es dir gefällig war. Ob es recht oder unrecht, darüber streite ich jetzt mit dir nicht. Aber du sollst wissen, daß ich eher auf das här-

teste Leiden gefaßt, als etwa Willens bin, diesen treulosen Verräther je wieder zu lieben. Und wenn du mir den Tod giebst, wie du drohst, so werde ich ihn mit Freuden empfangen, um in ihm mit meinem unglücklichen Geliebten wieder vereinigt zu werden, den du grausamerweise gemordet hast. Ja, fange du es an, wie du immer willst, du wirst mich fest und unerschütterlich erfinden, denn weder du, noch die ganze Welt würde mich dazu bewegen, diesen Mann jemals wieder zu lieben. — Diese herbe Antwort der gereizten Jungfrau erschütterte den Ritter Roderico dermaßen, daß er, in der Einbildung, vor seiner eigenen Dame zu stehen und von ihr dergleichen zürnende Worte zu vernehmen, von übergroßem Schmerze beinahe des Bewußtseins beraubt wurde, und sich zur Erde niedersetzen mußte, wo er lange Zeit mit seiner Schwäche und Erschöpfung kämpfte, ohne im Stande zu sein, ein Wort hervorzubringen. Mittlerweile glaubten Zofe und Diener Ginevrens in seinem Stillschweigen eine Steigerung seiner Wuth gegen sie zu erkennen und warfen sich ihrer Gebieterin weinend zu Füßen, indem sie sie beschworen, Rodericos ehrsamen Forderungen ein günstiges Ohr zu leihen und sich mit Don Diego zu versöhnen. Nichtsdestoweniger predigten sie tauben Ohren, und ihre widerspenstige Antwort bewirkte nun auch noch, daß Don Diego besinnungslos in die Arme seines treuen Unglücksgenossen niedersank. Die anderen Anwesenden umstanden die blonde Ginevra und sagten ihr, was ihnen irgend in den Sinn kommen wollte, um sie zu besänftigen, wiewohl sie gegen alle Vorstellungen so unbeweglich wie ein Fels im Meere blieb. Herr Roderico hatte inzwischen wieder Athem geschöpft und die Sache still bei sich erwogen. Unfähig, seinen Freund länger in einem Zustande so tiefster Betrübniß und schmerzlichster Qual zu sehen, sagte er zu der blonden Ginevra: Ich komme

von meinem Erstaunen über dich noch immer nicht zurück und vermag nicht, zu begreifen, wie in dem Busen einer zarten Jungfrau so wilde Grausamkeit wohnen kann. Es war mir eben jetzt, als stünde ich vor meiner eigenen Geliebten, und vernähme von ihr eine eben so unfreundliche Antwort als von dir, worüber mir denn zu Muthe wurde, als ob mir Jemand mit einem spitzen Messer das Herz durchstieße und noch gegenwärtig meinen Leib mit scharfen Jagdspießen verwundete. Wie ich nun an meinem eingebildeten Schmerze die wirkliche überschwengliche Pein ermessen kann, die diesem unglückseligen Don Diego von dir bereitet wird, ohne zu begreifen, daß sie ihn noch nicht tödtete; also habe ich beschlossen, dich alles Aergernisses zu entledigen, und ihn, vermöge eines kurzen Schmerzes, seiner vielen Leiden um deinetwillen zu entheben, in der Hoffnung, daß er mit der Zeit erkennen werde, es sei zu seinem Besten geschehen, und daß mich alle Welt darum preisen muß. — Dies gesprochen, wendete er sich zu den Seinigen mit den Worten: Führt das unmenschliche Weib hier nebenan in eine andere Grotte und gebt ihr den verdienten Tod. Damit aber diese unsere That allen Menschen verborgen bleibe, so bringt auch ihre beiden Diener um, wodann wir keinen Verrath zu besorgen brauchen. — Bei diesem grausamen Befehle stieß das entsetzte Mädchen einen lauten Schrei aus, und ihre Begleiter schrieen erbärmlich um Gnade. Rodericos Diener schickten sich bereits an, dem Willen ihres Gebieters Folge zu leisten, als die blonde Ginevra ohne eine einzige Thräne zu verlieren, sprach: Ihr guten Leute, ich bitte euch, gebt mir allein den Tod und schonet der Meinigen! Warum, Roderico! willst du auch verderben, die dich nie beleidigten? — In diesem Augenblicke hatte Don Diego sich völlig wieder gefunden. Er winkte Allen, zu bleiben und sprach zu Roderico: Wenn ich

tausend Jahre zu leben hätte, mein theurer Freund! so würde ich dennoch nicht die Verpflichtungen ablösen können, die ihr mir auferlegt habt, weil es eben bei weitem mein Vermögen übersteigt. Da ich nun weiß, wie sehr ihr mich liebt, so ersuche ich euch, mir eine Gnade zu erzeigen, mit der ihr, wenn es möglich ist, mich euch noch mehr verbinden würdet. Ihr habt mit eurer Freundschaft bereits viel mehr für mich gethan, als ich selbst gethan haben würde. Geruht also gegenwärtig diese meine Gebieterin nicht anders, als ob sie eure leibliche Schwester wäre, nach ihrer Heimath zurück zu geleiten. Denn wiewohl es mir ein schwerer Kummer ist, mich von ihr verschmäht zu sehen, die ich mehr als mein Leben liebe, so ist es mir doch eine weit unerträglichere Last, sie meinethalben betrübt zu wissen. Sie gehe wohin es ihr gefällt, denn ich will meine Leiden nicht noch durch ihre Qual erhöhen. Ich werde meine übrigen kurzen Lebenstage hier in dieser waldigen Höhle beschließen, und zufrieden sein, wenn ich sie zufrieden weiß. —

Verwunderungswürdig sind doch die Kräfte der Liebe, wenn die Liebe sie gebrauchen will, und oftmals werden die unmöglichsten Dinge durch sie leicht und ausführbar! Der Jungfrau, die alle Dienstbarkeit und alles Elend ihres getreuen Liebhabers, ja sogar der Tod, den sie sich vor Augen hatte schweben sehen, nicht im Stande gewesen war, zu beugen, öffneten jetzt Don Diegos letzte Worte die Augen des Verstandes. Ihre spröde Härte brach, und, die wahrhafte Treue und Beständigkeit ihres Geliebten erkennend, warf sie sich, bitterlich weinend und keines Wortes mächtig, ihm an den Hals und flehte ihn unter Küssen um Vergebung an. Wie hoch erfreut Don Diego darüber sein mußte, mag sich ein Jeder denken, der selbst liebt, und jemals einen ähnlichen Kummer erduldete. Sie waren allesammt von der größ-

ten Freude erfüllt. Mit Don Diego und der jungen Dame einverstanden, sendete Herr Roderico einen seiner Vertrauten auf der Stelle an die beiden Mütter ab, denen er bekannt war, und ließ ihnen von dem Vorgefallenen Bericht erstatten. Darauf speisten sie mit einander zu Mittag, stiegen nach der Mahlzeit zu Pferde, und langten nach vier Tagen auf dem Schlosse Rodericos an. Sobald die beiden Mütter die guten Nachrichten von ihren Kindern und von deren Absichten vernommen hatten, erklärten sie öffentlich: Don Diego und die blonde Ginevra wären im gegenseitigen Einverständnisse abgereist und hätten sich auf einer Burg Rodericos miteinander verlobt. Zu gleicher Zeit trafen sie Veranstaltungen zu einer prachtvollen Hochzeit, die ihrem Adel und Reichthume gemäß gefeiert werden sollte. Und als die Sachen bis zu diesem Punkte gediehen waren, begab sich das Liebespaar in Rodericos Begleitung auf die Burg der Mutter Ginevrens, wo auch Don Diegos Mutter mit einer glänzenden und zahlreichen Gesellschaft anwesend war.

Daselbst wurde die Trauung, dem Gebrauche gemäß, vollzogen, und es überließ sich alles an diesem Tage und in dieser Nacht der Freude und Fröhlichkeit. Die jungen Gatten hielten ihr Beilager und lebten mit einander in Glück und Frieden, indem sie sich des öfteren mit Vergnügen ihres vergangenen Leides erinnerten. Die blonde Ginevra war in der Folge der Zeit fast unfähig zu begreifen, wie sie habe so streng, so halsstarrig und grausam gegen ihren Geliebten sein können, und jedesmal, wann sie mit Herrn Roderico auf ihre Vergangenheit zu sprechen kam, erging sie sich gegen ihn in Danksagungen für das, was er zu ihrem wahren Besten gethan habe.

IX.

Die Kraft der Erkenntniss.

Ein vermögender, körperlich und geistig begabter junger Edelmann, Namens Teodoro, bezog die berühmte Universität Alcalà, und fand neben seinen Studien Zeit und Weile, sich in die Reize einer vornehmen jungen Dame zu verlieben.

Ein anderer Jüngling derselben Stadt, Valerio genannt, ergab sein Herz der schönen Narcisa ebenfalls, und wenn auch ihr Vater seiner Liebe eben nicht gewogen war, weil sein großer Reichthum seine geringe Abkunft nicht ganz beschönigen konnte, so bekümmerte sich doch Valerio dieserhalb wenig, da er Narcisens Dienerinnen durch seine Freigebigkeit dermaßen für sich gewonnen hatte, daß er glaubte, ihren Vater entbehren zu können. So ganz unrecht hatte er wohl mit dieser Art zu handeln nicht, denn um eines Weibes Gunst zu erlangen, ist es gewiß das beste Mittel, in ihrer Umgebung einen Fürsprecher zu haben, der den Liebhaber immerdar lobt und vertheidigt. Nur schlug es gerade diesmal Valerio fehl, indem Narcisa ihn verabscheute und hingegen Teodoro zärtlich liebte, dessen Schönheit und Anmuth ihre Seele gewonnen hatte. Sie benahm sich allerdings dabei mit so großer

Vorsicht, daß weder Teodoro sein Glück, noch Valerio sein Unglück ahnete, und trug ängstliche Sorge, bei allen Gelegenheiten, wo die Augen die Verirrungen des Herzens zu verrathen pflegen, durchaus gleichgültig zu erscheinen und ihr Angesicht verborgen zu halten. Nur Wenige konnten sich rühmen, sie gesehen zu haben, und wenn sie sich zuweilen ja öffentlich zeigte, so beobachtete sie eine solche Zurückhaltung, daß sie, ohne ihre Fassung zu verlieren, belebte und tödtete.

Da Teodoro ihr seine große Liebe zu erkennen zu geben wünschte, so trat er eines Abends, als er sie aus ihrem Hause gehen sah, auf sie zu, ließ verstohlnerweise ein Schnupftuch vor ihr niederfallen, hob es wieder auf und sagte zu ihr, es küssend: Sie haben hier das Schnupftuch fallen lassen, Gnädige. — Narcisa wußte recht wohl, daß es nicht das ihre war, Neugier und Liebe bewogen sie aber, es mit einer höflichen Verbeugung von ihm anzunehmen, wodann sie, zu Hause wieder angelangt und es allein in ihrem Zimmer auseinanderschlagend, eine in zärtliche Verse gekleidete Liebeserklärung darinnen vorfand. Da sie nun in Folge dieses ersten Begegnens und dieses ihr von Teodoro's Leidenschaft abgelegten Zeugnisses ihre Gesinnungen gegen ihn auch nicht mehr so streng wie früher verheimlichte, so ermuthigte sie ihn dadurch, trotz Frostes und Regens die meisten Nächte auf ihrer Straße zuzubringen, und gewann es allmählig über sich selbst, ihm bis zum Anbruch der Morgenröthe an einem Fenster Gesellschaft zu leisten. Die Ständchen waren zu jener Zeit eben sehr im Schwunge, und so beschäftigten die sanften Klänge mannichfaltiger Instrumente Narcisas Ohr viele Nächte lang, wiewohl die Liebenden gegenwärtig gewohnt sind, ihre Bewerbungen auf sichrere und weniger geräuschvolle Art einzurichten. Da die schöne Dame sehnlich

wünschte, ihre Liebe durch einen glücklichen Ausgang gekrönt zu sehen, so beredete sie Teodoro so lange, sich ihren Eltern zu entdecken, bis er sich zu diesem Schritt entschloß, weil er dafür hielt, sein von einem ihnen durchaus ebenbürtigen Edelmanne gestellter Antrag könne von ihnen nicht wohl anders als beifällig aufgenommen werden. Er hatte sich in seinen kühnen Erwartungen freilich sehr getäuscht. Denn ob er gleich von Adel, klug und angesehen war, so stand er doch in dem Rufe, ausschweifend zu sein, weil er schon vor seiner Bekanntschaft mit Narcisen unterschiedliche Händel mit dem Degen ausgefochten hatte. Allerdings war er, seit er sie hatte kennen lernen, von seinen früheren Ausschweifungen ziemlich zurückgekommen, und befleißigte sich nur der Vollendung seiner Studien, um sich Narcisens werth zu machen und ihren Besitz zu erringen; ihre Eltern scheuten sich aber nichtsdestoweniger vor seiner Sinnesart und Heftigkeit, und erwiederten ihm deswegen, er möge sie entschuldigen, ihre Tochter sei bereits versagt, und sie könnten nicht wohl umhin, ihr einmal gegebenes Wort zu erfüllen.

Verzweifelnd hörte der Jüngling diese Antwort an, begab sich, als die Nacht kam, zur Zusammenkunft mit Narcisen an ihr Fenster, und sagte zu ihr zärtlich und betrübt: Es ist ein Wunder, mein Herz, daß ich mit dem Bewußtsein, dich zu verlieren, lebendig vor dir stehe. Ich habe mich heute gegen deine Eltern erklärt, und von ihnen den Bescheid erhalten, du seiest, ihrem verpfändeten Worte gemäß, schon so gut als vermählt. Bedenke also, wie es mit einem Menschen stehen muß, der dich schon seit Jahren liebt und nun plötzlich die Gewißheit, dich mit deiner Eltern Willen nie sein zu nennen, vor sich sieht. Ich verliere dich, und muß dich vielleicht in eines Anderen Armen sehen, wofern du nicht etwas für mich wagst. Ich sage dir dies, damit du auf

Hülfe sinnest, wenn du mich irgend liebst, denn, wo ich nur deiner gewiß bin, gedenke ich, dein Gatte zu werden, befeindete uns auch die ganze Welt. — Wenn man ein Mädchen verheirathen kann, ohne daß sie etwas davon erfährt, antwortete Narcisa, so bin ich vielleicht schon vermählt; wenn aber ihre eigne Zustimmung dazu erforderlich ist, so kannst du mir glauben, Teodoro, daß mich nur allein deine Liebe gewinnt. Sollten weder Bitten noch Widerstand etwas gegen meine Eltern vermögen, so bin ich wohl fähig, irgend eine Thorheit um deinetwillen zu begehen; so lange sie indessen keine Gewalt gegen mich anwenden, berechtigen sie mich auch nicht, ihnen Kummer zu verursachen. — Damit verabschiedete sie Teodoro, der sich von seinen Besorgnissen in etwas hergestellt fühlte.

Narcisa hatte einen sehr jähzornigen Bruder, der Teodoro eines Nachts dicht an der Thüre seines Hauses stehen sah und, weil er es für seine Pflicht hielt, ihn von der Straße zu vertreiben, zu erkennen strebte. Da Teodoro seine Geliebte durchaus nicht beleidigen wollte, so versuchte er, seinen Gegner mit den besten Worten zu nöthigen, von seinem feindseligen Vorhaben abzustehen, zuletzt aber, da denselben weder Bitten noch Vorstellungen beschwichtigten, mußte er sich doch wohl oder übel vertheidigen, indem er sich, theils um ihn nicht zu verletzen, theils, um selbst nicht erkannt zu werden, nach und nach zurückzog. Sein Gegner, der der Meinung war, dieser beharrliche Rückzug beweise einen Mangel an Tapferkeit, forderte ihn auf, indem er ihn bei seinem Namen nannte, ihn zu erwarten, vorausgesetzt, daß es nicht seine Gewohnheit sei, zu fliehen, sobald er allein wäre. — Ich glaube nicht, erwiederte Teodoro, daß ich jemals einem Menschen Grund gegeben habe, mich für einen Feigling zu halten. Wer dies von mir denkt, der täuscht sich, um nicht zu sagen, der lügt; denn ich fliehe keineswegs vor ihnen,

weil ich sie fürchte, sondern vielmehr weil ich in ihnen Narcisen, die ich zärtlich liebe, abgespiegelt sehe. Weil sie mich nun aber einmal erkannt haben, so sollen sie doch fühlen, wen sie vor sich haben, damit sie in Zukunft besser von mir denken lernen. — Er griff ihn bei diesen Worten mit Zorn und Gewandtheit an, und versetzte ihm unter der Brust einen Stoß, der den Verwundeten mehrere Tage an das Bett fesselte, ihn selbst aber sich in ein Kloster zu flüchten zwang.

Narcisas Eltern waren über diesen Unfall außerordentlich betrübt, Teodoro warf ihn sich selbst aber noch weit strenger vor, als sie es hätten thun können, weil er sich sagen mußte, seine Geliebte leide sicherlich dadurch zumeist und werde von Jedermann als die unschuldige Urheberin der That bezüchtigt. Während nun eine Versöhnung zwischen Teodoro und seinem bald wieder hergestellten Feinde vermittelt ward, ließ sich Valerio die Sorge für seine Liebe so angelegen sein, daß er eine Dienerin Narcisas durch Geld bestach, ihn in ihr Zimmer zu verbergen, damit er mit List und Gewalt die Gunst erlange, die ihm sein eignes Verdienst nicht erwarb. Als die sorglose Jungfrau daher eines Nachts Teodoro erwartete, um ihm einen Brief zuzuwerfen, in dem sie ihm ihre Entschlossenheit, für ihn zu handeln, zu erkennen gab, sah sie hinter den Vorhängen ihres Bettes einen Mann hervorschleichen. Nahe daran, vor Schreck laut aufzuschreien, hielt sie sich nur in dem Bedenken zurück, es könne Teodoro sein; das Lärmen ihres kleinen Hündchens über die fremde Erscheinung war aber so unmäßig, daß ihr Bruder darob erwachte und eben dazu kam, als Narcisa sich überzeugen wollte, wer es sei. Sobald sich der bestürzte Valerio verrathen sah, suchte er sich nach der Thüre zu retten, durch die er hereingekommen war, bedeckte sein Gesicht mit seinem Schilde und nahm seine Flucht der Treppe zu. Im Verlaufe dieses Abenteuers

gerieth das ganze Haus in Aufruhr, der alte Vater sprang halb nackt aus dem Bette, und Valerio verwirrte sich dermaßen, daß er, anstatt vor seinen Verfolgern auf die Straße zu entfliehen, in einen Hofraum des Hauses kam. Vater und Sohn setzten ihm auf den Fersen nach, hielten, als sie die Hauptthüre offen stehen sahen, für gewiß, daß er dadurch entronnen sei, schlugen die erste Straße ein, und fielen ohne weitern Wortwechsel den ersten Mann, dem sie begegneten, um so wüthender an, als sie in ihm Teodoro erkannten, der, nachdem er lange Zeit vergeblich erwartet, Narcisa solle sich ihm wie andere Nächte zeigen, ermüdet den Rückweg nach Hause antrat, und jetzt beim Anblick seiner beiden Gegner nicht anders glaubte, als daß ihr feindlicher Angriff eine beabsichtigte Rache für ihre früheren Zwistigkeiten mit ihm sei. Einige Gerichtsbeamte der Universität kamen dazu, und brachten Teodoro, als sie von dessen Widersachern den Grund ihrer Beschwerden vernahmen, in den Carcer, so wie sie auch Narcisen im Hause eines Verwandten ein sicheres Unterkommen bereiteten. Valerio war mittlerweile, sobald er erkannt hatte, daß er glücklicherweise nicht verfolgt wurde, auch herausgekommen und hatte sich als ein Zeuge des Vorganges nach dessen Ursache erkundigt, wie es ja oftmals zu geschehen pflegt, daß der Verbrecher selbst nach der Art des Verbrechens fragt. Teodoro seinerseits äußerte, daß die wider ihn erdichtete Beschuldigung seiner Feinde ein schlechter Vorwand sei, ihm Narcisa vorzuenthalten, da sie vielmehr seine Absichten begünstige. — Wir haben nichts weniger im Sinn als dies, erwiederte der erzürnte Greis, sondern tragen nur Verlangen, sie für die Bosheit zu züchtigen, mit der sie mein Haus beleidigt, die Thüren erbrochen und die vermaledeiten Mägde bestochen haben, ihnen eine junge vornehme Dame verführen zu helfen. — Teodoro verlor

über diese Beschuldigungen fast den Verstand, und wußte um so weniger, was er davon denken sollte, als Narcisa selbst in der festen Überzeugung alles bestätigte, daß er, der von den Ihrigen Festgenommene, auch wirklich in ihrem Zimmer verborgen gewesen sei. Bei weiterem Nachdenken über die von allen Seiten gegen ihn erhobenen Beschuldigungen erwachte in Teodoro der Verdacht, es möge ein anderer, entweder begünstigterer oder verwegenerer Liebhaber als er in dieser Nacht Narcisens Reize genossen haben, und es bestärkte ihn darin eben der Umstand, daß die bisherigen Widersacher seiner Liebe ihn gegenwärtig zum Abschluß seiner Vermählung drängten, weil Narcisa's Ehre auf keine andere Weise wieder herzustellen war. Als demnach auch alle seine Verwandten sich dahin vereinigten, ihn mit seiner Geliebten verbinden zu wollen, erklärte er, von der Ehe mit ihr könne keine Rede mehr sein, weil, wenn man einen Mann bei ihr angetroffen habe, und ihn dafür ausgeben wolle, der seinerseits recht wohl das Gegentheil wisse, offenbar ein Anderer in dieser Nacht mit ihrer Gunst erfreut worden sei. Narcisa verlor über diese Antwort alle Besinnung, schrie und weinte wie außer sich und klagte zum Himmel über Teodoro's Ungerechtigkeit. Ja, zu der Einsicht gelangend, daß ihr mit ihrem guten Rufe alle Freude am Leben verloren gehe, warf sie sich, indem sie einen Strom von Thränen vergoß, ihrem Vater zu Füßen, bat ihn, sie zur Strafe, ihre Augen auf einen so undankbaren Menschen geworfen zu haben, zu tödten, und versicherte ihn nochmals ihrer Unschuld in dem ganzen Ereignisse, so wie ihrer Unwissenheit, wer der kühne Verräther gewesen sei. Ein an Narcisa's Vater eingehender Brief endigte zuletzt dessen Verlegenheit, indem Valerio, der ihn abgefaßt hatte, die Wahrheit bekannte und sich ihm zum Sklaven ergab. Um seiner Tochter Ehre in keinem zweideutigen Lichte erscheinen zu lassen,

ließ der alte Edelmann Valerio darauf zu sich kommen und verlobte ihn mit ihr, ohne ihr jedoch dessen Geständnisse zu eröffnen, damit sie keine Gelegenheit fände, ihr gutes Vernehmen mit Teodoro wieder herzustellen. Das betrübte Mädchen wollte sich an ihres Liebhabers vermeintlicher Unbeständigkeit rächen, und willigte also darein, sterbend zu leben, was eben gleichbedeutend mit der Annahme eines Gatten war, den sie verabscheute. Die gegen Teodoro anhängig gemachten Verfolgungen wurden eingestellt, und das Wahre an der Sache verlautete alsbald in der Stadt, da Valerio selbst, um den guten Ruf seiner Braut zu rechtfertigen, sich die allgemeine Bekanntmachung desselben angelegen sein ließ. Auf solche Art erfuhr Narcisa mit der Zeit, daß Teodoro recht gehabt hatte, was er nicht begangen habe, nicht einzugestehen. Teodoro entschuldigte sie auch seinerseits, und beide Liebende erschöpften sich in einsamen, fruchtlosen Klagen, ohne daß das eine im Stande war, dem andern beizustehen. O, du treuloses Weib! sprach Teodoro, ich zweifle nicht mehr, daß du deinen Gatten, wenn auch vielleicht nur um des Namens willen ehrst, und mich Bedauernswerthen vergessen hast, der ich dich, im Vertrauen auf dein Wort, sechs Jahre lang liebte! Ach, Narcisa, Narcisa! wie schnell und wie schwer rächtest du an mir ein Unrecht, das ich nicht beging. Du hättest wohl noch einen Tag lang warten können, um Valerio's Verrätherei und meine Redlichkeit einzusehen. — Die betroffene Dame härmte sich nicht weniger ab, sich allstündlich in die Gesellschaft eines Mannes gebannt zu sehen, dessen Gegenwart ihre Seele peinigte, und empfand im Gegentheile herberes Leid über ihre Trennung, als Teodoro selbst, weil ein Mann sich doch zuweilen zu zerstreuen vermag, und wenigstens immer Zeit und Freiheit hat, zu weinen, derweil ein Weib ihren Kummer gezwungen in sich selbst

verzehren muß, um den nicht von ihrer Seite weichenden Feind ihrer Ruhe nicht argwöhnisch zu machen, ja, ihrer Noth weder abhelfen noch sogar gedenken darf. Ermangelte Narcisa solchergestalt alles und jedes Trostes, so suchte Teodoro in der Entfernung von ihr einen zu finden. Er hätte freilich gewünscht, sie vorher noch einmal zu sehen, um von ihren Augen Abschied zu nehmen und ihr zu wissen zu thun, wie sehr er leide, in welcher gegenseitigen Mittheilung eine hohe Wollust für liebende Seelen liegt; die Befriedigung dieser Sehnsucht vereitelte ihm aber lange Valerio's Eifersucht, die diesen antrieb, auf jedem Tritt und Schritt Narcisa's Begleiter zu sein, bis Teodoro sich endlich, von der Liebe befeuert, zu dem Wagniß entschloß, seine Studentenkleider mit weiblichen zu vertauschen, eines Abends, als Valerio sie schon verlassen hatte, in Narcisa's Haus zu gehen und nach ihr zu fragen, die ihn, den Betrug nicht ahnend, auf ihr Zimmer kommen ließ und, wiewohl mit Vorsicht, zu erklären aufforderte: was sein Gesuch an sie sei. — Ich mußte noch größere Vorsicht anwenden, als sie in diesem Augenblicke, sagte Teodoro zu ihr: angesehen, daß ich in dieser Verkleidung bis zu ihnen gedrungen bin. — Hierauf erkannte ihn Narcisa nicht so bald, als sie, zaghaft, staunend und bebend die Worte an ihn richtete: Ach, mein Herr! wie wenig muß ihnen meine Ehre und mein Leben gelten, da sie beides einer so offenbaren Gefahr preisgeben. Scheinen ihnen meine Leiden noch so gering zu sein, daß sie mir neue Befürchtungen und Schrecken einzuflößen gedenken? Ist es nicht schon genug, Teodoro, daß ich weder für sie leben noch sein darf, und müssen sie mich überdies mit dieser Angst peinigen? Ich beschwöre sie bei ihrem Leben, Señor, gehen sie hinweg, ehe Jemand kommt und sie wahrnimmt, sie sehen selbst, daß ein solcher Besuch von

ihnen mir nicht zur Ehre gereichen kann. — Der Himmel verhüte, erwiederte Teodoro, daß der, der dich so sehr schätzt, dir den mindesten Kummer bereite. Ich bin nicht zu dir gekommen, um etwa mein überschwängliches Leid mit dir zu theilen, sondern ich wollte dich vielmehr nur fragen, wie du von mir denkst, damit ich, solltest du dich über mich getröstet haben, nicht ferner an meinen Feinden deinetwegen Rache zu nehmen sinne. Es ist schlimm genug, daß dies ein Mann mit Thränen sagt, aber die Empfindung ist für Alle da. Ich verlor dich, Narcisa, und es mußte wohl so kommen, weil ich dich nicht verdiente, obschon in Wahrheit dein Gebieter nicht besser, sondern nur glücklicher ist als ich. Gesetzt aber, daß er deinen Besitz erwirbt, so ist es nicht zu verwundern, wenn ich verzweifle oder bei deinem Mitleiden Hülfe suche, die du mir nicht verweigern kannst, ohne mich zu nöthigen, Dinge zu begehen, die der Welt ein Ärgerniß abgeben und mich dem Tode frühzeitig in die Arme werfen werden. — Narcisa war eine lange Weile nicht fähig, ihm zu antworten, weil unendliche Thränen sie der Stimme beraubt hielten. Zuletzt sprach sie: ihre Eltern könnten sie wohl vermählen, aber nicht zwingen, der Liebe ungetreu zu werden, die seit so vielen Jahren in ihrer Brust einheimisch geworden sei, und obschon ihre Tugend ihr nicht zulasse, ihm andere Hoffnungen zu geben, so wolle sie doch nicht in Abrede stehen, daß sie, wenn sie Gelegenheit dazu erhalte, ihre Ehrbarkeit auch vergessen könne. — Durch diese Gunstbezeigungen ermuthigt, schied Teodoro von ihr, und ließ sie, von mannichfalten Gedanken bestürmt, allein, indem von einer Seite Teodoro's Liebe sie rührte, von der andern die Ehre ihres Gatten sie zurückhielt. Tugendhafte Grundsätze hatte sie allerdings, aber sie war auch leidenschaftlich in Liebe entbrannt. Sie nahm sich vor, Alles der Zeit anheim zu

stellen, und inzwischen, um sich in ihrem Unglück zu zerstreuen, schriftliche Unterhaltungen mit Teodoro einzuleiten, bis das Schicksal entweder ihr Leben günstiger gestalte oder es durch den Tod beschließe.

Teodoro empfing damals die Nachricht vom Tode eines Verwandten, der ihm eine große Erbschaft hinterließ, mußte sich aber die Freude über diesen Zuwachs seines Vermögens dadurch geschmälert sehen, daß er denselben nicht anders als persönlich in Talavera erheben konnte. Er schilderte Narcisen seine Betrübniß über die Nothwendigkeit, sich von ihr zu trennen, ließ sie seine Rückkehr aber auch wieder so bald erwarten, daß das, was Verdruß hätte bereiten können, nur zu Erhöhung des Vergnügens ersonnen zu sein schien. Nichtsdestoweniger reichte dies nicht hin, ihr die Zustimmung zu seiner Reise abzugewinnen, weil sie einwarf, daß man sich bei solchen Gelegenheiten recht wohl vermittelst einer an einen Freund zu sendenden Vollmacht persönlich vertreten lassen könne. Sie schrieb Teodoro, um ihm ihren Unwillen deswegen kund zu thun, verdrießlich und beleidigt:

Wenn sich Jemand, schon bevor er ein Weib sein nennt, einfallen läßt, ihr Mißfallen zu erregen, so weiß man nicht, was er thun wird, wann sie erst alle seine Wünsche befriedigte. Sie scheiden und stürzen mich in ein Meer von Besorgnissen, womit sie, wenn sie mich wirklich lieben, eine große Grausamkeit begehen. Ich fordere sie bei ihren Verpflichtungen gegen mich auf, ihre Reise zu unterlassen, und bemerke ihnen, daß ich die Freude über eine baldige Rückkehr nicht als eine gültige Entschädigung für ihre Abwesenheit annehmen kann, weil ich nicht voraus weiß, ob sie mich noch am Leben und als die Ihrige wiederfinden werden. —

Teodoro las Narcisens Brief mit Verdruß, da er ihr nicht wohl gehorchen konnte, weil seine Eltern ihn mit Briefen über Briefen zu seiner Reise anhielten. Um die Zeit der Trennung so viel als er vermochte abzukürzen, und baldigst wieder bei der Geliebten zu sein, nahm er Post, und langte in einer kurzen Tagereise in Talavera an. Seine Geschäfte gingen indeß nicht so schnell von statten, als er erwartet hatte, denn es waren Rechtsstreite über die Erbschaft erhoben worden, die ihn hinderten, sie anzutreten, und er mußte sich entschließen, wollte er sonst nicht noch einmal reisen, deren Beendigung in Geduld abzuwarten. Teodoro schrieb zwei Briefe an Narcisa, worin er ihr über sich und seine Angelegenheiten Nachricht gab, sein böses Schicksal wollte aber, daß keiner von beiden in ihre Hände kam. Die schöne Dame ereiferte sich also nicht nur über seine ihr bewiesene Unfolgsamkeit, sondern vornehmlich über die unerhörte Vernachlässigung, die ihm nicht einmal zwei Worte schriftlich an sie zu richten gestattete. Valerio wußte, wie mißvergnügt Narcisa war, und so bestrebte er sich, ihre Liebe, die seine Verdienste ihm nicht hatten erwerben können, durch fortgesetzte Aufmerksamkeiten gegen sie zu verdienen. Der Geschenke und Artigkeiten, womit er sie überhäufte, wurden so viele, daß sie sich manchmal schämte, keine Liebe für ihn zu empfinden. Teodoro blieb immer länger aus, und Narcisa ermüdete zuletzt, um ihn zu weinen, weil es ihr thöricht vorkam, sich wegen eines Mannes zu bekümmern, der ihr in vollen zwei Monaten kein Zeichen seines Angedenkens gab. Seine anscheinende Gleichgültigkeit erkältete ihre Gefühle für ihn immer mehr, und da die Abwesenden schon überdies ein für allemal unrecht haben, so reichten wenige Tage hin, die Lage der Dinge gänzlich umzugestalten. Alle die Ungelegen-

heiten still bei sich erwägend, die ihre blinde Liebe ihr schon verursacht hatte, sprach die schon Getröstete zu sich selbst: Ich war gewiß eine große Thörin, undankbarer Teodoro! daß ich dir meine Ehre aufzuopfern gedachte, denn, da ich solchergestalt nicht blos den Himmel beleidigt, sondern auch meinen Gatten schwer gekränkt und mein Glück und Leben aufs Spiel gesetzt hätte, so würde ich, wie es so Vielen geschieht, wenn mein Vergehen bekannt geworden wäre, alles verloren haben, und wenn ich mein Geheimniß auch vor Jedermann hätte bewahren können, doch immerdar in deinen und meinen eignen Augen geschändet und unter die Zahl der gemeinsten Weiber verworfen worden sein. Vergib mir also, Teodoro, wenn mir diesmal meine Ehre über dein Vergnügen geht. Ich gestehe, daß ich verblendet genug war, nicht alles Unheil, das daraus erwachsen konnte, zu bedenken; da du mir aber durch deine Vergessenheit so vielen Anlaß gegeben hast, wieder zur Vernunft zu kommen, so schwöre ich nun, beim Himmel! daß ich Valerio inskünftige wo möglich mit andern Augen, wenn auch nicht in Betracht dessen ansehen will, was ich bin, so doch um ihm einigermaßen das zu sein, wofür er mich hält. —

Man konnte von Narcisa nicht sagen, es lügt, wer schwört und liebt, denn sie veränderte sich mit jedem Tage so sehr, daß sie sich Teodoro's bald kaum noch erinnerte, und am Ende, ihrer Tugend erliegend, ihren Gemahl oder Bräutigam so heftig zu lieben begann, daß es ihr selbst ganz unglaublich schien. Weit entfernt, sich von diesen Neuigkeiten etwas träumen zu lassen, kehrte Teodoro nach Schlichtung seiner Geschäfte in Talavera zu Narcisen zurück. Sie erfuhr seine Ankunft auf der Stelle, und wer hätte nicht denken sollen, daß sie dem Überbringer einer solchen Nachricht

den ansehnlichsten Botenlohn geben würde? Sie dachte aber so wenig an solch eine etwaige Obliegenheit, daß sie sich nicht allein vornahm, ihn nicht zu sprechen und ihm nicht zu schreiben, sondern sogar, um ihn nicht zu sehen, sich enthielt, aus dem Hause zu gehen. Teodoro fragte verschiedene Personen, die mit ihr umgingen, wie ihr Verhältniß zu ihrem Bräutigam beschaffen sei, und alle schilderten ihm übereinstimmend ihre große Liebe zu Valerio, und behaupteten, es gäbe kein glücklicheres Paar in der ganzen Stadt. Auf solche Weise, und weil Narcisa sich weder vor ihm sehen ließ, noch Botschaften von ihm annehmen wollte, gelangte er zu der Erkenntniß, daß jeder Funken von Liebe zu ihm in ihr erloschen sei, und sprach eifersüchtig und verzweifelnd zu sich selbst: So schnell hast du mich also verlassen können, unbeständige Narcisa? Welch giftiges Kraut hast du zu dir genommen, wenn es deren gibt, die Abscheu erregen, das mich von dem Platze verdrängte, den ich in deinem Herzen einnahm? Ich würde mich schon für unglücklich gehalten haben, wenn du meiner Liebe aus Rücksichten auf deine Sittsamkeit abhold gewesen wärest, und, wehe mir! nun muß ich mich gar von dir verabscheut sehen, weil du meine Liebe zu dir um deiner Liebe zu deinem Gatten willen verschmähst! Wenn du mir nur wenigstens, Narcisa, gleichviel, ob du mich täuschtest, sagen wolltest: Teodoro, ich gehöre mir nicht an, ich liebe dich zwar von Herzen, aber meine Tugend verbietet mir, deine Leidenschaft zu erhören; so würde mir doch der Gedanke einigen Trost verleihen, daß du mir nicht aus Unbestand, sondern aus Ehrbarkeit verloren gingest. Wenn du dich an mir zu rächen verlangtest, weil ich mich von dir entfernte, so konntest du es doch für genugsame Strafe erachten, daß ich dich mir allnächtlich in eines Andern Armen denken muß, und brauchtest mir nicht noch überdies die

Kränkung anzuthun, mir zu verstehen zu geben, daß dich sein Besitz glücklich macht. Hätte ich dich zu deiner Untreue nur irgend berechtigt, so sollte sie mich nicht wundern, da ich recht gut weiß, daß eine Frau nichts verzeiht; aber, daß du mich tödtest und hassest, ohne daß ich dich erzürnte und beleidigte, ist weder zu glauben, noch zu entschuldigen. Die Gemüthsart der Frauen ist in der That etwas Unerforschliches. Bewirbt sich zufälligerweise ein Mann um eine Schöne, so wird sie übermüthig und verachtet ihn, erwiedert er ihre Aufmerksamkeiten nicht, so erzürnt sie sich, verabsäumt er sie, so sucht sie ihn auf, bemüht er sich um sie, so kühlt sie sich gegen ihn ab, kurz und gut, sie werden nimmermehr zufriedengestellt und begütigt. Wer sollte es für möglich halten, daß in dem weichen Herzen einer Frau so viele Härte anzutreffen wäre? Ich habe das beste Beispiel vor meinen Augen, indem Narcisa mich anfeindet, blos weil ich sie anbete, mich flieht, blos weil ich ihr folge, und mir das Leben raubt, blos weil ich ihr meine Seele überantwortete. —

Also beklagte sich Teodoro, derweil Narcisa sich der Freigebigkeit ihres geliebten Valerio erfreute, der mit der Zeit, als er gewisse Anzeichen an ihr wahrzunehmen glaubte, Vorkehrungen zu seiner Vermählung traf. Damit sein Glück allgemein bekannt würde, lud er seine sämmtlichen Verwandten zu seiner Hochzeit ein, und veranstaltete dieselbe in einer Einsiedelei, einem an dem Ufer des Henares gelegenen, Sankta Maria vom Thal genannten Andachts- und Vergnügungsorte der Stadt. Narcisa erschien in Purpur und Silber, welche Farben ihre Strenge und Keuschheit andeuteten, mit Juwelen geschmückt und so schön, daß sie zum Heirathen anlockte. Es gab keinen Kavalier und keine Dame, die nicht an diesem Tage über Land gegangen wären, und unter ihnen befand sich auch Teodoro, der nicht

unterlassen konnte, sich Narcisen als ein Zeuge seines Grams zu zeigen. Narcisa erblickte ihn und wurde von ihm gerührt, nicht weil sie ihn etwa noch wie ehedem liebte, sondern, weil es sie schmerzte, seine Leiden um ihretwillen zu sehen, die er besonders bei einem Ringelrennen zur Schau trug, das ihr Bruder zur Feier dieses Tages veranstaltete, und woran unter andern jungen Edelleuten auch der verliebte Teodoro, ein Ärgerniß allen Männern und ein Gegenstand des Mitleidens aller Frauen, Theil nahm. Derselbe erfuhr von einem Freunde, daß Valerio um eines Rechtsstreites willen nothwendigerweise auf einige Tage nach Madrid reisen mußte. Er entschloß sich sogleich, eine so gute Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen, begab sich des folgenden Abends in ihr Haus, und war so glücklich, bis in das Zimmer der staunenden Narcisa zu gelangen, die gerade allein war und ihn, ohne abzuwarten, was er ihr sagen werde, folgendermaßen anredete: Sie beweisen mir, Señor Teodoro, durch diesen Schritt, eben keinen Überfluß an Verstand, denn es verträgt sich weder mit der Klugheit, noch mit der Höflichkeit, daß ein Mann sich eindrängt, wo er gewiß ist, nicht willkommen genannt zu werden. Sie können mir zwar sagen, daß sie nicht schuldig waren, dies zu wissen, aber ich erwiedere ihnen darauf, daß ein Mann von ihrem Scharfsinn schon längst hätte errathen können, daß er verabscheut sei. Hätte ich sie geliebt, so, glauben sie mir, würde ich nicht geduldig genug gewesen sein, ihren Anblick zu entbehren, denn ein liebendes Weib weiß den Mann ihres Herzens überall zu finden, wo es ihn sucht. Ich bin meinem Gatten mit Zärtlichkeit zugethan, weil er sie verdient, oder weil ich mit ihm, wenn auch in kürzerer Zeit, doch inniger als mit ihnen verbunden wurde. Stehen sie von ihren thörichten und verwegenen Unternehmungen gegen meinen guten Ruf und meine Ehre ab, denn

ob ich gleich ein schwaches und einsames Weib bin, so werden sie doch nimmermehr bei mir ihre Absichten erreichen, weil ich schon morgen mich in den Schutz meiner Eltern zu begeben, und, wofern sie auch deren Haus nicht achten sollten, weit eher mit meinen eignen Händen ihr mir nichts mehr geltendes Leben zu endigen, als ihnen die mindeste Freiheit zuzugestehen gedenke. —

Eine so schlechte Behandlung verdiente Teodoro's Ergebenheit und Liebe nicht, denn die Frauen können recht wohl ihre Ehre vertheidigen, ohne von dem Manne, der sie bedroht, und den sie gar dereinst liebten, verächtlich zu sprechen. Teodoro hörte sie an, ohne die Augen von ihr abzuwenden, gleich als ob er sie wohl schon manchmal weniger streng gesehen hätte, und gab ihr zur Antwort: Gestatten sie mir, Señora Narcisa, über ihren, wenn sie es offenherzig eingestehen wollen, grundlosen Zorn zu erstaunen. Seit jenem unseligen Tage, an dem ich von ihnen schied, habe ich ihres Anblicks nicht wieder bis zu ihrer Hochzeit genossen und sie mit nichts wieder belästigt, sie können mich auch eben so wenig eines Mangels an Rücksichten zeihen, denn, obwohl ich aus einigen Äußerlichkeiten die mäßigen Verbindlichkeiten kennen gelernt habe, die ich ihnen schuldig bin, so ist diese Kenntniß doch eine täuschende, weil eben viele Frauen, insonderheit wenn sie ihre Ehre verlieren können, ganz andere Gefühle kund thun, als ihre stumme und verschwiegene Brust verbirgt. Gegenwärtig erst, da ich weiß, daß ich ihnen mißfalle, können sie sich über mich beklagen, stelle ich ihnen ferner nach, und ich muß nur noch so viel erinnern, daß sie gewiß nicht die rechten Mittel gewählt haben, sich von meinen Zudringlichkeiten zu befreien. Sie fordern meine Verwegenheiten vielmehr heraus, als daß sie sie unterdrücken, da es ihnen wohl bewußt ist, daß ich mich keineswegs klug

und vorsichtig betrug, weil ich von Natur so bin, sondern nur, weil ich mir aus Liebe zu ihnen, und ihrer Bitten und Thränen eingedenk, einigen Zwang auferlegte. Gott weiß es, daß ich seitdem nur unschuldigerweise, aus Nothwehr und weil kein Mann bis zur Feigheit verständig sein darf, gegen ihren Bruder den Degen zog. Daß ich ihrem Gemahl nicht dafür, daß er es durch seine Hinterlist ward, das Leben nahm, als ich davon Kunde erlangte, geschah auch nur aus Liebe zu ihnen. Bin ich sonach immer darauf ausgegangen, ihnen meine Unterwürfigkeit zu bethätigen, so muß mich gerechterweise, und zwar noch mehr als ihre Liebe zu Valerio, die Verachtung schmerzen, die sie mir zu erkennen geben, indem sie die Meinung zu hegen scheinen, ich sei mein ganzes Leben lang nur bedacht gewesen, sie zu beleidigen. Im Gegentheile habe ich nichts als Kränkungen von ihnen erfahren, und gebe ich ihnen hiermit mein Wort, sie ihnen so reichlich zurückzuerstatten, daß sie meiner jederzeit gedenken, und erst darin wahren Grund erhalten sollen, mich zu verabscheuen. — Ohne eine Antwort abzuwarten, stürzte Teodoro nach dieser Rede in der äußersten Aufregung fort, und war auf nichts Andres mehr als auf Valerio's Ermordung bedacht, weil er nur dadurch seine Ruhe und Zufriedenheit wieder zu gewinnen hoffte. Er verfiel wieder gänzlich in seine alte ausschweifende Lebensart, und ward ihr zufolge selbst von denen gefürchtet, mit welchen er auf einem freundschaftlichen Fuße stand, ja, er brachte keine Stunde des Tages anders als auf eine unwürdige und seiner Ehre nachtheilige Weise zu.

Ein schönes Weib derselben Stadt, das Lucrezia heißen mag, obgleich ihre Sitten sie durchaus nicht zu diesem Namen berechtigten, hatte Teodoro schon seit längerer Zeit heiß geliebt, ihm ihre Leidenschaft aber nimmer zu offenbaren ge-

wagt, weil er nur für Narciſen da zu ſein und zu athmen ſchien. Als ſie nun jetzt das ſchmähliche Ende ſeiner Liebe zu ihr vor Augen ſah, betrachtete ſie Teodoro ſogleich als den Ihrigen und ſchrieb ihm ein Liebesbriefchen, das folgendermaßen lautete:

Eine gewiſſe Dame verlangt ſie ſchon ſeit vielen Tagen zu ſprechen, um an einem thörichten Menſchen Rache zu nehmen, der ihr läſtig fällt, und hat nur bisher, ſo lange ſie der Señora Narciſa angehörten, nicht gewagt, ſich ihnen zu entdecken, weil ſie ſich einer abſchlägigen Antwort auszuſetzen fürchtete. Sie hat mir aufgetragen, ihnen zu ſagen, daß ſie ihnen gewogen iſt, und ſie zu fragen, ob ſie geneigt ſind, ihre Liebe zu erwiedern, die ſie keineswegs zu ihrem Vermögen, ſondern einzig und allein zu ihrer Perſon hegt, wie denn die Frauen überhaupt, wenn es auch einige geben mag, die auf eine andere Weiſe lieben, den Freuden der Sinnlichkeit gar nicht abhold ſind. Die Dame, die ſie liebt, iſt nicht ſo häßlich, daß ſie ihnen mißfallen würde. Sie iſt meine Freundin, und ich heiße Lucrezia, und glaube, daß ihnen meine Wohnung bekannt iſt, wiewohl es ihnen noch nicht gefallen hat, ſich derſelben zu bedienen. Wollen ſie der Unbekannten ihre Zärtlichkeit ſchenken, ſo laſſen ſie es mich wiſſen und kommen ſie dieſe Nacht nach elf Uhr zu mir. —

Teodoro erkannte wohl, ſobald er dieſen Brief geleſen hatte, daß die Vermittlerin auch die liebende Dame war, denn er hatte in ihren Augen ihre Wünſche geleſen. Da Lucrezia ungewöhnliche Reize beſaß, und wiewohl eine der unbeſtändigſten, doch auch eine der liebenswürdigſten Frauen von Alcalà genannt werden konnte, ſo entſprach er ihrer Aufforderung mit Vorſicht und Pünktlichkeit, und erſchien ſtatt-

lich geschmückt in ihrer Straße, mit Beinkleidern und Wamms von gewässertem purpurnen Taffet, Mantel von Tuch, farbigem Hute, goldenen Kniegürteln, büffelledernem Koller, einem kleinen runden Schilde an der Seite, und einem langen Stoßdegen in der Hand. Er fand sie aber weniger unbesucht, als er geglaubt hatte, weil ein neuer Anbeter der Schönheit Lucreziens, der sich nicht an ihre Aufführung gewöhnen mochte, vor ihren Fenstern mit einer Spottmusik auf ihr Erscheinen wartete. Teodoro verweilte unbemerkt in der Nähe, Lucrezia zeigte sich auf dem Balkone, und die Begleiter ihres Feindes trennten sich, indem einige die Straßenecken hüteten, die übrigen dagegen ein zu ihrer Verhöhnung gedichtetes Lied anstimmten. Teodoro hielt sich theils für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit Lucreziens Ritter zu werden, theils erkannte er die Schwierigkeit, in ihr Haus zu gelangen, vertriebe er nicht vorerst die nächtlichen Ruhestörer von der sehr schmalen Straße. Er legte also seinen Mantel von sich, und rief ihnen zu, daß man Gesang und Musik zum Preise der Schönheit, nicht aber zu ihrer Beleidigung anzuwenden pflege. Darob erzürnten sich, nicht die Musiker, sondern die bewaffnet zu ihrem Schutze mitgekommen waren, als sie sahen, daß ein Einzelner sich unterstand, sie mit Worten zu strafen. Sie zogen, ohne zu wissen, wer der Fremde sei, ihre Degen, um zu versuchen, ob er eben so geschickt damit als mit Sylben zu stechen verstände, lernten von ihm indessen bald zu ihrer eignen Schande, woran sie waren, denn mehr als einer warf seinen Degen von sich, um mit desto größerer Leichtigkeit und mit minderer Gefahr wie die übrigen zu fliehen. Teodoro nahm seinen Mantel auf, bemächtigte sich der Siegeszeichen, die er auf dem Kampfplatze fand, und eilte zu Lucrezien, als eine Dienerin zu ihm herunter kam, und ihm berichtete, daß ihre Gebieterin ohnmäch-

tig geworden sei. Durch ein Glas Wasser wieder zu sich gebracht, und ihn lebend vor sich sehend, sagte sie zu ihm: wenn er gewußt hätte, wie sehr sie ihn schätze, so würde er ihr diesen Kummer erspart haben. — Ich denke, antwortete Teodoro, daß ich sie nicht wohl ins Angesicht beleidigen lassen durfte, auch hatten sich ihre Feinde der engen Straße so sehr bemeistert, daß ich nur erst, wann ich sie vertrieben hatte, zu ihnen gelangen konnte, der ich, gesetzt, daß dieser Brief von ihnen kommt, sie versichere, durch ihn höchlich beglückt worden zu sein, weil er mich die Erfüllung einer längst gehegten Sehnsucht hoffen läßt. — Der Himmel weiß, antwortete Lucrezia, daß ich nur auf Narcisen in meinem ganzen Leben eifersüchtig gewesen bin, weil sie sie ihrer Liebe würdigten. — Hätte ich sie früher gekannt, sprach Teodoro, so würde meine Leidenschaft zu ihr gewiß nicht so groß geworden sein, alles was ich gegenwärtig für sie thun kann, besteht darin, daß ich ihren Verlust nicht empfinde. — Da sie nunmehr wissen, Teodoro, nahm Lucrezia das Wort, wie aufrichtig und wie heiß ich sie liebe, so lassen sie sich ein einziges Hinderniß nennen, das dem ungestörten Fortgange unserer Liebe entgegen steht. Ich bin einem Manne, den sie kennen, Namens Andronio, sehr große Verbindlichkeiten schuldig, als deren geringste ich es ansehe, daß er alljährlich zweitausend Escudos für mich ausgiebt. Ich möchte zwar überaus gern ihnen allein angehören, und mich gänzlich von ihm trennen; aber ich würde es für eine Niederträchtigkeit halten, ihm seine Wohlthaten mit Undank zu vergelten. Er ist älter an Jahren als wir es beide zusammen sind, und besucht mich, aus diesem Grunde, nur seltene Male und mit großer Vorsicht. Wollen sie nun unter dieser Beschränkung der meinige sein, so verspreche ich ihnen, sie als den Herrn meiner Freiheit, meines Vermögens und meiner Per-

son anzusehen, und wünsche, daß sie mir meine Liebe zu ihnen, derweil ich mir die Liebesdienste eines anderen Mannes gefallen lasse, nicht verdenken mögen, da es ja bei den Frauen ein Herkommen ist, gerade den am wenigsten zu lieben, dem sie das meiste schuldig sind. — Teodoro dankte Lucrezien, daß sie ihn von diesem Verhältniß unterrichtet und also in den Stand gesetzt habe, mit seiner Liebe dem Umgange mit ihrem alten Freunde aus dem Wege zu gehen, und sie überließ ihm, nach dieser Uebereinkunft, ihre Reize zu jeder Zeit, die ihr erster Liebhaber nicht von ihr in Anspruch nahm.

Wie viele Rücksichten sie jedoch beiderseits auf ihn nahmen, so schöpfte der alte Andronio, aus Luereziens abnehmender Zärtlichkeit gegen ihn, endlich nichtsdestoweniger Verdacht. Sie bestärkte ihn selbst noch mehr darin, weil sie dereinst ihren Schreibtisch unverschlossen ließ, und ihm so Gelegenheit gab, einige an sie gerichtete Verse und Briefe Teodoros zu finden. Sie vertheidigte sich zwar mit der Behauptung, diese Papiere gehörten einer Freundin an; als aber Andronio, den sie in Erwartung Teodoros gleich wieder fortgeschickt hatte, eifersüchtig umkehrte, und, sie in dessen Gesellschaft antreffend, ihr unbedachterweise einige Ohrfeigen gab, durchbohrte ihm der über diesen Schimpf blind wüthende Teodoro mit seinem Degen die Brust, und gebot nach geschehener That Lucrezien, ihre Kostbarkeiten zu nehmen, und ihm an einen Ort zu folgen, wohin er sie in Sicherheit bringen werde. Hört nur ein einziges Wort von mir an, sagte der schon halbtodte Andronio: ob wohl ihr meine Mörder seid, so vergebe ich euch eure Uebereilung dennoch, wenn ihr mir einen Wunsch erfüllen wollt. — Ich habe zwar Grund genug, erwiederte Teodoro, mich den Händen der Gerechtigkeit durch die eiligste Flucht zu entziehen; glauben

sie mir aber, daß ich gern alles, was ich vermag, thun werde, um ihnen zu dienen. — Was ich zu bitten habe, fuhr der Verwundete mit schwacher Stimme fort, ist, daß Lucrezia in ihrer Wohnung bleibt, und daß sie mich nach der meinigen bringen, wo ich aussagen werde: von zwei oder drei unbekannten Männern, entweder in der Absicht, mich zu berauben, oder weil sie mich für einen Anderen gehalten hätten, angefallen und verwundet, von ihnen aber aus ihren Händen befreit worden zu sein. Ich beabsichtige mit dieser Täuschung dreierlei: erstens, ihnen Rechtfertigung und Vergebung angedeihen zu lassen; zweitens, wie ein Christ zu sterben, und die Sacramente zu empfangen; drittens, meinen Freunden und Bekannten, die mich für keinen ausschweifenden Menschen erachten, kein Aergerniß zu geben. Daß sie dies thun, beschwöre ich sie bei meinen grauen Haaren, bei meinem Blute, und sogar bei der Liebe Lucreziens, angesehen, daß sie sich und sie auf diese Weise vor jedweder Nachstellung sichern. — Teodoro hatte mit Aufmerksamkeit und Bestürzung die Rede des Greises vernommen, glaubte dem, was er sagte, wie denn manchen Worten der Stempel der Glaubwürdigkeit aufgedrückt ist, und trug ihn in seinen Armen auf die Straße hinunter und in sein Haus zurück. Die Gerichte stellten die üblichen Nachforschungen an; konnten aber natürlicherweise nicht die leiseste Ahnung der Wahrheit aus seinem Bekenntnisse entnehmen.

Teodoro war zu der nämlichen Zeit schon Lucreziens müde, weil ihn Narcisas Bild und Angedenken keinen Augenblick in Ruhe ließ. Er fing seit dieser Begebenheit an, sie zu vernachlässigen, und ging bald so weit, daß er ihren Anblick floh, wenn gleich ihre Leidenschaft für ihn in demselben Maße zunahm, als er gegen sie erkaltete. Am Ende, da sie sich ihres Erhalters durch ihn beraubt sah, denn An-

dronio starb binnen acht Tagen, kam sie ganz von Sinnen, und beging die ärgsten Thorheiten, um ihn wieder an sich zu fesseln.

Teodoro hörte, daß sein Nebenbuhler Valerio von Madrid käme, und nahm sich vor, ihm unterwegs aufzulauern, und ihm den Tod zu geben, um auf diese Weise seiner Eifersucht mit einem Male Grenzen zu setzen, und sodann vor Narcisen, die ihn verabscheute, und vor Lucrezien, die ihn langweilte, nach Flandern zu fliehen. Der Himmel hatte jedoch beschlossen, ihn zur Erkenntniß zu führen und ihm den Ausgang, den seine Uebelthaten nothwendig nehmen müßten, vor Augen zu halten. Als er nämlich eines Abends nach zehn Uhr durch Narcisens Straße ging, um die letzten sehnsuchtsvollen Abschiedsblicke nach ihren Fenstern emporzuwerfen, weil er einige Stunden später an dem zurückerwarteten Valerio seine blutige Rache abzukühlen gedachte, sah er eben aus dessen Hause eine hohe weibliche Gestalt hervorschlüpfen, die ihn, um ihres würdevollen Wesens und der ungewöhnlichen Stunde ihres Ausgangs willen, veranlaßte, sich von seinem Pferde herabzuschwingen, und sie zu fragen, ob er ihr irgend zu Diensten sein könne? Sie glitt, ohne ein Wort zu erwiedern, so eilig, daß Teodoro ihr kaum folgen konnte, durch verschiedene Straßen bis ins Freie, wo sich der erhitzte Kavalier plötzlich zu seiner höchsten Verwunderung in einsamer Abgeschiedenheit mit ihr befand. Da er nun einsah, daß er die Gelegenheit, seinen Feind ums Leben zu bringen, verabsäumen würde, setzte er seine Verfolgung weiter fort, so siegte sein Durst nach Rache über seine Neugier, und er sagte zu ihr, indem er sich ihr mit Anstrengung ein wenig mehr näherte, um sie zu verlassen: wenn sie sich ihm auch nicht entdecken wolle, so möge sie ihm doch kund geben, ob sie nicht seines Schutzes auf eine oder die

andere Weise benöthige, weil ein wichtiges Geschäft ihn zu dieser Stunde abrufe. — Ich mag leicht erachten, veränderlicher Teodoro, antwortete die verschleierte Dame, daß andere neue Liebschaften dich für meinen Verlust entschädigen, da du mich, wie ich aus meinem Hause komme, nicht erkennst. Ich bin Narcisa, Teodoro, ich bin Narcisa! wohl wissend, daß du dich, mir zum Hohne, der schmachvollen Umarmungen Lucreziens erfreust, in Verzweiflung hier heraus geflüchtet, um mein Leben, vor der Zurückkunft meines widerrechtlichen Gatten, zu beendigen, denn obgleich ich dir zu verstehen gegeben habe, daß ich dich verabscheue, so geschah dies doch nur, der Himmel sei mein Zeuge, um dich zu prüfen. — Teodoro überzeugte sich an Stimme, Gestalt und Kleidung, daß es Narcisa sei, trotz dem, daß er andererseits beinahe den Augenschein bezweifeln mußte, weil er Narcisen als ein tugendhaftes Weib kannte. Wie denn aber die Leidenschaft zu Dingen verleitet, die man nicht wohl glauben würde, sähe man sie nicht mit eigenen Augen an, so überredete er sich auch leichtlich, daß sie es sei, und folgte ihr ermuthigt auf dem Fuße nach, bis sie zu einem von der Unbill der Witterung so beschädigten Gebäude kamen, daß kaum die vier Wände davon stehen geblieben waren. Die fremde Gestalt schwebte in dieses verfallene Gemäuer hinein und zu dessen einzigem noch erhaltenem Gemach empor, wohin ihr Teodoro so müde und ermattet nachstürzte, daß er kaum noch zu reden fähig war, als er die an sie gerichteten Worte hervorstammelte: Was hilft es ihnen, meine Freundin, wenn sie wirklich diejenige sind, für die sie sich ausgeben, daß sie ihren getreuen Anbeter fliehen? Ich bin Teodoro, der ihrige, nicht Lucreziens Liebhaber, und will es ihr ins Angesicht sagen, wenn es ihnen Vergnügen macht, daß ich ihnen mein ganzes Leben lang zu eigen angehörte, und mich gegenwärtig

um so unglücklicher fühlen muß, als ich mich vergeblich abmühe, ihnen zu wiederholen, was sie schon so viele Male von mir gehört haben. —

Teodoro bat sie eine lange Weile, zu reden, und sich ihm zu entschleiern, und entschloß sich endlich, da er sah, daß weder Bitten noch Beschwörungen etwas fruchteten, seine Arme zu Hülfe zu nehmen. Wider ihren Willen also den Schleier ihres Antlitzes zurückschlagend, erblickte er, anstatt seiner verhofften geliebten Narcisa, darunter das traurige und gestrenge Abbild des Todes, das mit seiner Sense sein Leben zu bedräuen schien. Bei dieser Gelegenheit half Teodoros kühner Muth ihm zu nichts, denn als er sich von den eisigen Knochen umschlungen fühlte, stürzte er bewußtlos zu Boden, und wurde erst nach geraumer Zeit, sobald wieder das erstarrte Blut in seinem Herzen in Bewegung kam, fähig, sich aufzuraffen und von dannen zu fliehen, viele Male den Kopf, in der Besorgniß, nach dem öden Gemäuer zurückwendend, das entsetzliche Gespenst auf seiner Spur zu erblicken. In der Stadt wieder angekommen, und der Nähe einer Kirche sich versehend, warf er sich an deren Schwelle nieder, und dankte Gott auf den Knieen für seine Errettung, indem er ihm feierlichst versprach, sein, wie er aus diesem Vorfalle abnahm, hart gefährdetes Leben in Zukunft zu ändern.

Derweil er noch in seinem Gebete begriffen war, hörte er in der Kirche ein leises, wie von einigen mit einander sprechenden Personen herrührendes Geräusch. Seine ungemeine Aufregung bedenkend, bildete er sich ein, diese Wahrnehmung sei eine bloße Wirkung seiner Furcht, und stand nicht an, ohne weitere desfallsige Forschungen nach Hause zu gehen. Als er jedoch schon nahe bei seiner Wohnung war, drängte sich ihm die Vorstellung, es könnten Diebe in der Kirche sein, so gewichtig auf, daß er zurückkehrte, um nicht durch

seine Feigherzigkeit den etwaigen Raub der Heiligthümer mit zu verschulden. Er hatte seine Hand kaum an die Thüre des Gotteshauses gelegt, als sich dieselbe ohne Schwierigkeit öffnete. Er zog seinen Degen und wartete ab, ob Jemand herauskommen würde. Da aber die tiefe Stille der Nacht durch nichts unterbrochen wurde, so trat er voll Verwunderung und Neugierde ein, und schritt muthig bis zum Hochaltare vor, bei dem ihm der schwache Schimmer einer einzigen Lampe nichts als seinen eigenen Schatten wahrnehmen ließ. Er wollte schon glauben, sein Gehör habe ihn getäuscht, weil Diebe gewiß nicht das Silbergeräth würden haben stehen lassen, dessen Raub ihnen bei weitem zumeist eingetragen hätte; als er seine Augen nach einer Nebenkirche wendete, und in derselben eine, mit einer Leuchte in der Hand, aus einer Gruft emporstrebende dunkle Gestalt, sowie überdies einen dicht daneben an eine Fensterbrüstung gelehnten todten Leichnam wahrnahm. Wie sehr sich Teodoro auch darob entsetzte, so behielt er doch Kraft und Besinnung genug, mit gezogenem Degen auf die Erscheinung loszugehen, und sie zu fragen, wer sie sei, und was sie beginne. Augenblicklich antwortete ihm die Stimme Lucreziens, denn sie war es selbst: Ach, mein Teodoro! zieh deinen Degen zurück, und bedrohe nicht das Leben derjenigen, die sich um deinetwillen unbedenklich dem Tode preis giebt. Ich bin Lucrezia, das allerunglücklichste Weib! Erstaune nicht, mich an einem Orte zu erblicken, wo sonst nur die kalten Gebeine Gestorbener ruhen, denn eine verzweifelnde und verschmähte Liebende mag ihren Aufenthalt wohl fern von den Lebendigen suchen. Ich kann den Zustand der Todten nur mit Neid und Sehnsucht betrachten, und tauschte mein Leben willig gegen ihren Schlummer aus. Erregt das Angedenken an die Freuden, die du ehedem in meinen Armen genossen hast,

nur irgend noch die mindeste Theilnahme an mir in deiner Brust, so bedenke, daß die Liebe zu dir mich in diese Lage versetzt hat, und errette mich aus diesen finsteren Gewölben. Die Barmherzigkeit des Himmels hat dich als den Schutzengel meines Lebens hierher gesandt, denn ich muß es als ein Wunder erkennen, daß ich mit Bewußtsein bis hierher entronnen bin. — Teodoro war über das, was er sah und hörte, dermaßen bestürzt, daß er Lucrezien nicht zu antworten vermochte. Die Besorgniß, daß ihm mit ihr das nämliche wie mit Narcisen begegnen könne, machte ihn unschlüssig, sich ihr zu nähern, und ihren Wunsch zu erfüllen; zuletzt aber gewann dennoch sein Mitleiden die Oberhand über seine Furcht, und er trug sie in seinen Armen aus der tiefen Gruft herauf. Er hatte die fast bewußtlose Lucrezia nicht sobald befreit, als der Todte an ihrer Statt herunter sank. Die beiden Lebenden verließen flugs die Kirche, und Lucrezia ersuchte Teodoro, sie nach ihrem Hause zu begleiten, wofern er die seltsamen Begebenheiten dieser Nacht zu erfahren begierig sei. Teodoro folgte ihr, und als sie in ihrer Wohnung angelangt waren, löste sie seine ängstliche und scheue Spannung folgendergestalt:

Sobald ich nicht mehr daran zweifeln konnte, Teodoro, sagte sie, von dir verlassen zu sein, empfand ich deine Verachtung so schwer, daß mir nur noch die Verzweiflung fehlte, um mich ganz und gar von Sinnen zu bringen. Was alles unternimmt aber nicht ein verschmähtes Weib, ehe es dazu schreitet, mit ihren eignen, oder durch fremde Hände, dem Urheber ihres Unglücks das Leben zu rauben! Mein weiches Herz konnte sich nicht zu diesem äußersten Schritt entschließen, und ich wollte lieber sterben, als dein Leben aus Rachedurst irgend gefährden, obwohl du das meinige gewaltsam durch Gram endigtest. Ich that alles,

was ich vermochte, um deine Freundschaft wieder zu erringen, da dich mir aber weder Liebkosungen noch Bitten und Liebesdienste geneigter machten, so wurde ich von meinen Freundinnen berathen, mich an ein gewisses Weib zu wenden, das in den Künsten der Zauberei so erfahren sei, daß sie jeden Mann nach Belieben zu lieben oder zu vergessen zwinge, als ob ein anderes Zaubermittel als das Verlangen Liebe oder Haß hervorbringen könne! oder gleichwie etwa der Kranke sich gern von einem Uebel befreien möchte, das er für heilbar hält. Ich hielt einen solchen Versuch allerdings für eine große Albernheit; nichtsdestoweniger wünschte ich aber, die Erfahrung zu machen, ob wohl die Kräfte von Pflanzen und Worten im Stande wären, deine harte Brust zu erweichen. Ueberdies wähnt man ja schon eine Linderung ihrer Schmerzen zu spüren, indem einer Wunde ein Heilmittel aufgelegt wird, und so vertraute ich denn jenem Weibe mein Glück an, ob sie dich werde geschmeidiger gegen mich machen können. Wer hätte meinen sollen, daß ich mit zwanzig Jahren und einem erträglichen Angesichte besonderer Zaubermittel dazu benöthigt sein würde! Da ich wahrnahm, daß alle Mittel, die sie mir anbot, nur dazu dienen sollten, deinen Untergang herbeizuführen, anstatt mir deine Liebe wieder zu erwerben, so antwortete ich ihr, daß ich durchaus nichts wünschte und verlangte, was nur auf Kosten deines Wohls zu erhalten wäre. Also erkennend, welchen Werth dein Leben für mich hatte, erklärte sie mir, das beste und wirksamste Mittel, welches ihre Wissenschaft ihr als ein für meinen Zweck taugliches anbiete, könne sie mir aus dem Grunde nicht namhaft machen, weil es ein sehr bedenkliches und frevelhaftes sei. Es kann nicht so verwegen sein, erwiederte ich ihr, daß meine blinde Liebe An-

stand nehmen würde, es in Anwendung zu bringen. Hierauf sagte sie: wenn ich Verlangen trüge, dich wieder ausschließlich zu besitzen, so möge ich einen beherzten Mann suchen, der sich erkühne, nach der Gruft meines gestorbenen Andronio zu gehen und ihm das Herz aus dem Leibe zu reißen, und es, zu Pulver gestoßen, dir im Weine geben, wodann du, nach mehrmaliger Wiederholung desselben Versuches, ganz gewiß anfangen müßtest, mich anzubeten. Ich ertheilte ihr aber die Antwort: Nunmehr weiß ich, daß euresgleichen blos um eure Unwissenheit und Betrügereien zu verbergen, zu diesen sogenannten Zaubermitteln geradezu unmögliche und unausführbare Dinge vorschreibt, damit der Glaube an eure albernen Märchen nicht untergehe. Die arglistige Hexe ging von mir und ließ mich hoffnungsloser als jemals allein. Sowie indessen das Verlangen, wenn es wahrhaftig in einer Seele Wurzeln treibt, das Unmögliche selbst zu vollbringen trachtet, so entschloß ich mich, aus inbrünstiger Liebe zu dir, das größte Wagniß zu begehen, das vielleicht jemals eine Frau sich zugemuthet hat, indem ich, ohne weiteren Bedacht zu nehmen, und in der Voraussetzung, daß kein Mann gottlos und tollkühn genug sein werde, seinen Stahl an einem entseelten Leichname zu versuchen, zu eigenhändiger Ausführung der von der Alten ausgesprochenen Abscheulichkeit. Aus dieser Rücksicht ergab ich mich einem Manne, dem die Obhut dieser Kirche anvertraut ist, und der mir nicht allein um solchen Preis den Zutritt in die Kapelle, worin du mich fandest, in der gegenwärtigen Nacht gestattete, sondern mir sogar die Leiche meines gemordeten Freundes unter den anderen darin befindlichen hervorsuchen half. Er nahm inzwischen kaum wahr, daß dieselbe schon halb in der Erde verwest war, als er, feigherzig bereuend, mich allein ließ. Ich

legte entschlossen das Messer an den starren Körper an; jedoch in dem nämlichen Augenblicke richtete sich der Todte vor meinen sichtlichen Augen empor, floh, wie entsetzt über mein ruchloses Beginnen, aus seinem Grabe heraus, und rief mir mit furchtbarer Stimme zu: Ist es möglich, Undankbare! daß du auch hier unten noch meinem Herzen keine Ruhe gönnst? Aus dem Zustande eben, worein ich durch diese Worte versetzt worden war, befreite mich deine Ankunft und Hülfleistung, und du rettetest mir mein Leben, das ohne dich gewiß ein Raub meiner Verzweiflung und Furcht geworden wäre. Also, Teodoro! verhält es sich mit dem, was mein Unverstand gefrevelt hat, erwäge du selbst, ob ich Ursache habe, ihn mein ganzes Leben hindurch mit meinen Thränen abzubüßen. Meine versuchten Zaubereien haben zwar keine erneute Liebe in dir erzeugt; sie brachten mir aber wenigstens den Vortheil, daß sie mich von meiner Leidenschaft zu dir heilten, denn ich halte dafür, daß das Bild Andronios, wie sein Leichnam sich meinen grausamen Händen entzog, Zeit meines Lebens mir vor Augen stehen bleiben wird. —

Kaum vermochte Teodoro der Vermessenheit Lucreziens Glauben zu schenken, trotz dem, daß ihr eigener Mund sie ihm bestätigte. Er ging tief betrübt nach seiner Wohnung zurück, und hielt sich viele Tage lang, in Betrachtungen über seine Erlebnisse versenkt, darin verschlossen. Ich darf nicht zweifeln, sprach der niedergeschlagene Lüstling zu sich selbst, daß mein Ende mir nahe bevorsteht, da mich der Himmel auf so verschiedene Weisen daran mahnt. Wozu haben mir nun alle meine Thorheiten und Ausschweifungen genützt, da Valerio dennoch am Ende sich Narcisas Besitz erfreut, und ich mich dazu verstehen muß, ihrer Schönheit zu entbehren? Und hätte ich auch Narcisas Liebe erworben, wie könnte ich

in ihre Zuneigung Vertrauen setzen, da ich Lucrezias Verrath eben mit erlebt habe? Andronio war ihr Freund, machte sie, wie sie selbst gesteht, seines Vermögens theilhaft, und genoß drei Jahre hindurch ihrer Liebe. Und sie verrieth ihn nicht allein, verschuldete dadurch theilweise seinen Tod, und beweinte ihn mit keiner Thräne, sondern unterfing sich sogar, um die Liebe eines Andern, seines Mörders, wieder zu gewinnen, ihm sein todtes Herz aus der Brust zu reißen, das für sie geschlagen hatte. Würde es also nicht die ärgste Verblendung zu nennen sein, wenn ich noch fernerhin ein Weib, und wäre es auch Narcisa, liebte, ja hinge sie mir, so wie vordem Lucrezia, an, da ich mir sagen müßte, daß sie mich nach meinem Tode vielleicht eben so wie gegenwärtig den Andronio behandelte? Der Himmel hat sich dieser Mittel ohne Zweifel bedient, um mich vom ewigen Verderben zu erretten, und mich durch sie, als durch eine Warnung und Züchtigung, zur Erkenntniß zu bringen. Ich sehe nun, wenn auch spät genug ein, was die Welt ist, die mir nichts als Reue gelassen hat. Mein väterliches Erbtheil geht, ebenso wie meine Gesundheit, zur Neige, und, was das schlimmste ist, auch meine Seele schwebt in Gefahr. Der Himmel hat mir das klägliche Ende offenbart, das mich erwartet, wenn ich meinen zügellosen Sitten nicht Einhalt thue, und ich fühle, wie vielen Dank ich ihm für seine Langmuth schuldig bin, die mir altem Sünder zur Buße und Besserung Zeit und Gelegenheit zugestehen will, derweil er manchen Anderen schon beim ersten Fehltritte ins Verderben stürzen läßt. — Auf diese Weise tröstete sich Teodoro, und die Kraft der Erkenntniß vermochte so viel über ihn, daß er eine Generalbeichte ablegte, und sich gleich darauf in das vor Alcalà gelegene Barfüßermönchskloster begab, wo er mit Thränen um das Ordenskleid des heiligen Vaters Franziscus bat, es ohne Thränen anlegte, und von

Stunde an einer der eifrigsten Brüder des ganzen Klosters wurde. Narcisa dankte Gott inbrünstig, ihn also in seinen Schutz genommen zu haben, denn da sie ihn wahrhaft geliebt hatte, so hatte sie sich auch über seine Verirrungen sehr betrübt. Von Lucrezien weiß man gewiß, daß sie, über ihr vergangenes Leben sich entsetzend, Teodoros Beispiel befolgte, ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten verkaufte, und ihre Schönheit in einen ewigen Klosterzwang begrub, indem sie sich unablässig so eifrig kasteiete, als wenn Gott kein Erbarmen innen wohnte, und endlich so vertrauensvoll auf seine himmlische Gnade starb, als wenn er nicht auch der Allgerechte wäre.

X.

Die drei väterlichen Verbote.

In der uralten und ergötzlichen Stadt Genua lebte vor Zeiten ein durch Gaben des Glückes, wie durch Gaben des Geistes ausgezeichneter Edelmann, Namens Rainaldo Scaglia, der seinen ihn über Alles liebenden Sohn, Salardo, sowohl erzog und unterrichtete, wie es die Pflicht eines guten Vaters ist, und ihm nichts abgehen ließ, was ihm zum Nutzen, zur Ehre oder zum Ruhm gereichen konnte. Da geschah es nun, daß Rainaldo, in seinem schon vorgerückteren Alter schwer erkrankte, und weil er fühlte, daß das Ende seiner Tage gekommen sei, einen Notar rufen ließ, der seinen letzten Willen niederschriebe, und demselben zufolge seinen Sohn Salardo zu seinem Haupterben einsetzte, den er aber sodann, als ein liebevoller Vater bat, drei Vorschriften jederzeit vor Augen und im Herzen zu behalten, ohne ihrer jemals uneingedenk zu werden. Die erste dieser Vorschriften lautete: daß er niemals, um der wenn auch noch so großen Liebe zu seiner Gattin willen, ihr ein Geheimniß offenbare. Die andere: daß er auf keine Weise einen von ihm nicht erzeugten Sohn an Kindesstatt annehme und zu seinem Er-

den bestimme. Die dritte: daß er sich keinem Gebieter unterordne, der seinen Staat nur nach seinem alleinigen Willen beherrsche. Sobald er dies ausgesprochen hatte, ertheilte er seinem Sohne seinen Segen, kehrte sich nach der Wand hin und hauchte, nach Verlauf einer Viertelstunde, seine Seele aus.

Rainaldo war kaum gestorben und hatte Salardo in dem vollen Genusse seiner irdischen Glücksgüter gelassen, als der reiche, vornehme und lebenskräftige Jüngling, anstatt auf das Seelenheil seines alten Vaters, und auf die vielerlei Geschäfte Bedacht zu nehmen, die die gewöhnliche Folge eines neu angetretenen Besitzthumes sind, ein Weib von seinem Stande und nach seinem Sinne heim zu führen beschloß. Es war noch kein Jahr seit dem Tode seines Vaters vergangen, so vollzog Salardo diesen Beschluß, und vermählte sich mit Theodora, der Tochter Monsignore Odescalco Doria's, eines der ersten genuesischen Edlen. Als schön und wohlerzogen wurde die junge Frau, wenn sie auch ein wenig spröde war, von ihrem Gatten doch so sehr geliebt, daß er nicht von ihrer Seite wich. Da ihre Ehe indessen nichtsdestoweniger nach mehrjähriger Dauer eine kinderlose blieb, so hielt Salardo, mit Zustimmung seiner Gattin, dafür, den letzten väterlichen Ermahnungen zuwider, einen Knaben fremder Eltern an Kindesstatt anzunehmen, zu erziehen und zu seinem rechtmäßigen dereinstigen Erben einzusetzen. Was er sich in seinem Innern vorgenommen hatte, führte er unverzüglich aus, und adoptirte den Posthumio genannten Sohn einer armen Witwe, der von ihm und seiner Gemahlin vielleicht liebreicher und nachsichtiger, als es sich schicken wollte, ernährt und erzogen wurde. Nach Verlauf einiger Zeit kam es Salardo in den Sinn, von Genua wegzuziehen und sich anderswo niederzulassen, nicht etwa weil diese Stadt nicht schön und herrlich genug gewesen wäre, sondern von einem

jener unerklärlichen, unbestimmten Gelüste dazu angeregt, die ein unabhängiger keinem Gebieter untergebener Mensch wohl je zuweilen hegt.

Er versah sich demnächst hinlänglich mit Juwelen und Geld, brachte seine Pferde und Sachen in die erforderliche Ordnung, und machte sich mit Theodora, seiner vielgeliebten Frau, und mit Posthumio, seinem Pflegesohne, von Genua durch Piemont nach Monferrato auf den Weg, wo er seine Wohnung aufschlug und, nach seinem Gutdünken, allmählig bald mit diesem, bald mit jenem Bürger freundschaftlichen Umgang pflegend, bald auf die Jagd mit ihnen ging, bald in anderen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die er überhaupt sehr liebte, ihr Genosse wurde. Er bewies dabei Jedwedem so große Freigebigkeit, daß er sich bei aller Welt nicht nur Liebe, sondern auch Hochschätzung erwarb, und daß der Ruf von seinem adeligen Wesen sogar bis zum Ohr des Markese drang, der zu Salardo, als zu einem edlen, reichen, verständigen und zu jedem Unternehmen fähigen Jünglinge eine so mächtige Zuneigung faßte, daß er keinen Tag mehr ohne ihn leben und bestehen konnte. Ja, eine so innige Freundschaft verband die beiden Männer nach und nach, daß wer da irgend eine Gnade von dem Herrn erlangen wollte, Salardo's Vermittelung dazu in Anspruch nehmen mußte, weil sie ihm außerdem gewiß verweigert wurde. Aus Dankbarkeit dagegen, daß er sich vom Markese eine so hohe Stellung angewiesen sah, bemühte sich Salardo seinerseits auf das eifrigste, sich ihm in Allem, was ihm nach seinem Bedünken angenehm sein konnte, gefällig und dienstfertig zu erweisen. Der Markese, gleichfalls jung und der Sperberjagd sehr zugethan, hatte in seinem Hofe viele Vögel, Jagdhunde, und andere dergleichen Thiere, wie es sich denn eben für einen so großen Herrn geziemen mag; würde jedoch nimmer-

mehr, weder auf Jagd noch Vogelfang, ohne Salardo's Begleitung ausgegangen sein.

Als nun Salardo sich eines Tages zufälligerweise allein in seinem Zimmer befand, hub er still bei sich zu erwägen an, in wie großen Ehren ihn der Markese halte, führte sich das anmuthige, gesittete und ehrbare Wesen seines Sohnes Posthumio, gleichwie dessen Folgsamkeit zu Gemüthe, und sprach, in solcherlei Gedanken versunken, zu sich selbst: Wie sehr täuschte sich doch mein Vater in seinen letzten an mich gerichteten Ermahnungen! Ich bin überzeugt, er mußte, wie es so vielen alten Leuten geschieht, noch vor seinem Tode kindisch geworden sein. Ich weiß nicht, welche Thorheit, ja Verblendung ihn antrieb, mir ausdrücklich zu verbieten: keinen von fremden Eltern erzeugten Sohn an Kindesstatt anzunehmen, keinem unumschränkt gebietenden Herrn zu dienen. Ich erkenne jetzt, wie seine Vorschriften so gar nicht auf einem vernünftigen Grunde beruheten, indem nicht nur Posthumio, mein angenommener Sohn, ein weiser wohlgerathener, folgsamer Jüngling ist, sondern auch der Markese, eben ein alleinherrschender, höchster Herr, mich so werth und theuer hält, daß es scheint, er habe vielmehr mich zu fürchten, als ich ihn. Ich weiß nicht, was ich eben dazu sagen und davon halten soll. Die alten Leute sind einmal zuweilen wunderlich und gefallen sich darin, uneingedenk dessen, was sie in ihrer eigenen Jugend gethan haben, ihren Kindern Gesetze vorzuschreiben und Lasten aufzuerlegen, die sie sich wohl selbst hüten würden, zu befolgen und zu tragen. Sie handeln auch nicht etwa also aus Liebe zu uns, sondern nur um der einfältigen Sucht willen, immerdar mit irgend einer Sorge beschäftigt zu sein. Zwei der Verbote meines Vaters habe ich nun schon mit über Erwarten günstigem Erfolge übertreten, und so will ich nur schnell die dritte Erfahrung

dazu machen, da ich im voraus versichert bin, daß meine süße Gattin, die mir theurer als das Licht meiner Augen ist, mir alle möglichen Beweise ihrer herzlichen und wahren Liebe geben und mir dadurch an den Tag legen wird, wie unsinnig das wunderliche Testament des alten Mannes abgefaßt worden war. Wem in aller Welt sollte ich mich denn sicherer anvertrauen können, als meiner eignen Frau, die da Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, ja das eigene Haus um meinetwillen verlassen hat, und ein Herz und eine Seele mit mir ist! Ich weiß recht wohl, daß ich ihr aus diesem Grunde jedwedes, wenn auch noch so wichtiges Geheimniß offenbaren kann. Ich werde ihre Verschwiegenheit und Treue nicht um meinetwillen erproben, denn ich bedarf keiner weiteren Beweise, daß sie mich mehr als sich selbst liebt, sondern nur zum Nutzen und Frommen einfältiger junger Menschen, die dafür halten zu müssen glauben, es sei eine unverzeihliche Sünde, den albernen Maßregeln altersschwacher faselnder Eltern entgegen zu handeln. — Also bei sich selbst die weisen und tief durchdachten drei Gebote seines Vaters verspottend und verschmähend, trieb Salardo den Frevel so weit, sich zu entschließen, dem dritten bewußt und absichtlich zuwider zu leben. Er ging ohne Zeitverlust aus seinem Zimmer die Treppe hinunter, und in den Palast des Markese, nach einem Gemache, das viele Falken enthielt, nahm den edelsten, den der Markese am liebsten hatte, ohne von einem Menschen wahrgenommen zu werden, mit sich hinweg, und trug ihn zu einem seiner Freunde, Namens Fransoe, dem er ihn übergab, indem er denselben bei ihrer gegenseitigen Freundschaft bat, ihm das schöne Thier so lange sicher aufzubewahren, bis er ihm seinen anderweitigen Willen darüber eröffnen werde. Darauf nach Hause zurückkehrend, nahm er einen seiner eigenen Falken, tödtete ihn insgeheim, und brachte ihn

zu seiner Frau mit den Worten: Theodora, mein theures Weib! ich habe, wie du recht wohl wissen wirst, mit unserem Markese gar keine ruhige Stunde mehr, weil er bald jagend, bald vogelstellend, bald lustfechtend, oder andere ähnliche Dinge treibend, mich so sehr in immerwährender Bewegung erhält, daß ich zuweilen kaum noch weiß, ob ich todt oder lebendig bin. Um ihn nun von dem tagtäglichen Jagen abzubringen, habe ich ihm einen Streich gespielt, der ihn ziemlich mißvergnügt machen, und vielleicht dahin vermögen wird, sich und uns Anderen einen Augenblick der Ruhe und Erhohlung zu gönnen. — Die Frau erwiederte: Nun, was hast du ihm denn gethan? — Worauf Salardo sprach: Ich habe ihm seinen besten Falken, den er am liebsten hat, getödtet, und glaube, daß er vor Wuth bersten wird, wenn er ihn vermißt. — Er schlug, während er dies sagte, die Tücher, worein er das todte Thier gewickelt hatte, auseinander, zog es hervor, und befahl seiner Gemahlin, es braten zu lassen, denn er gedenke, es aus Liebe zu dem Markese zur Abendmahlzeit zu verspeisen.

Wie die Frau Salardo's Reden hörte, und den todten Falken erblickte, fing sie laut an zu klagen und zu schelten, und machte Salardo die bittersten Vorwürfe, wegen der begangenen That. Ich verstehe gar nicht, meinte sie, wie ihr euch habt so schwer vergehen und den Herrn Markese so sehr beleidigen können, da er euch so herzlich liebt. Er erzeigt euch jede Gnade, um die ihr ihn bittet, hat euch den ersten Platz zunächst seiner Person angewiesen. O, mein Salardo, ihr habt großes Unheil auf euer Haupt herabgezogen! Wenn der Herr zufälligerweise von dem, was ihr verbrochen habt, Kenntniß erlangte, was würde aus euch werden? Ihr brächtet ganz gewiß euer Leben in Gefahr. — Salardo sprach: Wie willst du, daß er es erfahren soll? Es

weiß Niemand etwas davon, als du und ich. Und ich bitte und beschwöre dich, bei deiner Liebe zu mir, dies mein Geheimniß ja nicht zu verrathen, weil du, wenn du es nicht streng in dein Inneres verschlossen hieltest, unfehlbar dein eignes, wie mein Verderben herbeiführen würdest. — Die Frau entgegnete: Zweifle nicht, daß ich weit eher den Tod erleiden, als ein solch Geheimniß offenbaren möchte. — Wie solchergestalt nun der Falke gar gekocht und wohl zubereitet worden war, setzten sich Salardo und Theodora zu Tisch; angesehen aber, daß Theodora nicht mit essen wollte, sondern ihrem Gemahle, der sie mit sanften Worten dazu anhielt, spitze Reden anzuhören gab, hob Salardo am Ende seine Hand empor, und reichte ihr einen so derben Streich auf die rechte Wange, daß dieselbe über und über feuerte. Theodora fing heftig an zu weinen, beschwerte sich schmerzlichst über diesen Schlag, stand vom Tische auf, und entfernte sich von Salardo, murrend und drohend: sie werde ihm, ihr ganzes Leben lang, diese Mißhandlung nicht vergessen, und zu schicklicher Zeit und Gelegenheit ihre Rache dafür an ihm nehmen. Des anderen Morgens stand sie frühzeitig aus dem Bette auf, kleidete sich eilig an, und begab sich, ohne Zögerung zu dem Markese, dem sie die Ertödtung seines Falken pünktlich berichtete.

Den Markese entzündete die Aussage der ungetreuen Gattin zu solchem Zorne und zu solcher Wuth, daß er den armen Salardo augenblicklich festnehmen ließ, dessen Vertheidigungsgründe und Rechtfertigung durchaus nicht anhören wollte, und ihn an dem Galgen aufzuhängen, sein Vermögen aber in drei Theile zu theilen befahl, von denen einen die Gattin, die ihn angeklagt hatte, den anderen der Pflegesohn, und den dritten derjenige erhalten sollte, der seinen Henker abgeben wolle. Posthumio, ein Jüngling von ein-

nehmendem und wohlgestaltetem Aeußeren, lief, als er den über seinen Pflegevater gefällten Urtheilsspruch und die Gütertheilung vernahm, spornstreichs zu seiner Mutter Theodora und sagte zu ihr: O, liebe Mutter! würde es nicht gerathener sein, ich knüpfte selbst den Vater auf, und verdiente mir so den dritten Theil seines Erbes dazu, als daß ich das viele Geld in eines Fremden Hände übergehen ließe? — Theodora erwiederte ihm: du hast in der That wohl gesprochen, mein werther Sohn, denn wofern du dies vollbringst, bleibt Salardo's Vermögen unversehrt in unserem Besitze. — Also begab sich Posthumio unbedenklich zu dem Markese, ersuchte ihn um die Gnade, seinen Vater selbst henken zu dürfen, damit er also auch der Erbe des dritten Theiles seines Hab und Gutes würde, und der Markese gestand ihm huldreich diese Bitte zu. Salardo hatte seinen Freund Fransoe, den er in sein Geheimniß gezogen, ersucht, alsobald er von den Bütteln zum Tode abgeführt würde, zu dem Markese zu gehen, denselben flehendlich zu bitten, ihn vor Vollziehung des Urtheils noch einmal vor sich kommen zu lassen, und ihm gnädiges Gehör zu verleihen, und der redliche Freund that genau, um was er von Salardo angesprochen worden war. Derweil nun der Unglückliche, Hände und Füße in Fesseln geschlagen, in seinem harten Gefängnisse saß, und von Stunde zu Stunde abgeführt zu werden gewärtigte, um den schmählichsten Tod am Galgen zu erleiden, sprach er bitterlich weinend bei sich selbst: Jetzt erkenne und verstehe ich klar und deutlich, wie die lange Erfahrung und die Weisheit meines alten Vaters für mein Seelenheil besorgt gewesen ist. Er, der Kluge und Verständige, gab mir einen so vortrefflichen Rath, und ich Elender, ich Unsinniger, verschmähte ihn. Um mich vor meinem Verderben zu bewahren, gebot er mir, meine häuslichen Feinde zu fliehen, und

ich habe mich ihnen zum Raube anheim gegeben, damit sie mich tödten, und sich meines Todes erfreuen. Er, mit der Natur der Fürsten wohl bekannt, die in einer und derselben Stunde lieben und hassen, erhöhen und demüthigen, ermahnte mich, ihnen fern zu bleiben, und ich, Unvorsichtiger! suchte sie auf, damit ich durch sie um Vermögen, Ehre und Leben käme. O, wollte Gott! ich hätte nimmermehr mein ungetreues Weib versucht! O, Salardo! wie viel zuträglicher würde es dir gewesen sein, wärest du in die väterlichen Fußtapfen getreten, und hättest Schmeichlern und Speichelleckern das Amt überlassen, Fürsten und großen Herren den Hof zu machen, und vor ihnen zu kriechen. Jetzt sehe ich, wohin mich mein allzugroßes Vertrauen auf mich selbst, mein Weib und meinen gottlosen Pflegesohn, vor allen Dingen aber mein allzugroßer Glaube an den undankbaren Markese verleitet hat! Jetzt weiß ich ganz genau, wie sehr er mich liebt, denn er hätte mir doch wahrhaftig keine schlimmeren Kränkungen anthun können, als er mich gegenwärtig erfahren läßt. Ich sehe nun wohl die Wahrheit des gemeinen Sprüchwortes ein, das da lautet: Herrengunst und Flaschenwein pflege oft schon über Nacht versauert zu sein. O, elender Salardo! wie weit ist es mit dir gekommen! Wo ist jetzt dein Adel? Wo sind deine lieben Verwandten, deine Reichthümer, wo ist dein Ansehen und deine Macht hin? O, mein Vater! wenn du aus den seligen Höhen, in denen du weilen magst, jetzt herniederschauend, mich aus keinem anderen Grunde zum Tode verdammt siehst, als weil ich deinen weisen, liebevollen Wünschen nicht folgsam gewesen bin, so hoffe ich, wirst du nicht allein meine heißen Bitten um Vergebung mir gewähren, sondern auch dein Gebet zum Höchsten richten, mit meinen jugendlichen Irrthümern Erbarmen zu tragen. — Salardo hatte dies Selbstgespräch kaum heimlich in sich

beendigt, als Posthumio, sein angenommener Sohn, wie ein alter entschlossener Henker mit der Häscherschaar zu ihm in den Kerker trat, dreist auf ihn zuschritt, und zu ihm sagte: Da ihr, mein bester Vater, nach dem Urtheilsspruche des Herrn Markese unwiderruflich denn einmal gehangen werden müßt, und da, wie ihr selbst wißt, der dritte Theil eurer Güter dem zufallen soll, der euch aufknüpft, so werdet ihr, bei der Liebe, mit der ihr mir immerdar gewogen gewesen seid, es mir sicherlich nicht übel aufnehmen, sondern zufrieden sein, daß ich selbst dieses Amt vollstrecke, damit ein so großer Theil eurer Güter nicht in Fremder Hände komme, und im Gegentheile bei den Eurigen verbleibe. — Salardo hatte den Worten seines Sohnes ein aufmerksames Gehör geliehen und entgegnete: Gott segne dich, mein Sohn, was du da gesprochen hast, gefällt mir wohl, und wenn ich vorher unwillig zu sterben war, so sehne ich mich nunmehr innig nach dem Tode. Vollbringe die Pflicht, die du übernehmen willst, und zögere nicht. — Posthumio bat ihn um Vergebung, küßte ihn auf den Mund, ergriff dann den Strick und warf ihm denselben um den Hals, indem er ihn zu geduldiger Ertragung der Todesstrafe ermahnte und ihn tröstete. Erstaunt und verstummt über den furchtbaren Wechsel seines Schicksals, wandelte Salardo, die Hände gebunden auf dem Rücken, den Strick um den Hals, in Begleitung des Henkers und der Schergen, eilfertigen Schrittes aus dem Kerker hervor nach dem Richtplatze. Daselbst angelangt, stieg er mit dem Rücken gegen die an den Galgen gelehnte Leiter gewendet, von Sprosse zu Sprosse empor, schaute sich, als er standhaften und unerschrockenen Muthes die letzte erreicht hatte, unter dem unten versammelten Volke um, dem er umständlich die Ursache, aus welcher er zum Tode verurtheilt worden sei, erzählte, und bat sodann, mit sanften liebreichen

Worten einen Jeden, den er etwa beleidigt habe, um Verzeihung, indem er noch überdies alle Söhne im Allgemeinen ermahnte, ihren alten Vätern immer zu gehorsamen.

Das Volk hörte den Grund zu Salardos Verdammungsspruch und vergoß unzählige Thränen der Theilnahme an dem Schicksale des bedauernswerthen Jünglings, der ein längeres Leben sich sogar nicht zu wünschen schien. Zu gleicher Zeit aber mit diesen Vorgängen war Fransoe in den Palast geeilt und hatte den Markese folgendermaßen angeredet: Wenn jemals, mein erlauchter Herr, ein Funken von Mitleiden in der Brust eines gerechten Richters zu finden war, so darf ich hoffen, es in euch zu entzünden, gelingt es mir, eurer gewohnten Milde die Unschuld des Freundes erkennen zu lassen, der gegenwärtig in den Tod geführt wird, ohne daß er weiß warum. Was bewog euch denn, mein erhabener Fürst, Salardo, der euch mit Leib und Seele ergeben ist, das Leben abzusprechen? Er hat euch weder in der That, noch selbst in Gedanken gekränkt und beleidigt. Gesteht mir, ich beschwöre euch, nur so viel zu, daß der zuverlässigste eurer Freunde, ehe er sterbe, vor eurem Antlitz erscheinen, und euch seine Unschuld offenbaren darf. — Der Markese wollte Salardos Fürsprecher mit zornglühenden Augen ohne Antwort von sich stoßen, Fransoe warf sich aber vor ihm zur Erde nieder, umfaßte weinend seine Knie, und rief unter lautem Schluchzen: Gnade, o gerechter Richter! Gnade, o gütiger Fürst! Ich bitte dich um deiner selbst willen, laß Salardo nicht ungehört sterben. Laß deinen Zorn fahren, ich will dir seine Unschuld unwidersprechlich darthun. Gieb ihm nur eine Stunde Frist, um der Gerechtigkeit willen, die du gleichwie deine Vorfahren jederzeit ausgeübt hast. Es werde nicht von dir gesagt, o Herr! daß du deine besten Freunde so übereilterweise grundlos den Tod erleiden lässest. —

Der Markese sprach, auf das heftigste gegen Fransoe erbittert: Sieh dich vor, daß du nicht am Ende Salardo's Schicksal theilest. Wenn du das Feuer meines Zornes noch ein wenig mehr anfachst, so gebe ich dir mit meiner eigenen Hand den Tod. — Ich habe nichts dawider, gnädiger Herr, daß meinen langjährigen getreuen Diensten dieser Lohn bereitet und ich selbst in Gemeinschaft mit Salardo aufgehangen werde, wenn du ihn nicht für schuldlos erkennen mußt. — Der Markese ermaß Fransoe's Seelengröße, bedachte, wie er sich doch, ohne Salardo's gänzliche Rechtfertigung, gar nicht verbindlich machen solle, ihn zu begnadigen, und sagte: Er willige darein, daß die Hinrichtung eine Stunde aufgeschoben werde, beweise ihm jedoch mittlerweile Fransoe Salardo's Unschuld nicht, so möge er sich zu gemeinschaftlichem Tode mit dem Verbrecher bereiten. Er rief darauf einen seiner Diener in seine Gegenwart, und gebot ihm, alsobald auf den Richtplatz zu eilen und den Dienern der Gerechtigkeit in seinem Namen zu heißen: ihr weiteres Verfahren gegen Salardo einzustellen, und denselben, gebunden, wie er sei, und mit dem Stricke um den Hals, in Begleitung des Henkers, vor ihn zu bringen.

Indem nun Salardo, zufolge dieses Befehles, vor dem noch immer umwölkten Angesichte seines Gebieters stand, redete er ihn mit aller Hoheit seines Gemüthes solchergestalt ruhig und entschlossen an: Meine Treue gegen dich, mein Fürst, und die Liebe, mit der ich dir unaufhörlich zu eigen gewesen bin, haben die Kränkungen und die Schande nicht verdient, die du mir durch einen so schmählichen Tod anthust. Wenn auch dein Zorn über meine große Thorheit, vorausgesetzt, daß es eine Thorheit war, dich so unnatürlicherweise gegen mich aufbringen konnte, so durftest du mir doch nicht ungehört und ungerichtet so schleunig das Leben

absprechen. Der Falke, wegen dessen vermeintlicher Tödtung du einen so unversöhnlichen Groll auf mich geworfen hast, ist lebendig und unversehrt. Ich nahm ihn dir, weder um ihn zu tödten, noch um dich zu beleidigen, sondern, einzig und allein, um eine geheime Erfahrung damit zu machen, die dir gegenwärtig kund werden soll. — Er bat nunmehr den anwesenden Fransoe, den Falken herbeizubringen, und seinem fürstlichen Herrn wieder zuzustellen, und erzählte vom Anfange bis zu Ende die Geschichte der liebreichen Lebensregeln, die ihm sein sterbender Vater gab, und seiner frevelhaften Geringschätzung derselben.

Ueber das Anhören der aus dem innersten Herzen kommenden Worte Salardo's, und über den Anblick seines fetten und schöner als jemals aussehenden Falkens, fühlte sich der Markese eine Zeitlang der Sprache beraubt. Sobald er ein wenig wieder zu sich selbst und zur Einsicht in das große von ihm an seinem Freunde begangene Unrecht gekommen war, schlug er seine mit Thränen erfüllten Augen zu Salardo empor, sah ihn fest an, und sprach zu ihm: Salardo, wenn du in diesem Augenblicke mein innerstes Herz erschauen könntest, so würdest du offenbar erkennen, daß der Strick, der dir bisher deine Hände gebunden hat, und die Schlinge um deinen Hals, dir nicht so viel äußere Schmerzen als mir innere machen, der ich nicht hoffen kann, um des dir zugefügten Unrechtes willen, jemals wieder heiter und zufrieden zu werden. Wenn es möglich wäre, das Geschehene auf irgend eine Weise ungeschehen zu machen, ich vollbrächte es. Die Unmöglichkeit dieser Aufgabe jedoch in Betracht gezogen, werde ich es als meine heiligste Pflicht ansehen, dir das erlittene Ungemach, so sehr ich es im Stande bin, zu vergüten. — Bei diesen Worten nahm ihm der Markese den Strick mit eignen Händen vom Halse ab, band

ihm die Hände los, umarmte ihn mit großer Herzlichkeit, indem er ihn zu wiederholtenmalen küßte, und zog ihn an seiner rechten Hand neben sich zum sitzen nieder.

Der Markese verlangte zwar auch, daß der Strick Posthumio, wegen seiner schlechten Aufführung, um den Hals gelegt, und er daran aufgehängt würde; Salardo gestattete es aber nicht, sondern ließ ihn vor sich rufen, und sagte ihm blos: Posthumio! du, den ich um Gotteswillen von Kindesbeinen an bis zu diesem deinem reifen Alter ernährt und erzogen habe, ich weiß, beim Himmel! nicht, was ich mit dir anfangen soll. Auf der einen Seite zieht mich meine bisherige Liebe zu dir hin, auf der anderen stößt mich meine gerechte Entrüstung über deine Missethaten von dir ab. Die eine will, daß ich, als ein guter Vater, dir vergebe, die andere treibt mich zu unerbittlicher Strenge gegen dich an. Was soll ich thun? Wofern ich dir verzeihe, wird man mit Fingern auf dich zeigen, nehme ich meine gerechte Rache dagegen an dir, so handle ich dem göttlichen Gebote entgegen. Damit ich nun weder zu milde noch zu grausam sei, so will ich die goldene Mittelstraße einschlagen, und weder eine körperliche Strafe über dich verhängen, noch dir ganz und gar verzeihen. Nimm diesen Strick, den du mir um den Hals geschlungen hattest, und behalte ihn zur Entschädigung für meine Güter, nach deren ungetheiltem Besitze du trachtetest, sei meiner und deines schweren Verbrechens an mir immer eingedenk, und bleibe mir so fern, daß ich niemals wieder etwas von dir höre. — Nachdem er dies gesagt hatte, jagte er den Schelm aus seiner Gegenwart hinweg, in sein Unglück: man hat späterhin nimmermehr vernommen, was aus ihm geworden ist. Theodora, zu deren Ohren das Gerücht von Salardos Befreiung auch schon gedrungen war, entfloh aus seinem Hause nach einem from-

men Nonnenkloster, wo sie ihr Leben bußfertigerweise beschloß. Salardo nahm in kurzem Abschied vom Markese, verließ Monferrato, und ging nach Genua zurück, wo er lange Jahre in Frieden lebte, den größten Theil seines Besitzthums zu guten Werken anwandte, und nur so viel für sich behielt, als er zu seinem einfachen Unterhalt benöthigte.

XI.

Der Gang nach der Löwengrube.

Zu der Zeit, da Sultan Selim in Constantinopel herrschte, raubten die Corsaren einen schönen aus Corfu gebürtigen Jüngling, Namens Lamprino, und brachten ihn ihm zum Geschenke dar, der sich durch den Anblick dieses Christensclaven so gerührt fühlte, daß er, wider seine sonstige Gewohnheit, ihn nicht tödten ließ, obwohl er ihn um keinen andern Preis, als unter der Bedingung vom Tode frei gab, daß er den wahrhaften Glauben, in dem er geboren und damals bis zu dem Alter von funfzehn Jahren erwachsen war, abschwöre.

Von seinem zarten Alter und seinen geringen Erfahrungen, zumeist aber von der Furcht vor dem Tode, diesem schrecklichsten der Schrecken, verführt, entschloß sich der junge Mensch in dem Bewußtsein, sich in der Gewalt eines so grausamen Mannes zu befinden, zwar äußerlich den Heiland zu verläugnen und Muhamet mit Worten und Geberden anzubeten; aber in seinem Herzen blieb er der Christusreligion nach wie vor getreu.

An Schönheit und innerem Werthe gedeihend, erlangte Lamprino die Gunst des Königs mit der Zeit in immer höherem Grade; da es denn aber nicht anders sein konnte, als daß demnach viele ältere und höhere Diener um seinetwillen zurückgesetzt wurden, so zog ihm eben sein gutes Glück viele Neider und Hasser zu.

Unter den anderen Leuten des Hofes lebte auch Einer, der Zelimo hieß, und weil er bei dem Sultan Selim in großen Ungnaden stand, eigentlich immerdar gefährdet war, sein Leben zu verlieren.

Wie nun dieser Zelimo sah, daß Lamprino so viel über den König vermochte, kam er auf den Gedanken, ob er sich denselben nicht durch seine Vermittlung auch wohl wieder geneigt machen könnte. Er ging deswegen eines Tages zu ihm, klagte ihm sein großes Mißgeschick, und ersuchte ihn um den Freundschaftsdienst, den König dahin zu bewegen, daß er ihn wieder als seinen getreuen Kämmerling bei sich aufnehme, der er früherhin gewesen sei. Er versprach Lamprino dagegen, einer solchen Wohlthat nimmermehr gegen ihn uneingedenk zu werden, und ihm zeitlebens dafür dankbar zu bleiben.

Lamprino war von Natur menschenfreundlich und wohlwollend, und versah sich also nicht sobald dieser Gelegenheit, Zelimo beizustehen, als er ihm auch bereitwillig das Versprechen ablegte, für die Erfüllung seines Wunsches alles zu thun, was ihm irgend möglich sei, und, sodann seine Zeit wahrnehmend, eine Fürbitte für ihn beim König einlegte.

Als der König seinen Günstling Lamprino so warm für Zelimo sprechen hörte, sagte er: Du kennst seine Natur nicht so wie ich. Glaube nicht etwa, daß ich ihn aus bloßer Abneigung aus meinem Dienste entfernt habe; nein, ich that es, weil er mir dazu nicht würdig genug erschienen ist. Des-

ungeachtet will ich nicht, daß du sagen sollest, ich hätte dir eine deiner Bitten jemals nicht erfüllt. Es soll geschehen, was du wünschest, nicht darum, weil ich anderer Meinung über Zelimo geworden wäre, als ich seither gewesen bin, sondern damit du selbst erkennest, wie unwerth er des Amtes ist, das du für ihn ansprichst. — Lamprino erwiederte: Ich bin weit entfernt, mein hoher Herr, euch verleiten zu wollen, etwas gegen euren Willen zu thun, denn mein ganzes Sinnen und Trachten ist nur dahin gerichtet euch zu Gefallen zu leben; aber ich bin überzeugt, daß Zelimo euch fortan der getreueste Diener sein wird, und habe ihm meine Verwendung bei euch nicht eher zugesagt, als bis er mir dies feierlich selbst bestätigte. — Nun denn, sprach Selim, weil es dir so scheint, will ich desselben Glaubens sein; du wirst aber sehen, daß wir uns beide täuschen. — Er gestattete Lamprino hierauf, Zelimo vor ihn zu führen, den er, wie er ihm auch sagte, um Lamprinos Fürbitte willen, huldreich empfing, zugleich aber ernstlich ermahnte, sich ins künftige also zu betragen, daß Lamprino seinen ihm bewiesenen Edelmuth nie zu bereuen habe. Zelimo entgegnete: ihr sollt mit mir zufrieden sein, mein Gebieter. Er hatte aber nicht sobald seinen alten Dienst wieder angetreten, und es so weit gebracht, daß er glauben konnte, das Vertrauen des Königes wieder erlangt zu haben, als er ausschlüßlich nur mit dem Gedanken umging, wie er, zum Danke für die von Lamprino empfangene Wohlthat, den König dergestalt gegen denselben aufbringen möchte, daß er ihm den Tod geben ließe. Er hielt nämlich gegenwärtig mit Gewißheit dafür, in der Gunst des Königs so hoch gestiegen zu sein, daß er, wenn es ihm gelänge, Lamprino bei Seite zu schaffen, der Vornehmste am ganzen Hofe werden würde. Vielerlei verderbliche Anschläge gegen den Unschuldigen in seinem Sinne er-

wägend, schwankte er eine lange Weile hin und her, welchen er ausführen würde. Denn da er die große Liebe des Königs zu Lamprino wohl beachtete, so konnte er sich allerdings nicht verhehlen, daß, wenn es ihm nicht gelänge, diesem eine Schuld aufzubürden, die den König auf das Aeußerste gegen ihn erzürne, er sich der Früchte seiner Bosheit in seinem ganzen Leben nicht würde erfreuen dürfen. Seine böse Absicht mittlerweile in sein Innerstes verschließend, behielt er stets den äußern Schein der Dankbarkeit gegen Lamprino bei; erspähete aber deshalb nicht weniger eifrig die Gelegenheit, sein Gift wider ihn auszulassen. Und siehe da! das Schicksal, diese Zerstörerin alles menschlichen Glückes, veranstaltete, daß ihm der König selbst einen Fingerzeig gab, seinen lang gesonnenen Verrath zu verwirklichen.

Es befand sich unter Selims Frauen eine, die ursprünglich Christin gewesen, nachdem sie aber, wie Lamprino, von den Corsaren aufgebracht und dem Könige zugesendet worden war, ihren alten Glauben gegen den Muhamedanismus abgeschworen hatte. Dieselbe war als eine der schönsten Frauen des Serails dem Könige über alles lieb und werth; und weil Selim unsäglich eifersüchtig war; sein vollstes Vertrauen aber vor allen seinen Dienern in Lamprino gesetzt hatte, so gab er dem jungen Weibe ihn zum Kämmerer, und machte es ihm zur Pflicht, sie wie seinen Augapfel zu behüten. Lamprino versprach es ihm, und hielt sein Versprechen um so mehr, als er in Erfahrung gebracht hatte, daß Tamulia seine Schwester war, mit der er in brüderlicher Vertraulichkeit lebte, ohne freilich die sie verbindende nahe Blutsverwandtschaft irgend einem anderen Menschen anzuvertrauen. Der undankbare Zelimo aber, der es mit dem mißgünstigsten Auge angesehen hatte, wie Lamprino die Obhut über Tamulia zuertheilt worden, gedachte vielleicht gerade durch die-

ſes Mittel ſeine Pläne zur Reife zu bringen und fand alſo in ſeiner Betrübniß darüber ſelbſt den Samen zu ſeiner höchſten Fröhlichkeit. Nicht ſobald hatte er nämlich wahrgenommen, daß Tamulia Lamprino liebevoll begegnete, und eines das andere häufig beſchenkte, als er ſich entſchloß, mittelſt dieſes Verhältniſſes Selims Gemüth in ſolcher Eiferſucht zu entzünden, daß dieſelbe ihn verleiten ſollte, Lamprino umbringen zu laſſen. Da nun der Verräther überdies auf Lamprinos Anſtiften von dem Poſten eines geheimen Kämmerlings zu dem eines Geheimſchreibers des Königs befördert worden war, als welcher er mit dem letzteren in der äußerſten Gemeinſchaft ſtand, die nur ein Diener bei ſeinem Herrn erlangen konnte, ſo benutzte er die Gelegenheit, eines Tages, da Selim geſprächsweiſe Lamprino's mit großem Lobe gegen ihn gedachte, ihm zu ſagen: Ein wie ſeltener Fall es in der Welt iſt, daß ein Herr ſeine Diener richtig ſchätzt, weil er in der Regel den Getreueſten mißtraut, während er hingegen die Ungetreuen ſeines Vertrauens würdigt, deſſen ſeid ihr jetzt ſelber ein lebendiger Beweis, mein Gebieter, weil eure ungemeſſene Huld gegen Lamprino in der Vorausſetzung fortbeſteht, daß er ein Inbegriff all der Tugenden ſei, deren trüglichen Anſchein er gegen euch zur Schau getragen hat, derweil er in Wahrheit der nichtswürdigſte aller bübiſchen Knechte iſt, die nur jemals die Wohlthaten ihrer allzugütigen Herren mit Undank vergalten. — So wie Selim Zelimo ſolchermaßen reden hörte, antwortete er raſch darauf, in Beachtung deſſen, was alles Lamprino für ihn gethan hatte: Iſt dies, mein Lieber, der gute Wille, mit dem du Lamprino lohnſt, dem du alles zu verdanken haſt, was du biſt? — Ich verkenne gewiß nicht meine Verpflichtungen gegen Lamprino, antwortete Zelimo, und wofern dies das einzige Bedenken wäre, das ich zu beobachten hätte, würde

ich geschwiegen haben. Aber da ich euch noch mehr als ihm schuldig bin, und wohl oder übel sehen muß, wie er euch hintergeht, so macht es mir meine euch gelobte Treue zur Pflicht, euch die Wahrheit auszusagen. — Und aus welchem Grunde, sprach Selim, bist du der Meinung, daß mir Lamprino ungetreu sei? Mir hat er bis zu dieser Stunde auch nicht den leisesten Verdacht erregt. — Weil euer günstiges Vorurtheil für ihn, fiel ihm Zelimo in die Rede, das Auge eures Verstandes so sehr geblendet hat, daß es seinen Verrath in der wichtigsten Angelegenheit eures Hofes nicht erblickt. — Was scheint dir die wichtigste Angelegenheit unsers Hofes zu sein? fragte Selim. — Die Lamprino anvertraute Obhut über Tamulia, sprach Zelimo scharf: deren äußerster Gunst er mit so gutem Glücke nachstrebt, daß er sie wohl schon erworben haben würde, hätte nicht bis jetzt noch die Furcht vor eurem Zorne seinen zügellosen Willen gebändigt, der indessen nichts destoweniger, da auch das härteste Weiberherz andrängenden Liebesbitten nicht auf die Dauer widersteht, sein schmähliches Ziel am Ende erreichen wird. — Indem er Tamuliens Namen nennen hörte, wurde Selims Antlitz feuerroth. Du behauptest also, sprach er, Lamprino sei im buhlerischen Einverständnisse mit Tamulien? — So ist es, Herr, entgegnete Zelimo dreist, und wenn eure edle Zuversicht euch, wie gesagt, seither nicht selbst betrogen hätte, so würde die Art und Weise, wie die Strafbaren mit einander umgehen, euch schon längst verrathen haben, wessen meine gegenwärtige Anklage sie beschuldigt. Ich verwundere mich gar nicht, daß ein Mensch von einem fremden Volke und eines so ganz anderen Glaubens als der unsere, euch die Treue bricht. Die Christen sehen uns eben sowohl für ihre Erbfeinde an, wie wir sie für die unsrigen, und sie machen sich nach den Gesetzen ihrer Religion sogar ihrem Gotte desto

angenehmer, je größeren Schaden und je größeres Leid sie uns anthun. Lamprino ist ein Christ und Tamulia eine Christin, sie sind beide aus Corfu, wie wir wissen, und also überdies Landsleute; wie sollte es da nun nicht leicht geschehen können, daß sie ihm nicht minder als euch selbst angehörte? Sie können ja auch Kinder mit einander zeugen, die ihr für eure eignen Kinder ansehet, und die mit der Zeit einmal eure Nachfolger auf dem Throne des Ostens werden, wodann sie, als von christlichen Eltern entsprossen, wohl den Samen des christlichen Glaubens hier in diesen Landen aussäen, um unsere heilige Religion als ein wucherndes Unkraut auszujäten. — Der König, der Tamulien wie seine eigene Seele liebte, wurde zwar durch diese mit teuflischer Schlauheit auf ihn berechneten Worte nach und nach mit dem glühendsten Argwohn erfüllt; dennoch aber wollte er nicht eher seine Rache nehmen, bis er sich durch den eignen Augenschein selbst überzeugt hätte, daß er dazu berechtigt sei. Er entgegnete: Ich werde fortan, Zelimo, wie du mir es räthst, mit offenen Augen schauen, und den Treubrüchigen, wie er es verdient, bestrafen, sobald ich ihn für schuldig erkennen muß. Finde ich dagegen, daß du ihn unschuldigerweise bezüchtigtest, wie ich dies denn um der Wohlthaten willen, die dir Lamprino erwiesen, noch unmöglich glauben kann, so gedenke ich, an dir ein Beispiel für Andere zu stiften, wie unendlich hassenswerth das Laster der Undankbarkeit in meinen Augen ist. — So mag es geschehen, mein Gebieter, sprach Zelimo, indem er entlassen wurde. —

Von nun an die Schlange der Eifersucht in seinem Busen hegend, sah der König alles Thun und Lassen Lamprinos und Tamuliens mit eben so befangenen als vorher mit unbefangenen Augen an, und es konnte daher nicht fehlen, daß sich ihm die falsche Anklage bald in seiner eignen

Ueberzeugung bestätigte. Er ging eines Tages im geheim zu Zelimo, und sprach zu ihm, dem diese Nachricht die angenehmste wurde, die er noch im ganzen Verlaufe seines Lebens vernommen, also beweisend, daß der Samen des Argwohns in keinen fruchtbareren Boden als in das Herz eines leidenschaftlich liebenden Mannes fallen kann: Ich habe deine Worte zu mir in Betreff Lamprino's geprüft, Zelimo, und für wahr erkannt. Und obwohl ich weiß, daß Tamulia's Ehrbarkeit ihr nimmer gestatten würde, sich einem anderen Manne als mir hinzugeben, so sehe ich doch dagegen ein, daß Lamprinos Vertraulichkeit mit ihr aus keinem anderen Grunde, als aus einem unzüchtigen Verlangen nach dem Besitze ihrer Schönheit entspringen kann. Ich werde deshalb seinem frechen Unterfangen bei Zeiten Einhalt thun, und um ihm zu zeigen, daß ich ebensowohl den Verrath zu strafen, als der Treue zu lohnen weiß, will ich, daß der Verbrecher, weil er eben nicht würdig ist, durch Menschenhände zu sterben, von wilden Thieren zerrissen werde. —

Selim hielt in einer abgelegenen tiefen Grube eine Menge Löwen und anderer wilden Thiere, an denen er jedesmal, wenn er sie zum Kampfe zusammen lassen wollte, großes Gefallen fand. Einer gewissen Anzahl Wärter lag die sorgfältigste Aufsicht über diese Bestien ob. Er ließ nunmehr einen solchen vor sich rufen, und sprach zu ihm: Ich werde dir diesen Abend einen Boten zusenden, der dich in meinem Namen fragen wird, ob du mein Gebot vollzogen habest? Sobald du diese Worte von ihm vernimmst, gebiete ich dir, daß du ihn greifen und den Löwen zur Speise vorwerfen läßt, ohne dich irgend daran zu kehren, was er dir vielleicht dagegen sagen mag, und wenn gleich du ihn für einen meiner fürnehmsten Diener erkennen solltest. —

Der Wärter sagte ihm die pünktlichste Befolgung dieses

Auftrages zu und entfernte sich, der Ankunft des verheißenen Boten daheim gewärtigend. Selim ließ hiernächst Lamprino zu sich kommen, gebot ihm, zu dem Löwenwärter nach der Grube zu gehen, und ihn zu fragen, ob er das Gebot des Königs vollzogen habe? Und Lamprino leistete dem alsobald wenn auch zweifelhaften Sinnes Folge, da es ihm doch seltsam bedünken wollte, nachdem er von dem Könige erst so hoch erhoben worden, jetzt zu einem Menschen so geringen Standes als Bote entsendet zu werden. Unterweges von Furcht überkommen, daß ihm ein Unglück bevorstehen möchte, ging er, als schon der Abend dämmerte, von der Straße abseits in ein Gebüsch, das ihm zur Rechten lag, warf sich auf seine Knie nieder und betete, seine Augen zum Himmel aufschlagend und das Herz seinem Erlöser zuwendend, inbrünstig: Du weißt, o Herr! daß es nur meine Gebrechlichkeit allein verschuldete, wenn ich, mich äußerlich zu dem falschen Glauben Mahomets bekennend, deine heiligen Gebote übertrat. Es ist mir dein Name dennoch mit unverlöschlichen Zügen in mein Herz eingegraben geblieben, und ich habe dich immerdar im Geiste und in der Wahrheit angebetet. Darum bitte ich dich, daß, wofern dieser mir zu Theil gewordene Auftrag meines Gebieters mir Nachtheil oder Verderben bringen sollte, du, mein Gott, meine eigene Unwürdigkeit nicht ansehen, sondern mich davon erretten und mir die Mittel und Wege zeigen wolleſt, wie ich meine Freiheit aus diesem Joche des Mahomedanischen Unglaubens wieder erlangen kann, um dir sodann eben so offenkundig wie jetzt geheim zu dienen. — Nach diesem Gebete machte er das Zeichen des Kreuzes und lenkte seine Schritte nach dem Orte hin, wo die Löwen aufbewahrt wurden.

Zelimo war in dem Gemache des Königs gegenwärtig,

gewesen, als derselbe dem Löwenwärter jenen Auftrag gegeben, und hatte ihn also vollständig mit angehört.

Da sich nun seiner Ungeduld die Stunde, in der er die Gewißheit vom Tode des ihm so verhaßten Lamprino erlangen würde, ins unendliche zu verzögern schien, so machte er sich, sobald derselbe den verhängnißvollen Gang angetreten hatte, im stillen ebenfalls auf den Weg, um Lamprinos Tod mit anzusehen. Hier veranstaltete jedoch die göttliche Gerechtigkeit, daß in Folge eben des Aufenthaltes, den Lamprinos Wanderung durch sein Gebet in dem Gebüsche erlitten hatte, Zelimo vor ihm bei der Löwengrube eintraf.

Der Verräther sah schon von weitem am Eingange der Grube den Wärter stehen, der des Opfers harrete, welches der König durch ihn dem entsetzlichen Tode weihen wollte. Als er ihm nahe gekommen war, trat er höhnisch lächelnd mit der Frage auf ihn zu: ob er das Gebot des Königs schon vollzogen habe? — Der Wärter hatte ihn aber nicht sobald ins Auge gefaßt, und seine Frage vernommen; so hielt er sich für überzeugt, daß es Zelimo sei, dem der Auftrag seines Gebieters gälte, und ließ ihn daher durch seine bereitstehenden Knechte ergreifen, und ihm die Kleider vom Leibe reißen, um ihn den furchtbaren Bestien unverzüglich vorwerfen zu lassen.

Zelimo verkannte die ungeheure Gefahr nicht, in der er sich befand. Er begann seinen Gott anzurufen, ihm zu helfen und mit lauter Stimme zu schreien: Ich bin es nicht, der den Löwen vorgeworfen werden soll, es ist Lamprino. Laßt mich los, und wartet bis er kömmt, er kann nicht mehr weit sein, ihm laßt widerfahren, was ihr mir anthun wollt. — Indessen mochte er sagen was er wollte, es blieb vergebens, und er wurde entkleidet den Löwen vorgeworfen,

die mit Heißhunger über ihn herfielen, und an seinem ganzen Körper kein Glied unversehrt ließen.

Nach einer kleinen Weile kam auch Lamprino bei dem Wärter an. Ehe er aber noch ein Wort hervorbringen konnte, sprach dieser zu ihm: ihr kommt gewiß, um euch zu erkundigen, ob ich die Befehle des Königs vollzogen habe? — So ist es, erwiederte Lamprino, und wollte nichts weiter hinzufügen, um abzuwarten, was ihm der Wärter werde anzuhören geben. Dieser fuhr zu reden fort: daß an dem, den mir der König vor Kurzem zusendete, sein Urtheilsspruch vollzogen worden, möcht ihr hier mit euren eignen Augen wahrnehmen; — ließ ihn in die Löwengrube hinuntersehen, wo die Knochen des Böfewichts einzeln und dermaßen abgenagt umherlagen, als ob sie niemals wären mit Fleisch bekleidet gewesen, und zeigte ihm auch Zelimo's Kleider vor, an denen Lamprino erkannte, welcher Unglückliche einem solchen Schicksal unterlegen war.

Da er nun recht wohl wußte, wie sehr ihn Zelimo gehaßt hatte, weil dieser eben nicht im Stande gewesen war, seinen bösen Willen gegen ihn durchaus verborgen zu halten, so errieth er aus den gegebenen Umständen, wie es sich hatte zutragen können, daß der Verräther selbst hatte den Tod erleiden müssen, dessen Vollstreckung an seinem Feinde er gesonnen gewesen war, sich eine Augenweide sein zu lassen. Der Wärter selbst bestätigte ihm diese Vermuthung, indem er zu ihm sagte: Der zerrissene Schelm da wollte mich noch hintergehen, und behauptete, er sei gar nicht der rechte, der den Löwen vorgeworfen werden solle, einen gewissen Lamprino habe der König dazu verdammt; aber ich hielt mich an Selims Worte fest, und nicht an die seinigen, und habe gethan, was mir befohlen war. Dies hinterbringt dem Könige. — Das werde ich thun, antwortete Lamprino, von der

Löwengrube hinweggehend und überzeugt, daß ihn der wahrhaftige Gott, den er im stillen anbetete, aus dieser entsetzlichen Lebensgefahr errettet habe, wogegen er nun, seinem Erlöser für diese unverdiente Gnade dankend, alsobald den Entschluß faßte, nicht länger in dem heidnischen Lande zu verweilen.

Lamprino war gewohnt, des öfteren einen schnellfüßigen und leicht zu bändigenden Renner zu tummeln, den der König jedesmal bestieg, wann er sich in die Grube begab, um den Kämpfen der wilden Bestien untereinander zuzuschauen. Er gedachte sich gegenwärtig dieses Rosses zu seiner Flucht zu bedienen, und sprach zu dem Knechte, der es mit zu pflegen hatte: sattle und zäume sogleich den Renner des Königs, er hat mir aufgetragen, ihn ihm zuzuführen. — Der Wärter befolgte dies Geheiß, und Lamprino bestieg auf der Stelle das rasche Thier, mit dem er im schnellsten Jagen die Straße nach Slavonien einschlug. Unterweges gab er gegen die königlichen Beamten vor, in einem geheimen Auftrage Selims entsendet zu sein, und da er nicht nur auf dem Renner des Königs ritt, sondern auch als dessen vertrautester Diener bekannt war, so ließ man ihn ungehindert bis zu den Christen entfliehen, wo er ungesäumt wieder dem wahren Glauben zuschwor.

Selim hatte es inzwischen für ausgemacht angesehen, daß Lamprino von den Löwen zerrissen worden sei; wie er aber auch Zelimo nicht mehr am Hofe wahrnahm, verwunderte er sich baß darüber, und schickte nach ihm aus, worauf er, da ihn Niemand finden konnte, und am ganzen Hofe kein Mensch war, der etwas von ihm gesehen oder gehört hatte, gar nicht wußte, was ihm möge zugestoßen sein und was er davon denken solle, weil er auch im mindesten nicht die Wahrheit ahnete.

Nach Verlauf einiger Tage kam es dem Könige in den Sinn, die wilden Thiere in den Gruben zu Kämpfen zusammen zu lassen, und ließ er deswegen sein schnellfüßiges Roß dem Wärter abfordern. Der Wärter gab zur Antwort: Er habe das Roß Lamprino zugestellt, von dem es ihm im Namen des Königs abverlangt worden sei. Wie nun der Bote seinem Gebieter diese Worte hinterbrachte, rief dieser staunend aus: Hat denn der Wärter Lamprino nicht den Löwen vorgeworfen? Befahl, daß der Wärter vor ihn gebracht würde, und rief ihm bei seinem Eintreten zornig zu: Warum hast du mit dem Menschen, den ich dir zusendete, nicht nach meinem Gebote gethan? — Ich habe darnach gethan, mein König, erwiederte der Wärter. — Wie ist das möglich, fügte der König hinzu, da du ihm das Pferd zu seiner Flucht gegeben hast? — Ich habe das Pferd nicht dem gegeben, der von den Löwen zerrissen werden sollte, sondern Lamprino, der es mir in eurem Namen abforderte. — Er war es ja aber eben, der den Tod erleiden sollte, rief der König mit Entsetzen aus. — Ich weiß nicht, wie es damit zugegangen ist, Herr, sagte der Wärter, ihr gebotet mir, denjenigen den Löwen vorzuwerfen, der zu mir kommen und die Worte sagen würde, die ihr mir zum Wahrzeichen dessen, daß er der rechte sei, selbst angabt. Es kam vom Hofe einer und sagte sie, und ich habe mit ihm nach eurem Willen gethan. — Und wer war der Unglückliche? fragte der König. — Ich weiß nicht, wie er hieß, erwiederte der Wärter; aber seiner Kleidung nach schien er mir ein vornehmer Mann zu sein. — Wie war er gekleidet? fragte Selim weiter. — Der Wärter beschrieb die Kleidung des Zerrissenen, und der König erkannte daran, daß es Zelimo gewesen war. Er erkannte aber zugleich aus den obwaltenden Umständen, daß Zelimo fälschlicherweise Lamprino angeklagt und der gerechte

Himmel ihm dagegen den Lohn seiner Undankbarkeit in dem Augenblicke gegeben habe, als es seine Absicht gewesen war, sich an dem Tode seines Schlachtopfers zu weiden.

Da sich nun in der nächsten Folge der Zeit an Selims Hofe das Gerücht verbreitete, der König habe Lamprino tödten lassen wollen, weil er darauf ausgegangen sei, ihm Tamulien zu veruntreuen, und da dieses Gerücht auch zu Lamprino's Ohren drang, der um keinen Preis dulden wollte, daß der Ruf von seiner Treue durch eine solche Anschuldigung beeinträchtigt würde, so schrieb er an Selim, wie ungerechterweise er bei ihm angeklagt worden, weil eben Tamulia seine leibliche Schwester sei; und wie er, um der allzugroßen Leichtgläubigkeit seines Königs willen, die ihn einem so schmählichen Tode ungehört unterworfen, sich nicht habe überwinden können, ferner in seinem Dienste zu leben, sondern wie er vorgezogen habe, sich auf dem königlichen Renner zu flüchten, den er hiermit wohlbehalten zurücksende, damit man von ihm nimmermehr sage, daß er in seinem Dienste irgend etwas veruntreut habe. — Er sendete mit diesem Schreiben und dem edlen Rosse einen zuverlässigen Boten an den König ab, und sobald dieser das erstere empfangen und gelesen hatte, ließ er Tamulia zu sich kommen und befragte sie über ihre Vertrautheit mit Lamprino, worauf er dann, da sie ihm dessen Aussagen bestätigte, das größte Leidwesen empfand, sich eines so getreuen Dieners selbst beraubt zu haben. Er versuchte anfänglich alles mögliche, Lamprino zur Rückkehr in seine Dienste zu bewegen; da dieser aber seine Anerbietungen standhaft von sich wies, so ging der Edelmuth des Ungläubigen endlich so weit, daß er die vormalige Treue seines Dieners nicht unbelohnt lassen wollte, sondern ihm, als Zeichen seines dankbaren Gemüthes, die reichsten Geschenke übersendete. Wenige Monate später starb

Selim und hinterließ Tamulien große Reichthümer. Unwillig, nunmehr noch längere Zeit in fremden Landen und im Irrglauben zu leben, schrieb sie an ihren Bruder, und bat ihn, sie nach ihrem christlichen Vaterlande abzuholen. Lamprino wußte sich von Selims Nachfolger Soliman freies Geleit zu verschaffen, ging nach Constantinopel und führte seine Schwester nach Corfu über, wo sie, der Welt und alles Irdischen überdrüßig, als Nonne in ein heiliges Kloster ging, und ihr ganzes Besitzthum ihrem Bruder übergab, der sie Zeit ihres Lebens mit allem, wessen sie benöthigte, im Ueberflusse versorgte, und auch an ihr Kloster jederzeit reiche Spenden verabfolgen ließ.

XII.

Schmelzers Prüfungen.

Gottlieb Schmelzer war der zweite, im Jahre sechshundertzweiundneunzig geborene Sohn eines lutherischen Predigers, der in einem preußisch-polnischen, unweit Elbing gelegenen Dorfe sein heiliges Amt zu verwalten hatte. Von seinem Eifer, seinem Berufe nachzukommen, abgehalten, sich um Nahrungssorgen zu bekümmern, und überdies von verschiedenen Unglücksfällen, die von den damaligen allgemeinen Landesplagen herrührten, betroffen, war dieser Prediger bei seinem frühzeitig erfolgten Tode so verarmt, daß seine beste Verlassenschaft, dem gemeinen Sprüchworte nach, in libris et liberis, bestand. Seine betrübte Witwe zog nach verflossenem Gnadenjahre mit ihren Kindern in ihre Geburtsstadt Elbing, wo sie von ihrer Mutter Schwester, die eine betagte und kinderlose Frau war, auf deren Sterbefall noch eine ziemliche Erbschaft zu erwarten hatte. Und weil der älteste Sohn keine Lust zum studiren bezeigte; Gottlieb, der andere hingegen, dem von seinem Informator die lateinische Sprache so zu sagen mit der Muttermilch eingeflößt worden, von Jugend auf desto eifriger auf die Bücher erpicht gewe-

sen war und alles spielend gefaßt hatte, so setzten ihn seine Lehrer auf dem Elbinger Gymnasium in seinem dreizehnten Jahre mit in Selectam, wodurch sein beständiger Fleiß um so mehr angefrischt wurde.

Seine Freistunden widmete der junge Mensch der Choral- und Instrumentalmusik und brachte es durch unermüdete Lust und Liebe darin ziemlich weit. Weil nun aber, außer dem Geldbeutel seiner Mutter, die nebst den übrigen fünf Kindern selbst von der Schnure zehren mußte, wenig Beihülfe für ihn vorhanden, indem die alte Muhme eine dem Geize sehr ergebene Frau war und der Himmel dem Knaben, auf einem anderen Gymnasium, wegen seiner Singstimme Unterstützung zeigte, so schaffte ihn seine Mutter, auf inständiges Anhalten, unter Vergießung häufiger Thränen mit Gelegenheit dahin, wo ihn sonderlich die Zeugnisse seiner Lehrer und Empfehlungsschreiben anderer vornehmer Leute den vortheilhaftesten Unterhalt verschafften.

Es war kurz nach Pfingsten des siebenzehnhundertundsiebenten Jahres, da Gottlieb Schmelzer in seinem studiren also eine neue Einrichtung machte und weil er so glücklich war, sich bei dem ersten Examen hervor zu thun, so fiel ihm auch die Gunst seiner Schulherren und neuen Lehrer in reichlicher Maße zu.

Ein vornehmer Mann, mit dessen zwölfjährigem Sohne er die Humaniora alltäglich repetiren mußte, gab ihm aus besonderer Zuneigung freien Tisch, Stube, Holz, Licht, Wäsche und überdies noch manchen schönen Thaler an baarem Gelde; wie ihm auch seine Singstimme, die sich wöchentlich im Chore, Sonntags bei der Kirchenmusik und auch öfters in vornehmer Leute Häusern hören ließ, eine starke Beihülfe zu wege brachte, so daß er nach Verlauf des ersten halben

Jahres, nach Abzug aller Bedürfnisse seiner Mutter sechs Speziesdukaten nach Hause schicken konnte.

Solcher glückliche Zustand wurde ihm aber nach einiger Zeit durch eine üble Begebenheit mit desto größerem Jammer eingetränkt. Denn es ist zu wissen, daß an dem Orte seines damaligen Aufenthalts ein Collegium des Jesuiterordens war, mit dessen Schülern die Gymnasiasten in beständigen Zwistigkeiten lebten. Es befand sich unfern der Stadt auf einem lustigen Spaziergange von Natur ein Echo, welches die letzteren stark ausgerufenen Sylben der Worte zu zwei, drei, bis vier Malen ungemein vernehmlich wiederholte. In dieser Gegend pflegten sich nun der Jesuiter Schüler öfters aufzuhalten, die zu damaliger Zeit besonders den Gymnasiasten allen ersinnlichen Verdruß anthaten, und sobald sie merkten, daß sich etwa ein oder der andere von diesen ebenfalls da herum erlustigte, schrie gemeiniglich einer von ihnen die Worte aus:

Quid est Lutheranus? Echo. Anus.

Quid est Lutheri aemulus? Echo. Mulus.

Quomodo vocatur Lutheranorum studiosus? Echo. O sus!

Die Gymnasiasten bemerkten zwar bald, daß dieses eine Parodie auf den lustigen Einfall eines längst verstorbenen gelehrten protestantischen Mannes wäre, doch waren einige von ihnen so herzhaft, die eigenen Worte desselben Gelehrten dem Echo entgegen zu rufen:

Quid est Jesuitulus? Echo. Vitulus.

Nonne nequam est Jesuita? Echo. Ita.

und es kam hierüber verschiedene Male zum Handgemenge, wobei bald die Jesuiterschüler, bald die evangelischen Gymnasiasten blutige Köpfe und blaue Flecke davon trugen. Einsmals aber, da Schmelzer nebst anderen Concertisten, Musik zu machen, auf eine Hochzeit berufen war, befanden sich auch

ein paar Jesuiterschüler oder Studenten, wie sie gern heißen wollten, daselbst gegenwärtig, welche, indem jene nebst anderen Musikanten bei Tische saßen und speisten, nicht unterlassen konnten, ihre Gelehrsamkeit mit lateinischen Stichelreden an den Tag zu legen. Als nun unter anderen einer ex tempore folgendes Distichon zu Markte brachte:

Quo Lutheranus, dic possit nomine dici:
Haeresium dici bibliotheca potest.

und Schmelzer unter Anhörung dieser Verse ein Spitzglas Wein trank, so schwoll ihm seine poetische Ader mit einemmale dermaßen an, daß er, nachdem er dasselbe in zweimaligen kurzen Absätzen ausgeleert hatte, folgende Antwort nicht sobald fertig gemacht, als auch unbedachtsamerweise herausgesagt hatte:

Ordine nil melius, sed nil est ordine pejus,
Qui Jesu nomen, non tamen omen habet.

Man ersah augenblicklich an den ergrimmten Gesichtern der beiden Jesuitenschüler, daß ihnen die Galle über die Grenzen trat, von einem sechszehntehalbjährigen Knaben so abgeführt worden zu sein. Ein gewisser Musiker aber, der ein guter Lateiner war, bat Schmelzern, ihm dieses Distichon noch einmal herzusagen, und da er sich dessen nicht weigerte, schrieben es sogleich nebst ihm seine Mitschüler, wie auch noch andere Dabeisitzende in ihre Schreibtafeln ein: weswegen seine Widersacher aus Bosheit mit den Zähnen knirschten, da sie aber selbiges Orts keinen kräftigen Beistand wußten, es sich für diesmal vergehen ließen, ihre Rache auf frischer That auszuüben, und stillschweigend davon schlichen.

Der Rektor hatte folgendes Tages diesen Streich kaum vernommen, als er Schmelzern nebst den anderen Gymnasiasten, die mit auf der Hochzeit musicirt hatten, vor sich rufen ließ. Nach seinem Befragen geschah von Allen ein

offenherziges Bekenntniß dessen, was vorgegangen war. Er schrieb das Distichon in sein Tagebuch, schüttelte hernachmals den Kopf und sagte: Mein Sohn! euer gutes Ingenium ist so wenig zu tadeln, als das herrliche Naturell zur Poesie; allein gebraucht dasselbe künftig mit größter Vorsicht, zumal an solchen Orten, wo gewissermaßen ecclesia oppressa ist. Die Herren Jesuiten sind sowohl als ihre Schüler sehr rachgierige Leute; solchergestalt könntet ihr leicht euch und uns allen Verdruß und Unglück über den Hals ziehen. Wer weiß was sie dieser Affaire wegen zusammenschmieden werden! Indessen ist mein getreuer Rath: daß ihr euch auf der Straße, und sonderlich bei Abendszeit wohl in acht nehmt, um ihren Schülern nicht in die Krallen zu gerathen. — Gottliebs Prinzipal gab ihm nebst anderen Gönnern und Freunden eben dergleichen guten Rath und Warnung zu vernehmen. Sein Distichon ward mittelst fast in allen evangelischen Häusern kundbar. Die Herren Jesuiten stellten sich jedoch an, als ob sie diesen Streich entweder nicht wüßten, oder nicht achteten. Und deswegen fing er nach Verfluß eines Monats an zu glauben: seine Furcht und gebrauchte Vorsicht, nicht etwa ein Schlachtopfer ihres Eifers zu werden, sei ganz und gar vergebens.

Allein, daß nicht alle schlafen, welche die Augen zuthun, und daß die stillen Wasser gefährlich und tief sind, mußte der Jüngling damals zu seinem Unglücke erfahren. Denn da er eines Abends vor der Hausthüre stand, kam ein grün gekleideter Lakai, bat ihn, ihn zu berichten, in welchem Hause der Gymnasiaste Schmelzer anzutreffen, und sprach zu ihm, nachdem derselbe ihn vergewissert, daß er selbst derjenige sei, den er suchte, mit freundlichen Geberden: er sollte doch so gut sein, ihm in ein Haus, welches er ihm nannte, zu folgen, wo zwei fremde Cavaliere seine ihnen gerühmte

Singstimme bei einer Abendmusik zu hören verlangten, seine Mühe aber reichlich belohnen wollten. Allein, setzte der Lakai hinzu: er dürfe nicht säumen, weil die Cavaliere und die Musikanten mit Schmerzen darauf warteten. Zu Schmelzers Unglück war sein Prinzipal nebst seiner Familie bei einem Freunde zu Gaste, und weil er über zwei oder drei Stunden nicht auszubleiben meinte, sagte er dem Hausgesinde nicht, wo er hin wollte, sondern holte nur eiligst einige Musikalien von seiner Stube, mit welchen er dann dem unten vor der Thüre auf ihn wartenden Lakaien nachfolgte. Es traf ein, daß ein paar gut gekleidete Cavaliere in der Oberstube des bezeichneten Hauses saßen: allein es waren nur zwei unbekannte Musikanten bei ihnen, deren einer eine Viol di Gamba, der andere eine Violine spielte. Man bewillkommte den jungen Mann auf das freundlichste und sagte zu ihm: Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Musikalien mitzubringen, weil wir bereits die Stücke, so wir gern hören mögen, bei uns haben. — Demnächst legten sie ihm eine Cantate vor, die er nach seinem besten Vermögen absang, bezeigten, sobald sie zu Ende war, ihr Vergnügen darüber und überreichten ihm noch eine dergleichen, nach deren Absingung er eine kurze Zeit ruhen, und ein paar Gläser Wein nebst etwas Confekt genießen mußte. Hierauf wurden noch andere lustige Arien und dergleichen Sachen hervorgesucht, die sich als leicht gesetzt mit wenig Mühe von ihm herausbringen ließen, und die Cavaliere legten seiner Kunst ein ganz besonderes Lob bei. Der Lakai brachte dem jungen Musiker mehr Wein und Confekt; weil er aber wenig trinken und essen wollte, sprach der eine Cavalier: Er wird vielleicht diesen Wein seiner Stimme nicht zuträglich befinden. Jakob! lange ihm ein Glas Kanariensekt aus dem Flaschenfutter, nebst zwei von meinen köstlichen Morsellen. Dies wird ihm schmack-

hafter und nützlicher sein. — Gottlieb verbat sich zwar alles; da aber der Diener beides augenblicklich herbeibrachte, ließen die Cavaliers nicht ab zu nöthigen, bis er es auf ihre Gesundheit verzehrte.

Mittlerweile zog einer der Musikanten eine Partitur aus dem Busen, und sagte zu den Cavalieren: Gnädige Herren! ich habe hier eine artige neucomponirte Cantata; mit ihrer Erlaubniß wollen wir sie doch versuchen. — Da nun beide mit Neigung der Häupter ihr Wohlgefallen bezeigten, mußte sich der junge Schmelzer bequemen, aus der Partitur zu accompagniren. Die letzte Arie dieser Cantate, die er nachmals nie vergessen konnte, lautete also:

So muß man die Füchse fangen,
Die so schlau und kühne sind.
Tölpel, merk's! du bist betrogen,
Ja, du bist in's Garn gezogen,
Füchse riechen sonst den Wind,
Aber du bist fehl gegangen.

Sie handelte zwar durchgehends von einem ins Garn gebrachten Verächter der Liebe, allein es mochte wohl unter dem gefangenen Fuchse Niemand anders verstanden sein, als der arme Schüler selbst. - Während dieser letzten Strophe lachten sowohl die fremden Herren, als die Musikanten dermaßen, daß die letzteren fast nicht spielen konnten, die ersteren aber die Bäuche halten mußten. Dennoch merkte Gottlieb nicht den geringsten Unrath, sondern es wurde ihm im Gegentheil auf einmal sehr übel, ein heftiger Schwindel des Hauptes verursachte, daß er beinahe ohnmächtig zu Boden gesunken wäre, wenn ihn der Lakai nicht aufgefangen und auf ein in der Nebenkammer stehendes Bett getragen hätte, und sobald er zu liegen kam, vergingen ihm vollends alle Gedanken, ja, er verfiel in einen so tiefen Schlaf, daß sich

endlich, bei dessen allzulangem Anhalten seine Feinde genöthigt sahen, ihn mit Schwefeldämpfen oder einer anderen häßlich riechenden Materie aufzuwecken.

Nachdem er völlig ermuntert war, wäre es kein Wunder gewesen, wenn er aufs Neue ohnmächtig geworden, oder gar den Geist aufgegeben hätte. Denn er befand sich in einem fürchterlichen unterirdischen Kellergewölbe und sah zehn oder zwölf ihm wohlbekannte Jesuiterschüler mit brennenden Pechfackeln, um sein aus wenigen Halmen auf der Erde ausgestreuten Strohes bestehendes Lager, als junge Teufel mit Feuerbränden gewaffnet, herumlaufen. Man hatte ihn bis auf's Hemde ausgezogen, und anstatt der Kleider mit einer alten Jesuiterkutte bedeckt, unter welcher er bereits ganz starr gefroren war. Dessenungeachtet mußte ein Knecht, der eine große Ruthe in Händen hielt, näher treten, ihm das Hemd über dem Kopfe zusammen ziehen und den Leib des Unglücklichen von den Schultern bis auf die Fußsohlen, so lange geißeln, bis er überall mit Blut gefärbt war.

Schmelzer schrie und winselte so erbärmlich, daß die Steine hätten mögen zum Mitleiden bewogen werden; seine Peiniger aber trieben ihr Gespötte darüber, gingen endlich insgesammt davon und ließen ihn in der Finsterniß und in den größten Schmerzen allein zurück. Doch kam nach Verlauf etlicher Stunden der Knecht und brachte ein Stück Brod nebst einem Tropfen Wasser zu Gottlieb's kümmerlicher Lebenserhaltung, wiewohl er vor Angst und Weh wenig oder gar nicht an die Nahrungsmittel dachte.

Man sollte zwar meinen, daß seine Feinde solchergestalt sattsame Rache an dem armen Knaben genommen hätten. Allein nichts weniger als dies; denn des anderen Tages kamen sie um die vorige Zeit wieder, dasselbe Mordspiel mit ihm zu treiben, und thaten am dritten Tage desgleichen, so daß nun fast

nichts Gesundes mehr an seinem ganzen Leibe zu finden war. Ach! wie betete er da so fleißig, daß ihn ein baldiger seliger Tod aus diesem peinlichen Zustand erlösen möchte, weil an anderweitige Befreiung nicht zu denken war. Um kein Selbstmörder zu werden, nahm er in der dritten Nacht zum ersten Male etwas Brod und Wasser zu sich, er konnte es aber nicht bei sich behalten, sondern mußte es wiederum hinwegbrechen, weswegen seine Schwachheit in wenigen Stunden dermaßen zunahm, daß er nicht noch eine Nacht zu leben vermuthete. Gleichwohl kamen die Buben am vierten Tage ebenfalls wieder, ihn zu quälen. Deswegen redete er sie ganz beherzt also an: So schlaget denn zu, ihr Tyrannen, und weidet eure Augen an meiner zeitlichen Marter. Wisset aber, daß dieser Tag vielleicht der letzte meines Lebens sein wird, und daß ihr euch werdet bequemen müssen, mir dieser Behandlung wegen vor Gottes Richterstuhl Rede und Antwort zu geben. Sie lachten dieserhalb überlaut, und stießen überdies die gotteslästerlichsten Reden aus, befahlen auch dem Knechte, sein Amt nur getrost zu verrichten. Nachdem nun dieser Schmelzers Hemde von der verwundeten Haut mit Gewalt abgerissen hatte, der Unglückliche aber nicht die geringste Empfindung spüren ließ, sprach er: Meine lieben Herren! meine Mühe ist vergebens. Der verteufelte Ketzer fühlt jetzt nichts mehr, der Satan hat ihn abgehärtet. Lasset ihm so lange Ruhe bis er wieder halb heil geworden ist. Was gilt's, hernach sollen meine Streiche desto heftiger anziehen. —

Hierauf redete ihn Einer also an: Höre, Hund! willst du dich entschließen, deinen ketzerischen Glauben abzuschwören, so wollen wir alle für dich bitten, daß dir die annoch zugedachten übrigen gerechten Strafen geschenkt werden. Wo nicht, so wirst du in wenig Tagen empfinden müssen, daß

alles bisherige Verfahren bloßes Kinderspiel gegen die dir noch vorbehaltenen Martern zu achten sei. — Da behüte mich Gott vor, gab Schmelzer zur Antwort, daß ich meinen allein selig machenden Glauben verleugnen und verschwören sollte! Macht mit mir was ihr wollt; Gott wird mich eher aus euren Mordklauen erlösen, als ihr es vielleicht glaubt. — Dieser Worte wegen stieß ihn einer mit dem Fuße dermaßen in die Seite, daß ihn fast aller Odem verging; seine Peiniger verließen ihn aber für diesmal, ohne ihm fernere Marter anzuthun. Er hoffte ganz gewiß, daß die folgende Nacht die letzte seines Lebens sein würde, allein sie mochte kaum eingetreten sein, da ihn zwei Knechte aus dem finsteren Kerker herauf trugen und in eine ziemlich gute Kammer zu Bett brachten. Nachdem ihm ein alter Chirurg ein weißes Hemde angezogen und den ganzen Leib mit einer schmerzstillenden und heilenden Salbe bestrichen hatte, brachte man ihm auch eine gute warme Suppe, eine halbe gekochte Taube, ingleichen etwas Wein, von welchem allem er zwar nur ein weniges zu sich nehmen konnte, jedoch genoß er in dieser Nacht einiger Ruhe.

Am folgenden Morgen kam nebst dem alten Chirurgus auch ein alter Jesuit mit vor Schmelzers Bett, da denn, sobald ihn der erste abermals mit der guten Salbe bestrichen hatte, der andere sogleich ein Gespräch von seiner Religionsänderung mit ihm anfing. Dasselbe währte länger als zwei Stunden. Weil er aber desfalls lauter unwichtige Beweggründe vorbrachte, blieb Gottlieb bei dem Schlusse: daß es ihm unmöglich, eine andere Religion zu ergreifen, so lange er nicht von der Unrichtigkeit der seinen vollkommen überzeugt sei. Desungeachtet gab ihm der alte Pater sowohl als der Chirurgus lauter gute Worte, weil sie ihn damit desto eher zu gewinnen meinten. Sie wollten auch sagen: Es hätten die Schüler wider der ehrwürdigen Väter Wissen und Willen

ihn gefangen nehmen und dermaßen zurichten lassen. Nachdem es einmal geschehen wäre, stünde es nicht zu ändern; sie sollten aber nachdrücklich genug dafür gestraft, und ihm alles Glück und Wohlsein befördert werden, dafern er sich gutwillig zu ihrer Religion bekennen und den Ketzereien auf ewig abschwören wollte. Schmelzer glaubte inzwischen von Allem nur so viel, als er für nöthig erachtete, und weil sein Entschluß bereits deutlich ausgesprochen war, überging er das übrige mit Stillschweigen, welches sie ihm denn in Betracht seiner großen Schmerzen und Schwachheit zu gut hielten und ihn mit ferneren Anfällen einige Tage verschonten.

Mittlerweile verschaffte der alte Chirurg dem jungen Menschen täglich die besten Speisen und Getränke, und sparte auch sonst keinen Fleiß, seine Gesundheit wieder herzustellen, woher denn kam, daß er nach Verlauf dreier Wochen ziemlich frisch und munter wurde.

Von der Zeit an stellte sich immer ein alter Pater um den andern in Gottliebs Kammer ein, aus welcher er keinen Fuß setzen, sondern als ein, auf Leib und Leben gefangen sitzender Delinquent Tag und Nacht hindurch verbleiben mußte. Desungeachtet fruchteten ihre beständigen, mühsamen Lehren nicht das geringste bei ihm, sondern er wurde nur immer mehr in seinem Vorsatze bestärkt: die reine evangelisch-lutherische Lehre nicht zu verschwören und sollte es gleich sein Leben kosten. Solchergestalt wurde ihm nicht allein auf's Neue mit der täglichen Geißelung gedroht, sondern man fing auch wirklich an, ihn wieder mit bloßem Wasser und Brod zu speisen, welches ihm jedoch der gütige Himmel besser als die Leckerbissen gedeihen ließ. Wenige Tage hernach bekam er dennoch bessere Speisen, merkte aber in den Gesichtern derer, so bei ihm aus- und eingingen, eine allgemeine Bestürzung und etwas schwächeren Eifer, ihn zu quälen und umzukehren;

und glaubte deswegen, man würde ihn vielleicht unter gewissen Bedingungen ehestens seiner Wege laufen lassen. Allein es war weit gefehlt, denn wie er nachher erfuhr und wohl erwog, waren seine Widersacher damals aus keiner anderen Ursache so bestürzt, als weil sich eine in der Stadt herrschende giftige Seuche auch in ihrem Collegium angemeldet und etliche sowohl Junge als Alte plötzlich hinweggerafft hatte. Endlich wurde er in einer Nacht unvermuthet aus dem Schlafe gestört und von einem Bedienten, der seine Kleider mit sich brachte, angestrengt, sich eiligst anzuziehen. Die Einbildung, daß seine Erlösungsstunde nunmehr erschienen sei, machte ihn so fröhlich und hurtig, daß er in wenigen Minuten fertig war. Demnach führte man ihn in drr Finsterniß hinunter und brachte ihn in einen Wagen, worin bereits zwei alte Patres und zwei ihm an Jahren gleiche sogenannte Studenten saßen, zwischen deren Füßen er wie ein Hund liegen, auch nicht selten von ihnen empfindliche Tritte und Stöße erdulden mußte. Der Wagen war rings herum dicht zugemacht und verwahrt, deswegen konnte und durfte sich der Gefangene gar nicht umsehen, ungeachtet das Tageslicht völlig angebrochen war, wiewohl es in den ersten zwei Tagen stark regnete. So oft ein natürlicher Antrieb ihn oder die Anderen aus dem Wagen zu steigen nöthigte, kam ihm nichts in die Augen als wüstes Feld, Wälder und etwa weit entlegene Dörfer oder kleine Städte. Niemals gelangten sie vor dunkler Nacht in ein Quartier und mehrentheils reisten sie früh vor Anbruch des Tages wieder fort. Gottlieb bemerkte auch, daß seine Führer lauter Klöster zu ihrer Herberge erwählten und vermuthlich allzeit einen reitenden Boten vorausgeschickt hatten, um sich anmelden zu lassen. Mittlerweile bekam er sowohl des Abends im Quartier als bei Tage im Wagen sehr gute Speisen, hatte aber wenige

Gelegenheit, seinen Mund zum reden aufzuthun, welches ihm ungemein lieb war. Seine Führer redeten eine selbst erdichtete aus anderen vermischte Sprache, und zwar so geläufig mit einander, daß es ihm unmöglich war, auch nur ein einziges Wort zu verstehen. Nachdem sie also sieben ganzer Tage die Reise fortgesetzt hatten, wurden endlich in einem großen Kloster zwei Tage zum Ausruhen angewendet. Schmelzer befand sich in einer festen Kammer eingesperrt, durch deren wohl verwahrte Fenster ein großer See, gut bestelltes Feld und weit davon ein dunkler Wald zu betrachten war. Nachts, wenig Stunden vor der Wiederabreise, sagte einer von den jungen Jesuiten zu dem armen Gottlieb: Nun, Ketzer! hast du hohe Zeit dich zu bekehren; widrigenfalls wirst du, ehe noch drei Tage vergehen, an einen Ort gebracht werden, wo allerhand schmerzliche Plagen deiner warten. — Ich überlasse mich, war seine Antwort, der Fügung des Höchsten, der mir nicht mehr Trübsal auflegen wird, als ich werde ertragen können; ja, es ist ihm ein geringes, mich aus den Händen meiner Peiniger, wo nicht auf andere Art, jedoch durch einen seligen Tod zu erlösen. — Wie kann sich doch, versetzte der Schüler hierauf, so eine Ketzerseele der Hülfe des Höchsten getrösten? und schlug ihm mit der Hand dergestalt ins Angesicht, daß ihm das helle Blut aus Mund und Nase lief. Hierüber riß nun aber Gottliebs Geduldfaden plötzlich entzwei, er nahm seinen Gegner beim Halse, warf ihn zu Boden und klopfte seine Nase mit der vollen Faust so lange, bis sein Gesicht ebenfalls über und über mit Blut gefärbt war. Er hatte jedoch bald Ursache genug, seine Uebereilung zu bereuen, denn als der andere Schüler nebst den beiden Vätern dazu kam und ihr Reisegefährte ihnen berichtete: Schmelzer habe ihn meuchelmörderischerweise überfallen, und erdrosseln wollen, dessen Gegenklage nicht einmal

gehört wurde; mußte der Kutscher kommen und ihn mit einem dreifach zusammengedrehten Stricke so lange schlagen, bis er ohnmächtig auf dem Fußboden liegen blieb.

Etwa zwei Stunden später, wurde er, dergestalt zerlästert, ja fast halb todt auf den Wagen getragen, und mußte, den folgenden Tag über, rechte Höllenmarter ausstehen; denn die beiden Schüler traten und stießen fast alle Augenblicke auf seinen ganz mit Blut unterlaufenen Leib, und thaten ihm außerdem alle nur ersinnliche Schmach an, und die ehrwürdigen Väter ließen dies nicht nur geschehen, sondern bezeigten auch ihre herzliche Freude darüber. Selbigen ganzen Tag gönnte ihm ihre Grausamkeit nicht das mindeste von Speise und Trank, sie hingegen hatten etliche Flaschen ungarischen Wein aufgetrieben und tranken sich darinnen voll. Abends in der Herberge gab der Kutscher dem gemißhandelten Knaben etwas Brod und Wasser, zum Nachtische aber dreißig Streiche, mit jenem knotigen Stricke, welche schmerzhafte Behandlung ihm alle Nachtruhe verwehrte, so daß er gegen Morgen, ohne einen einzigen Augenblick geschlafen zu haben, abermals in den Wagen geschleppt wurde. Ungeachtet er nicht schlafen konnte, hatte er doch vor seinen Peinigern in etwas Ruhe, weil alle viere, des vergangenen Tages und Nachts in Ueberfluß getrunkenen Weines wegen, in tiefen Schlaf verfallen waren.

Die aufgehende liebliche Sonne schickte einen ihrer erwärmenden Strahlen durch eine geringe Oeffnung des Wagens auf Gottliebs Gesicht und Hände; was, indem es ihm seltsam vorkam, sich von der Sonne beschienen zu sehen, ihm ein innerliches und äußerliches Vergnügen verursachte. Er verrichtete deswegen sein andächtiges Morgengebet, und bat Gott mit heißen Zähren, dafern es sein heiliger Wille wäre, ihn, auf was für Art ihm beliebte, aus den Händen seiner

Feinde zu reißen, damit er bei so starken Anfechtungen nicht etwa in Verzweiflung fallen, oder gezwungenerweise den wahren allein seligmachenden Glauben verleugnen möchte.

Dieses sein heimliches Schreien war noch bevor er's vermuthete, erhört, und der Tag seiner Erlösung erschienen. Denn ehe eine Stunde verlief, hielt der Kutscher plötzlich still, riß den Wagen auf und fragte mit ängstlichen Geberden in polnischer Sprache: Was er anfangen sollte, indem er von fern eine schwedische Partei zu Pferde herankommen sähe? Der Gefangene verstund alles sehr wohl, ohne daß es seine Feinde meinten, und wünschte also von Herzen, daß die Schweden das Fuhrwerk anhalten möchten. Die Väter sowohl, als ihre jungen Schüler ließen deutlich merken, daß ihnen das Herz im Leibe zittere, wenn sie nur das Wort Schweden nennen hörten, wurden auch sämmtlich so blaß wie Leichen, faßten aber einen kurzen Schluß und sagten: Der Kutscher solle nur links um lenken und dem dicksten Walde zueilen. Dieserwegen schien die Hoffnung der Erlösung für Gottlieb in den Brunnen zu fallen; allein die Herren Patres hatten sich mit ihrem Ausweichen selbst verdächtig gemacht, die Schweden merkten Unrath, gaben ihren Pferden die Sporen, jagten querfeld ein und ertappten den Wagen kurz vor dem Walde, der, wie Gottlieb später vernahm, zwischen Kruswick und Gnesen in Polen lag. Sobald die Väter merkten, daß ihnen die Schweden auf dem Halse waren und bereits den Kutscher mit aufgezogenen Karabinern bedroheten, ihn, bei verweigertem Standhalten, vom Pferde herunter zu schießen, stiegen Beide aus dem Wagen, und gedachten, sich mit List von den Schweden loszuwickeln, indem sie vorgaben: daß sie Kruswickische Geistliche wären und in einigen da herum liegenden Dörfern Zinsen eintreiben wollten, wiewohl sie zur Zeit noch keinen Chouſtack einbekommen

hätten. Der befehligende Offizier nahm nun zwar diesen Bericht als einen nicht unwahrscheinlichen an, ließ sich aber dennoch die Lust ankommen, zu sehen, ob sonst etwas verdächtiges im Wagen anzutreffen sei. Als er demnach die Leder zurück riß und hineinschaute, raffte sich Schmelzer eiligst auf und schrie ihm entgegen: Ach, Herr! ich zweifle nicht, daß ihr ein guter evangelischer Christ seid; deswegen habt die Barmherzigkeit, einen armen evangelischen Priesterssohn aus den Händen dieser grimmigen Leute zu erretten, die ihn schon viele Wochen daher entsetzlich martern, weil er den evangelisch-lutherischen Glauben nicht abschwören will. Ja, mein Herr, fuhr er fort: ihre Reise ist jetzt hauptsächlich darum angestellt, mich in ein abgelegenes Kloster zu stecken, wo ich gewiß durch weit mehr Qual und Marter zum Abfall gezwungen werden oder darin jämmerlich sterben soll. —

Wie klingt dies, ihr Herren Patres? fragte der Offizier, indem er sie mit einer martialischen Miene ansah. Darauf gab der eine, welcher ein ausgelernter Erzvogel war, dem Scheine nach ganz ruhig und lächelnd zur Antwort: Gestrenger Herr! sie können nicht glauben, was maßen dieser Bube eine rechte Quinta Essentia aller Schelmen ist, die auf der Welt leben. Man bedenke nur, was für eine verzweifelte Lüge er sogleich vorbringen kann, indem er doch eines römisch-katholischen Kaufmanns Sohn ist. Sein Vater hat viel an ihn gewendet, der Bube hat auch so ziemlich was gelernt, dabei aber mit Stehlen, Spielen, Saufen, ja mit allen Lastern seinem Vater dermaßen viel Herzeleid zugefügt, daß dieser endlich die Patres de Societate Jesu um Gotteswillen gebeten, ihn in ihre Zucht zu nehmen, damit er bekehrt und zuletzt nicht etwa an den Galgen gebracht werde. —

Mentiris, Cain! ja, du gewissenloser Pfaffe, schrie ihm

Schmelzer in's Angesicht: Du lügst dies in deinen Hals und wirst es nimmermehr vor der redlichen Welt, vielweniger bei Gott im Himmel verantworten können; wandte sich abermals zum Befehlshaber und erzählte demselben in der Kürze seinen Lebenslauf, auch warum und auf was für Art ihn diese erbitterten Jesuiten in ihre Klauen bekommen hätten.

Wie künstlich hierauf auch nun die Väter ihn zum Lügner, sich selbst aber zu unsträflichen Leuten machen wollten, so merkte doch der ihnen allzukluge Offizier an ihrem ganzen Wesen, daß sie ihres Ordens gewöhnliche Streiche fortspielen und ihm eine Nase drehen wollten. Deswegen sprach er: Wohlan, ihr Herren! ich muß gestehen, daß es eine kitzliche Sache ist, einen von unseren Glaubensgenossen dergestalt zu behandeln. Weil nun, diesen Handel nach Würden zu untersuchen, bessere Gelegenheit erfordert wird, als sich hier auf freiem Felde zeigt, so werde ich euch insgesammt mit zu unserem Heere führen. Wofern ihr aber die muthmaßliche Wahrheit reden, und gestehen wollt: daß mit dem Jünglinge von euren Ordensbrüdern also verfahren worden, will ich ihn zwar mit mir nehmen, jedoch euch reisen lassen, wo ihr hin wollt. —

Solchergestalt ließen sich die Väter fangen, und bekannten, auf ein gütliches Zureden der Schweden, endlich die Wahrheit: So, so! sagte darauf der Offizier! wie artig könnt ihr heiligen Herren doch dergleichen Kleinigkeiten an den armen Lutheranern rächen, und dieselben zu eurer Kirche herein zu kommen nöthigen. Ich will zwar mein Wort halten und euch reisen lassen, wo ihr hin wollt; allein vorher müßt ihr von rechtswegen einigermaßen zu gebührlicher Strafe gezogen werden. Sodann mußten zwölf Mann von seinen Dragonern absteigen und die vier Jesuiten dahin nöthigen, sich bis auf's Hemde auszukleiden, derweil sie selbst ihre Steig-

rieme abschnallten und die unchristlichen Jesuitenkörper dermaßen damit zudeckten, daß sie endlich, eben so wie vor diesem ihr Schlachtopfer, halb todt zur Erde sanken. Dem Kutscher widerfuhr eine gleichmäßige Behandlung. Nachher wurden ihre Kleider durchsucht, außer denen man ihnen nicht das geringste von Geld oder Geldeswerth ließ, es setzte sich mithin ein Dragoner auf den Platz des Kutschers, und der Wagen wurde mit dem ganz allein darin verbliebenen Knaben unter Begleitung von drei bis vierhundert Schweden, auf und davon geführt, nachdem der Offizier den Vätern noch also zugesprochen hatte: Nun könnt ihr zu Fuße reisen, wohin euch beliebt, und habt zweierlei Vortheil erhalten: erstlich, daß ihr in Zukunft wißt, wie mit den Lutheranern und anderen Nebenchristen gehörig umzugehen, fürs andere aber erfahrt, wie euren Glaubensbrüdern, den Bettelmönchen, zu Muthe sei. — Und dieses war der Abschied.

Dem jungen Schmelzer wurde von den Schweden alle Güte und Freundschaft erzeigt, zumal da sie, nach einigem Herumschweifen, in einer ziemlich freien Stadt etliche Rasttage hielten, auf die sich seine Gesundheit wieder in guten Stand setzte. Der Befehlshaber der Partei, ein schwedischer Major, beschenkte ihn freigebig und betheuerte, daß er von Grund der Seele gern alle Kosten herschießen wollte, ihn nach Elbing zu seiner Mutter zu schaffen; allein es zeigte sich keine Gelegenheit dazu, und er mußte deswegen, da es allzugefährlich gewesen wäre, solche Reisen allein vorzunehmen, so lange unter den Soldaten bleiben, bis er wieder auf eine evangelische Schule kommen könnte. Inmittelst hatte er bei dem Major täglich freien Tisch, verdiente von den Offizieren manchen Dukaten wegen seines Singens, und erhielt auch von den Feldpredigern allerhand sowohl deutsche als lateinische Bücher, um vermittelst derselben seine Studien beständig in fri-

schem Gedächtnisse zu erhalten. Endlich aber, da er mit seinem Major nach Warschau gereist war, traf er daselbst zu seiner größten Freude unverhofft einen ihm bekannten breslauer Kaufmann an, erzählte demselben seine gehabten unglücklichen Abenteuer, und fand ihn sogleich willig, ihn mit nach Breslau zu nehmen, dafern er solches, ohne mit dem schwedischen Major Verdruß zu haben, thun könnte. Dieser redliche Offizier war zu gewissenhaft, den jungen Menschen an seinen vorgesetzten Studien zu hindern. Er willigte deswegen gleich in dessen Ansuchen, ließ den Breslauer selbst zu sich kommen, empfahl ihn demselben aufs beste, und beschenkte ihn nicht nur abermals selbst mit Geld, sondern veranlaßte auch, daß andere Offiziere, von denen er Abschied nehmen mußte, ihre milde Hand ebenfalls aufthaten, also daß der Jüngling eine Goldbörse mit etlichen achtzig Stück Speziesdukaten mit nach Breslau brachte.

In dieser Stadt schlug ihm sein Gönner, der Kaufmann, mehrfache Gelegenheiten vor, seine Studien mit wenigen Kosten ersprießlich fortzusetzen. Allein weil er eine grausame Furcht vor den Katholiken und sonderlich vor den Jesuiten bei sich spürte, also an keinem Orte leben wollte, wo dergleichen Leute anzutreffen wären, setzte er sich auf die Post und langte bald in Sachsen auf einem berühmten Gymnasium an, wo er, nachdem die Vorsteher und Lehrer seine Abenteuer vernommen hatten, mit Freuden auf- und angenommen wurde.

Gottliebs Mutter bezeigte ihm nach Verlauf weniger Wochen in einem zwei Bogen langen Briefe ihre Freude darüber, daß, wie sie schrieb, ihr Sohn Joseph noch lebe, von dessen plötzlichem Verluste sie sich weit elendere Vorstellungen gemacht hatte, als der Erzvater Jakob, wegen seines Sohnes Joseph, den er von einem wilden Thier gefressen zu sein glaubte. Nächstdem erfuhr er auch, daß sein ehemaliger

Prinzipal vor wenig Monaten verstorben sei, jedoch kurz vor seinem Ende seine zurückgelassenen Sachen an seine Mutter geschickt habe, welche ihm dieselben nebst einem Wechselbriefe auf hundert Thaler übersendete, ja aus herzlicher Mutterliebe die weite Reise unternahm, um ihn im Gymnasium persönlich zu besuchen, wobei sie ihm dann sagte, wie sie vor kurzem von ihrer verstorbenen Muhme ein Capital von zweitausendachthundert Thaler geerbt und so wohl angelegt habe, daß ihr davon mit ihren kleinen Kindern ein vergnügliches Auskommen gesichert sei.

Solchergestalt befand sich der Jüngling nunmehr vollkommen vergnügt und brachte durch so unermüdeten Fleiß das Versäumte wieder ein, daß er zu Ostern siebenzehnhundertzehn eine der berühmtesten Universitäten beziehen konnte, wo er es sich seine eifrigste Sorge sein ließ, sittsam und mäßig zu leben, keine nützliche Doktrin zu verabsäumen und auf seiner Stube fleißig zu wiederholen und zu untersuchen, was in den Collegien, sowohl publice als privatim, war vorgetragen worden, um auf den wohlgelegten Grund der Theologie ferner fortzubauen. Da er desgleichen auch in eine Gesellschaft trat, welche gemeiniglich alle Wochen ein oder zweimal Zusammenkunft hielt, und wobei ein jeder ein Specimen seines Fleißes und Verstandes aufzeigen mußte, das dann erwogen und von den Anderen nach Befinden bescheidentlich gelobt oder getadelt wurde, so brachte er binnen drei Jahren einen so starken Vorrath von geleheten Sachen in seinen Kopf und dazu gemachte Bücher, als wohl ohnedies in sechs oder sieben Jahren nicht geschehen wäre.

Nach Verlauf dieser Zeit konnte er die Kanzel herzhaft besteigen, und da sich öftere Gelegenheit zum predigen für ihn zeigte, so hatte er dabei das Glück, von den meisten Leuten gern gehört zu werden. Jedoch begab er sich, einem berühm-

ten Theologen zu Gefallen, und um denselben persönlich zu hören, von der ersten hinweg auf eine andere Universität, und blieb noch drittehalb Jahre daselbst, bis er die betrübte Zeitung empfing, daß seine Mutter an einem auszehrenden Fieber ohne Hoffnung danieder liege und, wie sie ihm in ihrem an ihn erlassenen Schreiben mit mehreren Umständen bekräftigte, deswegen Verlangen trage, ihn vor ihrem Ende noch einmal zu sehen und zu sprechen. Auf diese übeln Nachrichten trat der gute Sohn allerdings die Reise nach Elbing an, und sah zwar auch in den folgenden Tagen nach seiner Ankunft, seine Mutter durch seine Gegenwart gestärkt; ihr hektisches Fieber nahm aber dennoch bald so sehr von neuem überhand, daß sie in wenigen Wochen sanft und selig verschied.

Da Gottliebs älteste Schwester seit mehreren Jahren an einen ansehnlichen Bürger verheirathet war, so übernahm derselbe nach diesem Todesfalle die Sorge um die jüngeren Geschwister und um die mütterliche Verlassenschaft, und er selbst nahm eine der Hofmeisterstellen, die ihm angeboten worden, an, und ging als Informator in eines auswärtigen Kaufmanns Haus und Familie.

Nachdem er allda vier Jahre in Ruhe und Zufriedenheit zugebracht, schrieb ihm ein Universitäts-Gönner, mit dem er fortwährend Briefe gewechselt hatte: er sollte seine Stelle aufgeben und je eher je lieber zu ihm kommen, weil er verschiedene tüchtige Subjekte in ein und anderes einträgliches Amt vorzuschlagen und sein Augenmerk sonderlich auf ihn gerichtet habe, um Gott und der christlichen Gemeinde entweder auf der Kanzel oder auf dem Schulkatheder seine Dienste zu leisten. Schmelzer konnte dergleichen Ruf nicht anders als für regelrecht erkennen, nahm deswegen von seinen seitherigen Wohlthätern und Freunden Abschied und reiste mit der ge-

schwinden Post zu seinem vermeintlichen Beförderer. Derselbe empfing ihn auf das freundlichste, und gab ihm nach einigen Tagen ein Empfehlungsschreiben an einen Edelmann auf dem Lande, dessen Pfarrer und Seelsorger verstorben war, und der ihn deshalb ersucht hatte, ihm einen tüchtigen Menschen zuzusenden, welcher mittlerweile Predigten und Betstunden in seiner Dorfkirche halten könnte, die von den benachbarten Pastoren allzu sparsam besucht würde. Der Edelmann hatte zu Ende des Briefes noch die Clausel angehängt, daß, wenn es ein gelehrter und brauchbarer Mensch sei, man ihn bei künftiger Pfarrvergebung um ihrer Magnificenz willen, vor allen Anderen berücksichtigen würde. Schmelzer reiste also ohne Säumniß dahin, und wurde von dem alten Edelmanne und seiner ebenfalls ziemlich bejahrten Gemahlin allem Ansehen nach treuherzig bewillkommt, ja sobald er seine erste Predigt abgelegt, mit Lobreden und täglichen Wohlthaten überhäuft. Ein volles Vierteljahr war er in dieses Edelmanns Hause und an seiner Tafel gewesen, binnen welcher Zeit er nicht allein den Gottesdienst der Gemeine aufs eifrigste beförderte, sondern auch die zwei jüngsten, sehr wild und übel erzogenen Söhne des Hauses mit Treue und Liebe auf bessere Wege zu bringen gesucht hatte; als eines Abends der am Podagra krank liegende Gutsherr seinen Verwalter, einen betagten, vernünftigen Mann, an den Candidaten abschickte und ihm melden ließ: wie er für diesmal auf die künftige Sonntagspredigt zu studiren nicht nöthig hätte, denn es würde an diesem Tage nebst anderen Gästen ein benachbarter Edelmann seinen Informator mitbringen, welchem der Prinzipal eine Gastpredigt und zwar ehrenhalber thun zu lassen habe versprechen müssen. Schmelzer gab zu verstehen: solches wäre ihm von Herzen angenehm, da er zumal einen starken Katharr auf der Brust hätte. Der Verwalter aber, der sich

ein wenig bei ihm aufzuhalten Lust bezeigte, redete treuherzig fort: Mein lieber Herr, ich will ihnen im Vertrauen eröffnen, daß eben dieser Informator auch ein Competent um den hiesigen Pfarrdienst ist. Allein ich weiß gewiß, daß mein Prinzipal sie vor allen Andern erwählen wird, dafern sie sich nur in einem einzigen Stücke nach seinem und sonderlich der Frau Prinzipalin Sinne richten. — Schmelzer stellte sich aufmerksam an, einer Sache, die er bisher nicht gemerkt hatte oder nicht hatte merken wollen, vollkommen vergewissert zu werden, und so wußte der Verwalter gar nicht Umschweife genug zu machen, die ihm von seiner Gebieterin in den Mund gelegten Worte manierlich heraus zu bringen: daß nämlich derjenige, welcher die Pfarre haben wollte, sich unumgänglich anheischig machen müßte, die fünfunddreißigjährige Jungfer zu heirathen, welche die Frau Prinzipalin zur Ausgeberin bei sich hatte. Der Candidat gab jedoch dem Verwalter hierauf ganz trocken und deutlich zu vernehmen, daß, wenn auch das erwähnte Frauenzimmer ihr nicht eben häßliches Gesicht in ein englisches und ihr mittelmäßiges Naturell in die schönste Aufführung verwandeln könnte, so hätte er doch ein allzuzartes Gewissen, und würde eher Zeitlebens Schweine hüten, als daß er solchergestalt in eine Pfarre eindringen und seine Vocation in eine Weiberschürze gewickelt annehmen könnte. Will mich Gott, sprach er ferner, zum Hirten einer christlichen Heerde haben, so wird er mich wohl auf erlaubten Wegen dazu führen, wo nicht, mir Gelegenheit zeigen, mein Brod auf andere ehrliche Weise zu verdienen. — Diese Erklärung war vermögend, seine ganze Pfarrhoffnung dasigen Orts über den Haufen zu werfen. Denn da er gleich des anderen Tages sowohl von dem Prinzipal als dessen Gemahlin und nicht weniger der Jungfer Ausgeberin die

scheelsten Mienen empfing, war leicht zu merken, daß der Verwalter offenherzig ausgebeichtet hatte.

Folgenden Sonntag kam nebst den vornehmen Gästen auch der erwähnte Informator an, welcher zwar ein ansehnlicher, mit einer starken Sprache begabter Mensch, im übrigen aber ein schwacher Gelehrter war, wie denn alle seine Reden und die zusammengestoppelte Predigt davon sattsames Zeugniß ablegten. Demungeachtet wurde in des Edelmanns Hause ein ziemliches Wesen von ihm gemacht: weil er einige verliebte Blicke auf die Jungfer Ausgeberin gespielt, und sich schon unterweges gegen den Kutscher hatte verlauten lassen: Derjenige hätte von Glück zu sagen, welcher mit der Zeit dies kluge, hauswirthliche, tugendhafte und überhaupt wohlbeschaffene Frauenzimmer zur Ehe bekäme, welches er nur ein einzigesmal von fern zu sehen die Ehre gehabt hätte.

Nächstfolgenden Tages ließ der Edelmann Schmelzern vor sich kommen, that ihm mit einer hochadlichen ernsthaften Miene selbst ungescheut den Vorschlag, welchen ihm der Verwalter nur als im Vertrauen gesteckt hatte, und betheuerte dabei hoch, daß er Seiten seiner den Vorzug vor allen anderen Bewerbern hätte, wenn nicht seine Gemahlin und er selbst für billig hielten, ihre fromme und keusche Hausjungfer wegen ihrer von Jugend auf geleisteten treuen Dienste zugleich mit zu versorgen. Der redliche Schmelzer wiederholte jedoch seinen dem Verwalter bereits eröffneten Schluß, und bat den Prinzipal, sich seinetwegen nicht abhalten zu lassen, die Pfarre zu geben, wem er wollte; er gönnte gern einem jeden was er sich wünschte und vor Gott wie seinem Gewissen zu verantworten getrauete. Seines Theils aber wäre er sehr scrupulös und wollte lieber mit gutem Gewissen betteln gehen, als mit schwerem Gewissen in dem vornehmsten Amte sitzen. Wiewohl nun die gnädige Frau ebenfalls dazu kam, und,

nachdem sie ihre Hausjungfer aufs beste herausgestrichen hatte, fast nicht Worte genug ersinnen konnte, Schmelzers sogenannten Eigensinn zu brechen, so beharrte er doch nichtsdestoweniger bei seinem Entschlusse und trug darauf an, sobald es ohne Verhinderung des Gottesdienstes geschehen könnte, ihm seine Entlassung zu geben.

Er bekam sie an eben diesem Tage, mit der unerwarteten Erlaubniß des nächsten Sonntags noch einmal zu predigen, bei welcher Gelegenheit er von der ganzen christlichen Gemeine öffentlichen Abschied nahm und ihr wünschte, daß die erledigte Seelenhirtenstelle mit einem rechtmäßigerweise berufenen Diener des Worts ersetzt werden und dessen Leben jederzeit mit Christi Lehre wohl übereinstimmen möchte.

Es gab zwar nach verrichtetem Gottesdienste ein starkes Gemurmel unter der Gemeine auf dem Kirchhofe, allein Schmelzer ließ sich nichts anfechten, sondern reiste mit Anbruch des folgenden Montags, nach genommenem freundlichen Abschiede von Allen, ganz vergnügt zu seinem Gönner und Beförderer zurück, der, als er ihm sein gehabtes Abenteuer erzählt hatte, ausrief: O tempora, o mores! seinen gefaßten Entschluß aber lobte und ihn ermahnte, nur nicht zu verzagen, weil sich sein Glück noch zu rechter Zeit finden würde.

Inmittelst hatte letztgedachter Edelmann keine andere Ursache der Verabschiedung des jungen Schmelzers vorzuschützen gewußt, als daß seine Sprache zu schwach sei, und die Kirche nicht wohl ausfüllen könnte, welches doch ein wider die Wahrheit laufendes Geschwätz war. Die Bauern aber, die etwan auch ein Wort bei der Wahl eines neuen Predigers zu sprechen hatten, setzten sich stark wider den Beruf des Informators, ja gebrauchten sogar den groben Ausdruck: Wenn es nur auf die stark brüllende Stimme allein ankäme, so überträfe ihr Dorfochse den Informator bei weitem. — Allein, die armen

Leute mußten, nach vielem prozessiren, denselben endlich dennoch annehmen, so wie er selbst die Jungfer Ausgeberin ebenfalls gezwungen heirathen, nachdem er viele listige Streiche, sich von dem mit ihr eingegangenen Verlöbniß los zu wickeln, gespielt hatte.

Wenige Wochen nach Schmelzers Zurückkunft erhielt er abermals auf Unterhandlung seines Beschützers ein Einladungsschreiben zu einer Probepredigt in einer nahegelegenen Mittelstadt; demzufolge er sich zu gehöriger Zeit aufmachte und sie nach seinem Vermögen unerschrocken ablegte. Wenn er nun aber auch nach dortigem Brauche ein ziemlich scharfes Tentamen und zwar hauptsächlich über den Locum de providentia divina so rühmlichst bestand, daß er in der Wahl die meisten Stimmen erhielt, so machte dennoch eine verzweifelte Verleumdung wiederum alles rückgängig.

Als er nämlich eines Abends im Posthause, wo er wohnte, unter etlichen einheimischen Gelehrten und fremden Reisenden Platz genommen hatte, und unvermerkt mit in das Gespräch gezogen wurde, wobei Etliche einen berühmten Professor wegen seiner etwas hart lautenden Grundsätze zum Atheisten machen wollten; gab er sich die Mühe, ihn disputationis gratia zu vertheidigen und zeigte auch, daß der gelehrte Mann in vielen Stücken ganz anders verstanden sein wollte.

Da nun die dabeisitzenden einheimischen jungen Gelehrten zuletzt nichts mehr gegen diese, wiewohl meist scherzhafte Defension aufzubringen wußten, so mochten sie etwa aus Verdruß und Bosheit in der Stadt ausprengen: Schmelzer sei ein Erzanhänger des Professors und werde in dem heiligen Predigtamte treffliche Streiche machen. Nun mußte ihn zwar von rechtswegen die Ortsgeistlichkeit, welche seine theologischen Grundsätze ernsthaft angehört hatte, selbst vertheidigen. Allein ein alter halbgelehrter Mitgeistlicher, der eine starke

Freundschaft in der Stadt hatte, und der, im Fall nur Schmelzer abgewiesen wäre, seinen nahen Vetter desto eher auf die Kanzel zu bringen gedachte, trat sogleich auf und rufte: O domini! o domini! latet anguis in herba; bedenket nach eurem Gewissen was das beste sei? Auch der geringste Verdacht in diesem Stücke ist schon vermögend, Irrthümer anzurichten. Es sind noch genug untadelhafte Leute in der Welt anzutreffen, ob sie gleich nicht in so vielen speculativischen Dingen geübt sind. — Einige Gönner Schmelzers verursachten hierauf, daß derselbe ob dieses Tadels vor der gesammten Geistlichkeit seines Glaubens wegen noch einmal Rechenschaft geben mußte, und er vollbrachte es zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, indem er sich schlüßlich dabei die Gunst erbat: daß ihm vergönnt werden möchte, gleich nächsten Tages vor Gelehrten und Ungelehrten, an einem öffentlichen Orte, jedoch außer der Kirche, seine Lehrart in einer deutschen Rede ordentlich vorzustellen.

Dieses wurde ihm in dem großen Schulhörsaal zugestanden, wo sich früh zwischen acht und neun Uhr alle Honoratioren versammelten. Demnach fing er an zu peroriren, erzählte seinen Lebenslauf ganz kurz, legte sein Glaubensbekenntniß desto weitläuftiger ab, und forderte nachmals seine Verleumder mit sanftmüthigem Geiste auf, allda öffentlich seiner Lehre, Leben und Wandel entgegen zu stehen und seiner ferneren Erklärung gewärtig zu sein. Allein, ob sie gleich alle anwesend waren, so wollte doch kein einziger den Mund aufthun, und sprach also der Gekränkte nach langem Warten: Es ist mir genug, daß sich mein ganzes Wesen allhier gerechtfertigt erweist. Ich will deswegen nun meine Straße wiederum von dannen ziehen und mein anderweites Glück mit Gelassenheit erwarten, um sowohl denen, so an ihrer Beförderung verzweifeln wollen, als meinen Feinden, keine

fernere Ungelegenheit zu erregen. — Dieserhalb wurde er zwar noch des folgenden Nachmittags in eine Versammlung redlicher Leute gerufen, welche sich, so wie der erste Prediger selbst, viele Mühe gaben, seine Abreise zu hintertreiben, indem sie ihm fest versicherten, die Sache ohne ferneren Streit auf erwünschten Fuß zu setzen. Da er aber binnen wenig Tagen erfuhr, daß jener besorgtere Geistliche mit seinem Anhange allerhand verdrüßliche Händel in der Stadt anzuspinnen suchte, derweil von anderen menschenfreundlichen Bürgern Gegenverfassungen gemacht wurden, so nahm er, alles Bittens und Zuredens ungeachtet, von seinen Freunden plötzlichen Abschied, um nicht durch seine Person Zwiespalt, Zank und Streit entstehen zu sehen.

Ungeachtet dieser abermaligen Unannehmlichkeit war Schmelzers Universitätsgönner, als derselbe wiederum unverrichteter Sache vor ihm erschien, unermüdet geflissen, ihn unterzubringen. Angesehen aber, daß bei allen Gelegenheiten besonders ungünstige Umstände eintraten, ward der Candidat allgemach der Meinung, daß es Gottes Wille nicht sei, ihm durch die Fürsorge dieses Mannes zu helfen. Ihm also keine weitere Mühe zu verursachen, nahm er von demselben auf etliche Wochen Abschied, nachdem er ihm für seine Mühwaltung gedankt und sich seines Wohlwollens versichert hatte, und reiste mit einem guten Freunde, der Jura studirt, nach dessen Geburtsstadt, wo er bei seinen Eltern etliche Wochen als Gast verbleiben mußte. Hier fand er denn mittlerweile Gelegenheit, sowohl bei dem Oberpfarrer, als bei den anderen Geistlichen Zutritt zu erhalten. Ja, weil der Oberpfarrer ziemlich hinfällig war, so ließ er sich durch einen dritten bereden, eine Zeitlang den Aufenthalt in dessen Hause zu suchen, an seinem Tische mit zu speisen und ihm seine Amtsverrichtungen soviel als zulässig mit besorgen zu helfen. Der

ehrliche Mann sah wohl, daß sein neuer Hausgenosse sich in keinem Stücke, auch sogar nicht in Haushaltungsgeschäften, einige Mühe verdrießen ließ, und wollte deswegen nicht das geringste Kostgeld oder Stubenzins von ihm annehmen. Allein seine Ehefrau wußte sich seines Geldbeutels dennoch auf eine so unscheinbare Art zu bedienen, daß sie zuweilen mehr aus ihm zog, als ein billiges Honorar austragen konnte. Es war immer Schade um diesen sonst aller Ehren werthen Mann, daß er ein Sklave der Launen seines Weibes ward; denn weil sie ihn betäubt hatte, den Bischofsstab nach ihrem Willen als eine Wünschelruthe zu gebrauchen, so mußte dieselbe bei Besetzung geistlicher Aemter nur auf diejenigen schlagen, bei denen die geizige Frau auf ansehnliche Spenden sicher rechnen konnte. So, zum Beispiel, hatte sich um selbe Zeit ein gewisser Herrendiener zur Ungebühr weit mit einem Weibsbilde eingelassen, um welchen Flecken abzuwischen, er endlich die Trauung mit ihr einging und sich der gewöhnlichen Geldbuße unterwarf. Wegen der Trauung wurde ihm zwar gewillfahrt; anderen theils aber wollte der Oberpfarrer, aus besonderen Gründen, beide Leute nicht eher zum heiligen Abendmahle lassen, bis sie die ordentliche Kirchenbuße gethan und der christlichen Gemeine das gegebene Aergerniß kniend abgebeten hätten. Der Herr des erwähnten Dieners wollte ihn nicht gern vor den Leuten blosgestellt wissen und wandte darum viele Mühe an, von dem Oberpfarrer die Rechtswohlthat zu erhalten, welche bereits vielen Anderen für baares Geld angediehen war. Allein er suchte lange Zeit vergebens nach, bis sich endlich die Frau Oberpfarrerin ins Mittel schlug und ihn ersuchen ließ, ihrem Sohne, der Auditeur beim Militär war, für Geld und gute Worte ein paar Hirschhäute zu Koller und Hosen zu überlassen. Da nun der Herr merkte, wo er Bartheln müßte Most holen lassen, so gab er dem im

Kirchenbanne sich befindenden Diener zwei Hirschhäute, sie der Oberpfarrerin als ein Geschenk zu überbringen, die ihm sofort die völlige Sühnung seines Verbrechens mit der Erlaubniß zuwege brachte, noch desselben Tages in den Beichtstuhl und den darauf folgenden zum Tische des Herrn zu kommen. Zu anderer Zeit hatte ein im Ehestande lebender Mann sich gelüsten lassen, eine ledige Dirne zu verführen, die aber, nachdem sie die Zeichen ihrer Schwangerschaft und überdies erkennt, daß es am klügsten gehandelt sei, von ihren Buhlen ein Stück Geld zu nehmen und auf einen anderen aus zu sagen, sich einen solchen alsbald erkürt, den sie als Vater ihres Kindes angiebt. Beide Männer kommen hierauf miteinander zu Streite, so daß immer einer dem andern das Vaterrecht an den Hals wirft, bis die Sache am Ende an die Geistlichkeit gelangt. Der verehlichte mag unfehlbar besseren Bescheid wissen als der andere, überbringt deswegen der Frau Pfarrerin ein paar Päcklein feines Zeug, welches kaum mit der Elle ausgemessen, da schon der fröhliche Geber von aller Schuld losgesprochen ist. Ja, als der andere Mensch diesen Flecken nicht allein auf sich haften lassen will, giebt ihm der geistliche Herr noch die tröstliche Vermahnung: Er sollte es doch immer gut sein lassen, es wäre ein menschlicher Fehler, welcher durch eine mäßige Kirchenbuße abgethan werden könnte. Er wäre ein lediger Mensch, der aus Liebe zu seinem verehlichten Nächsten dergleichen Sache eher auf sich nehmen könnte als der andere, mit dem es schon etwas mehreres auf sich hätte. — Man bedenke, ob allhier nicht eingetroffen, was Gott durch den Propheten Micha, im dritten Kapitel, zweitem Verse redet: Ihre Häupter richten um Geschenke, ihre Priester lehren um Lohn, und ihre Propheten wahrsagen um Geld. Denn Schmelzers Patron wußte zum Beispiel alles so politisch zu spielen,

daß niemand leicht einen Pfarr= oder Schuldienst in der Stadt oder auf dem Lande bekam, als wer sich vorher mit der Frau abgefunden hatte. Manche arme Dorfpfarrer hatten sich wehe genug thun müssen, ehe sie das versprochene Honorar theils mit Korn, Weizen, Gerste, Flachs, jungen Schweinen, Kälbern, Hühnern und Gänsen, theils mit barem Gelde abtragen können. Ein, oder ein paar Bienenstöcke, etliche Kannen Honig oder Pflaumenmuß, Butter und Käse, welches die Dorfschulmeister oder Cantoren, wie sie gern heißen mochten, wohl zuweilen spendeten, wurden ganz gleichgültig angenommen. Derjenige aber, so ein paar fette Consistorialvögel, wenigstens so viel Kapaunen, eine mit vielen Küchlein gesegnete Gluckhenne und dergleichen brachte, bekam nicht allein freundlichere Mienen, sondern verblümterweise sogar Anwartschaft auf die Pfarre. Sonst war die Frau Oberpfarrerin die Zuflucht aller Männerbegierigen Jungfern, denn wenn diese nur erst die rechten Schliche zu ihrem Herzen fanden, wurde ihnen nach Standesgebühr bald mit einem Pfarrer= Kirchen= oder Schuldienste geholfen, und so büßte der gute Sanct Andreas auch bei dem abergläubigsten Frauenzimmer völlig seinen Credit ein. Den Witwen und Waisen war diese Frau ungemein tröstlich, denn sie mochten hier oder da eine gerechte oder ungerechte Forderung anstellen, so mußte ihnen dennoch ein günstiges Urtheil gesprochen werden, wofern sie etwas im Vermögen und zu spenden hatten. Den armen alten Leuten, aber nur weiblichen Geschlechts, stand ihre milde Hand täglich offen, weil diese sonderlich geschickt waren, alle neuen Mähren, so in der Stadt oder auf dem Lande vorkamen, in ihr Cabinet zusammen zu tragen, das zu gewissen Tagesstunden allen dergleichen Posträgerinnen erschlossen war. Uebrigens, aller Einkünfte ungeachtet, herrschte doch Schmalhans, ihrer außerordentlichen Nahrhaftigkeit we=

gen, in allen Ecken; so daß kaum die Kinder, das Hausgesinde aber destoweniger, satt zu essen bekamen, weswegen auch selten eine Magd über ein Vierteljahr bei ihr blieb. Ein gerechtes Aergerniß war es, wie diese Frau ihre Kinder in allen nur ersinnlichen Thorheiten unterwies, indem sie ihnen, ihrer Meinung nach, die Grundregeln der Politik beizubringen gedachte. Konnte der jüngste Sohn ex tempore eine Lüge aus der Luft schnappen, so war es zwar nach ihrem Sinne eine Anzeige eines erfinderischen Kopfes; dafern er aber seine Lüge nicht mit besonderen wahrscheinlichen Umständen unverschämterweise behaupten und fortführen konnte, mußte er einen Verweis einstecken, und aus ihrem mütterlichen Munde die subtilsten Bedenken anhören und beherzigen. Den älteren Sohn unterrichtete sie selbst fast täglich in der Kunst, Frauenzimmer zu unterhalten, er mußte lernen schmeicheln, Artigkeiten sagen, Hand und Mund nach der Mode küssen, und hunderterlei andere Albernheiten begehen, von denen er der Frau Mama oft wiederholte Proben abzulegen hatte.

Hatte nun der ehrliche Schmelzer mit der Zeit alle Anstalten dieses Hauses in genauere Betrachtung gezogen, und überdies erwogen, daß er dasigen Orts ebenfalls keine Beförderung ohne sonderbare Knoten und Gewissensscrupel erhalten würde, so empfing er zu seiner Freude plötzlich einen Brief aus seiner Heimath, worin ihm ein durch einen unerwarteten Todesfall daselbst erledigtes Schulamt angetragen wurde, und verabschiedete er sich also, weil ihm die größte Eile dabei zur Pflicht gemacht worden war, sofort von seinem Prinzipale, indem er die ungesäumte Rückreise nach Elbing antrat.

Allein das unerforschliche Verhängniß hatte ganz widerwärtig scheinende Schlüsse gegen ihn gefaßt, denn nachdem er

bereits zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, schlug einst mitten in der Nacht der Postwagen dergestalt unglücklich für ihn um, daß nicht allein durch die nachschießenden aufgepackten Kasten seine beiden Beine sehr geschelnert, sondern ihm überdies der rechte Arm schmerzlich zerbrochen wurde. Einem Passagier ging es noch erbärmlicher, indem er im stürzen das Halsgenick zerbrach und augenblicklich seinen Geist aufgab, zwei andere aber waren fast eben so unglücklich als Schmelzer. Der Wagen wurde mit größter Mühe wieder aufgerichtet, und die Passagiere sämmtlich zu der nächsten Stadt weiter gefahren, die sie mit dem anbrechenden Tage erreichten, und in der ein Arzt und Wundarzt den genommenen Schäden zu Hülfe kam.

Also ward Schmelzer nun zwar an Arm und Beinen gehörig verbunden, empfand auch daran einige Linderung seiner Schmerzen, jedoch die starke Quetschung am Rückgrat mochte eine innerliche Entzündung verursacht haben, weswegen ihn wenige Tage hernach ein hitziges Fieber befiel, an dem er bis in die vierte Woche gefährlich krank darnieder lag.

Die Heilung seines zerbrochenen Arms, wie auch der angeschellerten Beine, wurde dadurch um ein merkliches verzögert, endlich aber befand er sich zwar in der siebenten Woche wiederum kräftig genug, die fernere Reise anzutreten; als er jedoch in seiner Vaterstadt ankam, sah er sich zu seiner Kränkung und Bekümmerniß abermals in seinen Hoffnungen auf eine gesicherte Zukunft getäuscht, indem er hörte, daß die in Frage stehende Schulstelle von den Patronen bereits anderwärts vergeben war, weil denselben sein Ausbleiben allzulange gewährt hatte.

Wer hätte wohl bei dergleichen oft wiederholten Streichen des falschen Glücks nicht endlich ungeduldig und verzagt, sogar zweifelhaft an seiner Beförderung werden wollen! In

einer solchen Stimmung betraf den geprüften Schmelzer der Ruf zum Predigtamte bei der Gemeine der Insel Felsenburg, und stand er keinen Augenblick an, denselben anzunehmen. Er vertheilte sein Vermögen unter seine Geschwister, setzte seine Weiterreise zu Lande nach Amsterdam fort und schiffte sich an diesem großen Seeplatze nach dem Orte seiner Bestimmung ein, wo er sich endlich der Behaglichkeit einer ihm angemessenen erwünschten Lage zu erfreuen hatte.

XIII.

Belfagor.

Man lieſt in den alten Geſchichten von Florenz, was man ſchon aus der Erzählung eines heiligen Mannes weiß, deſſen Leben bei ſeinen Zeitgenoſſen hoch geprieſen wurde, daß derſelbe, in ſeine Gebete vertieft, mittelſt ihrer ſchaute, wie unzählige Seelen jener armen Sterblichen, die da, mit Gott zerfallen, umkamen, auf ihrem Wege nach der Hölle alleſammt oder meiſtentheils nur darüber klagten, ſich ſelbſt durch ihre Verehelichung in ihr Unglück geſtürzt zu haben.

Durch dieſen Umſtand wurden nun Minos und Rhadamanth, ſo wie die anderen Höllenrichter, in höchliches Erſtaunen verſetzt, weil ſie ſolche Verleumdungen des weiblichen Geſchlechtes nicht wohl glauben konnten. Da indeſſen das Geklage von Tag zu Tage zunahm, und am Ende auch der gehörige Bericht davon an Pluto abgeſtattet worden war, ſo kam es zu dem Beſchluſſe, den Fall mit ſämmtlichen hölliſchen Fürſten in reifliche Erwägung zu ziehen, und nächſtdem die geeignetſten Maßregeln zu ergreifen, um den etwaigen Betrug aufzudecken und das Wahre an der Sache herauszuſtellen.

Pluto schrieb eine hohe Rathsversammlung aus, und eröffnete dieselbe mit einer also gestalteten Anrede: Wiewohl ich, meine Lieben, Getreuen, von Gottes Gnaden, in Gemäßheit eines unvermeidlichen Schicksals dieses Reich beherrsche, und um deswillen keinerlei Richterstuhl, weder einem himmlischen noch einem irdischen unterworfen bin, so will es mir doch bedünken, daß die Gewaltigen wohl daran thun, Gesetze anzuerkennen und der öffentlichen Meinung ihr Recht einzuräumen, und habe ich drum gegenwärtig beschlossen, mich mit euch über mein Thun und Lassen in einer Angelegenheit zu berathen, die da sonst gar leichtlich zur Unehre unserer Herrschaft ausschlagen dürfte. Es sagen nämlich zwar alle Menschenseelen, die sich zu uns herablassen, aus, ihre Ehehälften seien ihr Urgrund dazu; es will uns aber dennoch scheinen, daß dies an und für sich gewiß unmöglich sei, und wir befürchten nun, wenn wir auf die Relation hin ein Verdammungsurtheil sprächen, für allzugrausam, oder wenn wir es nicht thäten, für allzulässig oder ungerecht verschrieen zu werden. Die Menschen sündigen bald durch Leichtsinn, bald durch Unbilligkeit. Wir aber möchten gern auf keine von beiden Weisen uns Tadel zuziehen, und haben euch hierher beschieden, weil wir nicht wissen, wie wir uns verhalten sollen, damit ihr uns mit eurem guten Rathe beistehet, zu bewirken, daß dieses Reiches seither unangetastet gebliebene Ehre auch unbescholten fürder dauere. — Es schien einem jeden dieser Fürstenthümer der vorliegende Fall ein hochwichtiger, beachtenswerther zu sein, sie waren auch darin mit einander einverstanden, daß die Wahrheit nothwendigerweise erforscht werden müsse; aber die Art und Weise betreffend, wie dies zu bewerkstelligen, fanden verschiedene Meinungen unter ihnen statt. Einer hielt dafür, es sei ein, ein Anderer, es seien mehrere Boten zur Erde empor abzufertigen, um unter mensch-

licher Gestalt persönlich zu ergründen, was es mit der Sache für eine Bewandtniß habe. Viele Andere dagegen meinten, wozu denn deswegen so viele Umstände gemacht zu werden brauchten, es reiche ja hin, daß man etwann ein paar Seelen bis zum Bekenntniß der Wahrheit insbesondere martere. Da nun aber am Ende die Stimmenmehrheit allerdings für den Vorschlag einer Gesandtschaft war, so ging diese Meinung durch, und man bestimmte sich, in Ermangelung irgend eines armen Teufels, der den Auftrag freiwillig übernommen hätte, die Wahl dazu durchs Loos zu entscheiden.

Das Loos traf den Erzteufel Belfagor, der vordem, ehe er aus dem Himmel gefallen, ein Erzengel gewesen war und jetzt zwar höchst wider Willen sich zu der Botschaft hergab, Plutos Herrschergewalt aber unterthänig, sich dazu verstehen mußte, unter den ausdrücklich vorgeschriebenen Bedingungen den Beschluß des höllischen Conciliums zu vollbringen.

Diesen Bedingungen gemäß, erhielt Belfagor unverzüglich hunderttausend Dukaten ausgezahlt, und verpflichtete er sich dagegen, mit diesem Gelde in die Welt zu gehen, sich unter menschlicher Gestalt eine Frau zu nehmen und mit ihr zehen Jahre lang zu leben, um sodann eines scheinbaren Todes zu sterben und, nach der Hölle zurückkehrend, seinen Vorgesetzten Bericht zu erstatten, wie es eigentlich mit Lust und Leid des Ehestandes auf Erden beschaffen sei. Beiläufig wurde ihm überdies die Erklärung gegeben, daß er während der genannten Zeit allen Ungemächlichkeiten und Uebeln, mit denen die sterblichen Menschen zu kämpfen haben, und welche Armuth, Gefangenschaft, Krankheit oder irgend eine andere Noth nach sich ziehen, unterworfen sein solle, er müßte sich denn durch seine eigne Klugheit oder List davor behüten können oder daraus befreien.

Belfagor begab sich zu der Erde hinauf, versah sich mit

Pferden und Dienerschaft und zog mit vielem Anstande in Florenz ein, welche Stadt er vor anderen zu seinem Aufenthaltsorte erwählte, weil sie ihm den Wucher, den er mit seinem Gelde zu treiben gesonnen war, ganz besonders zu begünstigen schien. Er nannte sich hier Roderigo von Castilien und miethete ein Haus in der Vorstadt Allerheiligen. Damit man seiner wahren Herkunft nicht auf die Spur käme, sagte er aus, daß er vor einiger Zeit Spanien verlassen und sich nach Syrien gewendet habe, wo er in Aleppo wohlhabend geworden sei, wenn gleich es ihm dort auf die Dauer nicht gefallen wollen, und er sich nunmehr Italien als eine menschlichere, dem bürgerlichen Leben und seiner Art und Weise angemessenere Heimath auserkoren habe, um sich daselbst ein Weib zu nehmen. Roderigo war ein schöner Mann, der in einem Alter von dreißig Jahren zu stehen schien. Er verrieth in wenigen Tagen, daß er im Besitze großer Reichthümer sei; und da er sich außerdem bei mehrfachen Gelegenheiten als einen wahrhaft gebildeten und freigesinnten Mann zu erkennen gab, so währte es nicht lange, daß an ihn von Seiten vieler edlen Bürger, denen der Himmel mehr Töchter als Thaler beschеert hatte, Heirathsanträge in Betreff derselben ergingen, unter denen seine Wahl auf eine schöne Jungfrau, Namens Honesta, die Tochter Amerigos Donati, fiel, der außer ihr und drei erwachsenen Söhnen noch zwei andere, auch fast mannbare Töchter hatte, und zwar aus einem guten Hause und in Florenz persönlich geachtet war, aber, eben seine zahlreiche Familie und seinen Adel angesehen, sich dürftig behelfen mußte.

Roderigo richtete seine Hochzeit mit Pracht und Aufwand aus und benahm sich übrigens bei dieser Gelegenheit, da er, aus der Hölle austretend, jedweder menschlichen Leidenschaft unterworfen worden war, wie jeder andere Bräutigam. Er

begann sehr bald an Ehre und Herrlichkeit der Welt Behagen zu finden, und sich daran zu erfreuen, von den Menschen gelobt zu werden, wie er sich denn diese Liebhaberei gar schweres Geld kosten ließ. Auch hatte er noch nicht eben lange Zeit mit seiner Ehegattin Honesta gelebt, als er sich in dieselbe so außermaßen verliebte, daß er es nicht ertragen konnte, sie traurig oder mißmuthig zu sehen. Frau Honesta hatte ihrem Roderigo neben ihrem Adel und ihrer Schönheit einen Hochmuth, wie ihn Lucifer sogar nicht kannte, schon mit ins Haus gebracht, und Roderigo, der den einen wie den anderen ermessen hatte, erachtete den seiner Frau für den höheren. Er ward aber auf die Länge der Zeit noch ärger, als er war, bevor sie sich der großen Liebe ihres Mannes zu ihr versah. Und da sie nunmehr dafür hielt, er befinde sich durchaus in ihrer Gewalt, so begann sie ohne alles Erbarmen und ohne alle Rücksichten über ihn zu gebieten, und ermangelte nicht, wenn er ihr ja einmal etwas versagen wollte, ihn mit bösen und beleidigenden Worten zu seinem unsäglichsten Aerger zu peinigen, weil er um seines Schwiegervaters, seiner Schwäger und der übrigen Verwandtschaft, sowie um des Ehebandes selbst und insbesondere um seiner großen Liebe willen zu ihr, eben viele Geduld mit ihr hatte. Sie verlangte von ihm, nach jeder neuen Tracht und nach der immer wechselnden Mode gekleidet zu werden. Und nicht allein, daß sie ihn damit immer größere Summen kostete; wenn er Frieden zu Hause haben wollte, so mußte er auch seinem Schwiegervater, zur Verheirathung seiner anderen beiden Töchter mit schwerem Gelde hülfreich beistehen: gleichwie er denn wieder nicht umhin konnte, da er sich einmal darauf eingelassen, einen ihrer Brüder mit Tüchern nach dem Osten, den anderen mit Seidenzeugen nach dem Westen zu senden, und den dritten als Goldschläger in Florenz zu etabli-

ren, um auf solche Art allmählig den größten Theil seines Vermögens zu verthun. Dieses letztere bekam noch dadurch den gefährlichsten Stoß, daß Frau Honesta, um Anderen nicht nachzustehen, ihn thörichterweise nöthigte, zur Karnevals- und Johanniszeit, wenn die Stadt Florenz, einer alten Gewohnheit nach, voller Festlichkeiten ist, und viele reiche und vornehme Bürger die kostbarsten Gastereien anstellen, es damit allen Anderen zuvorzuthun.

Nichtsdestoweniger ertrug Roderigo alle diese Dinge um der schon angegebenen Ursachen willen leicht, und würde sie, wie schwer sie auch an und für sich sein mochten, nimmermehr lästig gefunden haben, hätte er damit nur auch wirklich seine häusliche Ruhe erkauft und soviel gewonnen, dem herannahenden Zeitpunkte seines gänzlichen Unterganges mit Gemächlichkeit entgegenzusehen. Aber es widerfuhr ihm in dieser Hinsicht das entschiedene Gegentheil. Denn von ihrer Prunk- und Verschwendungssucht abgesehen, suchte sie ihn, ihrer widerwärtigen Natur entsprechend, mit einer zahllosen Menge von Ungelegenheiten heim, deren geringfügigste etwa noch war, daß kein Knecht oder Diener es auch nur auf Tage oder Wochen, geschweige denn auf längere Zeit, in seinem Hause aushalten konnte. Und es erwuchs dem armen Roderigo der empfindlichste Nachtheil daraus, daß ihm jeder zuverlässige und getreue Beistand in seinem Hauswesen mangelte, denn die anderen Teufel, die mit ihm als seine Diener aus der Hölle gekommen, waren nach und nach alle dahin zurückgekehrt, weil sie deren ewige Flammenqualen lieber als die Herrschaft seiner Hausfrau erdulden wollten. So führte Roderigo nun das ruheloseste und unbehaglichste Leben von der Welt, und hatte es durch seine schlechte Wirthschaft bereits dahin gebracht, daß er mit seinem ganzen beweglichen Besitzthume fertig war, und da er dennoch eines

guten Credits genoß, auf die aus dem Oriente und Occidente von ihm erwarteten Summen im voraus auf Wechsel zu borgen anfing, um nicht von dem hohen Pferde, auf das er sich gesetzt hatte, herabsteigen zu müssen.

Indessen nothwendigerweise darnach immer tiefer in Schulden gerathend, machte er sich in kurzer Zeit allen denen verdächtig, die sich auf solcherlei Schliche in Handel und Wandel verstanden; und da es sein Unglück wollte, daß gerade zu der Zeit, als sein guter Ruf am schwankendsten war, aus dem Abend- und Morgenlande die plötzliche Nachricht eintraf und verlautete, der eine Bruder Frau Honestens habe all das Eigenthum, das ihm Roderigo anvertraut, im Spiele verloren, der andere sei dagegen, auf dem Rückwege zur See, mit seinem Schiffe und sämmtlichen darauf geladenen Waaren, die er nicht hatte versichern lassen, eine Beute der Wellen geworden: so verbanden sich Roderigos Gläubiger, in der Besorgniß, daß er möge zu Grunde gerichtet sein, mit einander, ihn bis zum Ablaufe seiner Zahlungsfristen, und zwar, wie gesagt, so geschehen, auf das sorgfältigste bewachen zu lassen, damit es ihm auf jeden Fall unmöglich würde, sich ihnen durch die Flucht zu entziehen. Roderigo seinerseits keine andere Hülfe in seiner Noth ersehend, und dennoch der Gesetze eingedenk, denen die höllische Rathsversammlung ihn unterworfen hatte, war allerdings der Meinung, zu entfliehen, und warf sich eines Morgens auf ein rasches Pferd, auf dem er sich zu dem Thore hinaus rettete, in dessen Nähe seine Wohnung gelegen war. Kaum, daß man sich seiner Entfernung versah, so entstand ein großer Aufruhr unter den Gläubigern, sie kamen bei der Obrigkeit klagbar gegen ihn ein, und schickten ihm nicht nur Gerichtsboten nach, sondern verfolgten ihn insgesammt persönlich. Roderigo war noch keine Meile von der Stadt entfernt, als diese Gefahr wider

ihn losbrach. Er erkannte seine üble Lage, und nahm sich, um desto verborgener zu fliehen, vor, die gebahnte Straße zu verlassen, und querfeldein weiter zu eilen, wohin ihn sein gutes Glück führe. Er setzte diesen Vorsatz ins Werk; fand aber bald, daß ihm die die Felder durchschneidenden Gräben dabei hinderlich wurden, und daß er wegen des Gebüsches nicht immer zu Pferde darüber setzen konnte. Er floh deswegen zu Fuße weiter, und indem er sein Roß die Straße entlang ledig laufen ließ, eilte er selbst über das mit Röhricht und mit zahlreichen Weingärten bedeckte Land hin, bis er in die Nähe von Peretola zum Hause Giovanni Matteo del Bricca's, Feldbauers des Giovanni del Bene, kam. Er begegnete dem Giovanni Matteo gerade, als dieser Futter für seine Ochsen heim trug, flehte ihn um seinen Schutz gegen die Feinde an, die ihn verfolgten, um ihn im Kerker umkommen zu lassen, und versprach ihm, wenn er ihn aus ihren Händen rettete, ihn reich zu machen und, vor seinem Scheiden, ihm seine Fähigkeit dies zu thun, entweder genugsam zu beweisen, oder ihn im entgegengesetzten Falle selbst zu ermächtigen, ihn seinen Feinden auszuliefern. Giovanni Matteo war zwar ein Landmann, aber dennoch ein unternehmender Mensch, und da er der Ansicht war, er könne nicht wohl zu kurz dabei wegkommen, wenn er den Flüchtling rettete, so sagte er demselben seine Bitte zu und steckte ihn in einen Haufen Dünger, den er vor dem Hause liegen hatte, indem er einen Schober Abgänge und dünnes Rohr, das er zum Verbrennen zusammen gelesen, vor ihn wälzte.

Roderigo war nun hierauf nicht sobald in Sicherheit gebracht worden, als auch schon seine Verfolger herzukamen, und wiewohl vergebens den ehrlichen Giovanni Matteo durch Drohungen dahin zu bewegen suchten, ihnen ihren Schuldner zu verrathen. Die Gläubiger mußten mit leeren Hän-

den ihres Weges weiter ziehen, suchten noch einige Tage lang in der Gegend umher, und kehrten endlich unverrichteter Sache und ermüdet wieder nach Florenz heim. Sobald der Lärmen und die Gefahr vorüber waren, holte Giovanni Matteo den Verfolgten aus seinem Schlupfwinkel hervor, und mahnte ihn an sein gegebnes Wort. Roderigo erwiederte: Mein lieber Bruder! ich habe eine große Verbindlichkeit gegen dich auf mich geladen, und will sie auf jede Weise abzutragen suchen. Damit du glaubest, daß ich dies im Stande sei, so laß dir von mir sagen, wer ich bin. — Er theilte ihm hier seine persönlichen Verhältnisse und die Bedingungen mit, unter denen er die Hölle verlassen und sich ein Weib genommen hatte, und eröffnete ihm überdies die Art und Weise, auf die er ihn zu bereichern gedachte, und die eben keine andere war, als daß Giovanni Matteo, sobald er von irgend einem Weibe höre, das besessen sei, nur getrost annehmen dürfe, er sei selber in sie gefahren, und sich anzuschicken habe, ihn zu vertreiben, der da keinem Anderen als ihm weichen werde, um sich nach glücklich vollbrachtem Werke von den Verwandten der Verteufelten nach Belieben bezahlen zu lassen.

Nachdem Roderigo diese Erklärung von sich gegeben hatte, wurde er plötzlich unsichtbar. Es waren aber hierauf kaum einige Tage ins Land gegangen, als sich durch ganz Florenz die Neuigkeit verbreitete, daß eine an Buonaiuto Tebalducci verheirathete Tochter Messere Ambrogio Amedei's vom Teufel besessen sei. Die Ihrigen verabsäumten nicht, alle jene Hülfsmittel dagegen anzuwenden, die bei solchen Unfällen gebräuchlich sind. Man berührte ihr Haupt mit dem Schädel des heiligen Zenobius, und mit dem Mantel des heiligen Johannes Walbert; aber alle diese Dinge wurden von Roderigo nur verhöhnt; und um jedermänniglich zu überzeugen,

daß die Krankheit des jungen Weibes ein böser Geist und keine andere fantastische Einbildung sei, fing er an, aus ihr Latein zu reden, und über philosophische Dinge zu disputiren, oder deckte auch zu allgemeiner Verwunderung die Sünden vieler anderer Menschen auf, wie zum Beispiel die eines gewissen Klosterbruders, der sich vier Jahre lang ein als Mönch verkleidetes junges Weibsbild in seiner Zelle gehalten hatte. Herr Ambrogio war indessen über diese vergeblichen Heilversuche höchst misvergnügt geworden, und hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, seine Tochter wieder gesunden zu sehen, als mit einem Male Giovanni Matteo zu ihm kam und ihm die Herstellung derselben zusicherte, wofern er versprâche, ihm fünfhundert Gulden zum Ankaufe eines Gutes in Peretola dafür auszuzahlen. Herr Ambrogio ging auf sein Anerbieten ein; Giovanni Matteo aber ließ vorerst etliche Messen lesen, traf seine Förmlichkeiten zur Vollbringung des großen Werkes, und raunte dann dem jungen Frauenzimmer ins Ohr: Ich bin zu dir hierher gekommen, Roderigo, um dich an die Erfüllung deines Versprechens zu erinnern. Roderigo entgegnete ihm: Ich bin bereit, dir zu gehorchen; dies ist aber noch nicht genug, um dich reich zu machen. Sobald ich von hinnen gewichen sein werde, fahre ich in die Tochter des Königs Karl von Neapel, die ich auf keines Anderen als auf deine Beschwörung wieder zu verlassen gedenke. Alsdann sollst du auch ein tüchtiges Handgeld, mit dem du zufrieden sein kannst, von mir kriegen, auf daß du mich fernerhin in Ruhe läßt. — Dies gesagt, fuhr er, zum Ergötzen und zur Verwunderung von ganz Florenz, aus der jungen Person heraus. Es währte hierauf gar nicht lange Zeit, so verlautbarte durch ganz Italien der Unfall, welcher der Tochter des Königs Karl zugestoßen war. Die Geistlichkeit erfand kein zweckdienliches Mittel dagegen, und da

der König von Giovanni Matteo reden hörte, so ließ er ihn zu sich von Florenz entbieten. Giovanni Matteo kam in Neapel an und vollbrachte seine vermeintliche Kur nach einigen Umständen glücklich. Ehe Roderigo sich indessen auf und davon machte, sprach er: Du siehst, Giovanni Matteo, ich habe mein dir gegebenes Wort, dich reich zu machen, vollständig eingelöst, und keinerlei Verbindlichkeit weiter gegen dich zu erfüllen. Hüte dich wohl, mir fernerhin jemals wieder ins Gehege zu kommen, denn so viel Gutes ich dir seither erwiesen habe, so vieles Böse hättest du dann von mir zu gewärtigen. — Giovanni Matteo kehrte als ein reicher Mann nach Florenz zurück, denn er hatte funfzigtausend Stück Dukaten als Belohnung seines ihm geleisteten Dienstes vom Könige empfangen, und war nur noch darauf bedacht, seines erworbenen Reichthumes sich zu erfreuen, ohne daß er irgend besorgte, in seinem friedlichen Genusse von Roderigo gestört zu werden.

Mit einem Male aber wurde er aus seiner Ruhe durch die Nachricht aufgeschreckt, daß eine Tochter Königs Ludwigs VII von Frankreich vom Teufel besessen sei. Die Kunde von diesem Ereignisse brachte Giovanni Matteo's Gemüth, wenn er an die Allgewalt eines solchen Königes und an die warnenden Worte Roderigos dachte, aus aller Fassung. Der König versuchte dagegen erfolglos alle nur erdenklichen Mittel, das Uebel seiner Tochter zu heben, und sendete darauf, von der Heilkraft Giovanni Matteos hörend, erst seinen Laufer an ihn ab, um ihn freundlich zu sich einladen zu lassen, sahe sich aber am Ende gezwungen, den Teufelsbanner der Signoria förmlich abzufordern, weil derselbe sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit weigerte, seinem Rufe Folge zu leisten. Von der Obrigkeit zum Gehorsam gezwungen, fügte sich Giovanni Matteo wohl oder übel in sein Schicksal, und wanderte denn auch ziemlich getrosten Muthes nach

Paris, wo er zuvörderst dem Könige die Erklärung abgab: er habe zwar einige Male allerdings Besessene geheilt; aber um deswillen sei er seiner Sache noch gar nicht gewiß, daß ihm dieses Unternehmen allemal gelingen müsse, denn es gäbe der Teufel nur zu durchtriebene, die weder Drohungen, noch Zauberkünste, noch irgend Gott und Religion scheuten. Er wolle freilich recht gern auch diesmal seine Pflicht und Schuldigkeit erfüllen, jedennoch hoffe er Vergebung und Entschuldigung für den möglichen Fall zu erlangen, daß es ihm damit nicht nach seinem Wunsche glücke. — Der König hatte diese Worte mit Zorn und Entrüstung angehört und erwiederte darauf nichts geringeres, als daß er ihn hängen lassen würde, gesetzt, er heilte seine Tochter nicht. Wie großes Leid nun auch Giovanni Matteo über diese ihm eröffnete Aussicht empfinden mochte, so machte er doch eine gute Miene zum bösen Spiel, ließ die Besessene herbeiführen und bog sich zu ihrem Ohre hinab, indem er sich voll Demuth Roderigos Huld und Gnade anempfahl, ihn an die große Wohlthat erinnerte, die er ihm erwiesen habe, und ihm zu bedenken gab, welch auffallendes Beispiel von Undankbarkeit er geben würde, wenn er ihn in solcher Noth im Stiche ließe. Roderigo antwortete: Ei, du schurkischer Verräther! wie kannst du frech genug sein, mir wieder zu nahe zu kommen? Meinst du, daß du dich wirst lange zu rühmen haben, durch mich reich geworden zu sein? Ich will es dir und einem jeden zeigen, wie ich nach meinem Belieben auch wieder nehmen kann, was ich gegeben habe. Du sollst nicht lebendig von hinnen kommen; ich bringe dich an den Galgen, es koste was es wolle. — Da nun Giovanni Matteo hieraus erkannte, daß er auf die alte Weise diesmal nichts ausrichtete, so gedachte er sein gutes Glück auf eine andere zu versuchen, verfügte, daß man die Besessene wieder von

dannen brachte, und sprach zum Könige: Wie ich schon geäußert habe, Sire, so giebt es der bösen Geister in Wahrheit so unbändige, daß gar nicht mit ihnen auszukommen ist. Dieser hier gegenwärtige ist einer der bösesten. Desungeachtet will ich noch einen Versuch machen, ihn zu vertreiben. Gelingt er mir, so hat eure Majestät eure Absicht erreicht, gleichwie ich die meinige; wo nicht, so bin ich in eurer Gewalt und muß es euch überlassen, wie vieles Mitleiden ihr verdientermaßen meiner Unschuld angedeihen lassen wollt. Ich ersuche euch nämlich, auf dem Platze unserer lieben Frau ein hohes Gerüste aufführen zu lassen, das für euren Hof und für den ganzen Klerus dieser Stadt geräumig genug sei. Dieses Gerüste soll mit kostbaren Tüchern, mit Gold und Seide behangen und in mitten desselben ein Altar errichtet werden. Des nächsten Sonntags früh sollt ihr alsdann mit der Geistlichkeit und mit allen Fürsten und Baronen, in königlicher Pracht und im höchsten äußerlichen Glanze, daselbst erscheinen und eine feierliche Messe mit anhören, die auf dem Altare abzulesen ist, bevor man die Besessene hinführt. Ich wünsche überdies, daß auf der einen Seite des Platzes wenigstens zwanzig Personen aufgestellt werden, die mit Hörnern, Trompeten, Trommeln, Sackpfeifen, Zimbeln, Schalmeien und anderen geräuschvollen Instrumenten aller Art zu versehen sind, und, sobald sie mich den Hut in die Luft erheben sehen, diese Instrumente laut ertönen lassen, indem sie damit raschen Schrittes auf das Gerüste zuziehen. Diese Dinge, verbunden mit einigen anderen geheimen Mitteln, sollen, wie ich hoffe, zur Austreibung eben jenes Teufels genügen. —

Der König ließ unverzüglich alle Veranstaltungen treffen, wie sie Giovanni Matteo angeordnet hatte, der erwartete Sonntagmorgen kam, wo, in Gegenwart der Großen des

Reiches auf dem Gerüste und unzähligen umstehenden Volkes, die feierliche Messe gelesen wurde, und die Besessene erschien an der Hand zweier Bischöfe, mit vielen vornehmen Herren in ihrem Gefolge. Die großen Zurüstungen und die ungeheure anwesende Volksmenge erschauend, sagte Roderigo ganz verblüfft zu sich selbst: Was hat sich nur der elende Bauerlümmel mit mir ausgedacht? Glaubt er, mich durch das Bischen Gepränge einzuschüchtern? Weiß er nicht, daß ich an die Pracht des Himmels und an das Entsetzen der Hölle gewöhnt bin? Ich werde ihn schon dafür büßen lassen. Dann, als Giovanni Matteo an seine Seite trat und ihn nochmals bat, auszufahren, brach er mit den Worten gegen ihn los: Ei, da hast du ja eine herrliche Erfindung gemacht! Was gedenkst du mit all dem Zeuge anzufangen? Glaubst du, vermöge desselben, dich meiner Uebermacht und dem königlichen Zorne zu entziehen? Du Schurke, du alberner Tropf! Ich will dich hängen sehen! — Wie nun Giovanni Matteo, auf seine wiederholten dringenden Bitten, nichts anderes als solche Grobheiten und Schmähungen aus ihm herausbrachte, so glaubte er weiter keine Zeit verlieren zu dürfen. Er schwenkte also seinen Hut empor, und auf dies Zeichen ließen jene Musiker insgesammt mit einem Male ihre Instrnmente zum Himmel erklingen und zogen unter dem betäubendsten Lärmen zu dem Gerüste heran. Bei dem unerwarteten Geräusche spitzte Roderigo die Ohren und fragte, da er es sich durchaus nicht zu erklären wußte, voller Staunen und Verwunderung, seinen alten Bekannten Giovanni Matteo: was ist das? — Wie in der höchsten Bestürzung raunte ihm Giovanni Matteo zu: Wehe dir, mein Roderigo! das ist deine Frau, die dich wieder zu sich holen will! —

Die Veränderung, die in Roderigo vorging, als er den Namen seiner Frau wieder in seiner Gegenwart aussprechen

hörte, würde sich in ihrem Umfange kaum in Gedanken ermessen, geschweige denn etwa mit Worten schildern lassen. Seine Gemüthserschütterung war so groß, daß er, ohne zu erwägen, ob sie möglicherweise ihn in solcher Gestalt habe ausfindig machen können, ja ohne ein einziges Wort zu erwiedern, in Furcht und Grausen entfloh, und den Körper des jungen Mädchens freigab. Belfagor wollte lieber nach der Hölle zurückkehren, um von seinen Thaten sofortige Rechenschaft abzulegen, als sich etwa neuerdings, trotz all des Aergers, der Unlust und der Gefahren des Ehestandes, seinem Joche zu unterwerfen. In seiner alten Heimath angekommen, legte er ein Zeugniß von der unendlichen Bosheit ab, die ein Weib in ihrem Hauswesen auszuüben vermöge; Giovanni Matteo hingegen, der davon noch mehr als der Teufel auszusagen wußte, machte sich bald nachher munter und guter Dinge auf seinen Weg nach Hause.

XIV.

Bestrafte Untreue.

In dem Herzogthume Brabant lebte, unlängst noch frischen Angedenkens, ein junger Edelmann Namens Girard, der bei dem Herrn des Landes in Diensten stand und für ein Edelfräulein desselben Hauses, Namens Katharina, in Liebe entbrannt war.

Der wohlgebildete Jüngling fand Gelegenheit, seiner Dame zu erklären, was er für sie fühlte, und so geschah es im Verlaufe der Zeit, als Katharina ihm eine günstige Antwort gegeben hatte, daß beide Liebende ein Herz und eine Seele wurden. Wie denn nun aber die Liebe des öfteren die Augen ihrer Diener zu blenden pflegt, so übersah auch dieses junge Paar, daß sein vertrautes Verhältniß, nachdem es etwas länger als zwei Jahre gedauert hatte, nicht mehr wie Anfangs im Verborgenen fortbestand, sondern in dem Palaste zum öffentlichen Geheimniß geworden war, und männiglich daselbst zur Unterhaltung diente.

Eine junge Freundin Katharinens sagte ihr endlich, daß die Sache mittelst jener bösen Neidharte, die sich immerdar um Dinge bekümmern, die sie nicht betreffen, zur Kenntniß

ihrer beiderseitigen Gebieter und ihrer eigenen Eltern gekommen sei. Ach! was ist da zu machen, meine liebe Schwester und Freundin? fragte Katharina. Rathe mir, ich bitte dich, oder ich bin ein verlornes unglückseliges Weib. — Bei diesen Worten drangen häufige Thränen aus ihren Augen, und rollten ihr schönes klares Antlitz entlang auf ihr Kleid nieder. Wie ihre gute Freundin dies sah, betrübte sie sich äußerst über ihren Schmerz und sagte, um sie zu trösten: Es ist thöricht von dir, Schwester, deshalb so schwer zu trauern, denn man kann dir Gottlob nichts vorwerfen, was deine Ehre kränkt. Wenn du dir die Liebesdienste eines Edelmannes hast gefallen lassen, so ist dies etwas, das kein Ehrenhof verbeut, sondern vielmehr die wahre Ritterssitte, deren du nicht Ursache hast dich zu schämen, und um deretwillen dich in der That kein Mensch auf Erden schelten kann. Indessen würde ich es um der Gerüchte willen, die über deine Minne bestehen, allerdings für gerathen halten, daß Girard auf eine unverdächtige Weise in Frieden und vielleicht unter dem Vorgeben von seiner Herrschaft schiede, eine große Reise anzutreten oder in den Krieg zu ziehen. Er ginge dann in der Stille an einem anderen Hofe in Dienst und wartete die Zeit ab, bis der Himmel eure Liebe begünstigte, indem er dir mittlerweile durch Botschaften Nachricht von sich gäbe und ebenso über dein Befinden unterrichtet würde. Eine solche Trennung, glaube mir, fuhr sie fort, stört eure Liebe nicht im mindesten, wenn sie aufrichtig ist, sondern befestigt sie im Gegentheile nur, indem sie das zweifelhafte Urtheil eurer Augen, worauf sie seither beruhete, ihrer Prüfung unterwirft. —

Katharina dankte ihrer Freundin für diesen guten Rath und pries und billigte ihn als einen sehr verständigen. Auch hatte sie nicht sobald die Gelegenheit gefunden, ihren gelieb-

ten Girard insgeheim zu sprechen, so vertraute sie ihm, daß ihre Liebe sowohl ihren Eltern als ihren Gebietern verrathen sei und stellte ihm nicht nur die Gefahren, die sie demzufolge bedroheten, sondern auch die einzige Abhülfe vor, die ihr dagegen von ihrer Freundin genannt worden war.

Vorher schon halb und halb des über ihn hereingebrochenen Unheils sich bewußt, das ihn härter betraf, als geschehen sein würde, wäre etwa die ganze Welt außer seiner Dame zu Grunde gegangen, entgegnete Girard ihr die Worte: Ich bin euer getreuer und ergebener Knecht, meine süße Freundin, der nächst Gott nichts auf Erden so sehr liebt, als euch. Ihr mögt mir heißen und gebieten, was euch gefällig ist und ihr werdet jederzeit finden, daß ich euch mit Freuden gehorche. Wollet jedoch bedenken, daß mir nichts schlimmeres zustoßen kann, als aus eurer Nähe scheiden zu müssen, und daß die erste Nachricht, die ihr nach unserer Trennung von mir empfangen werdet, ganz gewiß keine andere ist, als die, meines durch den Gram um euch herbeigeführten kläglichen Todes. Desungeachtet will ich euch lieber mein Leben aufopfern und den Tod erleiden, als ein noch so langes euch mißfälliges Dasein führen. Vernichtet, tödtet oder verbannt mich also, und thut mit mir in allem wie es euch gut däucht. — Als die besorgte, kummervolle Katharina, die in ihrem Herzen eine wahrhafte Liebe zu ihrem Freunde trug, ihn so außermaßen sich betrüben sah, hätte sie sich fast erbieten mögen, ihn auf seiner Reise zu begleiten, wenn die große Kraft der Tugend, womit sie Gott begabt hatte, nicht in ihr gewesen wäre, und sie bewogen hätte, geduldig abzuwarten, ob ihr vielleicht in der Zukunft ein Ersatz für das jetzt Verlorne verborgen sei. Nach einer kleinen Weile sagte sie: Mein Freund, es ist nothwendig, daß du mich verlässt. Ich bitte dich, bleibe derjenigen eingedenk, die dir ihr Herz

zu eigen ergeben hat. Damit du den Muth habeſt, deinen Wünſchen und Neigungen entgegen, zu thun, was die Vernunft von dir fordert, ſo verſpreche ich dir und verſichere dich bei meiner Liebe, daß ich nimmermehr mit meinem Willen eines anderen Mannes Gattin ſein werde, ſo lange du mir, wie ich hoffe, daß es geſchehen wird, deine Treue unverſehrt erhältſt. Zum Zeichen und zur Beglaubigung deſſen gebe ich dir hier dieſen mit ſchwarzen Tropfen überſchmelzten goldenen Fingerreif. Und wenn man mich jemals ſollte anderwärts vermählen wollen, ſo werde ich mich dieſes Zwanges ſolchergeſtalt erwehren, daß du mit mir zufrieden ſein und erkennen ſollſt, wie ohne Falſch ich dir treu zu bleiben gedenke. Gehe hin, und ſobald du eine neue Stätte deines Bleibens gefunden haſt, laß mich von dir wiſſen und erwarte getroſt, daß du auch von mir Nachricht empfängſt. — Ach! meine werthe Gebieterin, ſprach Girard, ich ſehe wohl ein, daß ich dich auf eine Zeitlang verlaſſen muß, und bitte nur Gott, daß er dir mehr Freuden ſchenken möge, als er mir zu gönnen ſcheint. Du haſt mir durch dein Verſprechen eine ſo hohe und unverdiente Gunſt erzeigt, daß ich dir gar nicht genugſam und mit nichts anderem als mit dem nämlichen Verſprechen meinerſeits dafür danken kann, indem ich dich zugleich inſtändigſt bitte, dir meinen geringen Willen für eine beſſere That gefallen und gelten zu laſſen. Lebe wohl, meine Augen grüßen dich zum letztenmale mit dem, was meiner Zunge die Sprache raubt. — Mit dieſen Worten küßte er ſie und ſie ihn auf das brünſtigſte, und ging ein jedes in ſein Zimmer, wo es ſeinen Schmerz in Klagen laut werden ließ, und, Gott weiß! ob Thränen des Herzens und der Seele vergoß. Zur Stunde, da ſie ſich öffentlich zeigen mußten, zwang ſich ein jedes anders auszuſehen als ihm um ſein troſtloſes Herz zu Muthe war; und in wenigen Tagen erlangte Girard von ſeinem

Gebieter seinen Abschied nicht um deswillen ohne große Mühe, weil er sich etwa in seinem Dienste hätte Fehler zu schulden kommen lassen, sondern weil Katharinens Angehörige sich mit ihrer Liebe zu ihm unzufrieden bezeigten, der lange nicht so reich wie sie und nicht aus so gutem Hause war, und weil sie befürchteten, daß die Jungfrau ihn heirathen möchte, wie es allerdings nicht geschah. Also reiste Girard ab, und kam nach mehreren Tagereisen nach Barrois, wo er in dem Palaste eines Großen des Landes ein Unterkommen fand und sogleich seiner Dame von sich Nachricht gab, die sich darüber sehr erfreute, und ihn durch den rückkehrenden Boten wiederholt ihrer Treue versicherte.

Es ist hier zu wissen, daß alsbald nach Girards Abreise aus Brabant verschiedene Edelleute, Knappen sowohl als Ritter, sich an Katharinen mit dem Bemühen drängten, ihre Gunst und Gewogenheit zu erwerben, die, während Girard ihr anwesend diente, ihr aus dem Grunde nicht genaht waren, weil sie wußten, daß sie ihm den Vorzug gab. In der That verlangten nun auch deren einige sie von ihrem Vater zur Ehe, und wie denn demselben vorzugsweise einer zu seinem Eidam genehm war, so berief er seine Vertrauten und seine schöne Tochter vor sich, gab ihr sein Alter und die große Freude zu bedenken, die er empfinden würde, könnte er noch bei seinen Lebzeiten ihr Schicksal in dieser Welt entschieden sehen, und schloß mit der Erklärung: jener ihm sehr wohl anstehende Edelmann habe sie von ihm zur Ehe begehrt, und er sei Willens, wenn irgend sonst auch seiner Freunde Rath dahin ausfiele und seine Tochter ihm gehorchen wolle, auf dessen ehrenvollen Antrag einzugehen.

Alle Freunde und Verwandte des alten Herrn priesen und billigten diese Verbindung außerordentlich, in Ansehung der Tugenden, Reichthümer und anderweitigen Vorzüge des edlen

Freiers. Als nun aber die Reihe an Katharinen kam, auch ihren eignen Willen kund zu geben, so versuchte sie freilich, sich damit zu entschuldigen, daß sie gar nicht heirathen möge, oder wenigstens diese Heirath unter mancherlei Ausflüchten aufs Ungewisse zu verschieben. Am Ende sahe sie sich jedoch dahin gebracht, sich entweder die Ungunst ihrer Eltern, Freunde, Verwandten und Gebieter zuzuziehen, oder ihr ihrem Freunde Girard angelobtes Wort zu brechen. Da fiel ihr mit einem Male ein sehr guter Anschlag ein, vermittelst dessen sie doch für den Augenblick die Ihrigen zufrieden stellen und ihrem Geliebten getreu bleiben könnte. Sie sagte: Mein vielgestrenger Herr und Vater! ich möchte euch um keinen Preis in der Welt ungehorsam sein; aber ich vermag auch ein Gelübde nicht zu brechen, das ich Gott, meinem Schöpfer, gethan habe, dem ich noch mehr als euch zu eigen angehöre. Es ist nämlich der Fall mit mir, daß ich in meinem Herzen und vor Gott den Vorsatz gefaßt habe, nicht sowohl gar nicht, als vielmehr nur jetzt noch nicht zu heirathen, bevor mir der Himmel diesen oder einen anderen Stand als denjenigen angewiesen habe, der mir zu meiner armen Seele Heil von nöthen ist. Ich bin zwar nichtsdestoweniger, um euch eben nicht zu betrüben, gern bereit, den Himmel um seinen desfallsigen Rathschluß geradezu zu befragen; es müßte euch aber nur wohlgefällig sein, mir zu gestatten, eine Wallfahrt zu dem heiligen Nicolaus von Varengeuille zu thun, dem ich meine besondere Verehrung gewidmet habe. — Sie that diesen Vorschlag, um unterweges ihren Geliebten zu sehen und ihm ihre Noth und Drangsal zu klagen. Ihr Vater war nicht wenig erfreut, den guten Willen und die weise Antwort seiner Tochter zu vernehmen. Er bewilligte ihr Verlangen und wollte auf der Stelle die Vorbereitungen zu ihrer Abreise treffen, indem er in Gegenwart seiner Gemahlin zu seiner

Tochter sprach: Wir geben ihr den und jenen Edelmann zur Begleitung mit. Isabeau, Marguerite, und Jeaneton reichen zu ihrer Bedienung hin. — Ach! gnädiger Herr Vater, warf ihm Katharina ein, dem soll nicht also geschehen, wenn es euch gefällt. Ihr wißt, daß der Weg zum heiligen Nicolaus schon an sich nicht allzusicher ist, geschweige denn für Leute, die mit großem Gefolge reisen, oder gar für ein Frauengeleite. Das muß man wohl bedenken. Dann könnte ich auch nicht ohne bedeutenden Aufwand an Ort und Stelle gelangen, und wenn wir auf der Straße etwa an Geld und Gut ausgeplündert würden, oder gar meine Ehre Schaden erlitte, so wäre dies doch ein großer Uebelstand. Ich möchte es also, vorausgesetzt, daß es euren Beifall hätte, für räthlich halten, ihr ließet mir eine männliche Kleidung verfertigen, und vertrautet mich der alleinigen Obhut und dem Geleite meines Oheims, des Bastards, an. Ich reiste selbander mit ihm auf zwei kleinen Pferdchen in größerer Sicherheit, gleich wie auch billiger, und würde also viel getrosteren Muthes als in großem Gefolge sein. —

Der ehrbare Herr dachte ein wenig dem Rathe seiner Tochter nach, befragte seine Hausfrau, was sie davon halte, und kam mit ihr dahin überein, daß die Rede eines tief begründeten Sinnes nicht ermangele. Nachdem darauf die Vorbereitungen zur Reise rasch hintereinander waren getroffen worden, begab sich die schöne Katharina, in zierlicher deutscher Tracht, nur von ihrem Oheim, dem Bastard, begleitet, auf den Weg und langte an dem Ziele ihrer Wallfahrt an. Als sie nun bereits die Rückreise angetreten hatten und dereinst, neben anderen Gesprächen, eben Gott dankten, daß er ihnen bis dahin nur Erfreuliches habe zustoßen lassen, redete Katharina ihren Oheim folgendermaßen an: Mein Oheim, lieber Freund! ihr wißt, wie es von mir, der alleinigen Erbin

meines Vaters, abhängt, euch viel Gutes zu erweisen, und ich sage euch, daß ich von Herzen gern bereit bin, dies zu thun, wenn ihr mir in einer kleinen Sache, die ich unternommen habe, insofern dienen wollt, als ihr mir gestattet, mich in den Palast jenes vornehmen Barons von Barrois zu begeben, bei dem sich Girard aufhält, und mir darin wo möglich für einige Tage Aufnahme zu verschaffen. Wir lernen also das Land kennen, und wissen was Neues zu erzählen, wann wir zurückgekommen sind. Daß ich meine Ehre dort behüte, so wie es einem rechtschaffenen Mädchen zusteht, daran zweifelt nicht. —

Der Oheim wußte, daß die Tugend seiner Nichte Katharina keine Obhut erforderte, und da er überdies hoffte, durch sie in der Folge eine bessere Lage zu gewinnen, so sagte er ihr seine Dienste in ihrem Unternehmen zu, indem er mit ihr, die nicht aufhören konnte, ihm zu danken, übereinkam, sie Conrad zu nennen.

Als sie nun binnen kurzem an dem von Katharinen ersehnten Orte anlangten, kehrte der Oheim mit den Pferden in einer Herberge ein und wandte sich Conrad danächst allein an den Haushofmeister des Barons, der ehemals Schildknappe gewesen war, und ihn als Fremden ehrenvoll und höflich bewillkommte. Conrad fragte ihn: ob sein Herr nicht einen jungen Edelmann in Dienst nehmen möge, der auf Abenteuer, umherziehe, um die Welt zu sehen. Der Haushofmeister fragte dagegen, aus welchem Lande er komme, und er erwiederte, daß er aus Brabant sei. Nun wohl, sagte jener, ihr mögt hier zu Mittag essen, und über Tische rede ich euretwegen mit dem Herrn. — Er führte den Reisenden in ein schönes Gemach ein, ließ den Tisch decken, ein gutes Feuer anfachen, und eine Suppe mit einem Stück Hammelfleisch und weißen Wein in Erwartung des Mittagessens

auftragen, und begab sich sodann zu seinem Herrn, dem er erzählte, daß ein junger Edelmann aus Brabant in der Absicht angekommen sei, ihm zu dienen, gesetzt, daß er seiner benöthige. Er hatte jedoch den Pflichten seines Amtes an der herrschaftlichen Tafel nicht sobald Genüge gethan, als er auch schon zu Conrad zurückkehrte, um gemeinschaftlich mit ihm zu Mittag zu speisen, und zu Conrads Gesellschaft Girard mitbrachte, weil derselbe gleichfalls aus Brabant gebürtig sei. Da ist ein Edelmann aus eurem Lande, sagte er zu Conrad. Ich freue mich seiner Bekanntschaft, erwiederte dieser, und Girard hieß ihn vollkommen, wiewohl er seine Dame nicht wieder erkannte.

Während ihrer gegenseitigen Höflichkeitsbezeigungen wurde das Essen aufgetragen, und darauf setzte sich der Haushofmeister mit den beiden jungen Leuten nieder. Dem verkleideten Conrad währte diese Mahlzeit überaus lange, denn er hoffte mit seinem Freunde nachher ein frohes Wiedersehen zu feiern, da er gar nicht zweifelte, daß derselbe ihn alsbald an seiner Sprache sowohl, wie an dem, was er ihm über Brabant zu sagen gedachte, wieder erkennen werde, wenn gleich alles ganz anders kam, und Girard zu Conrads höchlichem Erstaunen auch schon während des Essens sich nach keiner Menschenseele in Brabant erkundigte. Nach Tische nahm der Herr des Hauses den jungen Conrad in seine Dienste auf, und der Haushofmeister verordnete als ein denkender Mann, daß Girard und Conrad als Landsleute Stubengenossen würden.

Sie gingen also beide Arm in Arm von dannen, um nach ihren Pferden zu sehen, und was ferner Girard anlangte, so schwieg er beharrlich über Brabant still.

Der arme Conrad oder die schöne Katharina fing daher schon allmälig an zu besorgen, ihr Name möge von Girard

auf sein altes Sündenregister gestellt worden sein, weil er, wenn dem anders gewesen wäre, sich doch gewiß nicht würde haben enthalten können, wenigstens über das vornehme Haus, worin sie lebte, Erkundigungen einzuziehen. Sie verhehlte ihm indessen die große Herzensangst, die sie bedrängte, und suchte im Stillen mit sich einig zu werden, was sie thun, ob sie sich ihm noch länger verbergen und ihn mit verfänglichen Fragen auf die Probe stellen, oder ob sie sich ihm gleich zu erkennen geben solle. Am Ende entschloß sie sich dazu, noch länger Conrad zu bleiben und zuzusehen, wie es mit Katharinens Angedenken in Girards Herzen beschaffen sei. Der Abend strich wie der Mittag hin, und Girard und Conrad plauderten mit einander, als sie in ihr Zimmer gekommen waren, mancherlei; es gefiel jedoch dem armen Conrad nichts von alle dem sonderlich. Als er nun sah, daß sein Gefährte durchaus kein Wort vorbrachte, was ihm nicht in den Mund gelegt wurde, so fragte er ihn, aus welchem Hause er in Brabant sei, wie er hierher gekommen, und was sich daselbst, seit der Zeit, daß sie ihr Vaterland verlassen, Neues zugetragen habe. Girard antwortete, wie er es für gut befand, und Conrad fragte ihn ferner, ob ihm nicht der und jener Edelmann bekannt sei? Bei Sanct Johannes! ja, erwiederte Girard, als ihm Conrad seinen dasigen Gebieter nannte, den kenne ich recht wohl; sagte aber nicht, daß er jemals in dessen Haus gekommen sei, geschweige denn daselbst gewohnt habe. — Man sagt, fuhr Katharina fort, es sollen sehr schöne Damen in dem Palaste sein. Habt ihr keine von ihnen kennen gelernt? Nicht näher, meinte er, und ich bekümmere mich gar nicht um sie. Laßt mich schlafen, ich vergehe schier vor Schläfrigkeit. — Wie könnt ihr doch nur schlafen, sprach sie, so lange von schönen Mädchen die Rede ist? Das ist ein Zeichen, daß ihr nicht ver-

liebt seid; Girard antwortete aber hierauf kein Wort, sondern schnarchte wie ein Katz.

Die arme Katharina wußte nun wohl so ziemlich, woran sie war, aber sie gedachte ihm noch eine schärfere Prüfung zu.

Am anderen Morgen sprach ein jeder von dem, was ihm am Herzen lag, Girard von Hunden und Vögeln, und Conrad von schönen Mädchen in Brabant und am Orte selbst. Nachmittags wußte Conrad Girard von den Anderen zu entfernen und sagte zu ihm, als er mit ihm allein war: Barrois misfiele ihm schon sehr stark, denn er finde, Brabant, sei doch ein ganz anderes Land, wodurch er ihm zu verstehen gab, sein Herz zöge ihn gewaltig nach Brabant hin. Auf diese Aeußerung entgegnete Girard: Was seht ihr denn wohl in Brabant, das nicht auch hier wäre? Habt ihr hier nicht eben so viele und große schöne Wälder zur Jagd, eben so schöne Flüsse, Ebenen, nicht minder wohl zur Ergötzlichkeit mit Vögeln gelegen, eben so viel Wildbret und andere wünschenswerthe Dinge als dort? — Ach! was ist das Alles! rief Conrad aus: sind doch die Frauen von Brabant ganz andere als diese hier, und gefallen sie mir eben so wohl und mehr als euer Jagen und Vogelstellen! — Bei Sanct Johann! das ist etwas anderes, sprach Girard, ihr mögt, wie ich höre, gewaltig verliebt in eurem Brabant sein? — Meiner Treu! antwortete ihm Conrad, warum sollte ich es euch verhehlen? Ja, ich bin in der That verliebt. Um deswillen zieht mich auch mein Herz so gewaltsam und stark dahin, daß ich euer Barrois sicherlich eines Tages einmal werde verlassen müssen, denn es wird mir auf die Dauer unmöglich fallen zu leben, ohne meine Dame wiederzusehen. — Sonach ist es eine Thorheit, mein Freund, sagte Girard, daß ihr sie verlassen habt, wenn ihr nicht Unbestand oder Kraft zur Genüge in euch fühltet, sie zu vergessen und die Herr-

schaft über eure Sinne und Vernunft wieder an euch zu reißen! — Dieses Gespräch führte sie vor der Hand nicht weiter, sondern sie kamen davon ab und griffen es nicht eher als nach dem Abendessen wieder auf, als sie mit einander zu Bett gegangen waren. Alsdann würde Girard freilich auch an nichts anderes, als wieder an Schlaf gedacht haben, wenn nicht Conrad ein langes schmerzliches Geklage angestellt hätte, das er damit beschloß: Ach, Girard! wie vermögt ihr nur neben mir so sehr nach Schlaf zu verlangen, der ich von solcher Sehnsucht und solchem Kummer wach erhalten werde, daß es zu verwundern steht, wie es euch sogar nicht einmal ein wenig rührt. Glaubt mir, wenn es eine ansteckende Krankheit wäre, die mich befallen hätte, ihr kämt nicht mit heiler Haut wieder aus meiner Nähe fort. — Beim Gotte der Liebe! sprach Girard, ich sah noch in meinem Leben keinen so thörichten Verliebten! Meint ihr denn etwa, daß ich selbst niemals verliebt gewesen sei? Ich weiß wahrhaftig auch, was es damit auf sich hat, und habe das mit durch gemacht wie ihr; aber ich trieb das Ding nimmermehr so weit, darüber Schlaf und Besinnung zu verlieren, so wie ihr jetzt thut! Glaubt ihr wohl, daß eure Dame sich auch so anlassen wird wie ihr? O, mit nichten, mit nichten! — Ich bin dessen gewiß, sagte Conrad, sie ist mir zu treugesinnt, um mich zu vergessen. — Ei was! warf ihm Girard ein, ihr mögt sagen was ihr wollt, ich glaube nimmermehr, daß eine Frau jemals ihre Treue halten kann, nur verliebte Gecken bilden sich noch so was ein. Ich habe eben so geliebt wie ihr und liebe eine Dame gegenwärtig noch recht sehr. Die Wahrheit zu gestehen, kam ich eigentlich wegen einer Liebschaft von Brabant fort, denn zur Zeit meines Scheidens stand ich gar sehr in der Gunst eines schönen, guten und edlen Mädchens, von der ich nur mit großem Leidwesen ließ,

und deren Verlust mir einige Tage lang gewiß nahe ging, wenn ich mich darob gleich nicht so geberdete wie ihr und auf Schlaf und Speise ihrethalb verzichtete. Als ich mich nun aber einmal von ihr geschieden sah, da tröstete ich mich natürlich über das, was sich nicht ändern ließ damit, daß ich mir bei einer Anderen Zutritt verschaffte, und so habe ich es, Gott sei Dank! jetzt wieder so weit gebracht, daß ich von einem recht schönen Mädchen, das ich liebe, wieder geliebt und begünstigt und meiner alten Liebe, wie meines Kummers, entledigt bin. — Wie ist es aber möglich, sprach Conrad, daß ihr die andere so schnell vergessen und verlassen konntet, wenn ihr sie einst von Herzen lieb hattet? Ich vermag nicht zu begreifen und einzusehen, wie das zugehen kann? — Es ist nichtsdestoweniger so geschehen, entgegnete Girard, begreift es, wie ihr es im Stande seid. — Das ist die Treue nicht wohl gehegt, blieb Conrad dabei, was mich betrifft, ich würde lieber tausendmal sterben, wenn es möglich wäre, als gegen meine Dame eine so große Falschheit begehen, und Gott möge es mich nicht erleben lassen, daß ich jemals auch nur den Gedanken einer Untreue an ihr fasse. — Desto schlimmer für euch, sagte Girard, wenn ihr in der Albernheit beharrt. Ihr werdet also niemals glücklich und zufrieden werden, sondern nur immer träumen und brüten, ohne Genuß davon zu haben, und auf Erden vertrocknen, wie ein schönes Kraut im Ofen. Ja, wenn ihr euch denn mit aller Gewalt zum Selbstmörder macht, so wird eure Dame am Ende über euch lachen, falls euer Jammer euch das Glück bescheert, zu ihrer Kenntniß zu gelangen. — Wie? fragte Conrad: So seid ihr vor Zeiten auch in der Liebe erfahren gewesen? Nun, dann ersuche ich euch, mich zu unterweisen, auf was für Art ich mich eben so von meinem Uebel heilen kann, wie es euch gelungen ist. — Laßt euch sagen, sprach Girard, ich führe

euch morgen zu meiner Dame, eröffne ihr, daß wir Freunde und Genossen sind, und bitte sie, daß sie ihre Gefährtin für euch gewinnt. So zweifle ich denn ganz und gar nicht, daß ihr bald gute Tage haben werdet, wenn ihr wollt, und daß eure Schwermuth allmälig von euch schwinden soll, wenn ihr die Nahrung entzogen wird. — Das würde mir alles recht wünschenswerth sein, erwiederte Conrad, wenn ich nur nicht meiner Dame die ihr zugeschworne Treue brechen müßte. Indessen will ich versuchen, wie es damit gehen wird. — Nach diesen Wechselreden wendete sich Girard um und entschlief, und Katharina fühlte sich durch die offenbare Untreue und Verrätherei dessen, den sie mehr als alles in der Welt liebte, innerlich so zu Boden gedrückt, daß sie sich aufrichtig den Tod wünschte. Desungeachtet faßte sie sich, indem sie alle weibliche Schwäche verleugnete und waffnete sich mit männlicher Kraft. Ja, am anderen Morgen hatte sie sogar die Ausdauer, mit derjenigen, die ihren geliebten Girard ihr entrissen, eine lange Unterredung zu bestehen und ihr Herz und ihre Augen zu zwingen, Zeugen der Vertraulichkeit zu sein, mit der sich die Liebenden in ihrer Gegenwart unbedenklich begegneten. Derweil die Dame nun mit ihrer Gefährtin im Gespräche begriffen war, sah Katharina von ungefähr den Ring in ihrem Zimmer liegen, den sie beim Abschiede ihrem ungetreuen Liebhaber zum Angedenken geschenkt hatte. Sie besaß Geistesgegenwart genug, sogleich einen Entschluß zu fassen, nahm den Ring, wie um damit zu spielen, auf eine schlaue Weise in die Hand, betrachtete ihn hin und wieder, und steckte sich ihn endlich an den Finger; worauf sie, wie seiner uneingedenk, baldigst aufbrach und von dannen ging.

Unmittelbar nach dem Abendessen des nämlichen Tages begab sich Katharina zu ihrem Oheim, und sprach zu ihm: Wir sind gegenwärtig lange genug in Barrois gewesen. Es

ist Zeit wieder abzureisen. Seid morgen früh mit Tagesanbruch fertig und bereit, ich werde es gleichfalls sein. Auch unterlaßt nicht, Sorge zu tragen, daß alle unsere Sachen wohl aufgepackt sind. — Kommt ihr nur so früh als es euch gut dünkt, entgegnete der Oheim, ihr sollt nichts weiter zu thun finden, als euer Pferd zu besteigen. — Von diesem Ausgange in ihr Zimmer zurückgekehrt, benutzte Katharina die Abwesenheit Girards, der unterdessen bei seiner Dame weilte, setzte sich nieder, und erinnerte ihn nicht nur, in einem langen Briefe, den sie ihm schrieb, an ihre gegenseitige Liebe in Brabant, so wie an die Schwüre, die er ihr bei seiner Abreise verpfändet hatte; sondern schilderte ihm auch, wie man sie trotz ihres Widerwillens habe mit einem Anderen vermählen wollen, weshalb sie ihre Zuflucht zu einer Wallfahrt genommen, um ihre eignen Schwüre zu sichern und ihn wieder zu sehen. Danächst fügte sie die Erklärung gegen ihn hinzu: daß sie, von seinem Treubruche durch Worte und Thaten hinlänglich überzeugt, ihres ihm gegebenen Wortes sich für erledigt halte und in ihr Vaterland zurückkehre, wohin sie keinen größeren Wunsch mit sich nehme, als den, den allerwortbrüchigsten Mann auf Erden in ihm nimmer wiederzusehen, der da sogar schon ihren glücklicherweise von ihr wiedererlangten Ring veruntreut gehabt habe; und schloß mit der Bemerkung: er könne sich zwar rühmen, drei ganzer Nächte an ihrer Seite geruht zu haben, er möge dies aber immerhin laut und öffentlich thun, sie fürchte sich dessen nicht. —

Diesen mit ihrer ihm wohlbekannten Hand geschriebenen Brief unterzeichnete sie mit ihrem Namen Katharina und richtete die Aufschrift: „An den ungetreuen Girard". Sie brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu und so wie sie nur den Tag aufdämmern sah, stand sie leise von ihrem Bette

auf, kleidete sich so geräuschlos an, daß Girard nicht im mindesten davon erweckt wurde, nahm ihren Brief, den sie gefaltet und verschlossen hatte, und steckte ihn in den Aermel von Girards Wammes, indem sie ihn Gott anempfahl und bittere Thränen des Schmerzes über den schlechten Streich, den er ihr gespielt hatte, vergoß.

Girard schlief ohne sich zu rühren weiter und Katharina kam zu ihrem Oheim, der ihr in Bereitschaft stehendes Pferd ihr übergab, bestieg es und langte, vollends ihre Reise mit ihm beendigend, wohlbehalten in Brabant an, wo sie mit vielen Freunden empfangen wurde.

Man kann sich leicht vorstellen, wie viele Fragen über die Begegnisse ihrer Reise an sie gerichtet wurden; indessen hüteten sie sich wohl, was sie auch alles darauf erwiederten, nicht ihres vornehmlichsten Abenteuers gegen andere zu erwähnen. Was Girard betrifft, so wachte er am Tage der Abreise Katharinens ungefähr erst um zehn Uhr Morgens auf. Da er seinen Genossen Conrad an seiner Seite vermißte, und ihn auch nicht mehr in Zimmer sah, so sprang er rasch aus dem Bette, in der Meinung, es sei schon spät. Indem er sich nun aber ankleidete, und mit dem einen Arme in den Aermel seines Wammses fuhr, stieß er solchergestalt einen Brief aus demselben heraus. Voller Verwunderung, weil er sich bewußt war, keinen hinein verborgen zu haben, hob er das Schreiben auf und sah, daß es versiegelt und: „an den ungetreuen Girard" überschrieben war.

Hatte er sich vorher verwundert, so war er jetzt über die maßen erstaunt, erbrach den Brief nach einigen Augenblicken und fand, als er nach der Unterschrift sah, daß dieselbe lautete: Katharina, benannt Conrad. Er wußte zwar noch nicht, was er von alle dem denken sollte; aber er überlas den Brief

nichtsdestoweniger. Indem er las, stieg ihm das Blut in den Kopf, erbebte ihm das Herz und wechselte er des öfteren die Farbe, wie denn auch sein ganzes Aeußeres sich veränderte. Wie hart es ihm auch ankam, so setzte er sich doch von dem Inhalte des Briefes in vollständige Kenntniß und erfuhr also, daß seine Treulosigkeit derjenigen, die ihm so wohl gewollt hatte, nicht mehr verborgen war. Ja, das schlimmste bei der Sache war, Katharina hatte diese Kenntniß nicht etwa durch Anderer Zuträgerei, sondern durch ihren eigenen untrüglichen Augenschein erlangt; und es mußte ihn überdies wohl außermaßen verdrießen, drei Nächte hindurch neben ihr in einem und demselben Bette geschlafen zu haben, ohne es zu ahnden. Er knirscht vor Wuth und ist nahe daran, rasend zu werden, als er sich durch seine eigene Schuld so betrogen sieht. Nach mancherlei Bedenken weiß er nichts anderes zu thun, als ihr zu folgen. Er nimmt also, in der Hoffnung, sie einzuholen, seinen Abschied von seinem Herrn, begiebt sich auf den Weg, den Fußtapfen ihrer Pferde folgend; erreicht aber Brabant dennoch erst, nachdem sie schon dort eingetroffen ist.

Girard kam so zur rechten Stunde in der Vaterstadt seiner Geliebten an, daß er ein Zeuge ihrer Hochzeit sein konnte, die er gehofft hatte, sich durch Schmeichelreden, Küsse und Liebesblicke leicht zu versöhnen. Als er sich Katharinen zu nähern versuchte, drehte sie ihm den Rücken zu, und gleich wie es ihm an diesem Tage nicht gelang, ihr ein einziges Wort zu sagen, also war er auch an keinem der darauf folgenden glücklicher. Er trat einesmals auf sie zu, um sie zum Tanze zu führen; aber sie wies seine Aufforderung vor den Augen vieler Menschen zurück; obwohl sie gleich darnach, als ein anderer Edelmann die Spielleute

aufspielen ließ, und ihr die Hand reichte, zu ihm hernieder stieg und vor Girards Augen mit ihm tanzte.

Auf diese Weise verlor der Ungetreue seine Dame, und wenn es seines Gleichen noch mehre giebt, so mögen sie sich in diesem Beispiele, das sich wirklich zugetragen hat, spiegeln.

XV.

Balduin, der eiserne, von Flandern

Es war bei den fränkischen Königen seit Alters hergebracht, einem ihrer Vasallen, oder wem es ihnen sonst gefiel, die Obhut des Landes Flandern zu übertragen, um dessen uranfänglicher dichter ungeheuerer Wälder willen ein solcher dann der Waldmeister genannt wurde.

Als nun dermaleinst Ludwigs des Frommen Sohn, Karl der kahle, König von Frankreich war, lebte am Hofe desselben Balduin, ein Sohn Audackers, Waldmeisters von Flandern. Balduin war ein schöner tapferer Mann, der von König und Hof gern gesehen wurde, und da es der Wille seines guten Glückes war, ihn zu erheben, so geschah es, daß er auf die Tochter des Königs eine heftige Liebe warf, die ihn in dem Verlangen nach ihrer Gegenliebe Tag und Nacht nicht ruhen ließ. Ja, unvermögend, ihres süßen und geliebten Anblicks zu entbehren, strebte er mit solchem Geschicke und also auch mit solchem Glücke darnach, ihre Gunst zu gewinnen, daß sie, die mit Namen Judith hieß, allmälig anfing, auch ihre Brust von dem Feuer der Liebe erwärmen zu lassen und ihm über alles Maaß hinaus zugethan zu

werden. Da Balduin nicht eben auf den Kopf gefallen war, so versah er sich dieses erwünschten Umstandes alsobald, hielt sich darum für den beglücktesten Liebhaber auf Erden, und ermangelte nicht, seinerseits bei Turnieren, Waffenspielen und sonstigen Gelegenheiten alles ihm nur ersinnliche zu Befestigung und Verstärkung ihrer Liebe zu thun, indem er ihr zugleich, die er, der unstrengen Landessitte gemäß, des öfteren allein sprechen konnte, zu immer wiederholten Malen auch mit Worten die Innigkeit seiner Gefühle für sie versicherte, wogegen sie nichts weniger als spröde mit ihm that, und ihm gar kein Geheimniß daraus machte, wie gern sie sich ihm ganz zu eigen ergeben hätte.

Derweil es zwischen den beiden Liebenden also stand, gelangte zu dem Könige die Nachricht, daß der Waldmeister Audacker, Balduins Vater, gestorben sei, was dieser mit gar großem Schmerze und Mißvergnügen vernahm. Der König mußte nun zur Beherrschung von Flandern einen anderen seiner Diener abordnen, und nachdem er das Wesen und die Fähigkeiten aller seiner Barone und Hofleute reiflich erwogen hatte, kam er bei sich zu der Erkenntniß, daß von ihnen Keiner so gut als Balduin zu dieser Würde geeignet sei, dem es überdies bei den Flamändern zu großem Gewinn gereichen mußte, daß sein Vater von ihnen höchlich geliebt und verehrt worden war. Zu diesem Beschlusse gekommen, theilte er ihn seinen Räthen mit, die ihn billigten, und ließ er darauf Balduin zu sich rufen, zu dem er sagte: Wie sehr leid mir, mein lieber Freund, der Tod deines Vaters thut, vermag ich dir eben so wenig auszusprechen, als du es würdest glauben und verstehen können. Ich habe an ihm einen höchst getreuen Diener eingebüßt, den ich auf das empfindlichste vermissen werde. Und was seine Statthalterschaft in dem wichtigen Flandern anlangt, so hat er dieselbe auf eine

so vortreffliche Weise versehen, daß er den Flamändern weniger ein gestrenger Herr und Richter, als ein liebevoller gütiger Vater zu sein geschienen hat. Es bedünkt nun meinen Räthen und mir selber gut, dieses sein Amt eines Waldmeisters auf dich zu übertragen, weil wir das Vertrauen in dich setzen, du werdest es nach dem Beispiele deines Vaters, zum Nutzen und Frommen der Krone und zur Wohlfahrt jenes Volkes, dergestalt zu verwalten wissen, daß du dieses eben so wie uns dadurch befriedigest, und, also das Angedenken deines Vaters am besten ehrend, so viel als an dir ist, seinen Verlust uns zu ersetzen strebst. Bringe denn deine Sachen hier ehestmöglichst in Ordnung und bereite dich, nach Flandern abzugehen. — Balduin war seiner Natur nach freigebig und hochgesinnt, und hatte mit seiner Kleiderpracht und Dienerschaft, welche letztere er in die Farben gekleidet, die ihm Judith gegeben hatte, viel verschwendet, weshalb auch der König seinen Schatzmeistern befahl, ihm zu seiner neuen Ausrüstung zehen tausend Franken auszuzahlen. Er dankte nun zwar seinem Gebieter für all diese Gnade auf das demüthigste; versuchte ihn aber dennoch zu bewegen, mit jener hohen Würde einen anderen erfahreneren Mann zu bekleiden, indem er sich durch Vorschützung seiner Jugend, wiewohl vergeblich, davon losmachen und auch jene bedeutende Geldsumme zugleich ablehnen wollte, weil der König mit unerschütterlicher Festigkeit bei seinem guten Willen gegen ihn beharrte.

Es hatte sich die Kunde von diesem Ereignisse inzwischen durch den ganzen Hof verbreitet, und war auch der Prinzessin Judith zu Ohren gedrungen, die sich unsäglich darob betrübte, ihren Geliebten vielleicht nimmer wieder zu sehen, weil es ihr zu ihrer Trostlosigkeit recht wohl bekannt war, daß die Statthalter von Flandern höchst selten und nur in äußersten Nothfällen ihre Provinz verlassen durften. Ja, es

wurde ihr bitterer Schmerz in nicht geringer Maße noch dadurch erhöht, daß sie ihn in ihr geheimstes Innere verschließen mußte, um ihre Liebe zu Balduin keinen Menschen ahnden zu lassen. Auf der anderen Seite befand sich auch Balduin in großen Nöthen, der da einen freundlichen Blick und ein süßes Wort seiner Geliebten höher schätzte, als alle Statthalterschaften und alle Macht auf Erden, weil er eben, der Vernunft zum Trotze, sich einer Erhöhung nicht freuen wollte, die ihn, wie er sich wohl sagen konnte, für immerdar von Judith schied. Der ganze Hof erstaunte, ihn in so offenbare Schwermuth versunken zu sehen, anstatt daß er sich hätte, der Anderen Dafürhalten gemäß, hoch erfreuen sollen, in seiner Jugend schon ein so hohes Amt erlangt zu haben, nach dem die ersten Barone Frankreichs gegeizt haben würden, weil es außer dem bedeutenden Range, den es gab, einen in der That fast unermeßlichen Gewinn abwarf. Von einigen Hofleuten über die Ursache seiner Niedergeschlagenheit befragt, erwiederte er ihnen, es sei keine andere, als die Ueberzeugung, die ihm inwohne, einer so hohen Stellung nicht gewachsen zu sein. Und so klagten denn die beiden Liebenden einander im verborgenen ihr herbes Leid, indem eines das andere versicherte, daß es dasselbe unter allen Lebensverhältnissen getreulich und ausschließlich fortlieben würde. Hier und da vermuthete Einer allerdings, daß Balduin liebeskrank sei; indessen kam doch keiner in seinen Gedanken der Wahrheit nah, weil sie sich beiderseits so weise beherrscht hatten, daß von dem obwaltenden Verständnisse zwischen Judith und Balduin Niemand auch nur die leiseste Ahndung haben konnte.

Es kam der Tag, an dem sich Balduin beim Könige beurlaubte und von dannen ging, und Judith fühlte sich dadurch in so übermäßiges Leid versenkt, insofern sie auch,

man denke wie wider Willen, sich zuweilen genöthigt gesehen hatte, ihn selbst dazu anzuhalten, dem Könige Gehorsam zu leisten, daß sie bedeutend unwohl wurde und einige Tage sogar gefährlich krank darnieder lag, ohne daß die Aerzte die Natur ihres Siechthums errathen konnten. Balduin hatte unter Thränen und Seufzern von ihr den zärtlichsten Abschied des Nachts unter ihrem Fenster genommen, und langte glücklich in Flandern an, wo er um seines Vaters willen von seinem Volke auf das ehrenvollste empfangen wurde. Er fing an in die väterlichen Fußtapfen zu treten, und lernte sein Land so wohl zu beherrschen, mit vornehm und gering so klug und angemessen umzugehen, daß er sich bei den Seinen bald um seiner selbst willen die allgemeinste Liebe erwarb; wenn auch gleich weder Ehre noch Macht und Vortheil, die er davon einerndete, vermögend waren, seine Liebesflammen irgend zu schwächen, geschweige denn auszulöschen.

Mittlerweile sein Leben einen solchen Fortgang nahm, war Ethelwolf, König von England, auf einer Rückreise von Rom, durch Frankreich gekommen, und hatte auf sein Anhalten daselbst von ihrem Vater die Hand der schönen Judith erlangt, die ihm wohl oder übel als seine Gattin nach England folgen mußte. Sie hatte indessen kaum sechs Monate lang in seinem Königreiche mit ihm gelebt, als Ethelwolf plötzlich erkrankte und starb, und sie sich nunmehr bewogen fand, an ihren Vater die schriftliche Bitte zu richten, sie wieder nach Frankreich abholen zu lassen. Auf der anderen Seite fertigte jedoch die Königin eiligst einen zuverlässigen Boten an Balduin ab, und that demselben schriftlich zu wissen, sie würde binnen kurzem zurück nach Frankreich überschiffen und nunmehr aus seinem Thun und Lassen dabei erkennen, ob er sie wirklich so sehr, wie er vorgegeben habe, liebe oder nicht, indem sie ihm zu gleicher Zeit deutlich genug

zu verstehen gab, was sie von ihm wünsche. So wie Balduin diese Botschaft seiner Geliebten empfangen hatte, entbrannte ihm sein Herz auf eine wunderbare Weise zu dem Entschlusse, um ihretwillen jede Kühnheit zu begehen. Er schrieb ihr wieder, er gedenke ihr bei dieser Gelegenheit zu beweisen, daß sie ihm bei weitem theurer als sein Leben sei, und sagte noch mündlich zu dem Boten, indem er ihn mit dieser Antwort nach England zurückgehen ließ: Gehe hin und entbiete meinen Gruß deiner und meiner Gebieterin, der du sagen magst, daß ich bereit bin, ihre Wünsche zu erfüllen. Denn ob es mir gleich wohl bewußt sei, daß mich die ganze Welt um des Treubruches willen an meinem Herrn und Könige, der mich so hoch geehrt hat, verdammen werde, so kann ich doch nicht anders handeln, als es mir die Liebe und die Dame meines Herzens gebeut, es mag für mich daraus entstehen was da will. — Der Bote begab sich mit dieser Antwort über das Meer zurück, und die Königin Judith fühlte über den kühnen Entschluß ihres Geliebten eine hohe Freude.

Hiernächst schickte sich Balduin an, einige Schiffe ausrüsten zu lassen und übrigens alle weiteren Vorkehrungen, die er zu dem von ihm beabsichtigten Unternehmen für nöthig erachtete, zu treffen; natürlicherweise möglichst heimlich und geräuschlos, damit durchaus kein Mensch den Zweck seiner desfallsigen Thätigkeit errathe. Es traf sich zufällig, daß gerade damals einige genuesische Galeeren in Flandern anwesend waren, mit deren Patronen er insgeheim verabredete, sie gegen eine ansehnliche Geldsumme im Fall der Noth zu seiner Verfügung zu stellen. Er hielt auch fortwährend Kundschafter in England, um durch sie von der Abreise seiner Geliebten zu rechter Zeit im voraus Kenntniß zu erlangen, und da also sein Sinn auf nichts anderes als auf diese Sache

gerichtet stand, so schien ihm jede Stunde tausend Jahre zu währen, bevor sich seine gewisse Hoffnung auf den Besitz der schönen Königstochter verwirklichte. Mittlerweile war der König Karl weit entfernt, zu ahnden, daß irgend etwas der Rückkehr Judiths nach Frankreich hinderlich oder gefährlich werden könne. Vorsorgend, ihre Begleitung also wie sie der Tochter eines Kaisers und der Witwe eines Königes von England würdig und gemäß sei, einzurichten, sendete er eine große Anzahl Prälaten und Barone, so wie vornehmer Frauen und Jungfrauen zu ihrer Einholung an sie ab. Diese ganze edle Schaar langte mit günstigem Wind und Wetter in England an, wo sie die junge Königin in völliger Bereitschaft fanden, die Rückreise nach ihrer Heimath in Gesellschaft einiger edlen Engländer und Engländerinnen anzutreten; und so schifften sie sich denn fast unverzüglich insgesammt nach Frankreich ein. Dagegen hatte aber auch Balduin, der von einer Zeit zur anderen von dem Geschehenen genau unterrichtet worden war, mit den Galeeren und einigen anderen wohlbewaffneten Schiffen, die er mit einer großen Anzahl tapferer und seekundiger Krieger bemannt hatte, sich auf das Meer begeben, wo er die Ankunft der Königin an einem gewissen Punkte, den sie berühren mußte, erwartete. Er hatte sich in seiner klugen Berechnung nicht getäuscht; denn es dauerte gar nicht lange Zeit, daß er allda auf der Lauer gelegen hatte, bis er die Schiffe der Königin mit schwachem Winde höchst langsam heransegeln sah. Er ermahnte die Seinigen, auf dem Fahrzeuge, das ihn trug, und ließ mit den Besatzungen der übrigen Schiffe durch seine vertrautesten Diener, die er darauf vertheilt hatte, ein gleiches thun: wacker zu fechten und Stand zu halten, im Fall man ihnen Widerstand leiste, gab ihnen jedoch zugleich zu bedenken, daß dies gewiß nicht geschehen werde, weil die königlichen Schiffe auf keinen An-

griff gefaßt und mit keiner kriegerischen Mannschaft versehen seien. Hierauf gebot er: alle seine Fahrzeuge den ihm fast ohne Wind nahenden entgegen zu richten, deren französische und englische Besatzung über dieses unerwartete kriegerische Begegnen in nicht geringe Furcht und Bestürzung gerieth, und ließ dieselbe alsobald auffordern, die Segel zu streichen und sich gefangen zu ergeben, wofern sie nicht insgesammt niedergemetzelt und den Fischen zur Speise vorgeworfen werden wollten. Die Franzosen verlangten vor ihrer Antwort den Namen des Führers ihrer Feinde zu wissen, und so trat Balduin auf das Hinterkastell seines ihnen zunächst schwimmenden Schiffes und rief ihnen mit lauter Stimme zu: Ich bin Balduin, Waldmeister von Flandern, gekommen um euch anzugreifen und gefangen zu nehmen; ergebt euch mir, da ihr mir nicht entfliehen könnt. — Die Franzosen warfen ihm nun zwar die Nachricht ein, auf ihren Schiffen befinde sich die Tochter des Königs, ihres und seines Herrn, die es, als die Witwe des Königs von England, ihre Absicht sei, nach Frankreich zurückzuführen. Balduin ließ sich aber von ihnen nicht weiter irren, sondern entgegnete: Ihr Herren täuscht euch gewaltig, wenn ihr glaubt, daß ich etwa wie ein Corsar gewillt sei, euch zu berauben und, wie ein Mörder, meine Hände mit eurem Blute zu beflecken. Ich wünsche und begehre weder das eine noch das andere, denn es hat mich solcherlei Absicht keineswegs bewogen, mit diesen ehrenwerthen Kriegern gegen euch auszuziehen. Um euch nicht länger über das, was ich eigentlich im Schilde führe, in Ungewißheit zu lassen, so erkläre ich euch hiermit, daß es einzig und allein die Liebe ist, die mir die Waffen in die Hand gab und mich zu diesem Unternehmen antrieb und ermuthigte. Denn was ich eben von euch fordere, ist nichts anderes als Frau Judith, die Königin, die ihr jetzt aus England wieder heim

führen wollt. Wenn ihr sie mir gutwillig und im Frieden übergebt, so soll Keinem von euch auch nur ein Haar auf seinem Haupte gekrümmt oder ihm das Mindeste von seinem Hab und Gut genommen werden; im Gegentheile ein Jeder frei weiter ziehen können, wohin es ihm beliebt. Ich rathe euch deshalb um eures eignen besten willen, euch in Betrachtung der Umstände in meinen Willen zu fügen. Wofern ihr hingegen genugsam verblendet wäret, sie mir vorzuenthalten und in ihrer Vertheidigung einen unnützen Kampf mit mir zu bestehen, so seht euch wohl vor, denn ich betheure euch mit meinem Schwure, daß ich nicht eher von euch ablassen werde, als bis Frau Judith sich in meiner Gewalt befindet. Wählet nunmehr das Theil, welches euch am genehmsten ist, ihr habt den Krieg und Frieden in eurer Hand. — Es befanden sich im Gefolge der Königin einige französische Barone, die mit Balduin eng befreundet waren. Wie nun diese ihn erkannt und seine Rede vernommen hatten, sagten sie zu ihm, von übermäßigem Staunen ergriffen: O, Herr Waldmeister! was sprecht ihr da? Was beginnt ihr? Habt ihr den Verstand verloren? Ist dies die Treue, die ihr euerm Könige gelobt habt? Ist dies die Ehrerbietung, die ihr ihm schuldig seid? Bildet ihr euch ein, daß der König einen solchen Verrath unbestraft lassen wird? — Sie wollten noch ein mehreres sagen; aber Balduin schnitt ihnen die Worte vom Munde ab, indem er mit hochmüthiger Geberde ausrief: Entweder ihr übergebt mir die Königin, oder ihr mögt immerhin eure Schwerter ergreifen, um sie gegen mich zu vertheidigen. — Die Begleiter der Königin sahen ein, daß sie, ungerüstet wie sie waren, ihm nicht widerstehen konnten und gingen also, nachdem sie deswegen mit einander gerathschlagt hatten, zu ihr selbst, sie befragen, was sie zu thun willens sei. Was mich anbetrifft, sprach

Judith heiter zu ihnen, so will ich ihn zum Manne haben, wenn er mich zur Frau verlangt. Sobald ihr zu meinem königlichen Herrn Vater werdet gekommen sein, sagt ihm: er habe, ohne Rücksicht auf mein Alter, das noch nicht die neunzehn Jahre überstiegen, mich einem Gatten zuertheilt, der schon von seinem ersten Weibe her, Vater dreier Söhne gewesen, deren hier anwesender jüngster bereits älter ist als ich; und aus eben diesem Grunde möge er mir es nicht verdenken, wenn ich, nach dem Tode des Königs Ethelwolf, für mich selber sorgend, noch auf englischem Gebiete den Herrn Waldmeister zu meinem ehelichen Gemahl mir auserkoren habe, dessen Alter, Tapferkeit und innige Liebe zu mir, mich wohl verdienen. Ich hatte ihm geschrieben, daß er nicht unterlassen möge, mich in seine Gewalt zu bringen, und so bemächtigt er sich gegenwärtig meiner, mit meiner Zustimmung, als sein rechtmäßiges Eigenthum. —

Wenn die Franzosen vorher über Balduins Worte gestaunt hatten, so wurden sie nunmehr von dieser Rede der Prinzessin ganz betäubt. Sie verlobte sich in aller Gegenwart ihrem Geliebten, und der glückselige Balduin führte sie hiernächst auf seine Galeeren, wohin ihr ihre Ehrendamen, die nicht von ihr lassen wollten, folgten. Er lud zwar auch ihre männlichen Begleiter zu ihrer Hochzeit mit nach Flandern ein; aber diese segelten ihres Weges nach Frankreich weiter, und so feierte Balduin zu Hause mit aller möglichen Pracht und Ehre seine Vermählung.

Als der König Karl diese Zeitung hörte, entrüstete er sich über Balduin im höchsten Grade, und wollte gegen ihn zu Felde ziehen; er sah sich aber gezwungen, seine Waffen gegen Italien zu wenden, um Karl den Dicken und dessen anderen Bruder, seine leiblichen Neffen, zu bekriegen, die mit starker Heeresmacht gegen ihn aufgebrochen waren, um den

bereits von ihrem Vater begonnenen Krieg fortzusetzen und ihm die römische Kaiserkrone zu entreißen. Er machte daher mit Balduin seinen Frieden, und erhob ihn von einem Waldmeister zum Grafen von Flandern, indem er dieses Land seiner Tochter Judith zur Mitgift gab und ihn und seine Leibeserben damit belehnte. Balduin brachte dagegen eine große Schaar Flamänder zusammen und sandte sie seinem Schwiegervater zu, der mit seinem Heerbanne die Alpen überstieg und, von seinen Neffen in einer Feldschlacht in der Ebene von Verona überwunden, sich nach Mantua flüchtete, wo er aus Schmerz über den verlorenen Tag schwer erkrankte und am Ende an Gift starb, das ihm sein von seinen Neffen bestochener jüdischer Arzt, Namens Sedechia, den er stets bei sich hatte, in einer Arzenei beibrachte. Als Balduin den Tod seines Schwiegervaters vernahm, wußte er sich mit Ludwig dem Stammler, seinem Schwager, der seinem Vater in der Beherrschung von Frankreich folgte, so wohl zu setzen, daß er im ungestörten Besitze von Flandern blieb, und ein langes glückliches Leben mit seiner geliebten Judith führen konnte, die ihm viele Söhne gebar und vermittelst derselben sein lange Jahre bestehendes Geschlecht begründete, aus dem auch mit der Zeit jener andere Balduin, Graf von Flandern, erwuchs, welcher, um seiner Tapferkeit und seinem Kriegsruhme willen, von vielen christlichen Fürsten im Jahre des Heils 1202 zum griechischen Kaiser erwählt wurde. Einen solchen Ausgang nahm die Liebe Judiths und Balduins, dessen Verwegenheit ihn leicht zu einem ganz anderen Ziele hätte führen können.

XVI.

Kunstkennerschaft.

Es lebte ohnlängst in Florenz ein edler Maler, der in seiner Kunst so vortrefflich war, daß seine Mitlebenden wohl hätten darauf schwören mögen, die Natur selbst sei in ihn übergegangen und lasse sich von seiner Hand neu hervorbringen. Was ihm irgend in die Augen fiel, das ahmte er mit seinem Pinsel so anmuthreich nach, daß fast ein Jeder, der die Nachbildung sah, in Versuchung kommen konnte, sie für das Vorbild zu nehmen. Es hatte aber auch nicht etwa blos der Zufall für eine so seltene Ausbildung seines Talents Sorge getragen, denn nächstdem, daß er einen ihm angebornen Kunstsinn und Kunsttrieb besaß, war es von seiner zartesten Jugend an sein einziges Sinnen und Trachten gewesen, demselben durch Fleiß und Nachdenken immerwährenden Vorschub zu leisten; indem er kein einziges Mal lustwandelte, ohne in die Natur und seine Kunst ganz versunken zu sein. Bald verweilte er hier und betrachtete ein ausdrucksvolles oder liebliches Angesicht, bald fesselte dort eine eigenthümliche Stellung seine Aufmerksamkeit, oder er beobachtete auch menschliche Schmerzen, Zorn und Aufregung. Im

Freien zeichnete er bald etwa eine schöne Felspartie, die durch einen kühnen Vorsprung seinen Blick an sich zog, oder ein stilles klares Bächlein, das sich durch grünende Auen sanft hinschlängelte. Oft bildete er desgleichen mit seinem Griffel die Thiere nach, wann sie schliefen, oder spielten, oder weideten, und sein Skizzenbuch war eine wahre Vorrathskammer belebter so wie lebloser Natur. Mehr aber als in jeder anderen Art der Malerei that er sich in derjenigen hervor, die das Angesicht des Menschen, diesen fürnehmlichsten Vorwurf der Kunst, nachbildet, welcher Zweig der Malerei in jenen früheren Zeiten sonderlich gefördert und geachtet wurde, weil verliebte Männer und Frauen sich eben damals noch nicht so häufig und ungehindert sehen und sprechen konnten, wie heutzutage, und jenes unnütze Blendwerk eines Bildnisses als einen Trost ansahen, der ihren Herzen nach gerade unentbehrlich geworden war.

Da trug es sich nun eines Tages zu, daß ein in eine schöne Jungfrau seines Standes verliebter Edelmann dieser Dame seines Herzens sein wohlgetroffenes Bildniß ehestmöglich zusenden wollte, und deswegen zu dem wackeren Meister kam, ihm sein Bedürfniß zu verstehen gab und über die Befriedigung desselben in wenigen Worten mit ihm einig wurde. Der Maler legte unverzüglich Hand ans Werk und widmete sich der Ausführung desselben mit aller Einsicht und Kunstfertigkeit, die ihm zu Gebote standen. Er trug Sorge, daß der Edelmann eine edle gefällige Haltung annahm, und in seinem Anzuge bei der Sitzung alles Auffallende, Ungewöhnliche vermied, das auf einem Bilde immer störend einwirkt, es mag noch so malerisch ausgesonnen sein, bemühte sich durch die Wendungen, die er dem Gespräche zu geben wußte, das er mit seinem Vorbilde während der Arbeit führte, auf das Antlitz desselben den natürlichen Ausdruck seines Innern

hervorzulocken, wie er ihm nöthig war, und brachte diesesmal, mit überaus glücklicher Hand, bald in dem Werke seiner Kunst ein Bild zu Stande, das nicht allein dem Edelmanne zum Sprechen ähnelte, sondern auch, wie der Künstler glaubte sich selbst eingestehen zu dürfen, durch seine tiefe Auffassung, gleichwie durch seine geschmackvolle Composition und technisch vollendete Ausführung, bei weitem das gelungenste geworden war, das er jemals in seinem Leben gemalt hatte.

Als das Bild seiner Vollendung nahe war und der Meister fast nur noch die letzte Hand daran zu legen hatte, fiel es dem Edelmanne ein, es von einigen seiner Freunde in Augenschein nehmen zu lassen, um zu hören, was sie dazu sagen würden. Nachdem er ihnen also nachrichtlich mitgetheilt hatte, daß der berühmte Künstler damit beschäftigt sei, für ihn sein Bild zu malen, führte er eines Tages ihrer fünf bis sechs in die Werkstätte desselben, vor die Staffelei.

Wollten nun die jungen Männer zu erkennen geben, daß sie den Weg dahin nicht aus langer Weile gemacht hätten, oder wußten sie in der That vielleicht gerade so viel von der Malerei als die Malerei von ihnen, kurz, der Meister hatte ihnen das Gemälde nicht sobald zurecht gestellt, so schickte sich ein jeder von ihnen an, den Kunstrichter zu spielen und sprach seine superkluge, mehr oder minder mißfällige Meinung darüber aus. Dem einen schien der Mund ein wenig zu groß; ein anderer meinte, die Augen hätten nicht die natürliche Lebhaftigkeit des Originals, und die Nase möchte wohl etwas allzulang gerathen sein. Dieser fand eine kleine Unrichtigkeit in den Augenbrauen; jener sah die nothwendigen Schlagschatten für Schmutzflecken an, und wünschte, daß sie hinweggetilgt würden. Und so war denn, mit einem Worte, das Ende vom Liede, daß das Bild seinem Originale auch nicht im mindesten ähnlich sei, und von der jungen Dame,

für die es bestimmt gewesen, ganz gewiß nicht erkannt werden würde. Dieser letztere Punkt ihrer desfallsigen Aeußerungen war dem bedenklichen Edelmanne der empfindlichste, und vermochte so viel über ihn, daß er, sein eignes widersprechendes Dafürhalten verleugnend, die Erklärung von sich gab, er nehme unter so bewandten Umständen das Gemälde gar nicht an. Wie sehr nun auch dagegen eine so vorschnelle Weigerung den Künstler kränken und erzürnen mußte, so behielt er dennoch seine ganze Fassung bei, und ersuchte nur den Kavalier, ihm diese Beleidigung nicht anzuthun, indem er ihm noch ein zweites Bild von ihm zu malen versprach, das alle seine und seiner Freunde Ansprüche vollkommen befriedigen solle. Der Kavalier war mit diesem Versprechen zufrieden, und der Maler ging also von neuem an seine Arbeit, die er, von der ihm vermeintlicherweise angethanen Schmach und von der Sehnsucht befeuert, die jungen altklugen Kenner, die ihn so ungerecht beurtheilt hatten, durch die äußerste Entwickelung seiner Kunst zum Schweigen zu bringen, mit solcher Anstrengung und solchem Glück beendigte, daß auch die allerschärfste und eigensinnigste Kritik nicht einen Pinselstrich daran hätte tadeln dürfen. Der Edelmann war in seinem Herzen selbst hocherfreut über dieses schöne Werk der Kunst, und wagte beinahe zu glauben, daß auch die vorlauteste Zunge daran keinen Stoff zum Tadel vorfinden würde; weshalb er wieder wie das erstere Mal seine Freunde abholte, und mit ihnen in die Werkstätte des Künstlers ging. Das zweite Bild hatte indessen kein besseres und vielleicht sogar ein noch schlechteres Schicksal als das erstere, denn abgesehen davon, daß die Kenner viele Mängel des ersten auch in dem zweiten wieder antrafen, und in diesem sogar die geringe oberflächliche Aehnlichkeit vermissen wollten, die, wie sie sagten, jenem doch im Allgemeinen angehaucht gewesen sei, so

fingen sie nunmehr an, mit einem gewissen Bedauern Betrachtungen darüber anzustellen, wie so etwas eben leider nicht erstrebt werden könne, wenn es sich nicht von selber mache, und wie alle dergleichen Verbesserungen der unmittelbaren ersten Auffassung, wenn sie einmal eine verfehlte, zu nichts als Verschlechterungen derselben ausarteten; weil die gestörte oder erkaltete Phantasie und Begeisterung des Künstlers kein Wiederaufwärmen vertrüge. Ueberdies nahmen sie die Gelegenheit wahr, so viel nichtiges, auf bloßen Gemeinsprüchen und erlernten Redensarten beruhendes Kunstgewäsch, das auch dem einfältigsten Menschen zu Gebote stehen kann, wenn er es sich erlaubt, von dem hundertsten aufs tausendste ohne Zusammenhang überzuspringen, an diese ihre Aussprüche anzuknüpfen, daß das Resultat dieser gelehrten Zusammenkunft kein anderes, als die vollkommenste Verzweiflung des armen Edelmanns war, auf diese Weise nimmermehr ein Bildniß erlangen zu können, das ihm wirklich ähnlich sehe. Der Maler war zwar lauter Gift und Galle in seinem Innern und sprühte Zornflammen aus seinen Augen; nichtsdestoweniger benahm er sich aber nicht wie diejenigen, die eine Wette durch Zank und Streit zu gewinnen meinen, sondern drängte seine Entrüstung in sich zurück und zuckte nur ein wenig mit den Achseln, indem er bereits die Art und Weise bei sich überlegte, wie er die jungen Ignoranten am ehesten zum Selbsteingeständnisse ihrer an den Tag gelegten Unwissenheit bringen und sie beschämen könne, über einen ihnen wildfremden Gegenstand, wie den der Kunst, also abgesprochen zu haben. Als die sechs Kenner hierauf fortgegangen waren und ihn mit dem betretenen Kavaliere allein zurückgelassen hatten, hub der Maler folgendermaßen zu ihm zu reden an: Wiewohl ich, mein edler Herr, gar wohl einsehe, daß die beschränkten Kräfte und Fähigkeiten eines Men-

schen bei weitem nicht ausreichen, ihm in irgend einer Kunst das an sich Vollkommene und Tadellose gelingen zu lassen, so kann ich doch nicht umhin, wenn ich die Art und Weise meines täglichen Lebens und seiner Mühen und Erfahrungen mit derjenigen der jugendlichen Kunstrichter vergleichend zusammenstelle, die das Werk meines ernsten Fleißes und meiner besten Einsicht so wegwerfend beurtheilt haben, mich selbst für einen gültigern Kenner eines Gemäldes als sie sind anzusehen. Ich habe von meiner frühesten Jugend an jeden anderen Gedanken, alle Freuden und Güter der Welt, ja mich und mein irdisches Lebensglück selbst aufgegeben, um einzig und allein dieser heiligen Kunst zu leben, der meine ungetheilte Liebe und mein ganzes Dasein gewidmet ist. Ich habe alle menschliche Gemeinschaft und alles was den Menschen an das Leben bindet, um dieser meiner Pinsel und dieser meiner Palette willen aufgegeben; ich habe Speise und Trank vergessen, und mir den süßen Schlaf geraubt, um nur den bescheidenen Ruhm zu verfolgen, den uns die Kunst gewährt. Ihre Freunde dagegen, denen es jetzt gefallen hat, so gestrenge Richter über dieses Werk meiner Kunst zu sein, haben sich niemals auch nur mit dem leisesten Gedanken auf das Studium der Kunst gelegt, haben weder Pinsel noch Palette jemals angerührt, ja haben nicht einmal den mindesten Begriff von Zeichnung und von den Elementen der Malerei, indem sie, aller ernsten Beschäftigung und alles Berufes hienieden ermangelnd, es jederzeit nur ihre alleinige Sorge sein ließen, ihren Vergnügungen nachzurennen und ihr höchstes Gut in der Ertödtung ihrer edlen Zeit zu vergeuden, deren Werth sie nicht zu schätzen wissen. Haben sie jemals ihre Nächte schlaflos durchgewacht, wie es mit ihnen allerdings der Fall gewesen sein mag, so geschah dies gewiß aus einem anderen Grunde, als um da mensch-

liche Gestalten und Aehnlichkeiten künstlich nachzubilden. Trotz allem dem verlange ich von ihnen dennoch nicht, daß sie zwischen diesen Herren und mir einen Unterschied machen, in dem was unseren beiderseitigen Beruf zur Kunstkennerschaft angeht; sondern sie sollen durch ihren eignen unmittelbaren Augenschein sich überzeugen, daß ihre Freunde von der Kunst so viel wie nichts verstehen, und mir selber zugeben, daß das Recht auf meiner Seite war. Ich ersuche sie also, ihren Freunden zu wissen zu thun, ich hätte das Gemälde retouchirt, und sie in meinem Namen einzuladen, es sich diesen Abend noch ein einziges Mal bei mir anzusehen. Sie selbst erweisen mir wohl die Gunst, sich einige Zeit vor ihnen hier wieder einzufinden. Zu welchem Zweck ich diese Bitte an sie stelle, werden sie aus dem was vorgeht zeitig genug erfahren. —

Als ein billig denkender und verständiger Mann, willigte der Kavalier in diese Forderung ein. Der Maler aber, von seiner Geistesgegenwart und seinem Scharfsinn unterwiesen, nahm sofort ein Stück Leinwand zur Hand und schnitt dasselbe solchermaßen aus, daß der Edelmann gerade in den dadurch entstandenen leeren Mittelraum sein Antlitz halten konnte. Um die also hervorzubringende Täuschung, als ob es in der That auf die Leinewand gemalt sei, destomehr zu erhöhen, nahm der Künstler noch rasch den Pinsel zur Hand und malte die letztere mit Licht und Schatten als Hintergrund zurecht, wodann er sie so hoch als möglich auf die Staffelei anbrachte und eben getrost erwartete, seine komische List theils mit Hülfe der in dem Zimmer herrschenden Finsterniß, theils mit der einer vortheilhaften Beleuchtung, und einiger anderen kleinen Kunstgriffe, vollkommen gelingen zu sehen. Derweil er selber diese Vorbereitungen traf, hatte der Edelmann seine Freunde zum anderen Male an diesem nämlichen Tage nach der Wohnung des Künstlers bescheiden lassen, um ihr

unmaßgebliches Urtheil über das angeblich retouchirte Bild zu fällen. Die Freunde versprachen nun zwar auch sich einzufinden; indessen fingen sie, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise eine Sache beurtheilend, die ihnen unbekannt war, bereits unterweges an, von der veränderten Arbeit des Malers übel zu reden, und es unter sich im voraus abzumachen, daß, in Beachtung der daran verwendeten, so ungemein kurzen Zeit, dieselbe im Wesentlichen hätte schwerlich verbessert werden können. Sobald sie durch Klopfen an der Thüre Einlaß in die Wohnung des Künstlers begehrten, begab sich der Edelmann augenblicklich an seinen ihm bestimmten Platz, schob sein Gesicht verabredermaßen in das Loch der Leinwand ein, deren Stellung der Maler so gut als möglich anordnete, und erwartete in Geduld den Ausspruch seiner guten Freunde über die wichtige Frage: ob er sich selbst ähnlich sehe oder nicht? Der Maler nahm nach der Ankunft der Kenner das Licht in die Hand und beleuchtete damit nach seinem Gutbefinden das Werk der Natur, derweil die auf daran gestellten Sesseln nach seinem Wunsche Platz nehmenden gelehrten Herren allmälig einer nach dem anderen anfingen, ihre Ausstellungen zu machen. Der eine sagte: Ich will sie gern mit der Kürze der Zeit einigermaßen bei mir entschuldigen; aber ich muß ihnen allerdings gestehen, daß, nach meinem Dafürhalten, die Aehnlichkeit ihres Bildes mit dem Originale nunmehr geringer geworden ist als sie irgend vorher war. — Ein anderer versicherte: Sein Freund habe in der Wirklichkeit kein so langes Gesicht als auf der Leinewand. Ein dritter aber sprach: Was konnten sie ihm nur da für eine Nase anmalen, mit solcher Erhöhung mitten drauf? Ueberdies sind eigentlich seine Augen von Natur himmelblau, hier sind sie schwarz. — Da nun der Maler sein Werk dies dritte Mal gegen ihre Anfechtungen vertheidigte, so geriethen sie immer-

mehr in Feuer, und erhitzten sich durch ihren eigenen Tadel und durch seine beharrliche Vertheidigung zu guter letzt so sehr, daß sie, damit noch weit über ihre eigene Ueberzeugung hinaus gehend, mit lauter Stimme einhellig die Erklärung abgaben: das Bild sei eine wahre Schülerarbeit und verdiene durchaus keine Billigung. — Hier vermochte der Edelmann aber nicht länger an sich zu halten, sondern that in der Leinwand mit einem Male den Mund auf, indem er ihnen für ihre aufrichtige Kritik seines Angesichtes seinen Dank abstattete und ihnen erklärte, wie er sich nun endlich allerdings dessen versehen habe: daß, wer da auch ganz und gar nichts davon verstehe, dennoch oft ein eben so guter Beurtheiler der Kunst wie der Natur sei. — Die erzürnten Freunde entfernten sich, und der Kavalier bezahlte dem Künstler mit Freuden seine beiden Bilder, deren eines er als ein ihr sehr werthes Geschenk seiner Geliebten verehrte.

XVII.

Der Bigamist.

Ein Mann von dreißig Jahren verliebte sich in eine noch schön zu nennende blonde Witwe, deren blauen Augen alle die Lebhaftigkeit innen wohnte, die sonst nur den schwarzen eigenthümlich zu sein pflegt. Herr de Valbonne bemühte sich um die Witwe angelegentlich: sie waren beide frei, es stand ihrer Verbindung kein Hinderniß im Wege. Sie gefielen sich gegenseitig, sagten es einander, und heiratheten sich acht bis zehen Tage darauf.

Anfangs war ihre Ehe wie gewöhnlich eine glückliche. Beide Gatten waren einander noch fremd und neu, und hatten auf ihr wechselseitiges Betragen ein aufmerksames Augenmerk. Frau von Valbonne war eben so zuvorkommend, zärtlich und liebevoll, wie ihr Gemahl einschmeichelnd und dienstfertig. Dieses gemeinschaftliche Leben währte etwa drei Monate. Nach deren Ablaufe begann die an die Selbstsucht des Witwenstandes Gewöhnte, unwissentlich hart und herrisch zu werden, und vernachlässigte sie, um die Gesammtheit ihrer Fehler desto greller hervor zu heben, ihr Aeußeres ganz und gar. Unter dem Vorwande, ferner nur ihrem Gatten gefal-

len zu wollen, kleidete sie sich so geschmacklos, daß sie jedermann mißfallen mußte, und daß die geringen Ueberbleibsel ihrer Reize vollends unscheinbar wurden. Herr von Valbonne achtete zuerst nicht weiter auf das, was ihn gegen sie erkältete. Es ist die Art des menschlichen Herzens so, sagte er betrübt zu sich selbst: Es ist nichts beständiges hier unten. Ich betete Madame d'Aigremont an, Madame de Valbonne läßt mich kalt! Ich würde zu glücklich gewesen sein, wenn meine ersten Gefühle fortgedauert hätten. — Diesen Betrachtungen gemäß gab der gute ehrliche Ehemann sich allein alles Unrecht schuld und war nur darauf bedacht, es so viel wie möglich erfolglos und wieder gut zu machen. Er erstickte in sich alles Wohlgefallen, das er bei dem Anblicke anderer Frauen empfand. Er bildete sich ein, er stehe mit seiner Frau allein in der Welt, und sie sei das einzige Wesen, das ihn glücklich machen könne. Gewisse Augenblicke, in denen Frau von Valbonne ihre frühere Anmuth und heitere Laune, ihr Wohlwollen gegen ihn theilweise wieder annahm, bekräftigten ihn in diesen großmüthigen Vorsätzen, und so geschah es, daß er, wo nicht glücklich, doch ruhig war. Seine Gattin ließ ihn indeß nicht lange in diesem Zustande von Unempfindlichkeit.

Eine Witwe, die es lange Zeit gewesen ist, wird fast immer in zweiter Ehe eine schlechte Frau, sie müßte denn ganz insbesondere mit edlem Charakter, angeborener Sanftmuth und aufgeklärtem Verstande begabt sein. Madame de Valbonne, die diese vorzüglichen Eigenschaften nicht besaß, wurde so zänkisch und mürrisch, sobald sie alterte, daß ihr Ehemann nicht umhin konnte, sich vor ihr zu fürchten. Sie versah sich dessen und wurde darum nur desto anspruchsvoller und unerträglicher: sie machte ihm das Leben peinlich und schwer, das Joch der Ehe drückend. Die ihm von ihr

vorgeschriebenen Pflichten schienen ihm eine Qual und Strafe zu sein. Desungeachtet beging sie kein offenbares Unrecht an ihm, sondern schlug ihm nur täglich, ja stündlich eine Menge kleiner Wunden und behauptete ihm gegenüber einen fortwährenden Widerspruch. Alles was er anordnete, stellte sie aus keinem anderen Grunde ab, als weil es sein Wille war. Er war nicht mehr sein eigner Herr, weder was das Hauswesen, noch was die Eintheilung seiner Zeit, noch was seine Geschäfte anging, man wollte ihn gängeln wie ein Kind, man verstand alles besser als er, und erhob, über das geringste Zeichen von Festigkeit seinerseits, ein lautes Geschrei. Um seiner Ruhe willen sah Herr de Valbonne sich genöthigt nachzugeben, zu schweigen, und jedesmal wieder zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten, weil sonst das trotzige Schmollen seiner Gebieterin kein Ende fand. Was ihn zuletzt aber doch empörte und sein unablässiges Mißbehagen auf die Spitze trieb, war folgender Zug. Herr von Valbonne hatte schon lange Zeit einen Diener, dem er sehr zugethan war. Dieser Mensch bediente ihn mit Eifer und Pünktlichkeit und trug für seinen Herrn die aufmerksame Sorgfalt, welche sich so selten bei Dienstleuten vorfindet und eine große Annehmlichkeit des Lebens ist. Um ihn zu belohnen, und sein Glück zu machen, setzte sich der dankbare Herr vor, ihn mit einer hübschen Kammerjungfer der Frau von Valbonne zu verheirathen, in die sich der junge Bursche verliebt hatte, und ihm eine ansehnliche Aussteuer, die seine Zukunft sichere, mitzugeben. Herr von Valbonne sprach darüber mit seiner Gemahlin, erhielt aber von ihr die Antwort, sie wolle nicht, daß ihre Zofe sich verheirathe. Er bestand darauf und setzte seine Gründe auseinander, sie entgegnete ihm weiter kein Wort, und als er am Abende etwas spät nach Hause kam, stellte sich ihm ein anderer Bedienter dar, um ihn auszukleiden.

Herr von Valbonne fragte nach Varzi, seinem Lakaien. Die gnädige Frau hat ihn fortgeschickt, erwiederte die gegenwärtige Zofe. — Meine Frau hat ihn fortgeschickt? — Ja, gnädiger Herr, mit dem Verbote von ihnen Abschied zu nehmen. — Wo ist er denn? — Ich weiß es nicht: er ist dem Portier überwiesen worden. — Herr von Valbonne ging also gleich zu seinem Thürsteher hinab, und befahl ihm, Varzi nicht allein augenblicklich vor ihn zu führen, sobald er sich zeige, sondern ihn sogar aufsuchen zu lassen. Der Portier zögerte. Sein Gebieter erröthete vor Unwillen, zu erkennen, wie geringes Ansehen er in seinem Hause habe. Er verschaffte sich Gehorsam. Man fand den armen Varzi vor der Thüre. Sobald der junge Bursche seinen Herrn wahrnahm, warf er sich ihm zu Füßen. Herr von Valbonne hieß ihm, sein Amt wieder antreten und ihn auskleiden. Als Frau von Valbonne am anderen Morgen hörte, was vorgefallen war, stürmte sie, roth und blau vor Wuth, im Nachtgewande in sein Zimmer und ließ ihn zum ersten Male in seiner Gattin den häßlichsten Gegenstand von der Welt erblicken. Herr von Valbonne hörte sie mit kaltem Blute, wie mit Abscheu und Widerwillen an und schlug ihr Verlangen rund ab, ja ging sogar noch weiter, und erklärte ihr: die Heirath werde vor sich gehen, und wenn sie die junge Person verabschiede, so werde er ihr einen Mode- oder Weiß-Kramladen einrichten. Außer sich selbst vom Zorne versetzt, schien Frau von Valbonne eine Besessene, und warf sie alles, was im Bereich ihrer Hände war, ihrem Gatten an den Kopf, der sie halb erstickt in ihre Zimmer zurücktragen ließ. Von diesem Augenblicke an fühlte ihr Ehemann nur Abneigung gegen sie und wurde ihm alles was sie that und sagte unausstehlich. Er sah sich dennoch genöthigt, seinen getreuen Lakai aus seiner Nähe fortzuschicken und der Furie, die ihn quälte, alles

aufzuopfern, aber er sah sie nicht mehr. Er brach gänzlich mit ihr, und hatte den Verdruß, in der Welt verlauten zu hören: er lebe wegen einer hübschen Kammerjungfer mit seiner Frau in Uneinigkeit. Dieser letzte Umstand war ihm der empfindlichste und erhöhte seinen Kummer so sehr, daß er sich entschloß, sich zu entfernen und zu reisen, um dem Gegenstande seines Hasses und seiner Verachtung zu entfliehen.

Mit diesen Gesinnungen besuchte er einige seiner Landgüter, um sie vor seiner Abreise in Stand zu setzen. Eines Festtags, als er mit seinem Getreuen eine Strecke von zehn Lieues zurücklegte, die eines seiner Güter vom anderen trennte, langte er eben in einem Dorfe an, als die Leute daselbst aus der Messe kamen. Da ihm selbst, seinem Lakaien und seinen Pferden Erfrischung nöthig war, so hielt er an der Kirchthüre still, um die Andächtigen heraus kommen zu sehen, und sich nach der Schenke zu erkundigen. Die jungen Bäuerinnen stellten sich seinen Augen sehr anmuthig dar, und er musterte sie eben mit Vergnügen durch, als er unter ihnen das liebreizendste Kind wahrnahm, das er noch jemals in seinem Leben erblickt zu haben wähnte. Es war die Unschuld und Reinheit selbst, die in dem schönen Mädchen erröthete und ihr holdes Angesicht mit Purpur übergoß, indem sie die Aufmerksamkeit inne ward, mit welcher der Fremde sie beobachtete. Herrn von Valbonnes Herz widerstand nicht dem süßen Zauber dieses Erröthens. Er folgte der lieblichen Jeannette bis zu ihren Eltern, denen er seine Bedürfnisse angab, und obwohl er noch keine bestimmten Absichten hatte, so untersagte er seinem getreuen Diener dennoch, zu verrathen, wer er sei. Jeannettens Eltern, brave, wohlhabende Dorfleute, freuten sich des Vorzugs, den ihnen der Fremde gab, nahmen ihn gastfrei bei sich auf, und luden ihn ein, mit ihnen zu Mittag zu essen. Jeannette erschien jetzt noch reizender

als vorher, wie sie mit vorgebundener reinlicher Küchenschürze geschäftig in Haus und Hof wirthschaftete und die Speisen zurichtete. Man stand eben im Begriffe, sich zu Tisch zu setzen, als der rechtschaffene Pfarrer der Ortschaft eintrat. Ich komme, den Herrn für mich in Anspruch zu nehmen, wenn er ein Fremder ist, sagte er: mein Haus und mein Tisch gehören allen Reisenden an, die durch unser Dorf kommen, es steht mir vorzugsweise zu, im Namen der Gemeine die Gastfreundschaft auszuüben. — Nun gut, Herr Pastor, erwiederte der gebildete Bauersmann, der der Schulze des Ortes war: Sie sollen den Vorsitz haben, aber man verläßt meinen Heerd nicht so unbewirthet wieder, wie man zu mir gekommen ist. — Dieser Großmuthsstreit würde jedoch zuletzt mit dem Siege des Pfarrers geendigt haben, wenn Herr von Valbonne nicht nach den von Jeannetten bereits aufgetragenen Gerichten starke Eßlust empfunden hätte. Der gute Pastor mußte nachgeben und sich bei seinem Pfarrkinde zu Tisch setzen, an dem er den Wirth machte. Es war rührend mit anzusehen, wie kindlich ehrfurchtsvoll die schlichten Leute den alten Geistlichen behandelten. An dieser Stätte der Freiheit und Gleichheit aß der Diener mit dem Herrn, der es so haben wollte, und wurde mit nicht geringerer Aufmerksamkeit als er selbst bedient.

Während der Mahlzeit sog Herr von Valbonne vollends alle Liebe ein, deren sein Herz nur fähig war. Jeannette war ein Engel an Sanftmuth und Güte. Ihre Stimme, ihr ganzes Wesen war das gerade Gegentheil der Frau von Valbonne. Wie glücklich wäre ich gewesen, dachte der unglückliche Ehemann, wenn ich dies liebliche Kind hätte kennen lernen, ehe ich mich verheirathete! Ich würde sie glücklich gemacht, und sie mich beseligt haben. — Indem ihn diese Gedanken beschäftigten und ihm das Ansehen gaben, ein we-

nig zerstreut zu sein, sprach der Pfarrer mit den Eltern von Jeannetten und ertheilte ihr das aufrichtigste unbefangenste Lob. Herr von Valbonne ward ganz Ohr, stimmte mit ein und versicherte, der lieben Kleinen alle die guten Eigenschaften bei ihrem Heimgange aus der Kirche angesehen zu haben. Da nun seine Augen und seine Art und Weise überdies noch viel mehr als seine Worte sagten, so nahm der Gottesmann die Gelegenheit wahr, ihn zu fragen: Sind sie noch ledig, mein Herr? — Ja, sagte de Valbonne rasch, seine Wünsche mit der Wirklichkeit verwechselnd. — Sie dürfen heute noch nicht fort, fügte der Geistliche hinzu. Wir essen alle das Abendbrod bei mir, und sie übernachten unter meinem Dache. Herr von Valbonne nahm die Einladung an. Der Herr scheint mir ein Edelmann aus der Nachbarschaft? — Ich heiße de Malmont, und bin in der Nähe angesessen. Ich gedenke mich hier nieder zu lassen, dieser Ort gefällt mir. Ich besitze einige Stunden von hier einen ansehnlichen Pachthof, den ich von einem Herrn von Valbonne gekauft habe. — Die rothe Meierei? fragte der Pastor. — Ganz recht! — Das ist ein schönes Gut, mein Herr. Es hat Holzung und hält drei Pflüge. — So ist es, es ist an die achtzigtausend Franken werth. Ich habe noch ein anderes etwas entfernteres gekauft, das Laloge heißt und auf sechszigtausend geschätzt wird. — Das kenne ich ebenfalls, sprach der Geistliche: sie sind unser Nachbar. Lassen sie uns mit einander bekannt und befreundet werden. — Die alte ehrliche Haut, die nichts weniger als etwa ein Schulfuchs war, zielte nämlich schon von weitem auf eine vortheilhafte Heirath für Jeannetten, die in seinen Augen das vortrefflichste Mädchen unter der Sonne war.

Man hatte abgespeist. Durch die beiden Meierhöfe war nicht die Herzlichkeit gegen den Gast, wohl aber die Hoch-

achtung vor ihm größer geworden, und er wurde von seinen Bewirthern wie eine Art von wohlthätiger Gottheit angesehen. Als er diese günstigen Gesinnungen, die man für ihn hegte, wahrnahm, wagte er es, der niedlichen Jeannette, die mit einem züchtigen Erröthen darauf erwiederte, einige Artigkeiten zu sagen. Man trank den Kaffe beim Herrn Pfarrer, aber Jeannette kam nicht mit, das würde eine zu große Freiheit gewesen sein, es würde sich selbst für den alten Priester nicht geschickt haben, sie mit einzuladen. Herr de Malmont vermißte sie, er hätte gern unter einem und demselben Dache mit seiner Geliebten zu Abend gegessen und zu Nacht geschlafen. Es wurde zur Vesper geläutet. Man ging hinein. Der Pfarrer wies dem Fremden den ehrenvollsten Chorstuhl an, de Malmont sah aber die Bank, auf der Jeannette neben ihrer Mutter saß, und hätte so viel lieber da gesessen. Nach dem Gottesdienste aß man das Vesperbrod, denn man ißt auf dem Lande viermal des Tages, und sodann begab man sich zu Jeannettens Vater. Der Pfarrer lud alle insgesammt zum Abendessen zu sich ein, und namentlich auch Jeannetten und ihre Mutter, was als etwas außerordentliches anzusehen war, da in den Pfarrhäusern auf dem Lande in der Regel nur die Männer zu Gaste gebeten werden. Jeannette leistete der Haushälterin des Geistlichen, ihrer Base und Taufpathin, hülfreiche Hand, und zwar wurde die ganze Wirthschaft in dem Zimmer des Pastors bestellt, weil sich daselbst der Bratenwender befand, so daß de Malmont Jeannetten immerwährend vor Augen hatte. Jede ihrer Bewegungen verrieth ihm einen neuen Reiz, jedes Wort, das ihr zierlicher Mund aussprach, schien ihm als eine Perle zu entquellen. Er fühlte sich von ihr bezaubert. Man aß zu Abend. Die bescheidene Jeannette am unteren Ende der Tafel, sprach kein Wort; aber sie lächelte zuweilen über de

Malmonts Erzählungen. Der Pastor forschte sie aus, und sie antwortete ihm schüchtern, aber nicht ohne Geist, meist mit einem wohlangebrachten Worte, ohne ein zweites hinzuzufügen, wenn ein einziges genügte, um ihre Meinung zu verstehen zu geben. Auf die Veranlassung des Pfarrers gebot ihre Mutter ihr zu singen, und sie leistete ihr auf das unbefangenste Folge, indem sie eine alte Romanze von der unglücklichen Liebe der Dame von Fayel und des Sire von Coucy mit einer so einfachen, und zu Herzen gehenden Stimme vortrug, daß sie de Malmont bis zu Thränen rührte. Man sah es ihr indessen an, wie sehr sie der Eindruck schmeichelte, den ihr Gesang augenscheinlich auf den Fremden hervorgebracht hatte. Der in Trauer versenkte Ehemann hielt diesen Abend für den angenehmsten, den ihm sein Leben bis dahin hatte gönnen wollen. Nur zu schnell enteilte ihm die flüchtige Zeit, und er empfand einen wahren Kummer, als Jeannette endlich mit ihren Eltern nach Hause ging.

Es war nur eine Stube und ein Bett für ihn und seinen Bedienten da. Der gute Pfarrer benachrichtete sie in eigener Person, daß sie beisammen schlafen müßten. Als sie sich allein befanden, sprach der Herr zum Knecht: Ich habe nun einmal der irdischen Glückseligkeit in die Augen gesehen; aber ich muß mir an diesem einen Blicke genügen lassen, und mit der Frühe des kommenden Morgens aus einem Dorfe fliehen, wo ich nicht hätte verweilen sollen. — Warum das, mein lieber Herr? Die kleine Jeannette ist eben so hübsch und gut, als die gnädige Frau häßlich und böse? Sie sind noch kein einziges Mal hier gewesen, sie haben die Vorsicht gebraucht, sich einen anderen Namen beizulegen; geben sie sich im Ernste für ledig aus, heirathen sie sie, ich will ihnen mit Freuden dabei behülflich sein. Sie geben mir als Belohnung meine liebe Berdon zur Frau, und wir führen

alle viere zusammen das glücklichste Leben von der Welt. — Du bedenkst nicht, was du sprichst, erwiederte Herr de Malmont: die Sache würde ruchtbar werden. — Ach! nicht doch, gnädiger Herr, bei den Vorsichtsmaßregeln, die wir anwenden könnten, gewiß und wahrhaftig nicht. Das Dorf ist abgelegen, nur Kreuz- und Nebenwege führen durch; sie sind in der ganzen Gegend ungekannt: wir schließen einen gerichtlichen Verkauf ihrer beiden Pachtgüter an den Herrn von Malmont ab, ich stelle den Bevollmächtigten des Herrn von Valbonne in Paris vor, sie bringen sie also von sich selbst an sich, verwalten durch meine Vermittlung ihre übrigen Besitzungen, schreiben aller halben Jahre einmal an ihre gnädige oder ungnädige Frau, ich gebe ihre jedesmaligen Briefe ein zwanzig, dreißig Meilen weit von hier zur Post, und sie werden sehen, wie vortrefflich alles von statten geht. — Schweig still, und laß mich schlafen, Plauderhans! erwiederte ihm sein Herr.

Am anderen Morgen übereilte Herr von Malmont seine Abreise nicht: er hatte den von seinem Kammerdiener geführten Reden des weiteren nachgedacht, und billigte sie zwar nicht mit einemmale, ersah aber doch eine Möglichkeit, sie zu verwirklichen. Er ging zu Jeannettens Vater. Er fand das liebenswürdige Mädchen im Alltagskleide noch verführerischer als Tags zuvor. Da sie allein zu Hause war, so hatte er folgendes Gespräch mit ihr: Guten Morgen, Jungfer Jeannette! ich freue mich, sie zu sehen. — Viel Ehre für mich, gnädiger Herr! — Wie hübsch ist sie so! — Sie sind sehr gütig, das zu finden. — Welches Glück müßte es sein, sie zur Frau zu haben! — Sie ward roth und antwortete nicht. Wenn ich es erwerben könnte, ich gäbe alles in der Welt darum. — Es erfolgte wieder keine Antwort, sondern eine liebliche Verwirrung. Wenn ich um ihre Hand

anhielte, dürfte ich wohl hoffen, geliebt zu werden? — Sie sind all zu vornehm gegen mich, als daß ich daran denken könnte .... — Wenn ich es nun aber thäte? — Ich wage nicht, mir so etwas träumen zu lassen. — Es hält mich nur eine einzige Bedenklichkeit ab, es zu thun. Sie kann ja vielleicht einen Liebhaber im Dorfe haben? — O, das ist ganz und gar nicht der Fall! Sie können sich erkundigen. — Aus dieser Antwort konnte Herr de Malmont ersehen, daß er mit seinem Antrage nicht übel aufgenommen werden würde. Jeannette war so reizend! ... Er raubte ihr einen Kuß. Die Berührung ihres Rosenmundes flößte ihm eine so entzückende Empfindung ein, daß dieser Kuß ihm Herz und Sinne mit Liebe umfing und durchaus erfüllte. In diesem Augenblicke traten Vater und Mutter des unschuldigen Kindes zur Thüre herein. Noch außer sich selbst, wie er war, verlangte er von ihnen ihre Tochter — zur Ehe. Die guten Leute wußten dem Besitzer zweier fetten Meierhöfe mit nichts anderem als mit Danksagungen und Segenswünschen zu antworten.

Nachdem das verhängnißvolle Wort einmal ausgesprochen war, überließ sich de Malmont ohne Rückhalt seinem Schicksale. Er war allerdings nicht ohne Besorgnisse; aber sein diensteifriger Lakai ermuthigte ihn. Lassen sie mich nur machen, gnädiger Herr, sagte er zu ihm, sie werden sehen, wie vortrefflich ich ihnen dienen will. — Der übrige Theil des Tages verging unter Vergnügungen. Jeannette hatte ihr Festtagskleid angezogen. Sie aß mit ihrer Familie und ihrem Verlobten zu Mittage bei dem Pfarrer, man besprach die Heirathspunkte, und des anderen Morgens reiste Herr von Malmont mit seinem Bedienten unter dem Vorwande ab, seine Rundreise nach seinen neuen Besitzungen zu beendigen; in der That aber um den eingebildeten Verkauf der

Meierhöfe abzuschließen. Als dies geschehen war, begaben sie sich in der That dahin, und stellte sich Herr von Malmont seinen Pächtern, die ihn nie gesehen hatten, als ihren neuen Gutsherrn vor.

Nach völliger Beendigung dieser Angelegenheiten eilte er nach Jeannettens Dorf zurück. Sein Plan war während dieser Reise zur Reife gediehen. Er hatte die nöthigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um nicht erkannt zu werden, und das Glück seines Lebens erschien ihm kein bloßes Trugbild mehr, wie in dem ersten Augenblicke, da er Jeannetten sah. Der auf die Wohlfahrt seines jungen Pfarrkindes seinerseits sorgsam bedachte Pfarrer wartete dagegen nicht ab, bis der Eigenthümer der beiden schönen Pachthöfe das erste Wort in dieser Angelegenheit an ihn richtete, sondern führte eine Erklärung auf halbem Wege selbst herbei. Jeannette, die zugegen war, denn man befand sich eben in ihrem elterlichen Hause, verstand von der Unterredung nichts. Ihr Liebhaber warf ihr einen verstohlenen Blick zu, als der Pfarrer aufgehört hatte zu reden, und dieser Blick bestimmte ihn. Ich komme zum Abschluß, sagte er zu dem Greise. — Bei diesem Worte umarmte der Pfarrer Herrn von Malmont. Ach! mein lieber Sohn! rief er aus: Sie machen eines meiner geistlichen Kinder, und ihre ganze Familie durch die Freude glücklich, die sie über diese Heirath empfindet. Seien sie überzeugt, daß es auch mich selbst hoch beglückt. Ich habe zwar alle meine Schaafe in den Pferch meines Herzens geschlossen, und wünschte, es geschähe einem jeden, was sie für Jeanetten thun: da dies aber freilich unmöglich ist, so erfreue ich mich des Glückes eines Einzelnen. Ich betrachte sie von diesem Augenblicke an, als meinen Sohn. Der Himmel segne sie, großmüthiger Mann, der sie nicht, wie die Weltlinge, ein armes Mädchen zu verführen trachten, sondern es durch das Sacrament

der Ehe mit Ehren in die Reihe der Hausmütter einführen. — Diese Herzensergießung rührte de Malmont so lebhaft, daß er einige Gewissensbisse empfand. Er schlug aber seine Reue mit dem Versprechen darnieder, das er sich selbst gab, Jeannettens Ruhe durchaus nicht zu gefährden, und jedwede mögliche Entdeckung mit der ängstlichsten Vorsicht zu verhüten. Er sah ein neues glückseliges Leben vor sich aufgethan, in mitten dieser guten Leute, die er sich durch Wohlthaten zu Freunden zu machen gedachte. Er fühlte sein Herz bei der anmuthigen Vorstellung all des Guten aufgehen, das er im Stande war, in diesem Dorfe so harmlosen, unverdorbenen Menschen zu thun; es entzückte und erhob ihn der Gedanke an die reine Freude, die er dadurch dem frommen Pfarrer machen würde, dessen Gleichen als wahre Seelsorger und Hirten ihrer Gemeinde immer seltener zu finden sind. Das Loos meines Schicksals ist geworfen, dachte er: Ich erblicke in meinem Vergehen einen zu wesentlichen Gewinn für mein Leben, als daß es vor Gottes Augen nicht verzeihlich erscheinen sollte. Er stand nach diesen Bedenken auf, ergriff Jeannettens Vater und Mutter bei den Händen, und bat sie, ihn in ihre Familie durch ehestmögliche Vereinigung mit ihrer ältesten Tochter aufzunehmen. Sie umarmten ihn statt aller Antwort mit thränenden Augen, derweil der Pfarrer, mit vor Freude strahlendem Antlitze und zum Himmel erhobenen Händen, auf seinen Knien Gott für das Glück dankte, welches er seinem liebsten Beichtkinde bescheere.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit dauerten nicht lange, da alle Betheiligten deren Beschleunigung wünschten. Varzi seinerseits ließ seine liebe Berdon von Paris kommen, und heirathete sie eben auch an dem Hochzeittage seines Herrn. Beide waren über den Streich entzückt, den sie der bösen d'Aigremont spielten, die sie von nun an nur bei diesem Na-

men nannten, und Herrn von Malmons Geheimniß war bei ihnen so gut aufbewahrt, als ob er es ganz allein in sich verschlossen gehalten hätte.

Am Tage der Hochzeit strahlte die kindliche, mit einem frischen Blumenkranze gezierte Jeannette, im einfachen, weißen Musselinkleide, mit einem Halsbande von Bergkrystallen, und Schnallen von Brillanten, auf den kleinen schwarzen Lederschuhen, eine Lieblichkeit und Blüthe des Reizes aus, von der man in den Städten keine Vorstellung haben kann. Und so führte sie der Mann zweier Frauen, von ihr entzückt und bezaubert, mit ruhigem Gewissen, zum Altare, vor dem er ihr denselben heiligen Schwur leistete, den er eben damit auf das frevelhafteste brach. Nicht mit allem dem zufrieden, was er seinem Gebieter schon eingeflüstert, hatte Varzi nach Mitteln gesucht, dessen Ekel vor Madame d'Aigremont zu verewigen. Dieser gegen ein unbilliges, gehässiges Weib erbitterte Diener bethätigte durch sein Betragen eine schöne Wahrheit: daß nämlich auch die Dienstleute Menschen sind, aus denen man sich durch Erregung ihres Wohlwollens die nützlichsten Freunde, sowie hingegen durch Herausforderung ihres Hasses die gefährlichsten Feinde schaffen kann. In Varzi ging dieses letztere Gefühl gegen seine ehemalige Gebieterin eben so weit, wie seine Anhänglichkeit an seinen Herrn, und diese Anhänglichkeit war grenzenlos. Er hatte von seinen Ersparnissen eine Summe Geld darauf verwendet, Madame d'Aigremont in einem ihrer ungünstigsten Momente malen zu lassen. Man erblickte sie in äußerster Wuth, im abschreckendsten unschönsten Nachtkleide, mit niedergetretenen Schuhen und herabhangenden Strümpfen; ihre blauen Lippen schäumten, ihre Haare sträubten sich in der scheußlichsten Unordnung auf ihrem Kopfe durch einander, ihre Augen rollten wie zwei Kugeln wild umher, ihr Hals war geschwollen, sie ballte die Hände. Dies

Bildniß war am Abende vorher angekommen. Varzi ließ es, sobald sein Herr das Zimmer verlassen hatte, wohin er nicht eher als nach erfolgter Trauung wieder kommen konnte, darinnen aufstellen, und es war der erste Gegenstand, welcher des falschen de Malmont Blicken begegnete, als er, Jeannetten an der Hand führend, eintrat. Er erkannte Frau von Valbonne auf der Stelle. Das ist das Bild meiner Frau! sagte er leise zu seinem Vertrauten. Varzi lächelte und raunte ihm ins Ohr: Vergleichen sie, gnädiger Herr, ich habe ihr Glück durch dieses Mittel erhöhen wollen. — Diese Worte beruhigten Herrn von Malmont, indem sie ihm die Gewißheit gaben, daß das erschreckliche Gemälde durch seinen getreuen Diener an diesen Ort geschafft worden war.

Die von Varzi angestellten Festlichkeiten verkündigten seinen Diensteifer. Das ganze Dorf nahm Theil daran, und der greise Pfarrer, der darüber die innigste Genugthuung fühlte und selbst gar kein Feind von Lachen und Frohsinn war, führte überall den Vorsitz, und veredelte dadurch gewissermaßen die allgemeine Lust. Die Hochzeitfeier fand in seinem Garten statt. Die Tische standen unter Lauben von Haselgesträuch, die Gänge dienten den Männern zu Kugelspielen, ein runder Grasplatz war der Tanzboden, am Abende wurden alle Bäume mit Lampen besteckt, die man aus großen Schneckenhäusern gemacht hatte, und die die Glöckner angehalten waren, wieder anzuzünden, sobald eine oder die andere im Winde erlosch; solchergestalt daß die künstliche Helligkeit der Nacht dem Tageslichte gleichkam. Jeannette eröffnete den Ball an der Hand ihres Gatten mit einem eben so lebhaften als leichten und einfachen Tanze. Sie entfernte sich, kam zu ihm zurück, ließ sich in seinen Armen davon tragen, floh, drehte sich um ihn im Kreise herum, und tanzte die Touren alle selbst. Die Rolle des Gatten bestand nur darin, sie

auf den durchdringenden Ton der Hoboe fortzutragen und also den Zuschauern den Anblick ihres zierlichen Fußes zu gewähren. Das Fest dehnte sich bis zu Mitternacht hinaus, und die beiden Paare wurden sodann von dem ganzen Kirchsprengel zum Brautgemach geleitet. Der Pfarrer segnete Betten und Zimmer aus Furcht vor Bezauberungen ein, und nachdem der gewandteste der jungen Bursche der Neuvermählten den Kniegürtel gelöst hatte, den er triumphirend aufwies, wurden die Brautleute mit Segnungen überhäuft und allein gelassen. Herr von Malmont hatte in erster Ehe eine abgelebte Witwe geheirathet: hier fand er eine Jungfrau, deren Reize noch so frisch und neu waren wie ihr Herz, und durch ihre mädchenhafte holde Schaam und scheue, zaghafte Zärtlichkeit ins unendliche erhöht wurden.

Am anderen Morgen bei Tagesanbruch sah de Malmont anstatt der welken Reize der Witwe, die er in der Stadt geheirathet hatte, die höchste Blüthe der Jugend und Gesundheit vor sich. Jeannette schlief noch, ein lieblicher Traum bewegte ihre reine Seele, ihre Gesichtsfarbe war belebt, ihr kleiner Mund zur Hälfte geöffnet, ihren ganzen Körper durchbebte ein leises Zittern. Ihr Gatte umarmte sie, das liebenswürdige Weib drückte ihn noch halb schlummernd an ihre Brust. Als sie die Augen aufschlug, errröthete sie, sich in seinen Armen wieder zu finden, sie wollte sich ihnen sanft entziehen, aber es war nicht mehr Zeit dazu. Nachdem er aufgestanden war, sah de Malmont sich von Jeannettens Familie umringt: Von Freude berauscht, seines Glückes versichert, ließ er auf seiner Stirne nicht die Wolke erscheinen, die sonst nur allzu oft die Stirnen junger Ehemänner verdüstert. Unverdienterweise glücklicher als so viele, trat er mit frei erhobenem Haupte mitten unter die jungen Bauerburschen, die ihn in der Stille alle

um sein Glück beneideten. Die Festlichkeiten begannen wieder im Beisein des rechtschaffenen Pfarrers, und derselbe beendigte sie durch ein öffentliches Gebet für die Neuvermählten, das er am Abende vor der versammelten Gemeine in der Kirche abhielt. Bis daß ein niedliches Häuschen, wozu Varzi schon die Baustelle ausgesucht hatte, erbaut und eingerichtet wäre, blieb Herr von Malmont in der Pfarrei wohnen und aß mit an des Pfarrers Tisch. Alle Sonn- und Feiertage gab er ein öffentliches Fest, das ihm bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel in dortiger Gegend nicht sehr theuer zu stehen kam. Jeannette gewann immer mehr gleich sehr an Schönheit, weil sie besserer Ruhe genoß und sich nicht mehr der Sonne aussetzen durfte, wie an Anmuth, durch den Umgang mit ihrem Gatten, von dem sie sich die Sitten der höheren Stände unwillkürlich aneignete, und sogar durch Berdon's Gesellschaft, welches mit vielem Geist begabte Mädchen von Kindheit an in Paris gelebt hatte und immer in der Nähe vornehmerer Frauen gewesen war. Auch diese andere Ehe war eine durchaus glückliche. Die beiden Gatten dienten mit Lust und Freuden dem besten Herrn, und was Jeannetten anlangte, so flößte sie ihnen durch ihre Sanftmuth und Güte eine so zärtliche Freundschaft ein, daß sie sich tagtäglich zu de Malmonts gewagtem Entschlusse Glück wünschten.

Der Bau des neuen Hauses war in zwei Monaten zu Stande gebracht, und da es in der warmen Jahreszeit sehr schnell austrocknete, so konnte man es bald darauf beziehen. Der Pfarrer machte aus der feierlichen Einweihung ein religiöses Fest, das de Malmont durch ein Gastmahl und durch Tänze erheiterte. All dieses äußere Beiwerk seines Glücks kam aber nicht in Betracht zu dem, dessen er sich in seiner Häuslichkeit erfreute. Mußte er in Geschäften nothwendigerweise einmal ausgehen, so brannte er vor Verlangen nach

der Rückkehr, bei der das liebreizendste zärtlichste Wesen in seine Arme flog, ihn mit der Stimme eines Engels ihren geliebten Freund, ihren theuern Gatten nannte, und ihm so viele Hülfleistungen reichte, denen ihre zarte, weiche Hand einen doppelten Werth verlieh. Das ist also das irdische Glück! dachte de Malmont zuweilen: hier weilte es für mich, ich habe es gefunden. Wer von meinen klugen Stadtfreunden möchte mir nun wohl aufrichtigerweise, vor meiner Verbindung mit Madame d'Aigremont, angerathen haben, was ich leider erst nach derselben that! Hätte ich vordem jemals einen solchen Gedanken gehabt und ausgesprochen, ich würde wie ein Narr angesehen worden sein. O, du unselige Weltklugheit der Städter, wie verderblich bist du mir geworden! — Die Wolke dieser Betrachtungen überzog zuweilen seine Stirn; sobald sich aber Jeannette seinen Blicken darbot, trieb das strahlende Gestirn der Freude allen Kummer und alle Reue aus seinem Herzen hinweg.

Um alle seine Wünsche zu krönen, machte ihn Jeannette im zweiten Jahre ihrer Ehe zum Vater eines freundlichen Knaben, im dritten gebar sie eine Tochter, und dann wieder einen Sohn. Sechs Jahre verflossen.

Herr von Valbonne ließ sich von Zeit zu Zeit, wie von weiten Reisen rückkehrend, in Paris sehen, ordnete seine Geschäfte und entfernte sich dann wieder nach seiner ländlichen Heimath. Das Glück des Menschen kann nun aber einmal nicht von Dauer sein, und dies zwar um so weniger, wenn es aus dem Kreise der bürgerlichen Ordnung herausgetreten ist, und wenn das geringste unvorhergesehene Ereigniß den Schleier des Geheimnisses zerreißen mag, der es einzig und allein vor der Ahndung der Gesetze schützt. Frau von Valbonne hatte die Abwesenheit ihres Gatten anfänglich mit ziemlich gleichgültigen Augen angesehen, denn sie herrschte ihr

zufolge zu Hause wie während ihrer Witwenschaft als unumschränkte Gebieterin. Als sie aber mit ihrem vorrückenden Alter von ihren Anbetern verlassen wurde, erinnerte sie sich nach und nach daran, daß sie einen Mann für sich habe, den sie wohl oder übel dazu anhalten könne, ihr Gesellschaft zu leisten, sich mit ihr in der Welt zu zeigen, und, mit einem Worte, den Anstand ihrer Erscheinung zu retten, wann sie für nichts anderes mehr als für eine alte Närrin werde angesehen werden.

Nach diesen Bedenken fing sie an, über das Betragen ihres Mannes gegen sie ungehalten zu werden, und eine gewaltige Ungeduld über seine Entfernung zu bezeigen. Der arme de Malmont vernahm diese veränderte Sinnesweise seines Hauskreuzes mit Furcht und Schrecken, und gewann seine Jeannette, in der eröffneten Möglichkeit sie zu verlieren, nur um so lieber. Er vermied jene Furie noch sorgfältiger als vorher, und verheimlichte ihr alle seine Schritte. Um zu der Quelle seines Glückes zurück zu gelangen, verließ er Paris jedesmal durch das seinem Wege entgegengesetzte Thor. Nach derlei Vorkehrungen beruhigte er sich zwar, schläferte jedoch die Wachsamkeit der mehr als jemals erbitterten Frau von Valbonne damit nicht ein. Ohne irgend zu ahnen, was ihr Gatte so nöthig hatte, ihr zu verbergen, glaubte sie ihn glücklich oder wenigstens ruhig und gönnte ihm doch diesen Zustand nicht, weil er ihr die Wollust raubte, ihn allmählig todt zu quälen. Sie besoldete Aufpasser, und ließ vorzüglich Varzi auf das strengste beobachten. Er kam häufiger nach Paris als sein Herr, machte dort Einkäufe, und mochte seinen Rückweg nicht so leicht durch veränderte Richtungen den Späherblicken entziehen. Von einem seiner ehemaligen Dienstgenossen einst erkannt, der sich hütete, ihm vor Augen zu kommen, wurde er von demselben bis in seinen

Gasthof verfolgt und also verrathen. Eines Tages, und zwar an einem der allerschönsten desselben Jahres, hatte der von seinen ländlichen Mitbürgern fast angebetete de Malmont ihnen zur Kirchweihe des Dorfes ein ungewöhnlich glänzendes Fest angestellt. Er hatte einen jeden veranlaßt, seine besten Freunde von den benachbarten Dörfern dazu herüber zu entbieten. Eine große Anzahl junger, auf das schönste geschmückter Mädchen zierten das Fest, und waren, um das Kelchschüsselchen in den Händen des ehrwürdigen Pfarrers zu küssen, den sie mit ihren Blicken musternden Männern und Jünglingen vorbei, mit verschämten Wangen in die Messe gezogen. Die Tische wurden unter zweien dicht an die Kirche gepflanzten Linden gedeckt, ausgespannte Leinwand ersetzte den Mangel an schattenden Aesten. Nach der Messe wurde ein auch für Andere als Landleute schmackhaftes Mittagsmahl eingenommen. Der den Männern in reichlichem Maße in Schaalen geschenkte Wein verbreitete allgemeine Heiterkeit, und die Frauen und Mädchen kühlten sein feuriges ihnen in Krystall gebotenes Blut durch das Wasser des nahen Quells. Nach der Mahlzeit trug man die Tische hinweg, und Jeannette eröffnete eben schon, von dem schönsten jungen Burschen, einem reichen Pächtersohne aus dem nahen Flecken, aufgezogen, wie sie gewöhnlich bei diesen Festen zu thun pflegte, den Tanz, als man auf einer das Dorf beherrschenden Anhöhe eine Chaise rollen hörte. Aller Blicke richteten sich der Gegend zu. Eine Chaise kommt! ... Sie ist von Reitern umringt. Was will das heißen? Was giebts? — De Malmont ward bleich. Sein getreuer Varzi zitterte. Er schickte zwei junge Bauern ab, die Chaise näher in Augenschein zu nehmen. Sie liefen ihr entgegen. Wein und Speisen hatten sie behender anstatt schwerfälliger gemacht. De Malmont und sein Diener sprachen inzwischen heimlich mit einander. Ich ahne nichts gu-

tes von dieser Chaise, sagte der letztere: Machen sie sich mit Jeannetten unsichtbar, gnädiger Herr. Ich werde zusehen, was es giebt. — Herr von Malmont schickte sich an, seines Freundes Rath zu befolgen, er nahm Abschied vom Pfarrer und winkte Jeanetten zu sich; aber er ward nicht verstanden, es ging alles zu langsam vor sich, die Chaise kam an. Es sprang eine Frau heraus: Es war Frau von Valbonne, die zwei Abtheilungen Landreuter begleiteten. Sie lief auf ihren Gatten zu mit den Worten: Was machen sie hier, mein Herr? Ach! sie haben da eine Maitresse! — Sie ist seine Frau, Madame, sagte der redliche Pfarrer, der ihr damit den Mund zu stopfen glaubte. Seine Frau! ihre Frau, mein Herr? Sie haben hier eine Frau? — Herr von Valbonne schwieg. Antworte mir, Schurke! rief die Furie, indem sie Varzi bei der Gurgel faßte: Ei, da ist ja auch der kleine Teufel, die Verdon! sprich, sprich, oder ..... — Wenn man eine so böse Frau wie sie hat, Frau von Aigremont, antwortete der Lakai: so darf man sich wohl anderswo etwas besseres aussuchen. — Frau von Aigremont nennst du mich, du Schelm! Ich will euch bald belehren, wer ich bin. Du hast also meinen Mann geheirathet, mein schönes Püppchen? — Ihren Mann! hallte es durch die ganze Versammlung wieder, und Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern. Leugnen sie es einmal, wenn sie können, mein Herr, fuhr Frau von Valbonne, die so viel mehr gefunden als erwartet hatte, zu ihrem Manne gewendet, fort. — Nein, Madame! erwiederte er ihr mit fester Stimme: Dies, auf Jeannetten zeigend, ist meine wahrhafte, rechtmäßige Gemahlin: diese hat mich glücklich gemacht, sie dagegen bereiteten mir nichts als Pein. Welche von beiden hat also die gerechtesten Ansprüche an mich? — Ihre Bäuerin sicherlich, sprach Frau von Valbonne, und fuhr zu den Schergen gewendet fort: ich bedarf

ihrer nicht mehr, meine Herren. — Die Landreuter hatten indessen von Bigamie sprechen hören, und ihr Anführer wollte den Schuldigen ergreifen. Der ganze Kirchsprengel stand im Begriff, ihm Einhalt zu thun. Nein! sprach Herr von Valbonne, mein Glück ist vorbei, da ich entdeckt bin, ich weiß nichts mehr mit dem Leben anzufangen. Uebertretet keines eurer Landesgesetze, meine Kinder, es ist schon an dem genug, was ich verschuldet habe. Lebe wohl, meine theure Jeannette, dein Gatte wird dir geraubt, aber er betet dich bis zu seinem letzten Athemzuge an. Madame! wendete er sich zu seiner Frau: ich empfehle ihnen meine Kinder an, seien sie besser gegen sie, als sie gegen mich gewesen sind. Meine liebe Jeannette, laß sie mich zum letzten Male in meine Arme schließen! — Jeannette brachte sie ihm weinend. Der gute Pfarrer, der vor Erstaunen die Fähigkeit der Sprache verloren hatte, vermischte seine Thränen mit denen der jungen Frau und ihrer Angehörigen. Sobald Herr von Valbonne seine drei Kinder umarmt hatte, machte er eine Bewegung, als ob er sich den Schergen nähern wollte. Da stürzte ihm Varzi zu Füßen. Geh, mein armer Varzi! sprach er zu ihm: ich allein bin der Strafwürdige. Alsdann schaute er sich rings in der Versammlung um, breitete die Arme gegen sie aus, und rief: Lebt wohl, lebt wohl, meine Freunde! Ihr hieltet mich für redlich, und ich war es, außer in dem einzigen Punkte, daß ich eure liebliche Dorfgenossin der Gefahr dessen aussetzte, was sie heute erlebt. Sorgt aber nicht mich zu verlieren, ich werde euch nimmermehr verlassen. Ja, ich werde niemals von ihnen scheiden, mein Vater, sie verehrungswürdigster der Menschen! wiederholte er, zu dem alten Pfarrer gewandt. Meine Jeannette! ich verlasse dich nimmermehr. —

Mit diesen Worten näherte er sich abermals seinen Kin-

dern, die er mit seinen Thränen überströmte, indem er sich zu ihnen niederbeugte, und vereinigte sie mit ihrer Mutter in seinen Armen. Mit einem Male sah man jedoch sein Blut aufspritzen, und den Unglücklichen bleich und entseelt vor den Füßen seiner ersten Frau zusammenstürzen. Da ist mein Leben, sagte er: möge es sie befriedigen! —

Also starb der unglückliche de Valbonne, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, von seiner Jeannette getrennt zu werden.

Sein über diesen fürchterlichen Schlag entsetztes Weib, das von dem Augenblicke an, da sie die zwiefache Ehe erfuhr, bereuete, die Landreuter mitgebracht zu haben, ward, von Stunde an von ihrer Bosheit geheilt, wieder so gut, wie vor ihrer zweiten Verheirathung. Sie adoptirte ihres Mannes Kinder, so weit dies nach französischen Gesetzen zulässig war, und bereitete ihnen ein möglichst glückliches Loos in der Welt. Was Jeannetten betrifft, so war sie nicht stark genug, ihren Gatten zu überleben. Der gute Pfarrer vereinigte beide Eheleute in einer Gruft und wünschte, daß, wann dereinst seine Stunde schlüge, auch er zu ihnen gebettet würde. Alle Bewohner des Dorfes und der Nachbarschaft wohnten dem doppelten Begräbnisse bei, und feierten lange Zeit den Jahrestag desselben dadurch, daß sie auf dem Grabe ihres unglücklichen guten Freundes, wie sie ihn nannten, frische Blumen und Thränen opferten.

XVIII.

Wagen gewinnt!

Drei gute Freunde aus der Stadt Arezzo in Toscana, von denen einer sich Giannozzo di Pippo, Cechino Leali der andere, und der dritte Simeone Miniati nannte, wollten gern das stolze Venedig sehen und machten sich in der Absicht dahin auf den Weg, gleichviel ob durch dienen oder sonstiges arbeiten, dort ihr Glück zu versuchen. Bei geringen Mitteln also zu Fuße wandernd, langten sie in dieser Stadt nach wenigen Tagen an, und nahmen bei einer armen Frau ihre Herberge, wo es eben schmale Bissen für sie setzte, weil sie in ihrem Vermögen nur noch wenige Groschen übrig hatten. Es war gerade zur Fastenzeit, und wie sie da nun eines Abends über die Brücke Santa Maria Formosa gingen, die nach der Straße Gaglioffa führt, kam ihnen darauf in einem Kramladen eine Frauensperson zu Gesicht, die Eierkuchen buk, und sie, ganz heiß und frisch wie sie waren, in eine irdene Schüssel auf ihre Schauspinde zum Verkauf auslegte. Ueber Anblick und Duft dieses Backwerks lief den drei Gesellen das Wasser im Munde zusammen und sie glaubten vor Begierde darnach schier vergehen zu müssen, indem sie,

ohne Geld im Beutel es zu kaufen, sich doch nicht von der Vorstellung trennen konnten, es zu verschlingen, und die Bude von allen Seiten umkreisten. Da sagte Cechino, der jünger und verschlagener als die anderen war, zu diesen: Euch beide braucht man nach gerade auch nicht lange anzusehen, um zu wissen, daß ihr euch eben so gern wie ich mit dem Zeuge da den Magen anfülltet. Wenn es euch recht wäre, so wollte ich euch wohl den Weg zeigen, auf dem wir die leckeren Eierkuchen in unser Maul führen könnten. — Wie wolltest du denn das anfangen, du Narr! antwortete Giannozzo, da du recht wohl weißt, daß wir kein Geld mehr haben, sie zu kaufen? Haben wir nicht fast alles, was wir noch besaßen, unserer Wirthin für's Abendbrod geben müssen? Und wenn wir heute auch unsere übrigen sechs Groschen noch verthäten, so hätten wir ja morgen nicht einmal ein Mittagsbrod mehr. — Ich wollte dich, meiner Treu! für einen ganzen Kerl ansehen, wenn du deine Worte wahr machtest, sprach Simeone. — Nur gemach, Herr Bruder! meinte Cechino; wenn ihr sie im Ernste schlucken wollt. — Nun, so rücke mit der Sprache heraus, erwiederte Simeone, wenn du kein bloser Prahlhans bist. — Hört mich an, Kinder! was ich davon denke, fuhr Cechino fort: Du, Giannozzo, gehst in den Laden, und kaufst von unserem übrigen Gelde Zibeben, deren dort der große Korb ganz voll steht. Du mußt nur freilich das Weibsbild dabei so lange aufhalten als du kannst, denn mittlerweile du feilschest, schleichst du, Simeone, dich hinzu, stiehlst die Schüssel mit den Eierkuchen weg und nimmst das Reißaus ins Freie. Ich bleibe dort auf der Lauer stehen, und wenn ich etwa sehen sollte, daß dir eines nachliefe, so halte ich es in dem schmalen, finsteren Gäßchen auf. Ehe sich das Weib selber in ihrem Laden von Giannozzo los macht, um dir nachzusetzen, bist du mit deinem Raube schon

im weiten Felde, wo wir dich aufsuchen und mit dir theilen. — Du bist uns doch wahrhaftig ein schlauer Fuchs! riefen die Anderen; aber frisch die Hand an's Werk gelegt, ehe unser Leckerbissen kalt wird. — Giannozzo ging in den Laden hinein und sagte: Gebe sie mir doch für ein paar Dreier Zibeben, Mutter; was kostet denn das Pfund? — Fünf Dreier, mein Lieber, antwortete die Alte: Na, weil er es ist, soll er das halbe Pfund für zwei Dreier haben. — So wiege sie mir einmal eins ab, sprach er, daß sie mir es aber nicht zu knapp macht. — Er wird ja wohl mit mir zufrieden sein! — Sobald nun Simeone wahrnahm, daß die Verkäuferin mit dem Abwägen der Zibeben beschäftigt war, bemächtigte er sich rasch der Schüssel, und lief was er laufen konnte, in der Richtung fort, über die er sich mit seinen Gefährten verständigt hatte, unterweges mehr als einen Pfannkuchen verschluckend, um sich zu überzeugen, ob sie gut gerathen wären. Die arme Frau sah, daß ihr Backwerk gestohlen wurde, und schrie laut: Halt' auf! halt' den Dieb mit den Pfannkuchen auf! indem sie zum Laden hinaus eiligst hinter drein lief. — Der schlaue Cechino vertrat ihr indessen mit der Frage den Weg: Was ist euch widerfahren, gute Frau? — Ei! der Schelm, der da läuft, sprach sie, hat mir eine ganze Schüssel voll frisch gebackener Pfannkuchen gestohlen, die noch dampften. — Da muß sie sich zufrieden geben, gute Frau! sprach er, der Kerl läuft schneller wie der Wind, und ist so furios, daß er mich bald über und über gerannt hätte. — Derweil nun das Weib über den Verlust ihrer Pfannkuchen jammerte, trat auch Giannozzo zu ihr, dem sie Zeit und Weile gelassen hatte, sich die Taschen voll Zibeben zu stopfen, und sagte: Da, Mutter, nehme sie ihr Geld, ich hätte ihr damit bequem durch die Lappen gehen können, aber ich habe sie um die paar Dreier nicht beschup-

pen wollen. — Gott segne dich, mein Sohn, erwiederte das Weib, du bist mir ein Anderer, als der garstige Spitzbube, der doch dran ersticken möge, wenn er den ersten Pfannkuchen in sein Maul stopft! — Sie ging hierauf brummend und keifend wieder in ihren Kramladen hinein, und fing aufs neue an Pfannkuchen zu backen; schon des nächsten Tages aber ließ sie vor ihre Schauspinde ein Gitter machen, damit sie nicht abermals Gefahr liefe, bestohlen zu werden.

Die drei windigen Gesellen konnten kaum die Zeit erwarten, ihren Raub unter sich zu theilen, und trafen hinter der Kirche bei den drei Brücken zusammen, wo ihre hungrigen Mägen die Pfannkuchen in einem Augenblicke verschlangen, und die sich danächst auch, weil sie vor Durst fast umkommen zu müssen glaubten, über die Zibeben hermachten, deren Giannozzo für seine zwei Dreier mehr als sechs Pfund eingesteckt hatte.

Also beschäftigt, hörten sie über ihren Häuptern ein Fenster öffnen und eine leise Stimme herunterrufen: Ich lasse dich gleich ein, mein süßes Herz, verzieh nur noch ein klein wenig. — Die Nacht war stockfinster und von einem dicken Nebel durchflossen, der sich erkältend aus der Luft niedersenkte: man hätte keine Menschenseele zu erkennen vermocht. Der verwegene Cechino sprach also: Das ist gewiß irgend ein gutes Abenteuer; was rathet ihr? Ob ich hinein gehe, wenn sie aufmacht? Wer weiß! ob es nicht zu meinem Glücke ausschlagen könnte? und überdies sind wir ja auch in eine verzweifelte Lage gerathen, und müssen, meiner Treu! was wagen, wenn wir was gewinnen wollen. Was meint ihr, soll ich gehen? — Meinetwegen, geh du, wenn du willst, antwortete Simeone: das ist deine eigene Sache. — Du wärst ein rechter Narr, warf Giannozzo ein, wenn du da hinein dingst; wüßtest du denn etwa wohin? Oder ruft sie dich

etwa? Und wenn sie dich nun sähe und zu schreien begönne: Ein Dieb! ein Dieb! wofür sie dich doch halten müßte, was wolltest du da anfangen, wenn du nicht wüßtest, wo wieder hinaus? Sei gescheidt, rathe ich dir, und mische dich so wenig darein, wie ich. — Herr Gott! was können sie mir denn thun? antwortete Cechino: Ich bin kein Dieb. Und wenn sie mich nun auch auf ihr schreien erwischten, so könnte ich doch immer sagen, ich sei ein Fremder und hereingekommen, weil sie mich gerufen habe, um zu hören, was sie von mir wolle? Und Jacopo Salviati würde mir jedenfalls bezeugen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, da ich drei Jahre lang in Florenz bei ihm gewesen und noch bei ihm sein würde, wäre er nicht hierher gezogen, und hätte nicht mein Vater, der damals noch lebte, durchaus nicht einwilligen wollen, daß ich mit ihm ginge, weshalb ich also seinen Dienst verließ. — Du kannst thun und lassen, was dir beliebt, meinten hierauf die anderen; wenn wir dir aber rathen sollen, so gehe nicht hinein. Gehst du desungeachtet, und es stößt dir was schlimmes zu, so soll es uns herzlich leid um dich sein, indessen würdest du dich nur bei dir selbst darüber zu beklagen haben. — Nun, kurz und gut, ich bin entschlossen, hinein zu gehen. sprach Cechino. Beim Judas! was wäre denn auch weiter zu fürchten? Ich bin ja nicht auf den Kopf gefallen und weiß, wo Barthel Most holt. Ich werde mir schon zu helfen wissen, es mag mir geschehen, was da will. Geht ihr immerhin in unsere Herberge zurück, ich bleibe hier und werde der Dinge, die da kommen sollen, gewärtig sein. Ihr mögt inzwischen, wenn ihr wollt, für mein gutes Glück beten, denn sollte mir, wie es mir schwanen will, irgend was erfreuliches widerfahren, so entgeht euch euer Antheil daran ganz gewiß nicht. Aber horcht! ich höre etwas die Stiegen herunterkommen; sie wird es wieder sein, um mich einzulas-

sen. — Sobald nun die beiden anderen Gesellen erkannten, daß der verwegene Cechino nicht von seinem Vorhaben abzubringen war, ließen sie ihn an dem Eingange warten und kehrten in ihre Herberge zurück.

Es wohnte in diesem Hause ein reicher portugiesischer Kaufmann, mit seiner einzigen unglaublich schönen und reizenden Tochter, die, da er Witwer und schon bei Jahren war, seinen höchsten Trost und seine Freude ausmachte. Ein junger Edelmann derselben Stadt hatte sich heftig in sie verliebt und war auch so glücklich, bald die ersehnte Frucht dieser Liebe zu pflücken. Wie er nun gewohnt war, fast alle Montage um die erste Stunde der Nacht sich an ihrer Thüre einzufinden, so räusperte sie sich dann jedesmal und kam auf ein Zeichen, das er von sich gab, herunter, um ihn einzulassen, wo sie ihn, mit großer Gefahr, durch den Saal, an den das Schlafzimmer ihres Vaters stieß, auf den Boden führte, der voller Baumwolle in Ballen lag. Zwischen diesen Ballen hatte sie sich einen gewissen Raum wie ein kleines Zimmer zurecht gemacht, und darüber weiße Linnentücher und seidene Decken gebreitet, so daß sie daselbst nicht allein die Nächte, sondern auch wohl viele Tage, die Freuden ihrer Liebe genießend, mit dem jungen Manne verbrachte. Da Niemand im Hause außer ihr die Schlüssel zu diesem Bodenraum hatte, so war sie vor Ueberraschung sicher, und hatte dort überdies, zur Erfrischung ihres Liebhabers, die köstlichsten Weine und nahrhaftesten Speisen, wie auch vielerlei Leckerbissen in Vorrath, mit denen sie ihn allemal den nächstfolgenden Tag unterhielt, bis sie ihn bei einbrechender Nacht, auf demselben Wege wie er gekommen war, wieder hinwegbringen konnte. Das schöne Mädchen hatte an diesem Abende das Geräusch und Geflüster der drei Pfannkuchendiebe vor ihren Fenstern vernommen und dafür gehalten, daß es ihr

gerade von ihr erwarteter Geliebter sei. Nachdem sie also, wie schon gesagt, jenes Zeichen gegeben hatte, kam sie jetzt sobald sie konnte, herunter, führte den vermeintlichen Edelmann auf den Zehen und im Finstern unter das Dach empor und sprach zu ihm, indem sie ihm die Arme um den Hals warf und ihn zärtlich küßte: Ich muß nun wieder zu meinem Vater gehen, mein süßer Schatz! und ihm, wie du weißt, bis es Schlafenszeit ist, Gesellschaft leisten. Erfrische dich einstweilen an dem, was du hier findest, ich bin, sobald es mir möglich ist, im Fluge wieder bei dir. — Sie entfernte sich hierauf wieder von dem unternehmenden Cechino und ließ ihn über den Umstand, daß er weder wußte, wo er, noch wer die Jungfrau war, doch etwas bedenklich geworden zurück, so daß er beinahe schon bereuet hätte, auf das Abenteuer eingegangen zu sein. In dem Bewußtsein, daß dem nicht mehr abzuhelfen, nahm er sich dagegen allerdings vor, muthig und beherzt zu bleiben, und sich durch nichts einschüchtern zu lassen; wie ihn denn ja auch die Erinnerung an den empfangenen Kuß zu der Erwartung berechtigte, in den Dingen, die da für ihn kommen sollten, nichts weniger als Schreckniſſe zu erleben. Ueberdies von dem Wohlgeruche der in einem Korbe neben ihm stehenden Speisen gereizt, fing er an, sich daran gütlich zu thun, und leerte die eine der zwei dabei befindlichen Flaschen guten Malvasiers bis auf den Boden aus, sich also seine Lebensgeister stärkend und erhöhend. Die sich ihm bis zu einer Ewigkeit ausdehnende Zeit bis zu der Rückkehr des schönen Mädchens brachte er damit hin, den Marzipan und die eingemachten Pinien und Pistazien zu verspeisen, die er außerdem noch in dem Korbe vorfand. Als die Erwartete endlich zu ihm auf seine Ballen kam, sprach sie: Vergieb, mein theures Leben, daß ich wider meine Gewohnheit so lange gezögert habe zu-

rückzukehren! Mein Vater wurde von einigen Kaufherren abgehalten, schlafen zu gehen, die um diese Baumwolle mit ihm feilschten, und wiewohl sie nicht um die ganze Partie handels einig wurden, ihm doch einstweilen zwei Ballen abkauften, die morgenden Tages zu dem einen von ihnen geschafft werden sollen, der sodann, wenn sie nach seinen Wünschen ausfallen, auch die übrigen nehmen will. Der Umstand würde uns nun zwar, wie zu befürchten steht, unser bequemes Lager hier zerstören; aber ich werde schon auf eine andere Art für uns zu sorgen wissen. Du kannst dir vorstellen, mein trauter Freund! daß ich wie auf Kohlen saß, derweil sie mit einander markten, da ich meinen Vater nicht wohl verlassen konnte; aber wir wollen schon die verlorene Zeit wieder einbringen, denn mein Vater wird morgen Mittag nicht zu Hause speisen und so können wir den ganzen Tag ungestört bei einander sein. — So wie Cechino diese Worte von ihr vernommen hatte, legte er sich zuerst in das Bett nieder, wo er das junge Mädchen, das ihm folgte, zu tausend wiederholten Malen küßte und umarmte und sie in dem Verlaufe dieser Nacht durch seine übergroße Zärtlichkeit, die sie an ihrem Liebhaber nicht gewohnt gewesen war, auf gar keine unangenehme Weise überraschte. Er bemühte sich nämlich um so mehr, ihr auf jede Weise zu gefallen, als er sich wohl selbst sagen konnte, daß sie gewiß kein geringes Aufheben machen würde, sobald sie nächsten Morgens bei ihrem Erwachen den ihr gespielten Betrug entdeckte. Warum nur, sagte er zu sich selbst, hat mich mein widriges Geschick nicht schöner und anmuthiger gemacht, als ich bin, damit sie also einen Anlaß hätte, mir nicht allein die bei ihr genossenen Freunden zu vergeben, sondern auch deren gleichen inskünftige freiwillig wieder zuzugestehen. — Er wollte sie zwar darauf von neuem in seine

Arme schließen; da er aber bemerkte, daß sie eingeschlafen war, so gönnte er ihr ihren Schlummer. Nach einer kleinen Weile sah er zwischen die Ballen die Morgenröthe hindurch schimmern, und das Licht des Tages auch die ihn umgebenden Räume allmälig erhellen. Wie nun die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die entblößten Reize ohne Gleichen des jungen, noch immer fest schlafenden Mädchens beschienen, wähnte der staunende Cechino eher ein himmlisches als ein sterbliches Wesen in ihr zu erblicken. Er begann deswegen dermaßen zu erzittern, daß sie über seine Bewegung erwachte, und, sich in den Armen eines so gemeinen Mannes wahrnehmend, einen lauten Schrei ausstieß. Cechino verschloß ihr mit seinen Händen augenblicklich den Mund, und sagte: Schreiet nicht, Herrin! ihr würdet nachher bereuen, es gethan zu haben, und euch lebenslängliche Schande dadurch zuziehen. Ich kann nichts für das, was geschehen ist; ihr habt mich selbst zu euch hierher geführt. Ich ließ es mir gefallen, weil ich dafür hielt, ihr wäret etwa meines Gleichen. Hätte ich vorher gewußt, was meine Augen jetzt sehen, so würde ich mir so etwas nimmermehr unterstanden haben. Aber für euch wäre es jetzt gerathener, still zu schweigen, und mich von hier hinweg zu schaffen, um mich meines Weges ziehen zu lassen, als euch etwa durch schreien und lärmen für immer in Verruf zu bringen. — Das arme Mädchen erkannte recht wohl, daß sich wider seine Worte eigentlich nichts einwenden ließ; nichtsdestoweniger brach sie aber doch in einen großen Zorn aus, indem sie sagte: Wenn du derjenige nicht warst, den ich rief, du ruchloser Bösewicht! was mußtest du denn mit mir kommen? Sprich, Unglückseliger! — Was wußte ich, wer ihr wart, antwortete er: wie ich euch sage, ich meinte, ihr wäret irgend eine Magd, die mich gese-

hen und ein verliebtes Auge auf mich geworfen hätte; darum gab ich euch meine Hand, als ihr mir eure reichtet; hätte ich wissen können, daß ihr etwas Besseres wäret als ich, so würde ich mich gewiß nicht ohne eure Einwilligung mit euch eingelassen haben. Ist es also etwa meine Schuld, daß ihr mich nicht vorher genauer ansaht, ehe ihr mit mir schlafen gingt, und mich nicht wieder fort schicktet, wenn ich euch nicht gefiel, den ihr euch doch hereingerufen hattet? — Ich hätte dich hereingerufen, du schmutziger Mensch! Ich habe deines Gleichen niemals angesehen. Dessen aber sei versichert, daß wenn jemals, von dem was zwischen uns vorgefallen ist, ein Wort verlautet, ich dich mit diesen Händen hier ums Leben bringe. — Als der arme Cechino sie nun so drohen und wüthen sah, sprach er bei sich: Jetzt muß ich ihr zeigen, daß ich mich im geringsten nicht vor ihr fürchte, sondern ihr zu antworten und meinen Vortheil über sie zu nützen weiß. Was einmal geschehen ist, antwortete er, könnt weder ihr noch ein anderer ungeschehen machen, und wenn ihr euch gar nicht zufrieden geben wollt, so sollt ihr erfahren, daß ich mich den Teufel drum scheere! Was ihr auch immer mit mir beginnen könnt, wenn es gegen mich übel ausschlägt, so bringt es euch desgleichen auf keinen grünen Zweig; und wenn ihr mir die Ohren noch länger vollbelfert, so bin ich im Stande, dort an ein Fenster zu treten und der ganzen Nachbarschaft euren Irrthum zu entdecken, gleichviel ob ich mir dadurch den Tod zuziehe, der mich doch einmal betreffen muß. — Als sie ihn nun diese entschiedenen Worte sprechen hörte, ließ sie sich an, ihm zu schmeicheln und ihn zu beruhigen, indem sie sagte: Da denn mein schlimmes Geschick dies über mich verhängt hat, und da ich das Geschehene nicht zu ändern vermag, so will ich mich wohl oder übel gegenwärtig darein ergeben, und dein Leben zugleich mit mei-

ner Ehre erretten; nur mußt du bereit sein, auf die Art und Weise, die ich dir angeben werde, dich von hinnen zu entfernen. — Der erfreute Cechino sah nicht sobald, daß sich der Sturm gelegt hatte und sie mild und freundlich gegen ihn geworden war, so erwiederte er ihr: Wenn ich mit meinem Blute, Herrin, das Geschehene, wie ich es leider nicht vermag, wieder gut machen könnte, ich wollte mir es unbedenklich aus den Adern entströmen lassen. So versichere ich euch aber nur, daß ich bereit bin, jede Gefahr und jedes Wagniß für euch einzugehen; ja daß ich mich aus Liebe zu euch auf der Stelle zu jenem Fenster hinaus stürzen würde, wenn ich wüßte, daß in der That allein mein Verderben euch bewegen könnte, mir zu verzeihen, was ich an euch verschuldet habe. Denn das Angedenken an eure himmlische Schönheit und an die Reize, die mir in dieser kurzen Nacht die überschwenglichsten Freuden bereiteten, hat sich meinem Herzen so unauslöschlich eingeprägt, daß ich darin, so lange Zeit ich noch zu leben habe, mein höchstes irdisches Glück finden werde. — Diese so unerwarteterweise aus dem rauhen Munde Cechino's hervorgehenden zärtlichen Worte trugen nicht wenig dazu bei, das Herz der immer noch zürnenden Jungfrau vollends zu rühren. Sie sah ihn mit einem etwas milderen Blicke von der Seite an, und da sie fand, daß er, wiewohl in Lumpen gehüllt, dennoch ein sehr wohl gebildeter Jüngling war, so fragte sie ihn theilnehmend: woher er gebürtig sei und was ihn in diese Stadt geführt habe? Sie sprach weiter zu ihm, nachdem er ihr mit bescheidenen Worten seine Lage geschildert hatte: Seid nur fröhlich und guter Dinge, Cechino! da der Himmel einmal zugelassen hat, was sich zwischen uns ereignet, so kann ich denn auch mit meinem Willen nicht umhin, euch alles Liebes und Gutes zu erweisen. — Cechino, wie er sie also reden hörte, dankte ihr demü-

thigerweise für ihre gütigen Gesinnungen gegen ihn und wagte in seinem freudigen Entzücken darüber sogar, ihr einen Kuß zu geben, von dem er sich, da er ihm nicht sowohl vorenthalten als vielmehr erwiedert wurde, zu immer größerer Verwegenheit hinreißen ließ, bis er also durch ihre Gunst erlangte, was er die Nacht vorher durch seine Verschlagenheit über sie gewonnen hatte. Allerdings bewog sie wohl großentheils die Rücksicht auf ihren gefährdeten guten Ruf jetzt so nachgiebig gegen ihn zu sein; es ließ sich demgemäß aber auch nicht verkennen, daß die Spitze ihres Zornes offenbar gebrochen war. Bei alle dem übersah sie nicht die Stunde, in der es an der Zeit war, von ihm zu scheiden. Cechino! denn also nennt ihr euch ja wohl, sagte sie zu ihm: jetzt müßt ihr mich verlassen. Ich hoffe, daß ihr mir vertraut, und dazu willig sein werdet, euch auf dem Wege zu entfernen, den ich euch angebe. Ehe ich dies aber thue, gestattet mir, eine kleine Summe Geld zu holen, die ich euch schenken will, ich bin im Augenblicke wieder bei euch. — Dem freudig überraschten Cechino konnten keine angenehmeren Worte als diese ihm Geld versprechenden zu Ohren kommen. Die Jungfrau ging und kam mit einer in Gold gestickten Börse, die funfzig Zechinen enthielt, in der einen Hand, in der anderen mit Hammer und Zange wieder, indem sie sprach: Nimm dieses Wenige, vor der Hand besitze ich nicht mehr; aber sobald du von hier entkommen sein und mich in der Kirche nebenan aufsuchen wirst, in die ich alle Sonntage gehe, werde ich dich allda nicht nur immer gern wiederfinden, sondern dich auch mit mehrerem Gelde versehen, wann du dies ausgegeben hast. — Der vergnügte Cechino nahm das Geld unter unendlichen Danksagungen von ihr an; da er aber wahrnahm, daß sie Hammer und Zange noch in der Hand hielt, so fragte er: Wozu sollen die Dinge die-

nen, Herrin? — Das sollt ihr gleich erfahren, erwiederte sie: Es wird in einer kleinen Weile ein Kaufmann kommen, dem ich, wie ich euch schon gestern Abend sagte, zwei Ballen von dieser Baumwolle übergeben soll. Da will ich euch nun, gleichsehr um eurer Liebe zu mir, und um der Behütung meiner Ehre willen, wie um euer eigenes Leben zu retten, gebeten haben, euch in deren einen zu verbergen, in dem ich euch eine bequeme Lage bereiten werde. — Sie unterrichtete ihn hierauf von Mitteln und Wegen, auf die er sich zur gelegenen Zeit wieder aus seiner freiwilligen Haft befreien möge, und obwohl es dem armen Cechino seltsam genug vorkam, sich also in einen Ballen Baumwolle zu verkriechen, so entschloß er sich am Ende dennoch, es zu thun, nachdem er reiflich bei sich erwogen hatte, daß ihm die Jungfrau auch gesagt, ihr Vater habe ihr, als sie nach ihrem Gelde unten gewesen sei, zu wissen gethan, die beiden Ballen würden gleich abgeholt werden, und daß es ihm daher jedenfalls schlimm ergehen dürfte, würde er auf dem Boden angetroffen. Das Mädchen ließ ihn hierauf sich mit Speise und Trank genugsam stärken, damit er es bis zur Nacht aushalten könne, küßte ihn, der ihr diese Zärtlichkeiten reichlich vergalt, viele Male, und verbarg ihn, indem sie ihn auch noch bat, bald wieder von sich hören zu lassen, so geschickt in den Sack, daß er sehr wohl Athem schöpfen und alles, was vorging sehen; nicht minder aber auch, nach seiner Bequemlichkeit, wenn er wollte, herauskriechen konnte. Es währte nicht lange, so kam der Kaufmann mit den Trägern an, die Jungfrau, die mit ihm ging, übergab ihnen die beiden Ballen, in deren einen sie den armen Cechino geborgen hatte und die Ballen wurden in eine Gondel hinuntergeschafft, und nach dem Magazine des Kaufmanns fortgefahren, in das er sie zu anderen Waaren in Verwahrung neh-

men ließ. Das Schicksal wollte dem wagehalsigen Cechino dabei so wohl, daß es ihn beide Male beim aus- und einladen auf die Füße gestellt werden ließ. Denn was eben diesen bedenklichen Moment seines Unterfangens anlangte, so hatte er ihn in der Eile eben so wenig wie seine Freundin vorausbedacht, welche letztere sich und ihn sonst gewiß nicht einer so äußersten Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, sondern ihn auf andere Weise fortgeschafft haben würde. Der Kaufmann verschloß nunmehr seine Niederlage und ließ den unsichtbaren Cechino darin allein, der seine Flucht in der ersten Stunde der Nacht zu bewerkstelligen gedachte. Er kehrte aber bald zurück, weil sich ihm schon Gelegenheit gezeigt hatte, die beiden Ballen einem anderen Kaufherrn, der ihrer benöthigt, auf einem segelfertigen Schiffe zu übersenden, und es begleitete ihn der Schiffsschreiber, um, nachdem die Fracht bereits bedungen war, das Gewicht der Waare aufzunehmen. Sie beendigten mit einander dies Geschäft, und darauf sagte der Schreiber: Ich werde sie gegen das Avemaria hin abholen, wodann mich mein Weg ohnedies hier vorüber führt und will schon dafür sorgen, daß sie einen guten Platz im Schiffe bekommen. Laßt nur auch zur rechter Zeit einen eurer Diener mit den Niederlageschlüsseln mich hier erwarten, der mir die Waare übergiebt. — Nach diesen Worten gingen sie beide von dem Orte fort, den sie hinter sich verschlossen. Man mag sich leicht vorstellen, was aus dem armen Cechino wurde, der ihr Gespräch mit angehört, als er nun die Aussicht vor sich hatte, auf ein Schiff verladen und zwar mitten unter anderes Gepäck in den Raum geworfen zu werden, wo er dem gewissen Tode, sei es nun durch Hunger oder Erstickung nicht entgehen konnte. Er hätte freilich in jedem Augenblicke aus seinem Ballen hervorkriechen können; aber wenn er bei Tage das Magazin erbrochen hätte,

wie es seine Absicht war, dies zur Nachtzeit zu thun, so würde man ihn gehört und ohne Zweifel festgenommen haben, um ihn, da er sich vor Gericht nicht hätte rechtfertigen können, als Dieb an den Galgen zu knüpfen. Wie er also erkennen zu müssen glaubte, daß für ihn auf keinerlei Weise mehr an Rettung zu denken sei, so begann er die Stunde und den Augenblick zu verwünschen, da er sich hatte einfallen lassen, das Haus der Jungfrau zu betreten, indem er bei sich sprach: Ach! wie elend bin ich doch durch die einzige süße und beseligende Nacht geworden, die ich nun mit einer so tödtlichen und entsetzlichen, als mir die nächstkommende im Schiffe werden wird, büßen muß. — Nachdem er eine Weile geschluchzt und geweint hatte, fiel es ihm aber doch ein, daß er ja wohl, aus seinem Ballen hervorkriechend, versuchen könne, sich hinter die übrigen Waaren-Colli zu verbergen, um die ihn augenblicklich bedrohende Gefahr zu fliehen, und womöglich die Zeit zu gewinnen, sich vielleicht späterhin zu retten. Aber sein böswilliges Schicksal raubte ihm auch diese letztere Hoffnung, indem es so eben einige andere Kaufleute kommen ließ, die jene übrigen Waaren fortschafften und bis zum Einbruche der Nacht in der Niederlage verweilten. Wie also der arme Cechino schon nahe daran war, vor schmerzlichster Betrübniß und Todesangst umzukommen, hatten die Kaufleute ihre sämmtlichen Waaren umgeladen, und gingen in demselben Momente fort, als der Schiffsschreiber mit dem eine Laterne tragenden Diener des Kaufmanns darin anlangte, um die beiden Ballen Baumwolle in Empfang zu nehmen. Er ließ alsbald die in mitten der Niederlage hängende Lampe von diesem anzünden, und sagte zu ihm: Geh und besorge, daß das Boot gleich vom Schiffe abstößt, um die beiden Ballen einzunehmen, ich erwarte dich unterdessen hier. — Dann zog er seinen Kaftan aus, legte ihn auf eine Kiste

Gewürznelken, die neben dem Ballen stand, in welchem der arme, wie ein Espenlaub zitternde Cechino verborgen war, und ging, die Hände auf dem Rücken, in der Niederlage auf und nieder. Da er sich nun auf einmal versah, daß keiner von beiden Ballen irgend bezeichnet sei, so ergriff er ein großes Dintenfaß und den Pinsel, um ein Zeichen darauf zu malen. Cechino sah ihn auf sich zukommen, und sein gutes Glück gab ihm den Gedanken ein, ihn zu fürchten zu machen und sich vielleicht solchergestalt das Leben zu erretten. Sobald also der Schreiber, der von Geburt ein Grieche war, seinen Pinsel an den Ballen brachte und damit an eine Stelle kam, wo gerade unter einigen kleinen Rissen in der Leinewand, durch die er sah und athmete, Cechino seine Augen liegen hatte, schlug derselbe das eine in dem Momente groß auf, da der Schreiber mit dem Pinsel in dem Risse hängen blieb und ihn also weiter aufzog. Der Grieche sah in das Auge hinein und fuhr entsetzt zurück; Cechino fing aber nunmehr an seltsam zu stöhnen, die abenteuerlichsten Geberden zu machen und Gesichter zu schneiden, bei deren Anblick dem armen Schreiber die Haare auf dem Kopfe zu Berge aufstanden. Da derselbe im vollen Ernste glaubte, es mit einem Teufel zu thun zu haben, so stürzte er, so schnell er konnte, nach dem Eingang der Niederlage, die er behutsam hinter sich verschloß, und ließ seinen Kaftan mit einigen Säcken Geld, die er unterm Arme gehabt hatte, auf dem Ballen liegen. Unterweges auf seiner Flucht begegnete er zufällig dem Diener des Handelsherrn, der zurückkehrte, um ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß das Boot für diesen Abend beschäftigt sei und ihm nicht zugesandt werden könnte. Wie nun der Diener den Schreiber ohne Kaftan und außer Athem vor sich sah, so fragte er ihn verwundert: Was habt ihr, lieber Herr? Was ist euch zugestoßen, das

euch so bestürzt hat? Wo ist euer Kleid hin? Hat es euch vielleicht ein Dieb entwendet? — Jstimbistim matateotocon! rief der Schreiber dagegen: Der leidige Teufel ist in der Niederlage. Ich habe sie zugeschlossen, fort von hier, nach Hause! — und wagte denn auch, bis er daselbst glücklich angekommen war, keinen Blick zurück zu thun. Sobald der glückliche Cechino sich dieser Wendung der Dinge versah, dachte er bei sich: Jetzt ist kein Augenblick mehr zu verlieren! — Daher zog er ein Messer, das ihm die Jungfrau zu diesem Behufe gegeben hatte, hervor, zerschnitt im Nu die Nähte und Stricke des Ballens und sprang, über und über mit Baumwolle bedeckt, aus demselben heraus, auf das Thor der Niederlage zu, dessen Schloß er mit Hülfe seines Hammers und seiner Zange sehr geschickt ablöste. Den Kaftan des geflüchteten Schreibers und dagegen auch den Zustand seines eignen weißlichen Aeußeren wahrnehmend, durch das er besorgte, sich zu verdächtigen, wenn er auf der Straße mit irgend Jemand zusammenträfe, nahm er jenes Kleidungsstück, sowie auch die Geldsäcke an sich, die er zu seiner freudigen Ueberraschung darunter vorfand, und entfernte sich geräuschlos, nachdem er den eisernen Querbalken vor den Eingang gelegt hatte. Ohne von einem Menschen erblickt worden zu sein, schritt er sodann auf das Haus eines Schneiders zu, der sein Freund war, klopfte an dessen Thüre an und wurde gern eingelassen, weil der Schneider ihn als einen in seiner Kunst sehr geschickten Arbeiter eben nöthig hatte. Als ein schlauer und vorsichtiger Mensch warf Cechino den Kaftan des Schreibers noch in derselben Nacht in den Kanal vor seinem Fenster, und säuberte sich bestmöglichst von der Baumwolle die ihm anhing. Er brachte hierauf zwei volle Tage in der Schneiderwerkstatt arbeitend zu, nahm sich aber wohl in Acht, nicht etwa seinen Genossen, wenn sie zufällig vorüber gingen, sicht-

bar zu werden. Unbekümmert um das, was aus seinem Abenteuer irgend sonst entstanden sein mochte, beschäftigte er sich fürder mit der Untersuchung seiner Geldsäcke, deren einen er mit Zechinen, den anderen mit kleiner Münze angefüllt fand, kleidete sich ehrbar und staffirte sich überhaupt nach seinem besten Wissen und Willen aus. Seine Gefährten sahen einen Tag nach dem anderen vergehen, ohne daß er wieder zu ihnen kam oder ihnen von sich Nachricht ertheilte und würden der festen Ueberzeugung, daß er um seines tollkühnen Eindringens willen in fremde Häuser ermordet worden sei. Da sie nun nicht allein kein Unterkommen in Venedig fanden, sondern auch all ihr Geld längst aufgezehrt hatten, so verkauften sie ihre Mäntel und kehrten in ihre Heimath zurück. Cechino versah sich mit der Zeit ihrer Abreise und gedachte nun auch wieder einmal, so wie er es ihr versprochen hatte, seine Schöne zu besuchen. Nichtsdestoweniger und obwohl er sie immerdar im Sinne und im Herzen trug, ließ er fast sechs Monate bis zu der Ausführung dieses Entschlusses vergehen. Da begab er sich eines Sonntages, wodann sie, wie sie ihm gesagt hatte, sich ebenfalls allda einzufinden pflegte, in die Kirche Santa Maria Formosa. Er hatte noch nicht lange Zeit gewartet, so kam sie, in Trauerkleidern, von einigen anderen Frauen begleitet an. Er stellte sich ihr gegenüber und fing an mit ihr zu liebäugeln und sich so gut es gehen wollte, so lange zu bestreben, sich ihr durch Geberden und Winke zu erkennen zu geben, bis sie, auf ihn aufmerkend, der da keinen Blick von ihr zu verwenden schien, ihn schärfer ins Auge faßte und sich alsbald überzeugte, daß es ihr Cechino war. Sie begrüßte ihn nunmehr auch ihrerseits im Verstohlnen, nicht wenig verwundert, ihn anscheinend in so guten Umständen zu sehen, und versank über seine Wiederkunft in mannichfaches Nachdenken. Es hatte nämlich bereits wenige Tage nach ihrem

seltsamen Zusammentreffen mit Cechino der alte Vater der Jungfrau das Zeitliche gesegnet und sie im alleinigen Besitze großer Reichthümer hinterlassen; wogegen der ehedem mit ihr in Liebe verbunden gewesene Edelmann sie verlassen und eine Andere geheirathet hatte. Hatte nun das Angedenken an jene glückseligen Stunden, die sie in seinen Armen zugebracht, in ihrem Herzen wie in ihrer Einbildungskraft, nicht minder lebendig wie in Cechinos Gefühlen selbst, fortbestanden und sie eben so unablässig wie ihn beschäftigt, so ermangelte sie gegenwärtig nicht, eingedenk ihrer seitdem ihr gewordenen Freiheit, eine ihrer Dienerinnen gerade auf ihn zu zu senden und ihm sagen zu lassen, sie wünsche ihn zu sprechen und bäte ihn, sie nach der Messe in ihrem Hause zu besuchen. Es geschah, was sie verlangt hatte, und sie kam ihm bis auf die halbe Treppe mit einem liebreichen Empfange entgegen. Hierauf ein prächtiges Gemach mit ihm betretend, nöthigte sie ihn zum niedersitzen und fragte ihn, als sie an seiner Seite Platz genommen hatte, welcher günstige Wind, oder was für ein gutes Geschick ihn angetrieben habe, sie nach so langer Zeit einmal wieder aufzusuchen? wo und wie er sich bis jetzt befunden? und andere ähnliche Dinge, die sie lächelnd mit der endlichen Frage beschloß, ob er sich wohl überhaupt noch jener mit ihr zugebrachten Nacht erinnere? — Ich bin darum nicht früher als jetzt wieder zu euch gekommen, meine Gebieterin, weil ich bald nach jenen seligen Stunden, die ich in euren Armen verlebte, nach meiner Heimath gehen mußte, um daselbst meine wegen des Todes meines Vaters in Verfall gerathenden Angelegenheiten zu ordnen. Gegenwärtig damit zu Stande gekommen, hatte ich nichts eiligeres zu thun, als zu euch hierher zurückzukehren, deren himmlische Reize ich mir all die Zeit lang nicht in der Erinnerung vorstellen durfte, ohne von verzehrender Gluth

umfangen zu werden. Ja! meine Dankbarkeit für die mir von euch zu Theil gewordene überschwengliche Gunst ist so groß, daß ich nicht ein, sondern tausend Leben, wenn ich sie hätte, mit Freuden dafür in eurem Dienste hingeben würde. — Die Jungfrau fand sich durch nichts abgehalten, dieser von ihm wohlersonnenen Entschuldigung seines langen Außenbleibens Glauben beizumessen, und da nun durch seinen erneuten Anblick das alte Feuer der Leidenschaft, die seine Umarmungen in jener Nacht in ihrem Busen entzündet hatte, bereits wieder zur hellen Flamme aufgelodert war, so ließ sie plötzlich die Frage an ihn ergehen: Seid ihr schon verheirathet, Herr Cechino? — Ich war es niemals, erwiederte er. — Wenn ich euch nun eine Gattin gäbe, fuhr sie fort, würdet ihr sie von mir annehmen? Ich bin versichert, daß meine Wahl von euch gebilligt werden dürfte, und ihr erzeigtet mir durch deren Annahme selbst eine große Gunst. — Es giebt in der Welt nichts, sprach Cechino, das ich auf euer Gebot nicht jederzeit mit Freuden thun würde. — So will ich euch denn auf die Probe stellen, sagte sie, vor Liebe glühend: Wollt ihr mich zur Frau? — Wenn ihr im Ernste mit mir sprecht, erwiederte er, so sage ich euch mit Entzücken: Ja! wofern dies aber auch der Fall nicht wäre, so würde ich dennoch immerdar euer getreuester Diener sein und bleiben. — Wie sollte ich gegen dich anders scheinen können, als ich gesinnt bin, mein theures Herz! rief sie, indem sie sich ihm an den Hals warf und ihn zärtlich küßte: ich scherze nicht mit dir, Cechino, es ist mein voller Ernst. — Als sich Cechino jetzt so unerwartet ein solches Glück in den Schooß fallen sah, und sich von dem reizenden Weibe geliebkost und umschlungen fühlte, hätte er mit keinem Menschen auf Erden mehr tauschen mögen, denn er wähnte schon der Seligkeiten des Himmels theilhaft geworden zu sein. Ge-

benedeiet sei mir die Stunde, sagte er, in der, meine theuerste Gebieterin, eure honigsüße Stimme mich ohne es zu wissen und zu wollen zum ersten Male rief! Ich habe weder Worte, noch Gedanken, ausreichend euch zu danken, und also vermag ich euch nichts anderes mehr zu sagen, als daß ich ganz und gar der eurige bin und ewig sein werde. —

Des hierauf folgenden Tages wurde zu höchlichem Erstaunen der ganzen Stadt, die nicht begreifen konnte, warum eine so reiche und schöne Jungfrau sich einem so armen und geringen Manne hingab, die Vermählung des glücklichen Paares auf das prächtigste gefeiert. Sie hatten auch in der Folge immerdar Ursache, mit einander zufrieden zu sein, und Cechino wurde des seinen ehemaligen Gefährten gegebenen Versprechens, sein aus jenem Unterfangen etwa hervorgehendes Glück mit ihnen zu theilen, nicht uneingedenk, denn er ließ sie beide zu sich kommen, bewirthete sie mehrere Tage lang in seinem Hause, und schickte sie endlich, mit Wohlthaten überhäuft, wieder heim, indem er sie beim Abschiede an das wahre Wort erinnerte: Wagen gewinnt!

XIX.

Das glückselige Liebespaar.

Dicht an der Ringmauer einer der ansehnlichsten Städte Spaniens liegt ein Nonnenkloster eines gewissen Ordens, worin eine junge geistliche Schwester, Namens Doña Luisa lebte, die eben so ausgezeichnet durch ihre Tugenden, wie durch ihre seltene Schönheit war. Von Tag zu Tage sich in höherer Sittlichkeit ausbildend, gewann sie allmälig einen so guten Ruf bei der ganzen Schwesterschaft, daß sie, trotz ihres noch so jugendlichen Alters von fünfundzwanzig Jahren, um ihrer Andacht, ihrer Bußfertigkeit und der nach innen zurückgeführten Beschaulichkeit ihres Gemüthes willen, von derselben einstimmig zur Oberin des Klosters auserwählt wurde, welchem Amte sie dann auch mit solcher Musterhaftigkeit und Treue vorstand, daß ein Jeder, der sie kannte und mit ihr zu verkehren hatte, sie wie einen Engel des Himmels ansah.

Da geschah es eines Abends, daß gerade zu der Zeit, als ein junger reicher und stattlicher Edelmann, der sich Gregorio nannte, sich mit einer Nonne, seiner Verwandtin, im Sprachzimmer unterhielt, die Priorin dazu kam, welche er wohl kannte, weil er wegen der Nachbarschaft ihrer elterlichen Häu-

ser als Kind viel mit ihr zusammen gewesen war und sie auch mit kindlicher Zuneigung geliebt hatte. Beim Anblicke der Priorin stand Don Gregorio, seinen Hut in der Hand haltend, sogleich auf, und erkundigte sich höflich nach ihrem Befinden, auch ersuchte er sie, seine ihm zugestandene Gegenwart im Kloster zu ihrem eigenen Dienste anzuwenden. Die Priorin hieß ihn freundlich willkommen, und nachdem sie von ihm vernommen hatte, daß der Zweck seines heutigen Besuchs bei seiner Muhme ein gewisser schriftlicher Auftrag von einem ihrer gemeinschaftlichen Verwandten an sie sei, so erwiederte sie ihm, sie habe allerdings gerade eine dringende Gelegenheit, seine ihr angebotenen Dienste zu benutzen, und bat ihn, einen beschriebenen Zettel, den sie ihm einhändigte, an ihre Schwester zu bestellen, die, wie er wisse, in einem anderen Kloster Nonne sei. Ich erwarte von ihr einige künstliche Blumen, fügte sie hinzu, die mir zu einem bevorstehenden Feste der heiligen Jungfrau vonnöthen sind, und ersuche sie, meiner Schwester zu sagen, daß sie mir die Blumen ja noch an diesem Abende mit ihrer Antwort zuschicke. Da die Veranlassung zu meiner Bitte eine so gerechte ist, und da ich sie, Señor Don Gregorio, gewissermaßen von der Wiege an, als den meinigen betrachtet habe, so glaubte ich den Muth haben zu dürfen, ihre Gefälligkeit also in Anspruch zu nehmen. — Der Ritter versicherte sie, wie gern er bereit sei, ihre Befehle zu vollziehen, und sagte ihr noch angelegentlich, daß es ihn außerordentlich glücklich mache, das schöne Angedenken an ihre so traulich mit einander verbrachten Kinderjahre in ihr fortleben zu sehen. — Die Priorin lächelte, und erröthete ein wenig über diese letztere Aeußerung Don Gregorios, indem sie sich augenblicklich wieder unter dem Vorgeben entfernte, seine Unterhaltung mit seiner Muhme nicht ferner stören zu wollen. Sie hatte aber nicht

sobald den Rücken gewendet, als auch der Ritter sich mit dem eifrigen Verlangen hinwegbegab, ihrem Auftrage alsobald Genüge zu leisten, und den Weg nach dem Kloster einschlug, in welchem die Schwester der Priorin lebte. Das Bild und die Erscheinung dieser letzteren in ihrer ungemeinen Schönheit und Anmuth, die süße Lieblichkeit ihrer Rede, und die Würde und der Anstand ihrer äußeren Haltung, verbunden mit der edlen Einfalt und Zuversicht, die sie ihm zu erkennen gegeben hatte, indem sie ihre frühere Bekanntschaft mit ihm wieder gelten machte, stellten sich unterweges so lebendig vor seine Seele hin und prägten sich ihr so unwiderstehlich ein, daß er an nichts anderes mehr, als daran dachte, so schnell wie möglich nach verrichteter Sache zu ihr zurückzukehren, und ihr seine sehnsüchtigen Wünsche, ihr forthin zu dienen, auszusprechen. Mit diesem Gedanken bei der Drehladenthüre jenes anderen Klosters ankommend, verlangte er nach der Schwester Ines, stellte ihr den Zettel der Priorin zu, und erbot sich zugleich dringend, derselben ihre Antwort selbst zu überbringen. Die Dame dankte ihm für seine Dienstfertigkeit auf das verbindlichste, gab ihm also dagegen ein Briefchen von ihrer Hand, und händigte seinem Pagen in einem aus Weiden geflochtenen Körbchen die gewünschten seidenen Blumen ein, mit denen er unverzüglich zu der Priorin zurückeilte, die ihn in dem nämlichen Sprachzimmer empfing, wo er sie vorher gesehen hatte. Hier nun war der verliebte junge Mann in der freudigen Aufregung seines Herzens kaum an das Sprachgitter getreten, als auch die schöne Priorin strahlenden Angesichtes ihm daran entgegen kam, und ihm für den großen Diensteifer dankte, mit dem er die von ihr gewünschten Blumen bereits in ihre Hände abgeliefert habe. Es war natürlich, daß sich bei diesem Wiedersehen unter vier Augen das Gespräch Don Gregorios mit der Priorin, von den wohl-

wollenden Gesinnungen angeregt, die eines für das andere in sich erwachen fühlte, alsbaldigst auf die gemeinsamen Erinnerungen ihrer frühesten Jugend wendete. Don Gregorio ward durch diesen Austausch von Empfindungen innerlich so erwärmt, daß er es sich nicht erwehren konnte, ihr mit Thränen in den Augen einen Theil dessen auszusprechen, was seit wenigen Augenblicken in seinem Herzen vorgegangen war, und die Priorin ihrerseits war nicht stärker gegen ihn, als er sich ihr bezeigte, indem sie ihm die Erlaubniß gewährte, sie des öfteren so wie dieses erste Mal zu sehen und zu sprechen. Don Gregorio kehrte dermaßen in Liebe zu Doña Luisa entbrannt nach Hause zurück, daß er nicht die mindeste Ruhe mehr in sich zu finden wußte. Er legte sich ohne zu Abend gegessen zu haben, schlafen, und beklagte die ganze Nacht über sein Schicksal, das ihn die Priorin zu so unglücklicher Stunde hatte sehen lassen. Diese letztere begab sich dagegen, sobald er von ihr gegangen war, eben so befangen, wie er selbst, in ihre Zelle, wo sie begann, sich in ihrem Herzen all' die schmeichelnden Worte zn wiederholen, die ihr Don Gregorio gesagt, die Thränen vorzuhalten, die er um der heftigen Liebe willen, die er ihr bezeigte, vergossen hatte, und endlich zu erwägen, wie sehr doch sicherlich sein Leben gefährdet sei, wenn sie nicht, wie ihr der Teufel einflüsterte, mit ihm als mit ihrem vertrautesten Jugendfreunde Erbarmen trüge. Auf solche Weise geschah es, daß diese unkeusche Leidenschaft hinreichenden Brennstoff in ihrem Inneren fand, um die unglückliche Priorin zu verderben, ja, daß dieselbe sich schon in dieser ersten Nacht weit genug von ihr hinreißen ließ, an die Möglichkeit einer Erklärung ihrer Gefühle gegen Don Gregorio zu denken.

In Folge dieser Gesinnungen, die Don Gregorio und die Priorin gegen einander hegten, konnte es nicht fehlen, daß

des ersteren Besuche im Kloster immer häufiger wurden, und daß die letztere ihm immer deutlicher zu verstehen gab, wie gern er von ihr gesehen werde. Es kam zu einer Erklärung, und diese zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit ausfallende Rücksprache zog allmälig einen so lebhaften Austausch von zärtlichen Briefen und von Geschenken zwischen ihnen herbei, daß ohne Zweifel dadurch das Ansehen der Aebtissin im Kloster bald würde untergraben worden sein, wenn es vermöge ihres früheren Lebenswandels nicht eben so fest begründet gewesen wäre.

Dieser unerlaubte Umgang hielt sechs Monate lang an. Als nach deren Ablauf Don Gregorio eines Tages bei seiner Freundin im Sprachzimmer stand, und, wie er es schon oftmals gethan hatte, bitter über die unglückseligen Verhältnisse klagte, die der Erfüllung seiner höchsten Wünsche entgegenständen, fanden seine Klagen plötzlich einen so entschiedenen Anklang in ihrem verwilderten Herzen, daß Doña Luisa zu Don Gregorios eigenem Schrecken dagegen zu ihm sagte: Ist es möglich, Don Gregorio, daß sie mir so viele Liebe bezeigen und dennoch kleinmüthig und verzagt genug sein können, nicht einmal den Versuch zu wagen, eines Nachts heimlich in diese Klostermauern einzudringen, um der süßen Frucht der Liebe ungestört mit mir zu genießen? Bedenken sie, daß ich die Priorin bin und die Macht besitze, unsere Zusammenkünfte vor jeglichem Verrathe zu schützen, ja, daß ich bereit sein werde, ihnen allerwärts in die Freiheit hin zu folgen, wenn sie die Kühnheit hätten, mich aus diesem Kerker zu entführen! — Ueber diesen Entschluß erstaunt, erwiederte Don Gregorio: Ich habe ihnen schon viele Male gesagt, meine Geliebteste, daß mir kein Wagniß zu hoch sein würde, mir ihren Besitz damit zu erringen. Da sie mir also gegenwärtig selbst eingeben, was ich thun soll, so lassen

sie uns unsere Flucht auf diese Weise bewerkstelligen. Ich komme mit zwei Pferden meines Vaters und mit so vielem Gelde als ich zusammenraffen kann, um Mitternacht in die abgelegenste Gegend des Klosters. Sie treffen mit mir daselbst zusammen, und die schnellfüßigen Rosse tragen uns bald in ein entferntes Land, wo wir im Verborgenen uns und unserer Liebe leben können. Da sie im Besitze der Schlüssel zu dem Gelde und Silber dieses Klosters, sowie zu allen darin sonst vorhandenen Kostbarkeiten sind, so können wir uns mit deren Hülfe leicht eine runde Summe aneignen, die uns in der Zukunft vor jeder Nothdurft schützt. Die Priorin antwortete nur: So soll es geschehen, und verabredete dann mit ihm, um ein Uhr in der Nacht des nächstkommenden Sonntags nach der Frühmette ihre gemeinsame Flucht zu bewerkstelligen. Denn da sie die sämmtlichen Schlüssel des heiligen Hauses während der Nacht in Verwahrung hatte, so konnte sie mit leichter Mühe die Sakristei aufschließen und durch diese zu der Hauptthüre der Kirche hinausgelangen, wo Don Gregorio mit den Pferden sie erwarten sollte. Dieser letztere versprach ihr überdies, ehe er von ihr schied, ihr wohlverwahrt, als ob es Tapeten wären, den vollständigen Anzug einer weltlichen Dame zu ihrer Reisekleidung zu übersenden.

Unmittelbar nach dieser bestimmten Verabredung fing nun die Priorin an, ihre Flucht vorzubereiten, indem sie in eines ihrer Unterkleider so viele Goldstücke einnähete, als sie glaubte tragen zu können. Eine andere Summe, die sie in Silbergeld zu sich nahm, füllte sie in eine Börse, und so hatte sie sich im Ganzen mit nicht weniger als mit einem Werthe von tausend Dukaten kirchlichen Eigenthumes bereichert. Don Gregorio war seinerseits eben so, wie sie selbst darauf bedacht gewesen, sich vor künftigem Mangel sicher zu stellen, und

hatte nicht allein, mittelst nachgemachter Schlüssel, andere tausend Dukaten aus den Kassen seines Vaters entwendet, sondern auch bedeutende Summen von seinen Freunden entliehen, die sie ihm als dem einzigen Sohne seiner Eltern und dem Erben eines Majorates von mehr als dreitausend Dukaten Einkünften bereitwillig anvertrauten.

Der vorbestimmte Sonntag kam, und um die Stunde der Mitternacht, als Todtenstille überall herrschte und der erste feste Schlaf alles was Leben hatte, umfing, stieg Don Gregorio reisefertig mit seinem Mantelsacke in den Stall hinab, sattelte so geräuschlos, als es möglich war, zwei der besten Pferde seines Vaters und führte sie, ohne von Jemand wahrgenommen zu werden, zum Thore hinaus, nach der Klosterkirche, vor deren Eingange er seiner Geliebten gewärtigte.

Doña Luisa hatte kaum den Frühgottesdienst beendigt, so begab sie sich in ihre Zelle zurück, vertauschte da ihr Nonnengewand mit dem weltlichen, das ihr von Don Gregorio gesendet worden war, und legte das erstere auf einen Tisch zu einem Briefe, in welchem sie die Ursachen ihrer Entweichung ausgesprochen hatte, und neben den sie eine brennende Kerze stellte, sowie auch ihr Brevier und ihren Rosenkranz, die Zeugen ihrer vormaligen großen Frömmigkeit niederlegte. Hierauf ein großes Bund Schlüssel zur Hand nehmend, die den Zugang zu allen Thüren des Klosters öffneten, schlich sie durch den Kreuzgang leise in die Sakristei hinab, schloß diese auf und trat in das Schiff der Kirche ein. Da sie hier vor einem Altare der heiligen Jungfrau vorüber mußte, deren Bild ihr jederzeit ein Gegenstand der allerandächtigsten Verehrung gewesen war, und das sie bei allen Festen der Mutter Gottes auf das sorgfältigste ausgeschmückt hatte, so warf sie sich vor diesem heiligen Bilde auf die Knie nieder, und sprach, in der Vorstellung, es nun auf immerdar zu verlassen,

zu gedrungenerer Innigkeit und Rührung augenblicklich aufwallend: O, Mutter Gottes und reine Jungfrau! du und der Himmel weiß es, wie nahe mir es geht, von dir zu scheiden. Aber ich bin von der Liebe zu jenem Jünglinge, der mich dir abwendet, so verblendet, daß ich mich kraft- und willenlos fühle, ihr zu widerstehen. Ich gebe mich ihr hin, ohne die Gefahren zu beachten, mit denen sie mir droht; aber ich habe diesen bösen Weg nicht einschlagen wollen, ohne dir, o Herrin! auf das inbrünstigste diese Nonnen zu empfehlen, die bis heute meiner Obhut anvertraut waren. Nimm sie in deinen Schutz, du barmherzige Mutter, denn sie sind deine Töchter, die ich als eine böse Stiefmutter gegenwärtig hülflos verlasse. Behüte sie, o heilige Jungfrau! ich beschwöre dich darum bei deiner englischen Reinheit, dem Urquell alles Erbarmens. O! vertritt meine Stelle bei ihnen, die deine getreuen Mägde sind, und denen an dem Heil ihrer Seele mehr gelegen ist als mir. Ich selbst, o Maria! stürze mich jetzt in mein zeitliches und ewiges Verderben, wenn deine unerforschliche Gnade mich nicht vielleicht um der aufrichtigen Andacht willen daraus erlösen will, mit der ich deinen heiligen Rosenkranz jederzeit abgebetet habe. — Nachdem sie dieses kurze Gebet gesprochen und sich vor dem Bilde tief verneigt hatte, schloß sie die Pforte der Kirche auf und trug die Schlüssel zurück, die sie auf dem Altare der Jungfrau niederlegte. Die Thüre hinter sich in das Schloß ziehend, trat sie ins Freie hinaus und wurde sogleich daselbst von den Armen des ihr entgegeneilenden Don Gregorio umschlossen, der sie einige Augenblicke lang an seine Brust gedrückt hielt, sie dann auf eines der beiden Pferde hob, das er für das frömmste hielt, und sich mit ihr an diesem Tage noch sechs bis sieben Meilen weit von ihrer Vaterstadt entfernte. An dem ersten Orte, den sie auf ihrer Flucht berührten, versahen

sie sich mit so vielen Lebensmitteln, als sie auf einige Zeit zu bedürfen glaubten, um fürs erste nicht wieder, außer des Nachts, anderswo einkehren zu müssen und also desto besser den wahrscheinlichen Verfolgungen zu entgehen, die man gegen sie anstellen würde. Sie setzten unter Angst und Bangen mehrere Tage über ihre Reise auf diese Weise fort, und gelangten endlich nach Lissabon, wo Don Gregorio ein geräumiges Haus miethete, das er mit dem nöthigen Hausrathe, so prächtig er ihn kaufen konnte, versah, desgleichen einen Neger und eine Negerin zur Bedienung desselben anschaffte, und auch nicht unterließ, seine Geliebte, wie sich selbst, mit Staatskleidern uud Juwelen reichlich zu versehen. Das glückliche Paar verlebte also eine geraume Weile in Herrlichkeit und Freuden. Die schöne Fremde, wie die Portugiesen Doña Luisa nannten, versäumte kein Fest und keine Komödie, und Don Gregorio stolzierte des Tages auf den schönsten Pferden Straße auf und ab; indem er alle etwaige Gewissensbisse, die er über seine Gottlosigkeit empfinden mochte, theils in den Armen seiner reizenden Abtrünnigen, theils im Spiele vergrub, dem er sich immer leidenschaftlicher hingab.

Indessen konnte es freilich nicht fehlen, daß eine so verschwenderische Lebensweise, wie diese Liebenden führten, auf die Länge der Zeit die Mittel erschöpfte, mit denen sie sie bestritten. Nach Verlauf zweier Jahre erkannten sie zwar, daß sie anfingen zu verarmen; nichtsdestoweniger fuhren sie aber fort, ihr gänzliches Elend so schnell herbeizuführen, daß sie sich bald nothgedrungen sahen, ihre kostbaren Teppiche, so wie die meisten ihrer Juwelen, und die drei oder vier Pferde, die Don Gregorio besaß, zu verkaufen. Nur brachte ihnen auch dieser äußerste Schritt keinen Nutzen, denn von der Be-

gierde zu gewinnen, oder vom Aerger über seine Verluste angetrieben, trug Don Gregorio das daraus gelöste Geld in ein Spielhaus und verspielte es zugleich mit einem werthvollen Mantel, den er besaß, so daß er bis zum Einbruche der Nacht in dem Spielhause bleiben mußte, um nicht vor den Augen Aller, die ihn kannten, wie er alsdann nicht umhin konnte in der Finsterniß zu thun, im bloßen Wamse heimzukehren. Als er nun, von Schaam und Betrübniß niedergedrückt, ausgebeutelt und halb ausgezogen, seiner Doña Luisa wieder vor Augen trat, die ihn in der äußersten Nothdurft erwartete, wagte das arme Weib dennoch nicht, ihn um seines Leichtsinns willen zu tadeln, weil sie ihm damit einen Anlaß zu geben befürchtete, sie zu verlassen oder schlecht zu behandeln, sondern bemühte sich, ihn zu trösten, und trug Sorge, daß ihre beiden Negersclaven verkauft wurden. Allerdings hielt auch die kleine Summe, welche sie hieraus lösten, nicht lange Zeit zur Befriedigung ihrer täglichen Bedürfnisse wider, da Don Gregorio sie großentheils im Spiele durchbrachte, und so kam es mit ihnen am Ende so weit, daß sie nichts mehr weder zu versetzen noch zu veräußern hatten, und daß ihr Hauswirth ihnen drohete, sie auspfänden zu lassen, wenn sie ihm nicht ihre Miethe zahlten, oder sichere Bürgschaft stellten. Unfähig zu dem einen wie zum anderen, beeilte sich der junge Verschwender, nunmehr auch noch die letzten werthvollen Kleidungsstücke seiner Gefährtin zu verkaufen, und sagte er dann eines Tages zu der Entblößten, Weinenden, Verzweifelnden: Du siehst wohl ein, meine Theure! daß wir, ohne unsere äußerste Beschämung, unmöglich länger in dieser Stadt verweilen können, wo wir von den vornehmsten Leuten zu wohl gekannt sind, um uns ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen. Unbedachtsam genug haben wir unser mitgebrachtes Hab und Gut verschwendet, und unsere Zu-

kunft so gar wenig vor Augen gehabt; da denn aber einmal das Geschehene nicht zu ändern ist, so scheint es mir, daß uns zu Verhütung größeres Unglücks eben nichts weiter zu thun übrig bleibt, als bei nächtlicher Weile aus Lissabon zu entfliehen und unsere Zuflucht nach der ersten kastilischen Stadt Badajoz zu nehmen. Dort kennt uns Niemand und hat uns Niemand, sowie in Lissabon, in besseren Umständen gesehen, und so können wir daselbst um so mehr mit Wenigem auskommen, als du ja in weiblichen Handarbeiten so geschickt bist, daß du theils jungen Mädchen Unterricht ertheilen, theils für andere Leute selbst arbeiten kannst. — Die gebeugte Doña Luisa erwiederte ihm unter Weinen und Schluchzen, daß sie alles thun werde, was er von ihr fordere, und bereit sei, ihm allerwärts zu folgen. Und so wanderten sie zu Fuße zu dem großen Lissabon hinaus, mit keiner weiteren Habe und keinen anderen Unterhaltsmitteln, als die sie an und in ihrem Leibe hatten, versehen. Don Gregorio war zwar ohne Degen und Mantel, im bloßen Wamse; es schmerzte ihn jedoch diese Erniedrigung bei weitem weniger, als daß er sich mußte außer Stande sehen, seine Doña Luisa die Reise zu Pferde zurücklegen zu lassen, da ihre zarten Füße von den rauhen Wegen und bei der dürftigen Bekleidung aufgerissen worden und geschwollen waren, so wie denn ja das stete Wandern von Thür zu Thüre, um das tägliche Brod zu erbetteln, auch sogar seine Fußsohlen bald mit Blasen bedeckt hatte. Sie erreichten nach Verlaufe mehrerer Tage mit wunden Füßen Badajoz, und sahen sich gezwungen, im Hospitale dieser Stadt ein Obdach für die Nacht zu suchen, weil ihre Armuth in der That so groß war, daß sie, wenn einige barmherzige Arme ihnen nicht einige Brocken von ihrem Bettelbrode gegeben, ihren Hunger nicht hätten stillen können. Hier brachte nun die bejammernswerthe Priorin ihre Nacht

mit Klagen und zwar mit so schweren Selbstanklagen wegen ihrer Verschuldungen an Gott und Menschen zu, daß selbst der gebeugte Don Gregorio nicht den Muth hatte, ihr zuzusprechen, sondern, beschämt und schwermüthig in einem Winkel sitzend, ihr zuhörte, und wenn er ja zuweilen den Mund zum sprechen aufthat, doch ebenfalls nichts anderes zu vernehmen gab, als Ausbrüche der Trostlosigkeit über seine gegenwärtigen und besorglicherweise zukünftigen Leiden, so wie der Hoffnungslosigkeit, jemals in sein Vaterland und zu dem Genusse seines Majorates wieder zurückzukehren. Diese Betrachtungen und das Angedenken an seine Eltern, Verwandten und Freunde, entrissen ihm von Zeit zu Zeit einen schmerzlichen Seufzer aus seiner tiefsten Brust, der da hätte Steine erbarmen mögen, indem er bei sich sein widerwärtiges Geschick, die Verblendung seiner Leidenschaft und den Augenblick verwünschte, worin er Diejenige zuerst wiedergesehen habe, die da der Urgrund seines Unglücks geworden sei und ihn im Verfolge desselben wohl gar noch zeitlich und ewiglich zu verderben drohe.

Als endlich der Morgen angebrochen war, kam ein junger Edelmann in das Hospital, den gerade in dieser Woche die Reihe getroffen hatte, die milde Stiftung zu beaufsichtigen, um nachzusehen, was für Arme die vergangene Nacht darin zugebracht hätten, und ihre etwaigen dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Als er Doña Luisa nahte, deren Schönheit und Jugend ihm ihre Traurigkeit und schlechte Kleidung nicht verbergen konnte, fragte er sie, woher sie gebürtig? Sie erwiederte mit augenscheinlicher Verschämtheit, daß sie aus Toledo sei, und gab ihm auf seine ferneren Fragen nach diesen und jenen namhaften Personen derselben Stadt zur Antwort, sie kenne sie nicht, weil sie schon vor geraumer Zeit ihre Heimath verlassen habe. Indem er aber

also mit ihr redete, trat Don Gregorio hinzu und sprach zu ihm: Dieses Weib, mein Herr, ist in Valladolid zu Hause. — Nun, wozu bedarf es dann der Lügen? fragte der Edelmann. Zeigt mir auf der Stelle euren Trauschein vor, denn wofern ihr euch nicht als Mann und Frau ausweisen könnt, seid ihr schweren Strafen verfallen. — Don Gregorio zog seine falsche Bescheinigung heraus und reichte sie dem Edelmann, der damit zufrieden gestellt wurde, und nur noch weiter fragte, wohin sie fürder ihren Weg einzuschlagen gedächten, da sie bekanntermaßen hier nicht länger als einen einzigen Tag zubringen dürften? Don Gregorio gab zur Antwort, er sei in der Absicht, sich daselbst niederzulassen nach Badajoz gekommen. Was für ein Gewerbe treibt ihr? fragte ihn der Vorstand weiter, und Don Gregorio berichtete ihn, er selbst treibe gar kein Gewerbe, aber seine Frau sei eine Nähterin und wünsche allhier Gelegenheit zu finden, jungen Mädchen im Nähen Unterricht zu ertheilen. Da werdet ihr also, sprach der Ritter, wenn sie euch ernähren soll, eine schwere Arbeit mit einander haben. Um Gotteswillen will ich euch indessen für heute in mein Haus aufnehmen und für euren Unterhalt so lange Sorge tragen, bis ihr und euer Weib, die bessere Tage gesehen zu haben scheint, eine einträgliche Beschäftigung in dieser Stadt gefunden habt. — Er befahl damit einem Pagen, die beiden Fremden in sein Haus zu führen, und das erfreute Ehepaar leistete dem willig Folge, nachdem es ihm großen Dank für seine Güte gesagt hatte. Unterweges sich nach ihrem großmüthigen Wohlthäter erkundigend, erfuhren sie, daß er ein mildthätiger und reicher Jüngling sei, der den Armen vjel Gutes thue, und auf den sie vertrauen könnten, daß er sie gewiß versorgen werde. Der Ritter machte ihnen eine bequeme Wohnung ausfindig, in der schon einige Nähterinnen lebten, stattete die-

selbe mit gemietheten Betten und sonstigem Hausrathe aus und begab sich dann um die Mittagsstunde nach Hause, wo er seinen Gästen eine gute Mahlzeit zubereiten ließ. Nach Tische führte er sie in eigener Person in ihre neue Herberge ein, für die sie ihm ungemein dankbar waren, und gab ihnen noch ein Almosen von einem Piaster, für den sie sich einen fröhlichen Abend machten. Als nun Doña Luisa am anderen Morgen ihre Nachbarinnen fragte, an wen sie sich wohl zu wenden habe, um Arbeit zu erhalten, mußte sie aus deren Antwort freilich erkennen, was ihr als einer Fremden an diesem Orte bevorstände, da schon jene als Einheimische fast vor Hunger umkamen. Indessen gab ihr eines dieser Frauenzimmer dennoch eine Arbeit, mit der sie sich einige Tage lang ihr Brod verdienen konnte, und legte sie unverzüglich fleißige Hand an ihr Werk, derweil Don Gregorio im Bette liegen blieb, weil er darin besser als auf der Straße hernmwandelnd den Hunger aushalten zu können glaubte. Noch an dem nämlichen Abende sah der junge Edelmann, nachdem er das Hospital besucht hatte, zu, wie es dem fremden Ehepaar erginge. Don Gregorio im Bette antreffend, fragte er ihn: Wie geht es, guter Freund? Wo ist eure Frau? — Mir geht es bis jetzt ganz wohl, antwortete Don Gregorio, und meine Frau ist bei ihrer Nachbarin. Euer Gnaden darf sich aber ja nicht wundern, mich im Bette anzutreffen, ich muß wohl drinnen bleiben, denn ich habe keine Schuh. — Ein Mangel an Schuhen mag weniger euer Grund dazu sein, als ein Ueberfluß an Faullenzerei, warf ihm der Jüngling hin, und wandte ihm den Rücken, indem er zu Luisen ging und sich auf einen Sessel neben sie setzte. Mit aufmerksamem Blicke hier ihrer Hände Arbeit eben so wie ihr Angesicht und ihr bescheidenes Wesen beachtend, konnte er am Ende nicht umhin, sich einzugestehen, sie sei das schönste und

liebenswürdigste Weib, das er jemals gesehen, und sie mit den unverhohlensten Zeichen seiner Zuneigung um ihren Namen und die Veranlassung zu ihren betrübten Umständen zu befragen. Sie antwortete ihm ohne aufzusehen, mit einiger Verwirrung: Sie heiße Doña Luisa und sei mit ihrem Gatten, wegen eines Unfalls, der demselben allda zugestoßen, aus Valladolid geflohen, weswegen sie anfänglich, aus Besorglichkeit, Toledo als ihre Heimath genannt habe. Nach ihrer Flucht habe sie zwei Jahre lang in Lissabon gelebt, bis daß ihnen gegenwärtig alle Unterhaltsmittel ausgegangen — In der That, Señora Doña Luisa, sagte der Edelmann, es schmerzt mich empfindlich, euch einem Menschen angehören zu sehen, der euch so wenig verdient, wie dieser Tagedieb, euer Mann, denn auf der einen Seite seid ihr so schön und liebenswerth, auf der anderen kann es nicht fehlen, daß er euch den geringen Verdienst eurer Hände vergeuden wird. Wendet mir also eure Gunst zu, reizendes Weib; ich gebe euch mein Ehrenwort darauf, daß ich euch helfen und beistehen will, wie ich es nur vermag, denn ihr habt mich mit einer so unwiderstehlichen Leidenschaft an euch gefesselt, daß ich keinen anderen Wunsch mehr kenne, als den, euch mit allen meinen Kräften dienstbar zu sein und eurer Befehle von euch gewürdigt zu werden. — Ich danke euch für eure Anerbietungen so sehr ich kann, Señor, antwortete sie, aber ich habe sie nicht verdient, und kann sie nicht verdienen, da ich ein verheirathetes Weib bin, und durch Erfüllung eurer Wünsche meinen Gatten schwer beleidigen würde. Wenn ihr mich wirklich so sehr liebt, als ihr vorgebt, so werdet ihr davon ablassen und meine Dankbarkeit nur auf solche Proben stellen, die sie bestehen darf. — Sehet wohl zu, was ihr sagt, sprach der Jüngling ferner: Ich verspreche euch, daß euer Gatte nichts von allem was ihr thut, erfahren soll.

Nehmt hier inzwischen diese Dublone und bereitet euch davon für heute ein Mittagsbrod; ihr sollt künftighin doppelt und dreifach soviel täglich von mir erhalten, wenn ihr euch mir freundlich gesinnt erweisen wollt. Eure entschiedene Antwort auf meine Anträge hole ich mir morgen von euch ab; bis dahin überlegt sie reiflich. — Von der Noth gezwungen, dieser furchtbarsten Feindin der weiblichen Ehrbarkeit, nahm Dona Luisa das ihr dargebotene Goldstück an, und that sie also den ersten Schritt ihrem Falle entgegen, indem sie freiwillig eine Verbindlichkeit auf sich lud, die sie nicht anders als mit ihrer Schande wieder lösen konnte. Der junge Mann ergriff hierauf, ohne daß sie es hinderte, die Hand der Unglücklichen, küßte sie auf das zärtlichste und schied von ihr, indem er zu einem alten kupplerischen Weibe ging, das im Hause wohnte, und dasselbe, gegen die Aussicht auf einen reichen Lohn, als Vermittlerin bei der schönen Fremden in seinen Dienst nahm. Die Kupplerin versäumte ihrerseits nicht, sobald er sich entfernt hatte, die Ausführung ihres übernommenen Auftrags zu beginnen, und sie verstand sich auf ihr Handwerk vollkommen genug, um die bethörte Sünderin mit wenigen Vorstellungen so weit zu bringen, daß sie Don Gregorio während des Mittagessens in den gefälligsten Ausdrücken verkündigte, was zwischen ihr und dem reichen Edelmanne vorgefallen war. Don Gregorio hörte sie, ohne sich zu erzürnen, an, und erwiederte ihr, da es einmal bis zu solcher äußerten Noth mit ihnen gekommen sei, und es keine andere Rettung für sie gebe, so möge sie immerhin seine Wünsche befriedigen, er willige durchaus darein und werde ihr in ihrem Umgange mit dem Ritter nicht beschwerlich fallen; vorausgesetzt, daß derselbe sie hinreichend mit Geld und Kostbarkeiten versorge und das Geheimniß zu bewahren wisse. Unmittelbar nach dieser gegenseitigen Erklärung eilte die alte Kupp-

lerin, um das ihr versprochene Botenlohn zu verdienen, in Doña Luisa's Auftrage mit der guten Nachricht zu dem Ritter, daß er der Erfüllung seiner Wünsche entgegen zu sehen habe, und schon die kommende Nacht brachte derselbe bei seiner Geliebten zu, die ihn in ihrem eignen Zimmer aufnahm, nachdem Don Gregorio, unter dem Vorgeben, über Land zu gehen, seine Wohnung verlassen hatte. Der Ritter ermangelte auch in den hiernächstfolgenden Nächten nicht, sich bei der schönen Fremden einzufinden, und da er in den freigebigsten Belohnungen ihrer Gefälligkeiten für ihn nicht ermüdete, so waren Doña Luisa und Don Gregorio nicht allein sehr bald im Stande, sich auf eine anständige Weise neu zu bekleiden, sondern führten sie auch wieder Beide das gemächlichste Leben von der Welt. Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß die schamlose Vertraulichkeit der Fremden mit dem vornehmen Edelmanne, Doña Luisa's anwachsender Hochmuth und Don Gregorio's Verschwendung alsbald nach seiner so unverdeckt gewesenen äußersten Armuth sich allmälig zu immer größerem öffentlichem Aergernisse ausbildeten. Und Doña Luisa vermehrte die üble Nachrede über sich außerdem noch dadurch, daß sie sich mit Don Gregorios Zustimmung auf das auffälligste geputzt zu allen Stunden am Fenster sehen ließ, um die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, ja in der Folge auch Anderer Besuche als die ihres ersten Liebhabers annahm.

So trug es sich unter anderem zu, daß drei reiche Jünglinge von Badajoz zu einer und derselben Zeit sich in Doña Luisa verliebten, und ihr diese Liebe mit Briefen, Geschenken, und Botschaften zu verstehen gaben, und daß die Dame keinen Anstand nahm, auf Kosten ihrer Ehre allen dreien zu gleicher Zeit, wie sie es wünschten, dafür dankbar zu sein. Als nun in Folge dessen die drei Liebhaber sich eines Abends

auf einem und demselben Wege vor Doña Luisa's Thüre begegneten, entspann die Eifersucht zwischen ihnen einen so heftigen Kampf, daß der Sohn eines angesehenen Bürgers darinnen getödtet wurde, und die Gerechtigkeit nicht nur alle die dabei zugegen gewesen waren, gefangen nahm, sondern auch Doña Luisa selbst in dem Hause eines Sachwalters unter Aufsicht stellte. Die gesetzliche Untersuchung dauerte einen Monat lang; da man aber inzwischen nicht im Stande war, den Mörder auszumitteln, so gab man sämmtliche Eingezogene gegen Bürgschaft und gegen das Versprechen, die Stadt nicht zu verlassen, los. Don Gregorio kam am schlimmsten bei dem Handel weg, denn er wurde nicht nur später als die anderen freigegeben, sondern empfing auch mit dieser Freiheit zugleich die Weisung, die Stadt Badajoz und deren Gebiet für immer zu meiden. Ja, er würde haben in dem schimpflichsten Zustande von dannen ziehen müssen, wenn ihn nicht sein Freund, der Aufseher des Hospitals, mit dem nöthigen Gelde versehen hätte, um Badajoz mit Anstand verlassen und sich nach Merida wenden zu können. Daselbst, so rieth ihm der Edelmann an, sollte er sich ein paar Monate zu erhalten suchen, mittlerweile er seinerseits dahin wirken wollte, seinen Bann aufheben zu lassen, und gewiß nicht ermangeln würde, für Doña Luisa wie für seine eigene Schwester Sorge zu tragen. Don Gregorio ging mit vieler Bereitwilligkeit um so mehr auf diesen Antrag ein, als ihm derselbe die Aussicht, nach der er schon seit langer Zeit strebte, eröffnete, sich auf eine gute Weise Doña Luisa's zu entledigen. Seiner ehemaligen Geliebten satt und müde, fing er bereits an, seine begangene Thorheit, sich mit einer so drückenden Last beschwert zu haben, zu bereuen und fürchtete er überdies, wenn er seine bisherige Lebensweise fortsetzte, und wenn sein Verbrechen einmal an den Tag käme, wohl mit seiner eignen Per-

son selbst, einem Esel die Straßen irgend eines Ortes entlang, oder gar einem Galgen zur Last zu fallen. Nichtsdestoweniger verstellte er sich gegen diejenige, von der er sich trennte, und empfahl ihr Klugheit und Ehrbarkeit, sowie noch insbesondere an, die Aufhebung seines Banns zu betreiben, oder wenn keine Unterhandlungen fruchten wollten, ihm bald nach Merida nachzukommen, wo er sie zu erwarten gedächte. Diese ganze Unterhaltung fand in Gegenwart des Ritters statt, der sich schon darauf freute, Don Gregorio abwesend zu sehen, so wie denn überhaupt alle drei, da auch die Dame sich nach seiner Entfernung sehnte, um ihren Ausschweifungen desto ungestörter zu fröhnen, einen und denselben Wunsch, wenn auch von einander verschiedene Absichten im Auge hatten.

Don Gregorio verließ, mit mehr als fünfhundert Realen von der Hand seines Freundes versehen, Badajoz zu Fuße, um angeblich nach dem unfernen Merida zu gehen; schlug aber statt dessen den Weg nach Madrid ein, wo sich in dem Babylon des Hofes ein Unglücklicher so leicht vor dem Angesichte der Welt verbergen kann. Hier begab er sich mit all seinem Adel, unter verändertem Namen, bei einem Ordensritter in Dienst, und war alsbald so gänzlich, als ob er sie niemals vorher gesehen gehabt hätte, seiner Dame uneingedenk geworden, die ihn dagegen ihrerseits schon in den ersten Tagen nach seinem Abgange mit derselben Münze bezahlte. Auf nichts weiter nämlich als auf ihr Vergnügen und ihren Vortheil bedacht, bemühte sich Doña Luisa, fernerhin so viele Männer als möglich um ihr Geld zu prellen. Sie trieb es damit allerdings insofern etwas zu weit, als sie durch diese Aufführung auch ihre Anbeter daran mahnte, daß ein Jeder sich selbst der Nächste sei. Und wie sie sich nun allmälig

von einem nach dem andern verlassen sah, ja sogar schon der Administrator anfing, sie wegen ihrer Undankbarkeit und Ausschweifungen übel zu behandeln, so dachte sie mit einem Male daran, in welcher Gefahr ihre Seele und ihr Leib schwebe. Es fiel ihr auf, daß Don Gregorio, der schon so viele Tage abwesend sei, noch kein einziges Mal, was er so leicht hätte thun können, von dem nahen Merida aus an sie geschrieben und also seiner Verbindlichkeiten gegen sie Genüge gethan habe, die er doch nicht verleugnen konnte, ohne sie, wie er es eben leider gethan haben mochte, zu verlassen und ganz anderen Sinnes gegen sie zu werden. Sie fing hiernächst an, den bedenklichen Zustand ihres Gewissens in Erwägung zu ziehen, und da ihr der Himmel kräftig beistand, sie zur Erkenntniß zu führen, weil es eben sein unerforschlicher Wille war, anderen bußfertigen Sündern an ihr ein Beispiel zu stiften, so entzündete sich ihr Geist in kurzem wieder in solcher Liebe zu Gott und zu Gottesfurcht, daß sie sich fast in Thränen auflösen wollte, und von dem Gewichte ihrer schweren Versündigungen an ihm, die sie nimmermehr sühnen zu können glaubte, ganz zu Boden gedrückt ward. Einige der ihr überbliebenen Liebhaber nahmen zwar ihre Thränen wahr, und baten sie, um sie zu trösten, ihnen den Grund ihres großen Kummers wissen zu lassen. Sie erreichten aber ihre Absicht nicht, denn die reuige Sünderin dürstete bereits nach einem höheren Troste, und suchte sich, so gut es gehen wollte, von ihnen los zu machen, wiewohl es ihr damit nicht so ganz nach Wünschen ging, weil auch sogar die lauesten Liebhaber neues Feuer gewinnen, wenn sie von dem Gegenstande ihrer Leidenschaft verlassen zu werden glauben. Doña Luisa nahm sich, von Gott erleuchtet, vor, in ihre Vaterstadt zurückzukehren, und einem ihr verwandten Edelmanne insgeheim den ganzen Verlauf ihres Lebens anzuvertrauen, um etwa

mit seinem Beistande unerkannt nach Rom zu wallfahrten und zu den Füßen seiner Heiligkeit die Gnade zu erflehen: wo nicht in ihr eigenes Kloster, so doch in ein anderes desselben Ordens Wiederaufnahme zu erlangen, damit sie daselbst ihr vergangenes höllisches Leben durch eine aufrichtige Buße ungeschehen mache. Sobald sie erst über diesen Entschluß mit sich im Reinen war, empfahl sie sich in den Schutz der heiligen Jungfrau, nahm alles Geld, das sie baar besaß und aus ihren Kleidern und Sachen löste, die sie verkaufte, zusammen, versah sich mit Pilgerhut, Mantel und Stab, und wanderte in dieser Büßertracht, mit einem großen Rosenkranz am Halse und Spargatten an den Füßen, in einer finsteren Nacht verhüllten Angesichtes zum Thore von Badajoz hinaus. Unablässig die Richtung nach ihrer Heimath verfolgend, hielt sich die Reisende, von ihren Seufzern und Thränen und der heißen Sehnsucht nach Sühnung begleitet, doch so viel als möglich von der Hauptstraße entfernt, indem sie fast nur des Nachts auf Nebenwegen weiter wanderte, und nur seltene Male des Abends, zur Befriedigung ihrer unabweislichsten Bedürfnisse in die entlegensten Herbergen auf einen Augenblick einkehrte. Es stießen ihr zwar nichtsdestoweniger manche Unannehmlichkeiten und Anfechtungen von Seiten losen Gesindels unterweges zu; es überwand sie aber allesammt ihre Bescheidenheit und Geduld, und vor allem anderen ihr heiliger Vorsatz, ihren himmlischen Schöpfer nimmer wieder in ihrem ganzen Leben zu beleidigen, wenn sie dasselbe auch darob unter tausenden von Qualen verlieren müsse. Sie stand gleich sehr an Hunger, Durst und Kälte aus, weil es eben in der rauhen Jahreszeit war, und die vielen Regengüsse hielten sie auch eine lange Zeit auf, während welcher sie vor ihnen in den ärmlichsten Hütten eine Zuflucht suchte, deren Bewohnern sie sich mit reichlichen Almosen erkenntlich

bewies. Da sie überdies nur sehr kurze, ihren geringen Kräften angemessene Tagereisen machen konnte, und auch an mehreren heiligen Orten zusprach, die ihr gerade am Wege lagen, so verbrauchte sie nicht weniger als vier ganze Monate zu ihrer Wanderung.

Der Himmel erbarmte sich ihrer aber dennoch am Ende, und ließ sie das Ziel ihrer weiten Reise erreichen. Sie langte gegen Abend vor ihrer Vaterstadt an, sah dieselbe vor sich liegen, vernahm das Thurmglockengeläute ihres Klosters, und warf sich, in Thränen zerfließend, von ihren Gefühlen überwältigt, auf ihr Angesicht zu Boden nieder. Als sie sich wieder ein wenig gesammelt hatte, beschloß sie, bis zu einbrechender Dunkelheit auf dem freien Felde zu verweilen und zu desto größerer Sicherheit erst um Mitternacht in die Stadt einzugehen. Sie that, wie sie sich vorgenommen hatte, und als der dunkle Schleier der Nacht auf die Erde herniedergesunken war, trat sie in die Straßen ein, und lenkte ihre zögernden Schritte dem Hause ihres Vetters, in dessen Schutz sie sich begeben wollte, zu. Sie kam in die Nähe ihres Klosters, als es eben elfe schlug. Indem sie nun an der kleinen Pforte des Haupteinganges der Kirche, durch die sie einst entwichen war, vorübergehen wollte, fühlte sie sich wie von einer innerlichen Gewalt gezwungen, einen Augenblick davor stehen zu bleiben und in ihrem Gemüthe jene Stunde der Flucht, im Vergleiche mit dieser gegenwärtigen der Rückkehr und die unerträgliche ihr in den wenigen dazwischen liegenden Jahren aufgebürdete Sündenlast zu überdenken. Ohne daß sie wußte, wie es kam, drückte sie den Griff der kleinen Thüre nieder, und siehe da! sie war nur angelehnt und öffnete sich. Voller Staunen über diesen seltsamen Umstand, sprach sie zu sich selbst: Nun, beim Himmel! das nenn' ich eine große Sorglosigkeit der Nonnen, oder des Sakristans,

dem es obliegt, die Kirche zu verschließen! Wie war es nur möglich, daß er die Thüre offen ließ! Aber wie leicht könnte es nicht auch sein, daß Räuber das Altarzeug, oder etwa die Strahlenkrone der Jungfrau stehlen wollten, die, wenn ich mich nicht irre, von Silber ist? Bei meinem Leben! da käme ich ja eben recht dazu, um, wenn dem so wäre, die Heiligthümer vielleicht mit Aufopferung meiner selbst zu erretten, oder in dem ersteren Falle die Nachlässigen an ihre Pflicht zu mahnen. — Sie streckte zu gleicher Zeit vorsichtigerweise den Kopf hinein und lauschte; aber weder vernahm sie ein Geräusch, noch sah sie etwas anderes, als zwei brennende Lampen, eine vor dem heiligen Sakramente, die andere vor dem Altar der gebenedeiten Jungfrau. Sie blieb eine lange Weile unschlüssig stehen, ohne daß sie weiter vorzuschreiten wagte; weil sie fürchtete, irgend eine Nonne möge gerade auf dem Chore beten, und über ihren Anblick Lärm erregen, der sie dann gefährde, erkannt und hart gestraft zu werden. Dieser Besorgniß ungeachtet, beschloß sie, ihrer ersteren Eingebung, wenn auch auf die Gefahr ihres Lebens hin, getreu zu bleiben. Sie trat muthig ein, doch indem sie vor dem Altar der heiligen Jungfrau vorüberging, strauchelte sie über ein großes Bund Schlüssel, die vor ihr auf dem Boden lagen. Verwundert und bestürzt bückte sie sich, um die Schlüssel aufzuheben und zu betrachten; aber kaum hatte sie sich angelassen, dies zu thun, als das andächtige Bild der Mutter Gottes sie wie mit verweisender Stimme bei Namen rief, so daß Doña Luisa halb todt vor Entsetzen zu Boden stürzte, und alsdann folgendermaßen fortfuhr, sie anzureden: O, du so verderbtes Weib, wie es deren Wenige auf Erden giebt! Wie mochtest du doch so verwegen sein, vor meiner Reinheit wieder zu erscheinen, nachdem du die deinige schamloserweise, durch so viele gotteslästerliche Sünden

als du begangen, verloren hast! Sprich, Undankbare! wie du mir den Verlust dieses unwiederbringlichen Kleinodes jemals vergüten, wie deine schmähliche Abtrünnigkeit von Gott abbüßen willst? — Die sündhafte Nonne war durch diese gestrengen Worte so zerschmettert, daß sie ihr Angesicht weder zu erheben wagte, noch erheben konnte, und keine andere Erwiederung darauf hatte, als die bittersten Thränen, die aus ihren Augen herabströmten. Die mildthätige Jungfrau wollte sie aber auch wieder trösten und aufrichten, als sie die wahrhafte Reue und Betrübniß ihrer Seele sah, und sagte ferner zu ihr: Damit du bei alledem erkennest, daß mein göttlicher Sohn unendlich barmherziger ist, als du böse bist, und daß er mehr verzeihen, als womit die ganze Welt ihn beleidigen kann, wie es denn nicht der Tod der Sünder ist, was er wünscht, sondern deren Leben und Besserung, so habe ich um dessenwillen, was du vordem zu meiner Ehre gethan hast, als du noch auf den Wegen des Heiles wandeltest, für deine Errettung bei ihm vorgebeten, und soviel von seiner Gnade erlangt, daß er deine Sache in meine Hand gelegt hat, die ich dem gemäß in seiner Nachfolge für dich gethan habe, was du mir niemals genug danken kannst, und wenn du zweitausend Jahre so musterhaft wie in den ersten Jahren deines geistlichen Standes lebtest. Erinnere dich, daß du, als du jetzt eben vor vier Jahren dieses Haus verließest, vor meinem Altare vorüberfliehend, zu mir spracheſt, deine verblendete Liebe zu jenem Don Gregorio, der dich entführte, zöge dich von dannen, und daß du mir damals die deiner mütterlichen Fürsorge übergebenen Nonnen an das Herz legtest, damit ich ihnen eine wahre Mutter würde, die du stiefmütterlich verließest, und sie als die Meinen lenkte und behütete; worauf du endlich dieses Bund der Schlüssel in deiner Hand, hier vor mir niederwarfst. Und so wisse, daß ich als

eine liebevolle Mutter zu deiner Beschämung deine Bitte erhörte, und von jenem Augenblicke an bis jetzt statt deiner Priorin dieses Klosters war. Ich nahm in allen Dingen deine äußere Erscheinung und dein Wesen an, und versah dein Amt bei Tag und Nacht in Gegenwart der Nonnen, mochte es nun in Kloster, Chor, Kirche oder Refectorium sein, so daß mich eine jede für dich gehalten hat. Gegenwärtig bleibt dir nun nichts weiter mehr zu thun, als daß du mit diesen Schlüsseln die Kirchthüre hinter dir verschließest und durch die Sakristei denselben Weg zurückgehest, auf dem du dereinst deine Zelle verließest. Du wirst darin alles unverändert wiederfinden, sowie es war. Deine Kleider liegen noch zusammengefaltet an demselben Orte. Ziehe sie an und verschließe dieses Pilgergewand. Auch dein Brevier und der Brief, den du verließest, der letztere ungelesen, liegen noch auf dem Tische, und jene selbige Kerze, die du anzündetest, brennt noch daneben. Es hat sich während deiner Abwesenheit durchaus nichts neues in dem Kloster ereignet und kein Mensch versah sich deiner Abwesenheit oder des Mangels der Gelder, die du mitnahmst. Trage nur die einzige Sorge, zur Frühmette bereit zu sein, bessere dein Leben in Zukunft, wie es deine Pflicht ist und wasche deine Schuld mit Thränen ab, wie alle diejenigen gethan haben, denen die Kirche jemals den ehrwürdigen Namen Büßender gegeben hat. — Sobald sie diese Worte gesprochen hatte, verstummte die glorreiche Himmelskönigin und verbreitete rings umher in der Kirche einen lieblichen Duft. Doña Luisa gehorchte ihrem göttlichen Willen mit beschämtem und zerknirschtem, aber dennoch beruhigterem Herzen, erhob sich, um die Zeit nicht verstreichen zu lassen, in Schweiß und Thränen gebadet, vom Boden, und verschloß, nachdem sie sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und dem Sakramente tief verneigt hatte, mit dem vor-

gefundenen Schlüsselbunde die Kirchthür. Darauf ging sie in ihre Zelle empor und hatte nicht sobald ihre ehemaligen Kleider wieder angelegt, ihr Antlitz verhüllt und ihr Brevier zur Hand genommen, als zur Frühmette geläutet wurde, und die Nonne, die sie abzurufen pflegte, bei ihr eintretend, den Leuchter vom Tische aufhob und ihr damit auf den Chor vorleuchtete. Hier nun verweilte die reuige Priorin, der da alles, was sie um sich vorgehen sah, ein bloßer Traum zu sein bedünkte, im Gebete auf ihren Knien, bis die Nonnen sich versammelt hatten, hielt dann die Frühmette und das gewöhnliche Gebet ab, und kehrte zuletzt von Allen, in Begleitung der ihr vorleuchtenden Schwester, die sie erst abgeholt hatte, in ihre Zelle zurück.

In diesem einsamen Gemache allein geblieben, mußte sie von neuem, theils aus Schmerz, theils aus Dankbarkeit für die ihr zu Theil gewordene unerhörte Gnade der heiligen Jungfrau übermäßig weinen. Sodann aber nahm sie, nach einem kurzen inbrünstigen Gebete voll frommer Vorsätze, eine große Geißel, die über dem Kopfpfühle ihres Lagers aufgehängt war, zur Hand, und kasteiete sich damit eine halbe Stunde lang auf das erbarmensloseste, indem sie also die strengen Selbstzüchtigungen begann, die sie sich fernerhin jeden Tag ihres Lebens für ihre ehemaligen Unthaten auferlegen wollte. Sobald sie diese erste Bußübung vollbracht hatte, zog sie überdies ein rauhes, von Haar und Spartgras gewebtes Büßerhemd an, wie es in der Fastenzeit getragen wird, das ihren Körper vom Halse bis zu den Knien bedeckte, und dessen Aermel bis zum Handgelenke eng anlagen, und entnahm demselben Schranke, der es geborgen hatte, eine Kette, die sie sich unter dem Hemde dreimal um den zarten Leib schlang. Auf solche Weise vorbereitet, verließ sie zum anderen Male ihre Zelle und begab sich wieder auf das Chor, wo sie vor dem

Bilde der Jungfrau, die zu ihr gesprochen hatte, bis zur Stunde der Prima ihren Rosenkranz abbetete. Danächst ließ sie den Beichtiger des Klosters zu sich kommen, legte demselben unter Bezeigung der grenzenlosesten Reue und Betrübniß eine Generalbeichte ab, und erzählte ihm der Reihenfolge nach alles, was sie in den letzteren vier Jahren ihres Lebens Greuelvolles begangen hatte; indem sie ihm schließlich eröffnete, welch großes Wunder die erhabene Mutter Gottes zu ihrer Errettung aus zeitlichem und ewigem Verderben aus Liebe für sie gethan habe.

Der ehrwürdige Pater vernahm ihr verhängnißschweres Geheimniß mit den Zeichen des höchsten Erstaunens und der innigsten Rührung darüber, daß er in seiner Niedrigkeit seither sollte für würdig befunden worden sein, die himmlische Reinheit selbst zu beichten und ihr mit seiner Hand das heilige Abendmahl nicht ein-, sondern so viele Male zu reichen. Bei alle dem wünschte er aber dennoch das Angesicht der bußfertigen Aebtissin selbst zu sehen, um sich zu überzeugen, daß er nicht etwa, wie er besorgte, ein teufliſches Wesen vor sich habe, das ihn zu hintergehen beabsichtige. Und erst, nachdem Dona Luisa seinem Verlangen entsprochen und ihn durch die offenbare Aufrichtigkeit ihrer Thränen überzeugt hatte, daß er kein Blendwerk der Hölle vor sich sehe, tröstete und ermuthigte er sie, auf dem angetretenen Wege des Heiles und der Besserung getreulich zu beharren.

Doña Luisa ihrerseits gewann im ferneren Verlaufe ihres Klosterlebens täglich einen neuen Sieg über sich selbst, durch Abtödtung des Irdischen in ihr, und ward je mehr und mehr das Räthsel und ein Gegenstand der Bewunderung der ganzen Schwesternschaft, die sich nicht zu erklären wußte, weshalb sie sich so durchaus enthielt, das Sprachzimmer zu besuchen, und nur unablässig betete, weinte oder sich kasteiete.

Inzwischen hatte aber auch, nachdem sie schon seit mehreren Monaten wieder in ihrem Kloster lebte, der Himmel beschlossen, ihren ehemaligen Geliebten Don Gregorio zur Tugend zurückzuführen. Er hörte in einer Pfarrkirche des Hofes zufälligerweise die Predigt eines Dominikanermönchs an, und da der Himmel die Zunge dieses erleuchteten Mannes leitete, so geschah es, daß dessen Worte von Gottes unendlicher Barmherzigkeit gegen reuige Sünder und von dem Entzücken des ganzen Himmels über deren Rückkehr zur Tugend einen so gesegneten Eingang in sein Herz fanden, daß er augenblicklich in sich ging, und daß ihm die schwere Last seiner Sünden mit einem Male so unerträglich ward, daß er nicht umhin konnte, sich unmittelbar nach dieser Predigt in das Kloster des frommen Mönchs zu begeben, dem er, als er in seine Gegenwart geführt worden war, die Zerknirschung seines innersten Gemüthes anfänglich nicht anders, als durch einen unversiegbaren Quell von Thränen zu offenbaren vermochte. Erst in der Zelle des Gottesmannes, wohin ihn dieser darauf mit sich nahm, gewann der Unglückliche die Sprache wieder und gebrauchte sie dazu, indem er sich vor ihm zu Füßen niederwarf, ihm eine so aufrichtige Generalbeichte seiner Sünden abzulegen, daß der Beichtvater sich über dieselbe fast eben so sehr entsetzte, als er über die plötzliche Umwandlung des Jünglings zum Guten entzückt ward. Er tröstete ihn, so gut er konnte, absolvirte ihn und entließ ihn von sich, gekräftiget in seinen löblichen Vorsätzen, von denen nicht der geringste derjenige war, nach Rom zu gehen, allda die heiligen Stätten zu besuchen und dem Papste die Füße zu küssen, um auch seines vollständigen Sündenerlasses theilhaft zu werden. Don Gregorio kehrte also aus dem Kloster nach der Stadt zurück, legte daselbst grobe Pilgergewande an, und begab sich, ohne von seinem Herrn oder

sonst Jemand Abschied genommen zu haben, auf den Weg nach Rom, wohin er zwar mit ermüdeter Körperkraft, aber mit unverringerter Sehnsucht nach seiner gänzlichen Wiederaussöhnung mit der Kirche gelangte. Er erreichte am Ende die Absicht seiner frommen Wallfahrt und versäumte nicht, alsbald die Rückreise nach seiner Heimath anzutreten, da er seine Eltern noch einmal unerkannt zu sehen wünschte, und dieses Verlangen zu befriedigen hoffen durfte, weil er durch körperliche Entkräftung, ebenso wie durch die Leiden seines Gemüthes und durch die Mißhandlungen von Straßenräubern, die ihn unterweges angefallen hatten, allerdings zur Genüge entstellt und unkenntlich gemacht worden war. So wanderte er eines Tages bleich und abgefallen zu den Thoren seiner Vaterstadt ein, wo er zunächst an der Drehthüre des Klosters, aus welchem er die Priorin entführt hatte, um ein Almosen bat, weil er eben den Schauplatz seiner schweren Versündigung auch zum ersten Zeugen seiner Buße in der Heimath machen wollte. Die barmherzigen Drehladendienerinnen reichten ihm eine ansehnliche Gabe und indem er sie empfing, kam gerade die nämliche Magd dazu, die ihm vordem so viele Botschaften von Doña Luisa zugetragen hatte. Er konnte nicht unterlassen, sie zu fragen, wer jetzt Priorin dieses Klosters sei? Und die Frauensperson erwiederte: Doña Luisa ist es schon seit vielen Jahren, denn die Schwestern erwählen sie mit Beistimmung ihrer Oberen wegen ihrer großen Tugenden immer von neuem wieder. — Doña Luisa, fragte er verwundert, sagt ihr, soll die Priorin sein? Wie ist das möglich? — Es ist ganz gewiß so, wie ich sage, fügte die Dienerin hinzu. — Ich muß glauben, daß ihr euren Scherz mit mir treibt! fuhr er fort, da ihr mich überreden wollt, daß Doña Luisa Priorin dieses Hauses sei, von der ich Dinge gehört habe, die es sehr unwahrscheinlich

machen, daß sie diese Eigenschaft noch bekleide. — Doña Luisa, beharrte sie, ist schon seit langer Zeit Priorin gewesen, und wird es auch noch lange trotz Allen sein, die sie um ihrer Tugenden und ihrer Erhöhung willen beneiden, und an denen gar kein Mangel ist. — Don Gregorio senkte das Haupt voll der Verwirrung und Verlegenheit, die sich denken läßt, zu Boden, und wagte dem Frauenzimmer, das schon drauf und dran war, sich in der Vertheidigung ihrer Gebieterin zu erzürnen, kein Wort weiter zu entgegnen, weil er eines Theils an der Stimme von ihr erkannt zu werden, anderen Theils bei fortgesetztem Gespräche mit ihr selbst etwas von seinen Erlebnissen mit der Priorin zu verrathen fürchtete. Er entfernte sich also von diesem Orte, und trieb sich bald in dieser, bald in jener Stadtgegend, wie außer sich, um Almosen ansprechend und um den Namen der Priorin jenes Klosters fragend, herum. Da er nun an dem einen, wie an dem anderen Orte die nämliche Antwort empfing, welche ihm die ihm wohlbekannte Dienerin bereits gegeben hatte, so beschloß er zuletzt, um sich aus seiner Verlegenheit zu ziehen, in das Haus seiner Eltern zu gehen, und sich ihnen, wie er es ihnen denn auch schuldig war, zu entdecken. Bei seinem Eintritte fragte er den ersten Diener des Hauses, dem er begegnete, ob seine Herrschaft mildthätig gegen Arme sei? und da der Diener ihm eine bejahende Antwort gab, so fragte er ferner um den Namen seiner Gebieter, so wie, als er hierauf die Namen seiner Eltern vernommen hatte, ob sie auch mit Kindern gesegnet seien? Sie haben allerdings einen Sohn, sprach der Diener, aber der macht ihnen großes Herzeleid, weil er nun schon vor vier Jahren aus ihrem Hause verschwunden, und hinaus in die Welt entflohen ist, sie wissen nicht wohin und weshalb, denn das eben betrübt sie von ihm zu allermeist, daß er ihnen gar keine Nachricht giebt, ob

er noch und wo sich am Leben befinde, damit sie ihm in der Noth beistehen könnten, wenn er ihrer bedürfte. Don Gregorio schossen die Thränen in die Augen, als er diese Antwort vernahm; doch wandte er sein Gesicht auf die andere Seite und verbarg sie so gut es gehen wollte, indem er den Diener abermals fragte: Nannte sich der Sohn dieser Herrschaft vielleicht zufälligerweise Don Gregorio? Wenn er diesen Namen führt, so ist er ohne Zweifel ein Soldat von der spanischen Garnison von Neapel, den ich dort gekannt habe. Denn wie mir derselbe, mit dem ich gute Kameradschaft hielt, seine Herkunft und das Haus seiner Eltern in dieser Stadt bezeichnete, von denen er sagte, daß sie keinen anderen Sohn und Erben ihrer großen Güter hätten als ihn, so kann er nicht wohl anderer, als dieser vornehmen Leute Kind sein. Wir könnten ja wohl gleich ausfindig machen, ob er es ist, wenn mir jemand sagt, ob er nicht zugleich mit einer vornehmen Dame, aus diesem Ort entwichen ist? — Ich war dazumal noch nicht hier im Hause, sagte der Diener, als er entfloh, und habe ihn auch nicht gekannt; aber ich weiß allerdings, daß er, so wie ihr sagt, Don Gregorio hieß, und sich keines weiteren Vergehens schuldig gemacht als eine gewisse von Freunden entliehene Geldsumme, die aber seine Eltern sogleich wieder bezahlt haben, mit sich genommen hat. Daß er ihnen selbst außerdem noch zwei Pferde und eine andere namhafte Summe Geld bei seiner Flucht entwendet, haben sie ihm in ihrem Herzen niemals vorgeworfen, denn es war ja alles ohnedies sein Eigenthum. — Nun, mein Freund, so beschwöre ich dich denn bei Gottes Barmherzigkeit, du wollest die Herren dieses Hauses um ein Almosen für mich vielleicht um ihres Sohnes willen ansprechen, den ich wohl gekannt haben werde. — O, nicht allein ein Almosen werden sie euch geben, erwiederte der

Diener auf diese Bitte Don Gregorios, sondern euch ganz gewiß auf das freigebigste bewirthen, wenn ihr ihnen dagegen etwas von ihrem geliebten Sohne erzählen wollt. Erwartet mich hier einen Augenblick, mein lieber Mann, ich eile mit eurer guten Nachricht zu ihnen hinauf. — Mit diesen Worten entfernte sich der Diener auf das eiligste, ohne dem Fremden noch einmal in das Antlitz zu schauen, denn hätte er nicht unterlassen, dies zu thun, so würde er aus der Gemüthsbewegung und den Thränen desselben nothwendigerweise haben erkennen müssen, daß er selbst sein Gebieter und der Erbe dieses Hauses sei.

Nicht sobald aber hatte der Diener Don Gregorio allein gelassen, um seiner Herrschaft die frohe Botschaft zu hinterbringen, als Don Gregorio schon bereuete, so viel von sich ausgesagt zu haben, denn da es eigentlich nur seine Absicht gewesen war, sich über ihr Leben oder ihren Tod Gewißheit zu verschaffen und ohne sich ihnen zu erkennen zu geben, sofort in ein Kloster desselben Ordens zu gehen, worin die Priorin war, um seine schweren Verschuldungen auf eine angemessene Art abzubüßen; so wollte es ihm nun bedünken, daß sein gegenwärtiges Beginnen dieser seiner Absicht hinderlich werden würde. Unzufrieden mit seiner Uebereilung, und um die Folgen derselben bei dem Wiedersehen seiner Eltern zu verhüten, wendete er bereits dem Eingange den Rücken zu, um rasch von dannen zu eilen, als der flinke Diener auch schon wieder an der Thüre erschien, um ihn zu holen, und die Eltern selbst ihm zum Fenster heraus zuriefen. Der verwirrte Pilgrim konnte sich nicht weigern, in das Haus einzutreten und sich in ein oberes Gemach einführen zu lassen. Als er nun aber auf die Bitte der alten Leute daselbst in einem Sessel Platz genommen hatte, setzten sie sich ebenfalls zu beiden Seiten neben ihn nieder, und richteten an ihn tau-

sende von Fragen nach jenem Don Gregorio, den er nach seiner Aussage in Neapel gekannt habe, indem sie diese Fragen durch nichts anderes unterbrachen, als durch eben so viele Versprechungen. Unter zahlreichen Thränen sprachen sie zu ihm: Ach, lieber Bruder! was gäben wir nicht darum, gleich dir, diesen unseren geliebten Sohn und Erben gesehen zu haben, der die einzige Quelle unseres tiefen Kummers ist. Wie geht es ihm denn? Erleidet er Mangel und Noth? Ist er noch Soldat, oder dient er anderswie? Hat er eine Frau genommen, oder wie lebt er? Der böse, böse, liebe Sohn! — Don Gregorio fühlte sich vor Zärtlichkeit und Jammer über diese Fragen fast mehr todt als lebendig; er verstellte sich indessen, so gut es ihm gelingen wollte, und sprach dagegen zu ihnen: Alles was ich euch, meine edlen Gebieter, von ihm sagen kann, ist, daß er mir anvertraute, er habe unendliche Leiden ausgestanden, seitdem er aus eurem Hause und eurer elterlichen Obhut entwichen sei, und daß ich bestimmt weiß, er würde mit tausend Freuden wieder zu euch zurückkehren, wenn ihn nicht seine tiefe Beschämung daran verhinderte. — Worüber hat denn unser Sohn Ursache, so beschämt zu sein, sprach die Mutter, da er niemals in seinem ganzen Leben etwas Niedriges begangen, oder irgend Jemand in dieser Stadt beleidigt hat? — Er gab mir seine näheren Gründe deshalb nicht an, fügte der Pilgrim hinzu, als er mir dies sagte. Ich glaubte aber danächst so viel aus seinen Worten abnehmen zu können, daß er sich von seiner Heimath wegen eines Liebesverhältnisses entfernte, das er allda mit einer Nonne, die er Doña Luisa nannte, angesponnen hatte. Ja, ich möchte beinahe dafürhalten, es müsse dieserwegen ein großes Aergerniß im Kloster gegeben, oder er die Nonne gar entführt haben, weil er allen denen, die ihn etwa hätten kennen können, mit so übergroßer Scheu aus dem

Wege ging. — Ihr konntet uns kein gewisseres Anzeichen geben, antwortete ihm hierauf sein greiser Vater, daß jener Mann, den ihr gekannt habt, unser Sohn gewesen ist, als daß ihr uns eben diese Doña Luisa namhaft macht, die schon seit vielen Jahren als Nonne und Priorin in einem unserer Klöster lebt, und die er vor seiner Entfernung des öfteren zu besuchen pflegte; ihr thut aber ihr und ihrem außerordentlichen Werthe himmelschreiendes Unrecht an, wenn ihr von ihrem jederzeit musterhaften Wandel auch nur im mindesten übel denken wollt. — Als Don Gregorio nunmehr auch das Lob vernahm, das seine Eltern in Bestätigung dessen, was die ganze Stadt von ihr sagte, der Priorin gaben, und andererseits nicht umhin konnte, über die Zärtlichkeit und Liebe, mit der sie noch an ihm selbst hingen, tief gerührt zu werden, so überkam ihn mit einem Male darob eine solche Schwäche, daß er besinnungslos auf seinem Sessel zurück sank. Die Eltern sprangen ihm bei diesem unerwarteten Zufalle alsbald mit Stärkungsmitteln bei, weil sie dafür hielten, es habe ihm der Hunger diese Ohnmacht zugezogen. Als sie ihm nun aber den Hut abnahmen, den er sich tief in die Augen gedrückt hatte, und ihm aus christlicher Liebe die Brust lüfteten, ja seine alte Mutter ihm den kalten Schweiß abtrocknete, und seine Gesichtszüge dabei mit Aufmerksamkeit betrachtete, so erkannte sie ihn und schrie zum Himmel auf: O, mein Sohn! du Licht meiner Augen! in welcher Verhüllung kommst du in dein elterliches Haus zurück! — Der Vater hörte das Geschrei, mit dem die Mutter den Pilgrim als ihren Sohn in die Arme schloß, stürzte hinzu und wäre fast eben so, wie Don Gregorio selbst, bewußtlos umgesunken, als er ihn desgleichen erkannte. Welch seltsamer Gedanke, mein Gregorio! rief er aus: also vermummt zu deinen Eltern zurückzukehren? Du wolltest ihnen doch nicht eben so begeg-

nen, wie der heilige Alexius den seinigen? Ich kann es nicht glauben, denn welcher Unterschied zwischen ihm und dir, der du so ohne allen Grund, und ohne von ihnen zur Ehe gezwungen zu werden, so grausam mit ihnen umgehst! — Das ganze Haus kam alsbald in Aufruhr, die Kunde von Don Gregorios Rückkehr verbreitete sich durch die halbe Stadt, und ehe er noch von seiner Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, umstand ihn schon ein weiter Kreis von Dienern und Nachbarn. Er empfand daher eine wahrhafte Schaam, als er die Augen wieder aufschlug und erkennen mußte, wie sein Geheimniß durchaus verrathen sei. Er umarmte seine Eltern, warf sich ihnen zu Füßen und ersuchte sie, ihn sich allein und der Ruhe zu überlassen, auch verabschiedete er die übrigen Umstehenden, denen er sagte, es genüge, daß sie Zeugen seiner Beschämung und der Reue gewesen seien, die er über seine vergangenen Missethaten empfinde. Die hocherfreuten Eltern kamen seinen desfallsigen Wünschen alsobald nach, und veranstalteten, daß er. um der Ruhe zu genießen, in ein Bett gebracht wurde. Hier fragte er nun seine sorgsame Mutter, die auf einem Stuhle an der Seite seines Lagers saß: wie lange es her sei, daß sie die Priorin nicht gesehen habe? Die Mutter antwortete: es könnten etwa drei Tage her sein, und fügte hinzu, wie die Priorin, als sie derselben von ihm und der Betrübniß gesprochen, die seiner Abwesenheit und seines ungewissen Schicksals wegen in ihrem Hause vorherrsche, nicht wenige Thränen und recht herzbrechende Seufzer um ihn vergossen und ausgestoßen habe; wodurch sie doch gewiß zu erkennen gegeben, mit welcher Liebe sie an seinem Sicksale Theil nehme.

Don Gregorios Erstaunen wuchs auf diese Nachrichten immer höher an, denn da er von dem geschehenen Wunder keine Ahnung haben konnte und doch seines und der Priorin

gemeinschaftlichen Verbrechens genugsam versichert war, so mußte ihm nothwendigerweise alles wie ein Traum erscheinen, oder er mochte wohl auch zuweilen sich nicht erwehren können, seine Rückkehr zu seinen Eltern und seinen sicheren Wiederaufenthalt in deren Hause für ein Blendwerk des Teufels zu halten, weshalb ihn denn die Lebhaftigkeit dieser Vorstellung auf Augenblicke sogar wie außer sich selbst versetzte und aus Angstgefühl verunfähigte, irgend ein Wort zu äußern. Nichtsdestoweniger bat er, als er einige Tage ausgeruht hatte, seine Mutter, ihm die Gunst zu erzeigen, nach dem Kloster und zu der Priorin zu gehen, um ihr zu verkündigen: daß er zurückgekehrt sei, nachdem er als bußfertiger Pilgrim in Rom gewesen, und von Seiner Heiligkeit für seine in den Jahren seiner Abwesenheit von der Heimath begangenen argen Jugendsünden Absolution erfleht und erhalten habe. So wie er denn Doña Luisa desgleichen durch die alte Dame ersuchen ließ, ihm zu erlauben, sie nur noch ein einziges Mal zu sehen, um ihr die Hand zu küssen und ihr von seinem Leben Rechenschaft abzulegen, weil seine ganze zukünftige Ruhe und Zufriedenheit davon abhange. Don Gregorio's Mutter ermangelte nicht, diesen von ihm gewünschten Gang nach dem Kloster zu thun, um ihm durch Doña Luisa's zu erlangende Einwilligung in seine Bitte eine Erleichterung zu verschaffen, die, wie sie selbst und alle Verwandten aus seiner tiefen Schwermuth abnahmen, seinem Gemüthe nothwendig war. Sie sprach die Priorin bei ihrer Ankunft im Kloster, entledigte sich ihres Auftrags an sie und hatte die Genugthuung, unter heißen Thränen, die Doña Luisa vergoß, die die ehrwürdige Alte aber anderen Beweggründen als aus denen sie flossen, zuschrieb, von ihr das Zugeständniß zu erhalten, ihren unglücklichen Sohn schon des nächstkommenden Tages zu sehen. Sie begab sich mit dieser erwünschten Zei-

tung eiligst nach Hause zurück und hinterbrachte sie demjenigen, der sie zum Gedeihen seiner guten Vorsätze und zu seinem Seelenheile so dringend bedurfte. Don Gregorio nicht minder wie Doña Luisa verbrachten die nun herannahende Nacht vor ihrer letzten Zusammenkunft, deren Vergleichung mit ihrem beiderseitigen ersten Zusammentreffen im Kloster sich ihnen jetzt aufdringen mußte, in den inbrünstigsten Gebeten und in geistlichen Betrachtungen. Sie genossen am anderen Morgen beide der Wohlthat der heiligen Sakramente der Beichte und des Abendmahls, und sobald die dazu anberaumte Frist gekommen war, begab sich Don Gregorio so wie die Priorin in das Sprachzimmer.

Welche Feder wäre nun wohl im Stande, die Verwirrung zu beschreiben, mit der sich dieses ehemalige Liebespaar gegenwärtig unter so veränderten Umständen begrüßte und wieder sah, wenn man irgend sagen konnte, daß sie sich vom Anfange herein vor Thränen wirklich sahen, wie sie denn eben beide eine geraume Weile so bestürzt und befangen waren, daß sie so wenig von sich selbst wie von den Dingen außer sich wußten. Don Gregorio trug ein grobes schmuckloses Gewand, ohne Degen, den Hut in das Gesicht gedrückt, auf der nackten Brust und dem Rücken eine große wie ein Reibeisen geformte Platte von Eisenblech, zwischen Jacke und Wamms ein Kreuz, und in der Tasche Rosenkranz und Stundenbuch. Die Priorin ihrerseits fortwährend dasselbe Kleid, welches sie in der ersten Nacht nach ihrer Rückkehr angelegt hatte. Sobald sie sich beide vor innerlicher Zerknirschung ein wenig wieder gesammelt hatten, hub Don Gregorio an, folgendermaßen zu reden: Bei dem Kreuze, an dem der ewige Gott Sünder meines gleichen errettete, bei den Thränen, der Angst und den Schmerzen, mit welchen er damals seinen Geist aufgab, und bei dem, was seine himmlische Mutter

am Fuße dieses Baumes des Heils empfand, beschwöre ich euch, ehrwürdige Frau, mir zu sagen, ob ihr die nämliche Priorin Doña Luisa seid, die mich vor vier Jahren durch ihren Anblick dergestalt bezauberte, daß ich sie mit ihrer Zustimmung aus diesem Kloster entführte und in fremden Landen eine Zeitlang auf das allerruchloseste mit ihr lebte. Wofern ihr, wie ich nicht bezweifele, dieses Weib seid, so sagt mir, wie es möglich war, daß ihr, mit mir ziehend, hier verweiltet, oder, hier verweilend, mit mir flüchtetet, denn wiewohl ich meiner Sache gewiß genug versichert bin, daß ich euch aus diesen Mauern raubte und in irdischer unreiner Liebe Jahre lang besaß, so behauptet man hier doch allgemein gegen mich, daß ihr als Priorin unausgesetzt in diesem Kloster weiltet und seiner Schwesterschaft ein stetes Vorbild an Frömmigkeit und Tugend gewesen seid. Ich bin Don Gregorio, der nichtswürdigste, gottvergessenste, verworfenste Mensch auf der Welt, der ich mit einem wahrhaft teuflischem Gelüsten meine Augen auf die Braut des Himmels und meines eigenen Gottes warf, dessen überschwengliche Gnade mir nun aber desungeachtet das Licht meiner Augen wiedergegeben hat. — Die Priorin machte den Jüngling hiernächst in Antwort auf diese Anrede des unglaublichen Wunders mitwissend, welches die heilige Jungfrau um ihrer armen Seele Seligkeit willen an ihr hatte ausüben wollen, tauschte von ihm, sobald er sich von seinem unmäßigen Staunen darüber allmälig erholte, die umständliche Erzählung seiner eigenen Schicksale seit seiner Trennung von ihr gegen die der ihrigen ein, und gewann also, in der Ueberzeugung von seiner wahrhaften Bekehrung, fast einen eben so wirksamen Trost, als ihre eigenen Mittheilungen ihm hatten bereiten müssen. Sie wünschten sich gegenseitig Glück, dem ewigen Verderben entronnen zu sein, bestärkten eines das

andere in dem begonnenen frommen Lebenswandel, und als Don Gregorio endlich der Priorin seinen Entschluß anvertraute, eben so wie sie selbst der Welt und ihrem eitlen Scheine auf immer zu entsagen und sich in ein Kloster des nämlichen Ordens wie das ihrige zurückzuziehen, um seine irdischen Verschuldungen im Dienste Gottes abzubüßen, und seine unsterbliche Seele zum dereinstigen Eingange in ein reineres Dasein vorzubereiten, so erfüllte er damit den letzten innigsten Wunsch der gottseligen Frau auf dieser Erde, und sie schieden von einander, sich wechselsweise ihre Versündigungen an einander vergebend, und sich versprechend, eines das andere in sein tägliches Gebet eingeschlossen zu halten, um sich hienieden nimmer wieder zu sehen.

Die Priorin hörte in der Folge der Zeit niemals auf, sich zu kasteien und der heiligen Jungfrau Dank zu sagen; Don Gregorio aber ging von ihr in sein väterliches Haus zurück, wo er nach wenigen Tagen seine Eltern von seinem heiligen Vorsatz in Kenntniß setzte, und sie um ihren Segen sowie fußfällig um ihre Erlaubniß bat, sein gethanes Gelübde zu erfüllen. Er bat sie dann ferner, ihr ganzes Vermögen nach ihrem Tod an arme Leute zu vererben, erlangte durch seine Thränen und Ueberredungskraft von ihnen auch die Zusicherung der Erfüllung dieser Bitte und ward nach seiner Einkleidung ein so musterhafter Mönch, daß ihn sein Kloster mit der Zeit zum Prior erwählte.

Don Gregorio und Doña Luisa starben endlich, der göttlichen Fügung gemäß, an einem Tage und in einer Stunde, nachdem sie die heiligen Sakramente empfangen und ihre Brüder und Schwestern durch eine fromme Abschiedsrede erbaut hatten. Das Geheimniß ihrer Liebe und Versündigung, so wie ihrer Bekehrung und des von der heiligen Jungfrau gewirkten Wunders ruhte bis zu ihrem Tode in

der verschwiegenen Brust ihrer Beichtiger. Als dieselben es aber nun verkündigen durften und verkündigten, strömte die ganze Stadt hinzu, um die heiligen Leichname auf ihren Bahren zu sehen. Es fand ein prächtiges Begräbniß derselben statt, und Jedermann beneidete das gute Glück der Eltern des Bruders Gregorio, welche sich eines geehrten trostreichen Alters erfreuten, und am Ende ihrer Tage mit ihren irdischen Gütern gute Werke stifteten. Die Eltern der Priorin Doña Luisa waren eben so wie ihre Schwester in jenem anderen Kloster schon lange Zeit vor ihr gestorben.

XX.

Die drei Geduldproben.

Es lebte in Mantua dereinst ein Edelmann, Namens Aloisio, aus dem Hause Canossa, in großem Wohlbehagen und Ansehen. Er hielt immerdar offene Tafel und ermangelte niemals der guten Freunde, die bei ihm zusprachen. Er hatte bereits sechszig Jahre im ledigen Stande gelebt, als einige seiner Freunde es sich einfallen ließen, ihm zuzureden, in den der Ehe zu treten. Es kostete ihm zwar viele Ueberwindung, diesen Entschluß zu fassen; indessen ergab er sich am Ende in ihren Wunsch. Die Frau, die man ihm zuwendete, hieß Lukrezia; sie war schön, edel geboren und noch jung genug, um mit Kindern gesegnet zu werden.

Aloisio hatte zwar trotz seines Alters noch ein stattliches Ansehen, war aber Lukrezien in der That nicht mehr jung und rüstig genug. Sie beklagte sich darüber gegen ihre Mutter und erklärte ihr rund heraus, daß sie eine solche Lebensart ohne Liebhaber nicht länger führen könne.

Die Mutter war eine ehrbare Frau, die zu ihrer Zeit ihrem Eheherrn die Treue nimmermehr gebrochen, und erstaunte, ihre Tochter in einem solchen Zustande zu sehen.

Sie erzürnte sich höchlich über ihre Thorheit und stellte ihr die Gefahren, denen sie sich aussetzte, auf das eindringlichste, wiewohl vergebens vor. Lucrezia bat und beschwor sie, ihr ein Mittel anzugeben, das sie von ihrem Uebel heile und ihre Ehre errette. Widrigenfalls, sprach sie, sehe ich mich gezwungen, meine Ehre und mein Leben auf das Spiel zu setzen, denn ich ertrage die Gluth nicht länger, die mich verzehrt. —

Die Mutter verzweifelte, als sie den Entschluß ihrer Tochter sah und glaubte schier aus Betrübniß darüber sterben zu müssen. Desungeachtet versuchte sie noch eines, um sie von dem Pfade des Verbrechens abzulenken; denn als sie alle ihre Vorstellungen scheitern sah, sprach sie: Meine Tochter! du bist also fest entschlossen, das heilige Band der Ehe zu zerreißen, und eine Untreue an deinem Gemahl zu begehen. Ich kann dir zwar, was mich betrifft, nicht genugsam ausdrücken, wie mißvergnügt dies mich macht. Da es sich jedoch hierbei um nichts geringeres, als um deine Ehre und dein Leben handelt, so muß man ja wohl oder übel Maßregeln ergreifen, die deiner innerlichen Leidenschaft, deinem guten Rufe unbeschadet, Genüge thun. Zuvörderst also kommt es darauf an, daß du dir einen Liebhaber aussuchst, der kein unbesonnener junger Mensch, sondern ein kluger, schweigsamer Mann sei. Dann mußt du dich aber auch wohl hüten, etwa mehr als einem Manne deine Gunst zu gewähren. — Ich habe meine Augen bereits auf einen Mann geworfen, der zu unserem Zwecke tauglich ist, antwortete Lucrezia. Er steht in seinen besten Jahren, und gilt hier im Hause für einen Heiligen. Ich meine den Kaplan, von dem mein Gatte eine so gute Meinung hegt, daß er ihn mir zu meinen Beichtvater geben will. Er hat mich von Zeit zu Zeit auf eine Weise angesehen, aus der ich wohl errathen

möchte, daß er mir zugethan ist, und ich müßte mich sehr irren, wenn er mich nicht liebt. — Ich kann dir nicht leugnen, meine Tochter, sagte die Mutter, daß sich gegen diesen Mann allerdings nichts einwenden läßt; obgleich ein solcher Umgang mit Frauen nach gerade nicht in den Beruf eines Kaplans einschlagen dürfte. Sieh dich aber nur vor, daß du dich mit ihm nicht übereilst, und gedulde dich noch eine kleine Zeit. Prüfe zunächst die Sinnesart deines Mannes, und merke wohl auf, wie er sich dabei benehmen wird, wenn du ihm irgend einen schlimmen Possen spielst. —

Es ist hier zu wissen, daß in Aloisios Garten ein schöner Lorbeerbaum stand, den er mit seiner eignen Hand gepflanzt hatte. Dieser Lorbeerbaum war in einer geringen Anzahl von Jahren so groß gewachsen, und Aloisio hatte seine Zweige und Aeste so wohl in einander verschlungen und geflochten, daß sie auch gegen die allerstärkste Sommerhitze ein undurchdringliches Laubdach bildeten. Er bewirthete deshalb seine Freunde in der schönen Jahreszeit häufig unter diesem Baume und pflegte für gewöhnlich die heißesten Tagesstunden in seinem Schatten zuzubringen. Lucrezia wußte, wie werth und theuer dieser Baum ihrem Gatten war, und nahm sich vor, seine Geduld vor allem damit auf die Probe zu stellen, daß sie ihn fällen ließe. Eines Tages, als er mit einigen Freunden auf der Jagd war, ließ sie den Gärtner vor sich rufen, und befahl ihm, den Lorbeerbaum auf der Stelle umzuschlagen. Der Gärtner weigerte sich zwar dessen lange Zeit; sie ließ aber nicht eher ab, in ihn zu dringen, bis er nach ihrem Willen that, und kleine Reisbündel daraus machte, die sie ihm gebot, auf den Boden zu tragen.

Sobald Aloisio von der Jagd zurückkehrte, ging er geradesweges in sein Zimmer, um Wäsche und Kleider zu wechseln. Lucrezia stellte sich an, um ihn besorgt zu sein, und

ließ also gleich eines der Bündel Lorbeerreis zum einheizen herbeibringen. Ihr Gatte wunderte sich wohl über dieses Reis, doch konnte er eben nicht ahnen, von welchem Stamme es gehackt war. Als er in den Garten kam, entdeckte er, was dem schönen Lorbeerbaume widerfahren, und gerieth darüber in solchen Zorn, daß er beinahe die Geduld verlor.

Nichtsdestoweniger hatte Lucrezia die Kühnheit, ihm in diesem Zustande lachenden Muthes vor Augen zu treten. Mein Schatz, sagte sie, ich habe befohlen, den Lorbeerbaum umzuhauen, wenn du die That bestrafen willst, so mußt du deinen Unwillen an mir auslassen. Ich habe nicht etwa im Sinne gehabt, dich zu beleidigen, ich that es nur, um mich dir gefällig zu beweisen. Wir hatten kein trocknes Reisholz mehr zu Hause, und da es seit einigen Tagen kalt geworden ist, so dachte ich, bei deiner Rückkehr von der Jagd würde dir ein gutes Feuer heilsam sein. Der Lorbeer, wie du wissen wirst, brennt auf der Stelle, er mag noch grün oder schon getrocknet sein, und aus diesem Grunde gab ich dem Gärtner das Geheiß, den Baum umzuhauen. — Du hast sehr unrecht daran gethan, erwiederte Aloisio, und ich kann fast nicht anders glauben, als daß es in böser Absicht geschehen ist. War denn auf keinem anderen Wege dürres Reisig zu erlangen, als durch Umschlagen eines Baumes, den ich für sich allein weit höher als den ganzen übrigen Garten schätzte? Indessen ist dem Uebel einmal nicht mehr abzuhelfen, und so bleibt mir nichts übrig, als dich zu warnen, mir in Zukunft niemals wieder einen solchen Streich zu spielen. Das heißt einen Menschen bei seiner schwachen Seite fassen, und es würde mir schwer fallen, dir so etwas noch einmal nachzusehen. —

Lucrezia ließ es desungeachtet mit ihrem Gemahle nicht dabei bewenden und stellte seine Geduld auf eine abermalige

Probe. Aloisio hatte eine Hündin, die er außerordentlich liebte. Die Mutter sprach zu der Tochter, es reiche noch nicht hin, ihren Mann mit einem Baume geprüft zu haben; wahrscheinlicherweise würde er sich viel mehr darob erzürnen, wenn er seine theure Florine, eben diese Hündin, einbüßte. Lucrezia versprach, den Versuch zu machen und schmeichelte sich, ihren Zweck zu erreichen.

Eines Nachmittages, als Aloisio mit einigen seiner Freunde eben ausgegangen war und Florinen mit sich genommen hatte, ließ Lucrezia das Zimmer prächtig ausschmücken und eine kostbare Decke über das Bett breiten. Darauf zog sie eines ihrer besten Kleider an und setzte sich, mit einem Buche in der Hand, ihren Mann erwartend, beim Feuer nieder.

Weil es draußen sehr kalt war, so geschah es, daß Herr Aloisio nicht sobald wieder heimgekehrt, als er mit seinen guten Freunden rings um das Feuer herum Platz nahm. Ganz kothig wie sie war, sprang die Hündin auf das Bett, und besudelte die schöne Decke über und über, was inzwischen Lucrezia nicht zu beachten schien. Bald nachher sprang sie aber wieder auf den Boden und streckte sich, wie sie gegen alle Anwesende ihre Liebkosungen geäußert hatte, auf Lucreziens kostbares Kleid hin, das sie eben so schmutzig wie vorher die Decke machte. Da entriß Lucrezia in demselben Momente den Händen ihres Gatten einen Dolch, den er der Gesellschaft vorzeigte, und brachte der Hündin mit dieser Waffe zwei bis drei sowohl abgemessene Stiche bei, daß sie auf der Stelle todt umsank.

Aloisio hatte bei dem Anblicke mit sich zu kämpfen, daß er an sich hielt. Als sie sich wegen ihrer raschen That mit der Unreinlichkeit des Hundes entschuldigen wollte, befahl er ihr, still zu schweigen und sagte nur zu ihr: sie nehme sich ein wenig allzugroße Freiheiten heraus. Du sinnst auf nichts

anderes, fügte er hinzu, als darauf, wie du mich kränken willst; aber du kannst versichert sein, daß du deine Absicht nicht erreichst. — Mit diesen Worten brach er von der Sache ab, und leitete das Gespräch mit den Anwesenden auf einen anderen Gegenstand.

Nachdem Lucrezia ihrer Mutter von dieser anderen Verwegenheit, die sie begangen, Bericht erstattet hatte, sprach die Matrone zu ihr: Auch damit ist es noch nicht genug, denn so wie du die duldsame Gemüthsart deines Mannes mit dem ermessen hast, was er von Pflanzen und Thieren zumeist liebte, mußt du ihn nun ein drittes Mal an vernunftbegabten Wesen in Versuchung bringen. Gelingt dir dieses letzte Wagestück eben so gut wie die beiden ersteren, so werde ich dann zusehen, was sich eben für dich thun läßt. — Wohlan denn, Mutter! sagte Lucrezia, auch noch dieser letzte Versuch werde gemacht; ich hoffe aber, daß du mich darnach nicht länger ohne Beistand läßst. —

Der Sanct Ludwigstag, an dem Aloisio geboren war, nahte, und es war seine Gewohnheit, seinen Freunden und Verwandten zu diesem Feste ein prachtvolles Gastmahl zu geben. Lucrezia harrte auf diesen Tag mit Ungeduld, denn sie gedachte an ihm, zum dritten Male, gegen ihren Gatten zu freveln.

Sobald die Gäste bei Tafel saßen, befestigte sie einen Zipfel des Tischtuches mit Geschick an ein Bund Schlüssel, das ihr am Gürtel hing. Dies gethan, sprang sie plötzlich von ihrem Stuhle auf und eilte, wie um noch etwas zu besorgen, das Tischtuch mit sich fortziehend, vom Tische hinweg, indem sie also alles, was darauf gestanden hatte, zu Boden riß. Man stelle sich vor, was bei dieser That, die sogar einen Salomo würde in Wuth versetzt, und einen Hiob ungeduldig gemacht haben, aus Aloisio wurde! Er war

auf das augenscheinlichste hoch aufgeregt, wenn ihn auch die anwesende Gesellschaft abhielt, seinem Zorne freien Lauf zu lassen. Man gab der Sache eine lustige Wendung und Lucreziens Bosheit wurde nicht allein anfänglich als ein Zufall, sondern sogar, nach einer kleinen Weile, als ein Uebermaß von Zärtlichkeit gegen ihren Gatten ausgelegt, denn wie dieser sie fragte, zu welchem Ende sie aufgestanden, antwortete sie: es sei um seinetwillen geschehen, weil sie wahrgenommen, daß ihm sein Messer fehle, das sie ihm selbst habe holen wollen; worauf nun die ganze gastliche Versammlung in Bewunderung dieser verbindlichen Aufmerksamkeit ausbrach und Aloisio als den glücklichsten Ehemann in Mantua pries.

Aloisio, der ein Mann von vielem Verstande war, freute sich, seine Gäste die große Störung so heiter gestimmt hinnehmen zu sehen, und trug selbst das seinige dazu bei, den Unfall von einer scherzhaften Seite darzustellen. Er ließ die Tafel unverzüglich wieder besetzen, und die Anzahl der neu aufgetragenen Speisen war wirklich so groß, daß der erste Gang nur verschwunden zu sein schien, um den anderen desto mehr hervorzuheben. Freude und Fröhlichkeit bemächtigte sich aller Eingeladenen, und Aloisio hatte das Ansehen, eben so aufgeräumt zu sein, als die anderen.

Er hatte indessen die Verwegenheit seiner Frau nicht vergessen, und nicht minder den Lorbeerbaum und Florinen noch in frischem Angedenken. Sein Scharfsinn ließ ihn die allmälige Steigerung in den Versündigungen Lucreziens wohl erkennen, und er konnte nicht umhin, dahinter ein Geheimniß zu ahnen.

Lucrezia dagegen meinte nicht anders, als daß sie wohlgethan und ihre Absicht völlig erreicht habe. Sie freute sich schon innerlich darauf, sich nach den verschiedenen Prüfungen nunmehr ungestraft einen Liebhaber erwählen zu dürfen. Als

sie aber am anderen Morgen aus ihrem Bette aufstehen wollte, befahl ihr Aloisio, liegen zu bleiben. Ich habe Gelegenheit gehabt, seit einiger Zeit zu bemerken, sagte er zu ihr, daß du eine zu große Ueberfülle von Blut in dir hast, und deswegen mich entschlossen, dir etwas davon abzapfen zu lassen. Du begehst alle Tage neue Thorheiten und Ausgelassenheiten, und findest Vergnügen daran, mich zu beleidigen. Was du dir erst gestern noch erlaubtest, hat mir das Angedenken an meinen lieben Lorbeerbaum und an meine Hündin erneut. Diese deine drei Vergehungen sind mir das empfindlichste gewesen, was du mir bis jetzt irgend anhaben konntest; wer weiß aber, was du mir wohl sonst noch widerfahren ließest, wenn ich dem nicht vorbaute. Entschließe dich also dazu, einen tüchtigen Aderlaß auszustehen; ich bin überzeugt, daß du dadurch ruhiger und demüthiger werden wirst. —

Nachdem er dies gesprochen hatte, ließ er ungesäumt einen Wundarzt in seine Wohnung holen, gebot, ein ziemliches Feuer im Zimmer anzufachen, und forderte Lucrezien auf, das Bett zu verlassen und in einem Lehnsessel Platz zu nehmen. Sie leistete ihm willigen Gehorsam, und der Wundarzt öffnete ihr auf ihres Gatten Geheiß eine Ader, die so lange, in Aloisio's Gegenwart, offen bleiben mußte, bis er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ein fernerer Blutverlust aus derselben ihr Leben in Gefahr bringen würde. Darauf ließ er ihr dieselbe Ader auch am anderen Arme öffnen, und nicht eher wieder zu binden, als bis die Beklagenswerthe halbtodt in Ohnmacht gesunken war.

In diesem Zustande wurde sie zu Bett gebracht, wo sie in kurzem wieder zu sich kam. Aloisio hatte unterdessen seine Schwiegermutter holen lassen, die auch sogleich ankam, und ungefähr errathen mochte, was vorgefallen war. Nun,

liebe Tochter, sagte sie halblaut mit einem heimlichen Lächeln zu Lucrezien, bist du noch aufgelegt, einen Liebeshandel anzuspinnen? Ich bin bereit, dir mein Wort zu halten. — Ach, Mutter! entgegnete Lucrezia mit schwacher, ersterbender Stimme: ich bin hin, es ist um mich geschehen. Meine Gluth ist erloschen, ich denke an keinen Liebhaber mehr. —

XXI.

Der Kaufmann von Venedig.

Im Hause der Scali in Florenz befand sich dereinst ein Kaufmann, Namens Bindo, der zu verschiedenen Malen in Paris und Alexandria gewesen war, und auch sonst noch viele große Handelsreisen gemacht hatte. Dieser Bindo war ziemlich reich und hatte drei erwachsene Söhne, von denen er, als er zu sterben kam, den ältesten und den mittleren zu sich rief, in ihrer Gegenwart seinen letzten Willen machend, demzufolge er beiden sein ganzes Habe, seinem dritten Sohne dagegen nichts hinterließ. Sobald nun dieser jüngste, Namens Giannetto, hiervon Kunde erhielt, ging er zu seinem Vater an sein Bett und sprach zu ihm: Ich wundere mich sehr, mein Vater, daß ihr euer Testament gemacht habt, ohne mich darinnen zu bedenken. — Der Vater entgegnete: Ich liebe, mein Giannetto, in der ganzen Welt Niemand mehr als dich, und darum wünsche ich, daß du nach meinem Tode nicht hier verbleibest, sondern unmittelbar darauf nach Venedig zu einem deiner Taufpathen gehest, der Herr Ansaldo heißt und weil er selbst keinen Sohn hat, mir schon oftmals geschrieben, dich ihm als solchen zuzusenden. Ich muß dir sagen, daß er heut zu

Tage der reichste Kaufmann in der ganzen Christenheit ist. Und ich wünsche also, daß du mit diesem Briefe zu ihm gehest, wann ich todt bin, denn du wirst ein reicher Mann werden, wenn du dich in ihn schicken lernst. — Der Sohn antwortete: Mein Vater! ich bin bereit, nach deinem Geheiße zu thun; — und der Vater gab ihm seinen Segen, und hauchte binnen wenigen Tagen seine Seele aus. Die drei Söhne erhoben über seinen Verlust laute Klagen und thaten dem entseelten Körper alle ihm gebührenden Ehren an; nach Verlauf einiger Tage riefen jedoch die beiden älteren Brüder den jüngsten zu sich und sprachen zu ihm: Unser Vater hat zwar sein Testament gemacht, Bruder, und uns zu seinen Erben eingesetzt, derweil er deiner gar keine Erwähnung gethan. Indessen bist du nichtsdestoweniger unser Bruder, und sollst als solcher auch der mit uns gleichberechtigte Miterbe seiner Hinterlassenschaft sein. — Giannetto sagte: ich danke euch für euer Anerbieten, lieben Brüder; aber was mich betrifft, so ist es mein fester Wille, irgendwo in der Welt mein Glück zu versuchen; behaltet ihr euer euch zugedachtes Erbe, und laßt es euch gesegnet sein. — Seine Entschlossenheit erkennend, gaben ihm seine Brüder ein Pferd und Geld vollauf zur Reise; und Giannetto nahm von ihnen Abschied, indem er nach Venedig aufbrach, und nach seiner Ankunft allda in den Laden des Herrn Ansaldo ging, welchem er den ihm von seinem sterbenden Vater überantworteten Brief einhändigte. Herr Ansaldo ersah aus diesem Briefe, daß er der Sohn seines theuren Bindo war, und sobald er dies gelesen hatte, umarmte er ihn mit den Worten: Sei mir willkommen, mein theurer Sohn, den ich schon so lange ersehnt habe, worauf er ihn nach Bindo frug. Giannetto erwiederte, sein Vater sei gestorben und Herr Ansaldo sagte ihm unter Liebkosungen und Thränen, wie sehr ihn dessen

Tod schmerze, weil er mit seiner Hülfe einen großen Theil seines Besitzthums erworben habe; wie aber seine gegenwärtige Freude über ihn diesen Schmerz um vieles lindere. Sodann ließ er ihn nach seinem Hause führen, und befahl seinen Ladendienern und sämmtlichen Untergebenen, Knechten wie Mägden, Giannetto mehr noch zu gehorchen als ihm selbst. Die Schlüssel zu allen seinen Kassen händigte er ihm mit den Worten ein: Schalte und walte damit künftig, mein Sohn, wie es dir wohlgefällt, kleide dich wie du willst, bitte deine Mitbürger zu Gaste, und laß dich vor ihnen sehen; ich heiße alles gut, was du in dieser Hinsicht thun magst, und ich werde dich je lieber haben, in je größeres Ansehen du dich setzest. Giannetto fing also an, mit venetianischen Edelleuten umzugehen, ein Haus zu machen, Tafel zu halten, Geschenke auszutheilen, sich mit Dienerschaft zu umgeben, Pferde zu kaufen, und an Ritter- und Waffenspielen Theil zu nehmen. Ja, da er eben so erfahren und lebensklug als großgesinnt und anmuthig war, so verstand er so wohl, als ob er hundert Mal sein Sohn gewesen wäre, Herrn Ansaldo Ehre zu machen und sich durch sein Betragen Jedermann zu befreunden, daß Herr Ansaldo zuletzt nur noch für ihn allein auf Erden Herz und Sinne hatte, und ganz Venedig in ihm seinen Liebling sah, wo denn überdies fast kein einziges Fest mehr gefeiert wurde, zu dem nicht Giannetto eingeladen worden wäre.

Da geschah es, daß zwei seiner liebsten Gefährten, wie sie es alljährlich gewohnt waren, in zweien Schiffen mit ihren Waaren nach Alexandria gehen wollten, und zu Giannetto dieserhalb sprachen: Du solltest dich mit uns des Meeres erfreuen, um die Welt und insonderheit jenes Damaskus und sein Land kennen zu lernen. — Giannetto antwortete: Das wollte ich herzlich gern thun, wenn mein Vater, Herr

Anſaldo, mir ſeine Erlaubniß dazu gäbe. — Jene aber ſagten: Wir wollen es ſchon machen, daß er ſie dir giebt und daß er damit zufrieden iſt, gingen ungeſäumt zu Herrn Anſaldo und baten ihn, daß er doch Giannetto bewillige, in dieſem Frühjahre mit ihnen nach Alexandria zu gehen, und daß er ihm ein Schiff dazu ausrüſte. — Herr Anſaldo entgegnete: ich bin es zufrieden, wenn es ſein Wunſch iſt, und die Jünglinge ſagten, Herr, es iſt ſein Wunſch. Hiernächſt ließ Herr Anſaldo ein ſchönes Schiff ausrüſten, mit vielen Waaren befrachten, und mit Flaggen und Waffen hinlänglich verſehen, und gebot dem Capitaine und der Mannſchaft Giannetto in allen Dingen Gehorſam zu leiſten. Ich ſende ihn mit dieſem Schiffe nicht Gewinnes wegen über die See, fügte er hinzu: ſondern damit er zu ſeinem Ergötzen die Welt durchſchweife. — Als Giannetto zu Schiffe ſtieg, lief ganz Venedig zuſammen, um es mit anzuſehen, weil ſeit langer Zeit kein ſo ſchönes und wohlausgerüſtetes Fahrzeug als das ſeinige den Hafen verlaſſen hatte, und ſeine Abreiſe that einem Jeden leid. Er nahm von Herrn Anſaldo und von ſeinen Freunden Abſchied, ließ die Segel aufziehen und fuhr in Gottes Namen und auf gut Glück nach Alexandria von dannen. Wie nun die drei Jünglinge in ihren drei Schiffen über die Wogen hinſtrichen, trug es ſich eines Morgens vor Sonnenaufgang zu, daß Giannetto einen Meerbuſen mit einem ſchönen Hafen wahrnahm und ſeinen Steuermann nach dem Namen deſſelben fragte. Der Steuermann erwiederte: Mein Herr! jener Ort gehört einer Witwe an, die ſchon viele Männer zu Grunde gerichtet hat. — Wie das? fragte Giannetto. — Mein lieber Herr! erwiederte jener: ſie iſt ein ſchönes hohes Weib und befolgt dieſes Geſetz, daß ein jeder, der daſelbſt fremd hinkommt, bei ihr ſchlafen muß, um, wofern er im Stande iſt, ihren Beſitz zu er-

langen, sie zur Gattin zu gewinnen und damit zugleich der Herr dieses Hafens und dieses Landes zu werden; im Gegentheile aber all das seinige zu verlieren. Giannetto dachte ein wenig bei sich nach und sagte dann: Mache, daß ich auf was für Art es sei, in den Hafen gelange. — Der Patron erwiederte: Bedenkt wohl, o Herr! was ihr sagt, es sind ihrer Viele in diesen Hafen eingegangen und darin im Elende verblieben. Giannetto sagte: Mische du dich nicht in andere Dinge ein, sondern thu', was ich dir sage. — Und gesagt, gethan, sie wendeten ihr Schiff und fuhren in den Hafen ein, ohne daß ihre Genossen auf den anderen Schiffen sich dessen versahen. Die Nachricht von der Ankunft des schönen Schiffes verbreitete sich am Morgen allerwärts hin und vieles Volk lief im Hafen zusammen, um es anzustaunen, wie denn auch die Herrin, sobald sie davon gehört hatte, Giannetto zu sich einladen ließ. Er begab sich auf der Stelle zu ihr und begrüßte sie auf das ehrerbietigste, und sie nahm ihn bei der Hand, und fragte ihn, wer und woher er sei, und ob er den Brauch des Landes kenne? Giannetto bejahte dies und erklärte, daß er um keines anderen Grundes willen gekommen. Sie sagte, daß er ihr hundertmal willkommen sei, und that ihm den ganzen Tag lang große Ehren an, indem sie ihre Barone, Grafen und Ritter vor sich beschied, ihm Gesellschaft zu leisten. Giannetto's offenes, mittheilendes Wesen und anmuthige Sitte gefiel Jedermann, und sie wünschten Alle, ihn zum Gebieter zu erhalten. Man sang und tanzte bis in die Nacht hinein, und alsdann nahm die Dame Giannetto bei der Hand, führte ihn in ihre Kammer und sagte: Es scheint mir jetzt an der Zeit zu sein, zu Bette zu gehen. — Giannetto erwiederte: Madonna, ich bin der eurige, und sofort kamen zwei Dienerinnen, die eine mit Wein, die andere mit Confekt. Die Schöne sprach: Ich

weiß, ihr werdet durstig sein, darum trinkt. Giannetto aß von dem Confekte und trank von dem Weine, der ihm unbewußt mit einem Schlaftrunke gemischt war, da er ihm gut schien, fast einen halben Becher. Er hatte sich aber kaum ausgekleidet und zu Bett gelegt, als er auch fest eingeschlafen war. Die Dame legte sich ihm zur Seite nieder, der bis zum anderen Morgen nach der Tertie schlief, stand mit Tagwerden wieder auf und begann das Schiff entladen zu lassen, das sie voll reicher und kostbarer Waaren fand. Ihre Zofen traten nach der Tertie vor Giannetto's Bett, weckten ihn und hießen ihn mit Gott weiter ziehen, da er sich seines Schiffes mit allem was darinnen gewesen, verlustig gemacht habe. Er stand beschämt auf, denn er glaubte allerdings unrecht gethan zu haben, nahm ein Pferd und Reisegeld, das ihm die Dame reichen ließ, und machte sich traurig und betrübt auf den Rückweg nach Venedig. Daselbst angekommen, wollte er aus Schaam nicht gleich nach Hause gehen, sondern begab sich zur Nachtzeit zu einem seiner Freunde, der sehr staunte, seiner ansichtig zu werden, und zu ihm sagte: O, weh, Giannetto! was ist das? — Er entgegnete: Mein Schiff scheiterte eines Nachts an einer Klippe und ging mit seiner ganzen Ladung zu Grunde. Von der Mannschaft verlor sich eines hier- ein anderes dorthin, und ich rettete mich auf einem Brete, das mit mir ans Gestade trieb, worauf ich denn zu Lande hierher zurückgekehrt bin. — Giannetto verweilte mehrere Tage in der Wohnung dieses Freundes, und derselbe ging dann einst zu Herrn Ansaldo, den er sehr schwermüthig antraf. Ansaldo sagte zu ihm: Ich habe so große Angst, mein Sohn möge todt sein, oder auf dem Meere sonst ein Unglück erlitten haben, daß ich gar keine Rast und Ruhe davor finde, so sehr liebe ich ihn. — Hierauf erwiederte der Jüngling: Ich kann euch von ihm die

Nachricht geben, daß er auf dem Meere Schiffbruch erlitten und alles außer seinem Leben verloren hat. — Gelobt sei Gott! rief Herr Ansaldo, ich bin zufrieden, daß er doch das Leben davon getragen hat und bekümmere mich nicht um seine verlorenen Güter. Wo ist er? — Der junge Mann entgegnete: Er ist in meinem Hause. — Und sofort setzte sich Herr Ansaldo dahin in Bewegung, wo er, ihn erblickend, ihn in seine Arme schloß und zu ihm sagte: Du brauchst dich nicht vor mir zu schämen, mein Sohn, es ist eben nicht anders, als daß Schiffe zur See untergehen, und darum verzage nicht, ich bin schon froh, daß du keinen Schaden genommen hast. — Er führte ihn, ihn also tröstend wieder in sein Haus ein, und die Kunde von seinem Unfalle verlautete zu Jedermanns Leidwesen durch ganz Venedig.

Nach einer gewissen Zeit kehrten jene beiden anderen Kaufleute, mit denen Giannetto ausgefahren war, von Alexandria bereichert heim, und erkundigten sich bei ihrer Ankunft sogleich nach Giannetto. Als sie sein Schicksal erfuhren, eilten sie zu ihm und sagten ihm, ihn umarmend: Wir vermochten nimmermehr zu erfahren, wie du von uns und wohin du gekommen wareſt und kreuzten den Tag über, an dem wir dich verloren, vergebens in der Nähe hin und wieder; auch sind wir die ganze Zeit der Reise über nicht wieder froh geworden, weil wir dich todt glauben mußten. — Giannetto entgegnete: Ja, es trieb uns ein widerwärtiger Wind in eine Bucht hinein, und darin scheiterte mein Schiff so plötzlich an einer Klippe, daß ich mich nur mit genauer Noth an die benachbarte Küste retten konnte. Was aus meinen Seeleuten geworden ist, habe ich nicht erfahren, wahrscheinlich wurden sie eine Beute der See. — Also suchte Giannetto durch diese Erzählung seinen Fehler zu verheimlichen und freute sich des Wiedersehens mit seinen Freunden, die zu ihm sagten:

Nächsten Frühling, so Gott will, wollen wir wieder verdienen, was du jetzt verloren hast: unterdessen laß uns lustig und guter Dinge sein; — worauf sie denn auch wie vordem ihres Lebens mit einander froh wurden. Indessen that Giannetto nichts anderes, als daß er unablässig darauf sann, zu jener schönen Frau zurückzukehren, und zu sich sprach: Entweder ich muß sterben, oder nothwendigerweise sie zur Gattin gewinnen, so daß er am Ende über diesen Gedanken alle Fröhlichkeit verlor. Herr Ansaldo sagte ihm zwar des öfteren: Sei doch nicht so schwermüthig, Giannetto, wir sind noch reich genug geblieben, um gut leben zu können; — Giannetto antwortete aber wiederholt: Ich werde mich nicht zufrieden geben, bevor ich nicht eine zweite Seefahrt gemacht habe. — Da Messere Ansaldo also seinen Willen erkannte, rüstete er ihm zur gehörigen Zeit wieder ein Schiff aus, das noch schöner und werthvoller als das erste war, und an dessen Befrachtung mit Waaren er den größten Theil seines Vermögens verwendete. Giannetto's Gefährten machten sich auch mit ihren Schiffen reisefertig, zogen mit ihm die Segel auf und stachen in See. Unterweges war sein Sinn nur darauf gerichtet, den Hafen jener Schönen wiederzusehen, der der Hafen der Dame von Belmonte genannt wurde, und wie er nun eines Nachts bei dessen Mündung ankam, die er sogleich wieder erkannte, ließ er Segel und Steuerruder dahin richten und lief ein, ohne daß seine Begleiter auf den zwei anderen Schiffen sich seines Entweichens versahen.

Bei ihrem Erwachen am nächsten Morgen in den Hafen schauend, nahm die Dame die darin im Winde wehende Flagge wahr, die sie augenblicklich erkannte. Sie rief ihre Zofe zu sich und fragte sie: Kennst du die Flagge? — Die Zofe entgegnete: Madonna, es scheint das Schiff des Jünglings zu sein, der gerade vor einem Jahre hier war und uns

einen so großen Ueberfluß von Waaren hinterließ. — Die Dame sprach: Du hast in der That recht, und er muß wohl sehr in Liebe zu mir entbrannt sein, da er der erste Mann ist, der zum zweiten Male zu mir kömmt. — Die Dienerin aber versicherte: sie habe noch niemals einen anmuthvolleren und wohlgebildetern Mann als ihn gesehen. Die Dame schickte ihm eine stattliche Schaar ihrer Vasallen und Frauen entgegen, um ihn zu bewillkommnen, und er stieg in geselligem Verkehre mit ihnen zu dem Schlosse empor und trat vor ihr Angesicht. Als er vor ihr stand, schloß sie ihn vergnügt in ihre Arme und gab sich auch seiner ehrerbietigen Umarmung hin. Den ganzen Tag aber verbrachte sie mit ihm bei Scherz und Spielen, indem sie dazu viele ihrer Unterthanen hatte einladen lassen, denen Giannetto abermals als so vortrefflich erschien, daß sie meinten, er müsse, besonders um seiner ungetrübten guten Laune willen, ganz gewiß der Sohn eines vornehmen Hauses sein, und keinen sehnlicheren Wunsch hatten, als daß er nunmehr ihr Gebieter würde. Zur Schlafenszeit nahm die Schöne Giannetto bei der Hand und sagte zu ihm: laß uns zu Bette gehen, wodann sie ihn in ihre Kammer führte und mit ihm daselbst sitzen blieb bis wieder zwei Zofen mit Wein und Confekt kamen, von denen sie genossen, und bis Giannetto neuerdings ihr beiderseitiges Lager vor ihr bestieg, auf dem er unverzüglich in einen eben so tiefen Schlaf wie jenes erste Mal versank. Die Dame entkleidete sich, legte sich an seiner Seite nieder, der sich die ganze Nacht hindurch wenig oder gar nicht rührte, und stand am nächsten Morgen bei Zeiten auf, um sein Schiff abfrachten zu lassen. Sobald die Tertie vorüber war, kam Giannetto wieder zu sich und suchte nach seiner Dame, die er nicht neben sich fand. Er fuhr mit dem Kopf in die Höhe und sah, daß es heller Tag war, deshalb stand

er sogleich auf und fing an, sich sehr zu schämen. Dann gab man ihm wieder ein Pferd und Reisegeld, und schickte ihn von dannen. Er brach voller Schwermuth und Betrübniß nach Venedig auf, und ruhte nicht eher, bis er daselbst anlangte, wo er wieder wie das erste Mal zur Nachtzeit in das Haus seines Freundes ging, der hoch erstaunte, ihn also wieder zu sehen und zu ihm sprach: Wehe mir! was ist dies? — Giannetto entgegnete: Verwünscht sei mein schlimmes Schicksal, das mich jemals in dieses Land kommen ließ! — Sein Freund meinte: Du hast allerdings Ursache, es zu verwünschen, denn du stürztest Herrn Ansaldo in's Verderben, der der reichste Kaufmann in der ganzen Christenheit war, und die Schmach ist ärger als der Schaden. — Giannetto blieb mehrere Tage im Hause seines Freundes verborgen und wußte nicht, was er thun und sagen sollte, ja war drauf und dran, nach Florenz zurückzukehren, ohne Herrn Ansaldo wieder vor Augen zu kommen; am Ende entschloß er sich aber dennoch, zu ihm zu gehen, und that also. Herr Ansaldo sprang bei seinem Anblicke auf und eilte, den Weinenden mit den Worten in seine Arme zu schließen: Sei mir willkommen, mein lieber Sohn! — Als er dann alles von ihm vernommen hatte, sprach er: Weißt du, wie es ist, Giannetto? Mache dir darum keine Sorgen; ich bin zufrieden, daß ich dich nur wieder habe, und es ist uns ja auch so viel übrig geblieben, daß wir damit auskommen können. Das Meer pflegt einmal bald dem einen zu nehmen, bald dem anderen zu geben. — Die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete sich durch ganz Venedig, und Jedermann sprach von Herrn Ansaldo und bedauerte den Schaden, den er erlitten hatte, und um deswillen er sich genöthigt sah, viele seiner Besitzungen zu Befriedigung der Gläubiger zu veräußern, die ihm die verlorenen Waaren geliefert hatten. Inzwischen

kamen Giannettos Reisegefährten mit großen Reichthümern von Alexandria zurück und erfuhren in Venedig sein abermaliges Mißgeschick. Das ist der außerordentlichste Fall, der jemals erhört wurde! riefen sie verwunderungsvoll aus und begaben sich zu Ansaldo und Giannetto, denen sie ihre Theilnahme ausdrückten und sagten: Beruhigt euch immerhin, Freunde, und fasset Muth! wir machen die Reise nächstes Jahr zu eurem Besten, denn die Schuld an eurem Unglück ist beinahe unser, da wir Giannetto anfänglich zu der Reise mit uns verleiteten. So lange wir noch irgend etwas unser nennen, soll es euch ebenfalls an nichts fehlen. — Herr Ansaldo aber dankte den Jünglingen mit den Worten, daß er bis jetzt noch wohlhabend zur Genüge sei, um nicht zu darben. —

Hierauf trug es sich nun zu, daß Giannetto Tag und Nacht an nichts anderes als an sein zwei Mal erlebtes Abenteuer dachte und deswegen durchaus nicht mehr froh werden konnte. Herr Ansaldo fragte ihn, was er habe, und er erwiederte: er würde sich nicht eher zufrieden geben, bis er seine Verluste wieder eingebracht. Mein Sohn, sagte Herr Ansaldo, du darfst mir die Reise nicht noch einmal wagen, denn es ist klüger, wir halten mit dem Wenigen, was uns verblieben, sparsam Haus, als daß wir es auch auf ein so gewagtes Spiel setzen. — Giannetto erwiederte: ich bin entschlossen, alles zu thun, was ich thun kann, denn ich würde es für eine zu große Schmach halten, es hierbei bewenden zu lassen. — Wie Herr Ansaldo also seinen Willen einsah, schickte er sich an, alles was er besaß zu verkaufen, um ihm noch ein Schiff auszurüsten. Er führte dieses Vorhaben auch beharrlich aus, und da ihm zuletzt noch zehentausend Dukaten dazu mangelten, so ging er zu einem Juden nach Mestre und erborgte sie von ihm unter der Bedingung, wenn er sie nicht an dem nächstkommenden Sanct Johannistage

wieder abgezahlt, solle der Jude berechtigt sein, ihm ein Pfund Fleisch von einem ihm beliebigen Theile seines Körpers auszuschneiden. Der Jude ließ sich von Herrn Ansaldo über diesen Vertrag einen von Zeugen gehörig bekräftigten Schuldbrief ausfertigen, den er auch sonst noch durch Beobachtung aller möglichen Förmlichkeiten rechtsgültig machte, und schaffte ihm dann die zehentausend Dukaten bei. Herr Ansaldo aber rüstete nun vollends sein drittes Schiff aus, das eine außer Vergleich reichere und kostbarere Ladung als die ersten beiden bekam, und Giannettos Gefährten bereiteten die ihrigen ebenfalls zur Reise vor, um ihren davon zu erhoffenden Gewinn, wie schon gesagt, für Giannetto zu bestimmen. Als die Zeit der Abfahrt gekommen war, sagte Herr Ansaldo zu seinem Pfleglinge: Du gehst, mein Sohn, und siehst, wozu ich mich um deinetwillen verbindlich mache. Ich habe dagegen nur die eine Bitte an dich, daß es dir, gesetzt auch, du solltest wieder unglücklich sein, doch gefallen wolle, zu mir zurückzukehren, damit ich dich vor meinem Tode noch einmal sehen, und zufrieden sterben kann. — Giannetto legte ihm dieses Versprechen ab, empfing seinen Segen, und verabschiedete sich von ihm, indem er seine Reise antrat. Unterweges sorgten Giannettos Freunde fortwährend um ihn, und hatte er nichts anderes im Sinne, als sich nach dem Hafen von Belmonte hinwegzustehlen. Die Ausführung dieses Vorsatzes gelang ihm eines Nachts mit Hülfe seines Steuermanns, der ihn dahinein führte, und seine Gefährten waren demnach, als der andere Morgen erschien, höchlich verwundert, nichts mehr von seinem Schiffe zu erblicken, wiewohl sie nach wiederholt gegen einander ausgesprochenen Betheuerungen, daß ein solches Unglück in der That ein unerhörtes sei, es am Ende doch gerathen fanden, ihre Weiterreise nach dem Orte ihrer Bestimmung allein fortzusetzen.

In dem Hafen und Schloß der Dame hatte sich mit dem neuen Tage die abermalige Ankunft Giannettos nicht sobald erwiesen, als daselbst Alles staunte und ausrief oder dachte: er müsse der Sohn eines großen Mannes sein, daß er alljährlich mit einem so schönen neuen Schiffe und solchen Waarenvorräthen wiederkehre. Jung und Alt wünschte, er möge ihr Gebieter werden, und die Vornehmsten des Landes besuchten ihn im Hafen. Die Dame trat an das Fenster ihres Palastes, sobald sie von ihm gehört hatte, sah das schöne Schiff vor Anker liegen, erkannte die Flagge, und schlug ein Kreuz, indem sie zu sich sagte: Nun, das ist doch bei Gott außerordentlich! es ist derselbe, der uns schon mit Schätzen überschüttet hat. — Sie ließ Giannetto einholen, begrüßte sich mit ihm wechselseitig auf das freundlichste und verbrachte diesen Tag wie frühere Male in Herrlichkeit und Freuden in seiner Gesellschaft, indem er seinerseits an einem Turniere, das sie ihm zu Ehren veranstaltete, persönlich Theil nahm und dabei um seiner meisterlichen Handhabung der Waffen und Bändigung seines Pferdes willen von Jedermann als ein Wunder angestaunt wurde.

Wie es nun an diesem Abende Zeit war, sich zu Bette zu legen, nahm die schöne Frau Giannetto bei der Hand und sagte: Laß uns schlafen gehen, wodann, schon am Eingange ihrer Kammer, eine Zofe, der er leid that, sich zu seinem Ohr hinneigte und ihm zuflüsterte: Gebt euch nur den Anschein zu trinken und trinkt heute Abend nicht. — Giannetto verstand ihre Worte und trat in die Schlafkammer ein, wo die Dame zu ihm sprach: Ich weiß, daß ihr durstig sein werdet und ersuche euch, noch einmal zu trinken bevor ihr euch niederlegt. — Augenblicklich kamen zwei Dienerinnen, so schön wie die Engel, mit Wein und Confekt, und stellten es ihm vor. Giannetto sagte: Wer sollte von zwei solchen

Schönen nicht gern zu trinken nehmen? und seine Dame lachte. Er nahm den Becher, that als ob er tränke und ließ sich das Getränk in den Busen laufen, so daß die Schöne dafür hielt, er hätte getrunken und bei sich dachte: Du magst mir immer noch ein anderes Schiff zuführen, denn dieses hast du verloren. — Dann ging Giannetto zu Bett, und fühlte sich ganz munter und wach, so daß es ihn tausend Jahre zu währen schien, bis die Dame sich zu ihm legte. Um sie desto eher zu bewegen, es zu thun, gab er sich das Ansehen zu schlafen und zu schnarchen; die Schöne hatte sich aber kaum entkleidet und an seiner Seite das Bett bestiegen, so wandte er sich nach ihr um und sagte: jetzt habe ich, wonach ich mich so lange sehnte, — indem er sie in seine Arme faßte, die sie die ganze Nacht hindurch umschlossen hielten. Als die Dame sich am anderen Morgen erhoben hatte, ließ sie ihre Barone, Ritter und sonstigen angesehensten Unterthanen zu sich kommen und sagte zu ihnen: Giannetto ist euer Herr, stellt seinetwegen Festlichkeiten an! — Allerwärts hin verbreitete sich nunmehr die frohe Neuigkeit, es erhob sich darüber ein großer Lärmen und gewaltiges Geschrei, die Glocken wurden geläutet und Instrumente geblasen und nach allen Seiten hin Boten entsendet, um die entfernteren Barone des Landes herbeizurufen. Giannetto selbst wurde zum Ritter geschlagen, wie er aus der Schlafkammer kam, auf einen Thron gesetzt, mit einem Scepter in der Hand versehen und im Triumphe herum geführt, bis er, nachdem sämmtliche Große des Landes zusammen an den Hof gekommen waren, öffentlich mit der Dame seines Herzens getraut wurde. Der Freuden und Feierlichkeiten, die fortwährend zu Ehren des neuen Herrscherpaares angestellt wurden, waren unzählige, und es ist fast nicht zu sagen, wie großes Vergnügen das ganze Land über diese Vereinigung fühlte. Herr Giannetto

theilte in seiner Großmuth seidene Tücher und andere werthvolle Gegenstände, die er mitgebracht hatte, unter seine Anhänger aus, und wurde bald so mannhaft, daß er sich durch seine Weisheit und Gerechtigkeit bei aller Welt gefürchtet machte; nur vergaß er in diesem seinen Wohlleben des armen beklagenswerthen Ansaldo ganz und gar, der aus Liebe zu ihm eine so drohende Gefahr gegen den blutdürstigen Juden eingegangen war. Eines Tages mit seiner Gemahlin in einem Fenster seines Palastes stehend, sah Herr Giannetto eine Schaar Männer mit brennenden Fackeln in den Händen über den Platz ziehen. Er fragte sie: Was bedeutet dies? — Die Dame erwiederte: Dies ist eine Gesellschaft Handwerker, die in der Kirche des heiligen Johannes, dessen Fest heute ist, opfern wollen. — Jetzt erst gedachte Giannetto wieder des Herrn Ansaldo. Er trat, einen tiefen Seufzer ausstoßend, vom Fenster zurück, erblich im ganzen Gesichte, und schritt zu wiederholten Malen gedankenvoll im Saale auf und nieder. Seine Gattin fragte ihn: was ihm sei? — Giannetto antwortete ihr aber: es ist nichts! — Sie fing nunmehr an, ihn ernstlich zu beobachten, sagte: Es fehlt dir ganz gewiß etwas, du willst es nur nicht gestehen, — und ließ nicht eher ab, bis er ihr erzählte, auf welche Art Herr Ansaldo zehntausend Dukaten für ihn geliehen habe, deren Rückzahlungsfrist an diesem Tage ablaufe, und wie sehr er also besorge, daß sein Vater für ihn den Tod erleiden müsse, weil ihm, wenn er nicht zu rechter Zeit jene Zahlung leiste, der Jude ein Pfund Fleisch aus dem Leibe schneiden dürfe. Die Dame sprach: Steigt sogleich zu Pferde, Herr, und reitet hin, ihr kommt zu Lande früher, als zur See; nehmt auch so viele Leute mit euch, als ihr wollt, und statt der zehntausend, hunderttausend Stück Dukaten; rastet ja nicht eher, als bis ihr in Venedig seid und bringt ihn mit hierher, wenn er

noch nicht todt ist. — Herr Giannetto ließ in die Trompete stoßen, stieg, mit reichlichem Gelde versehen, gemeinschaftlich mit zwanzig Begleitern, zu Pferde und schlug die Straße nach Venedig ein. Unterdessen war es geschehen, daß nach abgelaufener Zahlungsfrist der Jude Herrn Ansaldo hatte greifen lassen und ihm ein Pfund Fleisch ausschneiden wollte. Herr Ansaldo bat ihn, seinen Tod nur ein paar Tage aufzuschieben, damit er seinen Giannetto, wenn er bis dahin ankäme, noch einmal wiedersähe; und der Jude erwiederte: Was den Aufschub betrifft, so will ich in euer Verlangen willigen; aber wenn er auch hundert Mal wiederkäme, würde ich doch nicht von meinem Rechte, das mir die Schrift giebt, ablassen, euch ein Pfund von eurem Fleische auszuschneiden, — und Herr Ansaldo sagte, daß er alles zufrieden sei. Ganz Venedig sprach nunmehr von nichts anderem, als von diesem Falle; jedweder betrübte sich darob, und viele Kaufleute traten zusammen, die Schuldsumme zu bezahlen, wiewohl der Jude das Geld nimmermehr annehmen wollte, um den Mord begehen und sagen zu können, daß er den reichsten Handelsherrn der Christenheit umgebracht habe. Als Herr Giannetto abgereist war, hatte sich auch unverzüglich seine Gemahlin, als Richter verkleidet, mit zweien Dienern auf den Weg nach Venedig gemacht. Giannetto war nun nicht sobald angekommen, so begab er sich zum Juden, umarmte Herrn Ansaldo mit Herzlichkeit und sagte zu jenem, er wolle ihm nicht allein sein Geld, sondern auch noch so viel dazu geben, als er irgend verlange. Der Jude entgegnete: Er verlange gar kein Geld, da er es einmal nicht zu rechter Zeit erhalten habe, aber er bestehe darauf, ein Pfund Fleisch von ihm zu bekommen. Hierüber erhob sich ein großer Streit und Jedermann gab dem Juden in der That Unrecht; angesehen aber, daß Venedig ein wohlgeordneter Staat war,

und der Jude der Form nach, das Recht auf seiner Seite hatte, so wagte Niemand, ihm zuwider zu sein, und versuchten Alle nur, ihn durch Bitten zu erweichen, der seinerseits dagegen immer unerbittlicher wurde. Giannetto bot ihm anfänglich zwanzigtausend, da er nicht wollte, dreißig-, vierzig- sogar funfzigtausend Dukaten an; als er sich jedoch endlich selbst bis auf hunderttausend gesteigert hatte, sprach der Jude zu ihm: Weißt du was? Und wenn du mir so viele Dukaten gäbst, als die Stadt werth ist, ich ließe ihn dir doch nicht los, ich müßte denn vorher erhalten haben, was mir mein Schein verspricht. — Die Sachen ständen aber eben auf diesem Punkte, siehe! da langte die junge Dame als ein fremder Richter in einem Gasthause von Venedig an. Der Wirth fragte einen seiner Begleiter: wer ist der edle Herr? — Und der Diener antwortete, von seiner Gebieterin unterrichtet, was er auf eine solche Frage zu sagen habe: Er ist ein rechtsgelehrter Edelmann, der in Bologna studirt hat, und jetzt nach Hause geht. — So wie der Wirth dies vernahm, that er seinem Gaste viele Ehren an. Ueber Tische sprach der Richter zu ihm: Wie geht es denn in dieser eurer Stadt zu? — Der Wirth entgegnete: Es wird darin zu viel Recht ausgeübt, Herr. — Der Richter fragte: Wie das? — und der Wirth fuhr fort: Das will ich euch wohl sagen. Es kam einmal ein Jüngling, der Giannetto hieß, von Florenz hierher zu einem seiner Taufpathen, Namens Ansaldo, und bezeigte sich durchweg so anmuthsvoll und gesittet, daß Männer und Frauen sich gleich sehr in ihn verliebten, und sich nicht zu erinnern wußten, in ihrer Heimath jemals schon seines Gleichen an tugendlichen Eigenschaften gekannt zu haben. Nun rüstete dieser sein Taufpathe in auf einander folgenden Zwischenräumen drei Schiffe für ihn aus, die von dem höchsten Werthe waren; jedwedes der beiden ersten Male

aber war der Jüngling so unglücklich, Schiffbruch zu erleiden, so daß er Herrn Ansaldo ganz zu Grunde richtete und nöthigte, zur Ausrüstung des dritten Schiffes zehentausend Dukaten unter dem Beding von einem Juden zu erborgen, daß derselbe, würde ihm das Geld am Sanct Johannistage nicht zurückgezahlt, berechtigt sei, ihm, gleichviel aus welchem Theile seines Körpers, ein Pfund Fleisch auszuschneiden. Jetzt ist nun der Jüngling zwar mit Segen zurückgekehrt, und hat anstatt der zehntausend hunderttausend Stück Dukaten zahlen wollen; allein der falsche Jude will sie nicht, und hat sich nicht rühren lassen, trotz dem, daß die ersten und edelsten Männer dieser Stadt bei ihm für den armen Ansaldo vorgebeten haben. — Der Richter erwiederte: Dieser Handel ist aber dennoch leicht zu schlichten. — Wenn ihr es euch wolltet angelegen sein lassen, sprach der Wirth, ihn dahinaus zu führen, daß der brave Mann nicht zu sterben braucht, so würdet ihr euch die Gunst und Liebe nicht allein des trefflichsten Jünglinges, sondern auch aller Edlen dieses Landes verdienen. — Hiernächst ließ der verstellte Richter öffentlich durch den ganzen Staat bekannt machen, daß, wer da irgend einen Rechtshandel zu schlichten habe, zu ihm kommen solle. Es wurde auch Herrn Giannetto vorgestellt, daß aus Bologna ein Rechtsgelehrter angekommen sei, der eine jede Streitsache zu beendigen vermöge, und Herr Giannetto sprach also zu dem Juden: Laß uns zu diesem Richter gehen. — Der Jude sprach: Meinetwegen, denn es mag doch kommen wie es wolle, mein Recht, das mir der Schein zuspricht, vermag mir kein Mensch zu verkümmern. — Vor das Antlitz des Richters mit seinem Gegner getreten seiend, und die schuldige Ehrerbietung ihm erwiesen habend, wurde Giannetto zwar gleich von ihm wieder erkannt, erkannte er ihn aber seinerseits nicht im mindesten, weil die Schöne sich ihre Ge-

sichtszüge mit dem Safte eines gewissen Krautes entstellt hatte. Herr Giannetto und der Jude trugen ein Jeder seine Sache und seine Gründe dem Richter vor, und sobald dieser den Schein genommen und gelesen hatte, sagte er zum Juden: Ich wünschte, du nähmest die hunderttausend Dukaten und gäbest den guten Mann los, der dir gewiß immer dafür dankbar bleiben würde. — Der Jude entgegnete: was thue ich damit? ich will nicht. — Der Richter sagte: Es ist zu deinem Besten; — jedoch der Jude wollte von alle dem nichts wissen. Sie begaben sich hierauf insgesammt an die Gerichtsstelle, die für solcherlei Rechtsfälle eingesetzt war, und der Richter verlangte nach Herrn Ansaldo. Als derselbe vorgeführt worden, sagte er zu dem Juden: Nun wohlan denn! so nimm dir ein Pfund Fleisch von welchem Theile seines Körpers es dir beliebt hinweg, und gehe frisch zur Sache. — Der Jude hieß ihn sich entkleiden und nahm ein Rasirmesser in die Hand, das er sich zu diesem Behufe hatte machen lassen. Herr Giannetto wendete sich zu dem Richter mit den Worten: Um dieses Ausspruches willen, nahm ich euch nicht zu Hülfe, Meister! — Der Richter antwortete aber: Sei nur getrost! Er hat sich das Pfund Fleisch noch nicht herausgeschält. — Und als dann der Jude eben an die Ausführung seines Vorhabens ging, rief er ihm zu: Siehe wohl zu, was du thust! denn wenn du auch nur den kleinsten Theil eines Lothes mehr oder weniger als ein Pfund Fleisch von ihm nimmst, so lasse ich dir den Kopf abschlagen. Auch sage ich dir ferner, daß du sterben mußt, wenn du nur einen einzigen Blutstropfen vergießest, denn dein Schein besagt nicht das mindeste von Blutvergießen, sondern berechtigt dich durchaus zu weiter nichts als dazu, dir ein Pfund Fleisch zu nehmen. Wofern du also weise bist, wirst du dich wohl hüten, etwas gegen dein eignes Wohl zu thun. — Er ließ

hierauf unverzüglich den Scharfrichter holen und durch ihn das Henkerbeil und den Richtblock herbeibringen und sagte: Sobald ich den ersten Blutstropfen fallen sehe, fällt dein Haupt. — Der Jude fing an, in Angst zu gerathen und Herr Giannetto wurde froh, und nach vielfältigem Hin- und Widerreden sagte jener: Mein Herr Richter! ihr habt die Sache reiflicher erwogen als ich; laßt mir die hunderttausend Dukaten auszahlen, so will ich zufrieden sein. — Der Richter sagte: Ich will, du sollst dir ein Pfund Fleisch ausschneiden, so wie es dir dein Schein verheißt, Geld erhältst du ein für allemal nicht mehr, das hättest du vorher nehmen sollen, als ich es dir anbot. — Der Jude ging auf neunzig- und auf achtzigtausend zurück, aber der Richter blieb fest. Herr Giannetto sprach: Laßt uns ihm so viel geben, als er haben will, wenn er uns nur seinen Schuldner frei läßt. — Der Richter erwiederte jedoch: Ich sage dir, laß mich machen. — Nun fuhr der Jude fort: Gebt mir funfzigtausend. — Der Richter sagte: Du sollst auch nicht einen rothen Heller erhalten. — Da rief der Jude aus: Nun so gebt mir wenigstens meine zehntausend Dukaten wieder, und die Luft und Erde sei vermaledeit! — Der Richter sagte: Hast du mich nicht verstanden? Ich will dir ganz und gar nichts mehr geben; wofern du nach dem Fleische Verlangen trägst, so nimm es dir; ist dies aber nicht der Fall, so bist du hiermit angehalten, deinen Schein zu zerreißen und zurück zu geben. — Alle Gegenwärtigen wurden nunmehr voller Fröhlichkeit, und ein Jeder machte sich über den Juden lustig, indem er ihm zurief: Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt öfters selbst hinein. — Wie also der Jude einsah, daß er seinen Willen nicht durchsetzen konnte, nahm er den Schein und zerriß ihn voller Ingrimm, somit Herrn Ansaldo befreiend, der von Giannetto im höchsten Jubel nach seinem Hause

zurückgeführt wurde. Giannetto nahm die hunderttausend Dukaten und ging mit ihnen zu dem Richter, den er im Begriffe stehend fand, heim zu kehren. Er sagte zu ihm: Ihr habt mir den größten Dienst erzeigt, der mir je erzeigt werden konnte, und ich bitte euch, dieses Geld dafür anzunehmen, das ihr wohl verdient habt. — Der Richter erwiederte: Mein Herr Giannetto! ich sage euch großen Dank; aber ich bedarf dessen nicht, nehmt es wieder mit euch, auf daß eure Hausfrau euch nicht beschuldige, schlecht gewirthschaftet zu haben. — Giannetto sagte: Die ist, bei meiner Treu! so großherzig, höflich und wohlwollend, daß sie nichts dawider haben würde, wenn ich auch vier Mal so viel als dies ausgäbe, ja daß sie wohl eher von mir verlangte, euch noch bei weitem mehr anzubieten. — Der Richter fügte hinzu: Ihr seid also mit ihr zufrieden? — Und Herr Giannetto antwortete: Es ist kein Geschöpf auf der Welt, das mir theurer als sie wäre, denn sie ist so schön und weise, wie die Natur sie nicht schöner und weiser hätte schaffen können. Wenn ihr mir die Gunst erweisen wollt zu mir zu kommen, um sie zu sehen, so werdet ihr staunen, wie viele Ehren sie euch anthut, und euch überzeugen, daß ich nicht zu viel von ihr gesagt habe. — Zu euch kommen, kann ich nicht, sagte der Richter, da ich andere Geschäfte habe; aber da ihr sagt, daß sie so vortrefflich sei, so grüßt sie von mir, sobald ihr sie wiedersehet. — Es soll geschehen, versicherte ihm Herr Giannetto; aber ich wünschte dennoch, ihr nähmet das Geld. — Indem er diese Worte sprach, erblickte der Richter an seinem Finger einen Ring und sagte: Ich wünsche, daß ihr mir diesen Ring und sonst weiter kein Geld gebt. — Herr Giannetto erwiederte: Ich will ihn euch nicht vorenthalten; aber ich gebe ihn euch ungern, denn meine Gattin schenkte ihn mir mit den Worten: ich möchte ihn immerdar zum

Angedenken ihrer Liebe tragen, uud wenn sie mich dereinst einmal ohne ihn sähe, würde sie glauben, ich hätte ihn irgend einer anderen Frau gegeben; sie wird sich also mit mir verzürnen und mich in eine andere verliebt wähnen, derweil ich sie doch mehr als mich selbst liebe. — Der Richter sagte: Ich bin versichert, daß sie euch lieb genug hat, um euch zu glauben, wenn ihr ihr sagt, daß ihr den Ring mir gegeben habt. Aber vielleicht wollt ihr ihn irgend einer alten Liebe geben, die ihr hier habt? — Herr Giannetto sprach: Meine Liebe und Treue zu ihr ist so gewaltig, daß es kein Weib auf Erden giebt, gegen die ich ihre vollkommene Schönheit in jeder Art austauschen möchte; — zog damit den Ring vom Finger und gab ihn dem Richter, den er sodann umarmte und mit dem er sich zum Abschied begrüßte. Jedoch sagte der Richter: Thut mir noch einen Gefallen. — Herr Giannetto antwortete: Fordert! — Und der Richter fuhr fort: Versprecht mir, nicht hier zu verweilen, sondern ungesäumt zu eurer Gattin heimzukehren. — Herr Giannetto sprach: Es bedünkt mich hundert Jahre, bis ich sie wieder sehe, — und entfernte sich. Der Richter bestieg eine Barke und fuhr mit Gott von dannen. Dagegen stellte Herr Giannetto Gastereien und Feste an, schenkte seinen Freunden und Bekannten Pferde und Geld, und versammelte einen glänzenden Hof um sich, bis er endlich von den Venetianern Abschied nahm und Herrn Ansaldo, so wie viele seiner ehemaligen Genossen mit sich entführte. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in Venedig so wohl und menschenfreundlich gegen Jedermann betragen, daß Alles, Männer und Frauen, weinte, als er nach Belmonte fortzog.

Nunmehr geschah es, daß seine Gattin einige Tage vor ihm zu Hause ankam und sich anstellte, im Bade gewesen zu sein. Sie legte wieder Frauenkleider an und traf große

Vorbereitungen, indem sie alle Straßen mit Zendel aushängen und viele Kämpferschaaren ausrüsten ließ. Als Herr Giannetto und Herr Ansaldo ankamen, zogen ihnen alle Barone und der ganze Hof entgegen und bewillkommten sie mit wiederholten Lebehochs; an der Schwelle des Palastes aber empfing sie die Gebieterin selbst, die Herrn Ansaldo alsbald umarmte, wiewohl sie mit Herrn Giannetto, der ihr theurer als ihr eignes Leben war, etwas kalt umging. Es wurden große Festlichkeiten aller Art, und Spiel und Tanz und Lustgefechte begangen, woran alle Herren und Damen des Hofes Theil nahmen. Sobald indessen Herr Gianetto dabei wahrnahm, daß ihn seine Gemahlin nicht so freundlich wie ehedem behandelte, ging er in sein Kabinet, rief sie zu sich und sprach, indem er sie umarmen wollte: Was hast du mit mir? — Die Dame entgegnete: Es steht dir schlecht an, mich zu liebkosen, denn ich weiß recht wohl, daß du in Venedig deine alten Freundinnen wieder aufgesucht hast. — Herr Giannetto begann sich zu entschuldigen, jedoch die Schöne fuhr fort: Wo ist der Ring hin, den ich dir gab? — Herr Giannetto antwortete: Es geschieht mir damit ganz so, wie ich dachte, und ich sagte wohl, daß du es mir übel aufnehmen würdest. Aber ich schwöre dir bei der Treue, mit der ich Gott gleichwie dir zugethan bin, daß ich den Ring dem Richter schenkte, der mir den schlimmen Rechtshandel gewann. — Die Dame sagte: Und ich schwöre dir eben so bei meiner Treue gegen Gott und dich, daß du ihn einem Weibe gabst, wie ich wohl weiß, und was du dich schämen solltest zu verschwören. — Herr Giannetto fügte hinzu: Ich flehe zu Gott, mich von dieser Welt hinwegzunehmen, wofern ich dir nicht und zwar noch mehr die Wahrheit sage, als ich sie dem Richter auf seine Nachfrage darum sagte. — Die Dame sagte wieder: Du hättest ja dort verbleiben und Herrn Ansaldo hierher

senden können, derweil du dich mit deinen Geliebten vergnügtest, die, wie ich höre, gar schmerzlich betrübt waren, da du von ihnen gingest. — Herr Giannetto hub an zu weinen, und empfand schwere Trübsal, indem er zu ihr sagte: Du bekräftigest mit dem heiligen Eide eine Unwahrheit und Unmöglichkeit. — Seine Gattin aber glaubte den Stich eines Messers in ihrem Herzen zu empfinden, als sie seine Thränen ersah, und schlang augenblicklich ihre Arme um ihn, unter hellem Gelächter ihm den Ring vorzeigend, und ihm erzählend, was er alles dem Richter gesagt habe und daß sie selbst der Richter gewesen sei. Herr Giannetto erstaunte über diese Neuigkeit außermaßen und wurde um ihretwillen äußerst froh. Er theilte sie, aus seinem Kabinette hervorgehend, einigen seiner Vertrauten mit, und sie trug dazu bei, das Band der Liebe und Freundschaft zwischen dem Ehepaare noch fester zu knüpfen. Herr Giannetto berief nachmals jene Kammerfrau zu sich, die ihn an seinem Hochzeitabende gewarnt hatte nicht zu trinken, und vermählte sie mit Herrn Ansaldo, worauf sie bis an das Ende ihrer Tage allesammt ein beglücktes und friedliches Leben führten.

XXII.

Dianens Schicksale.

In der berühmten Stadt Toledo lebten dereinst zwei Edelleute von gleichem Alter, die, wie es bei der Jugend so häufig vorkommt, um der Uebereinstimmung ihrer Sitten willen, große Freunde waren. Der eine mag hier mit verändertem Namen Octavio, der andere Celio genannt werden. Octavio war der Sohn einer Witwe, die auf ihn und eine Tochter, Namens Diana, die Heldin dieser Novelle, so stolz war wie Latona auf Apoll und Luna. Die Mutter hieß Lisena und sorgte für Octavio's Bedürfnisse und Vergnügungen eben so freigebig, als sie mit Dianen karg und spärlich war, die sie zu ihrem Leidwesen nur ehrbar kleidete, denn es ist ja eben die immerwährende Sorge junger Mädchen, ihre erste Schönheit durch den Glanz ihrer Kleidungen zu heben, wenn sie sich gleich in dieser Sache wie in so mancher anderen trügen, weil die Rose des Morgens keines anderen Reizes als ihres natürlichen Thaus bedarf, während sie, abgeschnitten, aller Künstlichkeit des Straußes zum Trotz, doch von so kurzer Dauer ist und sobald dem Auge mißfällt. Lisena irrte also nicht, indem sie ihre Tochter einschränkte, denn ein junges

Mädchen in einer ihrem Herkommen ungewöhnlichen Kleidung wird bald auch ungewöhnliche Dinge wünschen und mehr als billig angesehen werden. Diana gehorchte indessen mit heiterem Muthe und verging sich im mindesten nicht gegen die Vorschriften ihrer Mutter, so daß sie sich weder in der Messe, noch bei öffentlichen Festen der müßigen Neugier junger Männer blos stellte, und Niemand in der ganzen Stadt von ihr sagen konnte, was man jetzt von vielen jungen Mädchen zu so gerechtem Vorwurfe elterlicher Pflichtvergessenheit sagt, die da zu glauben scheint, sie nicht früh genug durch Anpreisen und Unterweisungen losschlagen zu können. Celio hatte keine Eltern mehr und war mit vielen Tugenden und mit natürlicher Anmuth ausgestattet, womit genugsam ausgesprochen ist, daß er arm und bei den Reichen nicht hochangesehen war. Nur Octavio hing an ihm mit so großer Freundschaft, daß bei Anderen darüber Anfangs Neid entstand und seine Verwandten sich nachmals gegen Lisena beschwerten: er vernachlässige sie um Celio's willen so auffälligerweise, daß er sie oft im Gespräche mit ihnen geradezu stehen lasse, sobald er seiner ansichtig werde. Die darum misvergnügte Lisena schalt ihn also eines Tages wegen seiner übermäßigen Anhänglichkeit an Celio ernstlicher, als vordem, wenn auch nur zum Nachtheile jener Anstifter, aus. Denn Octavio, der den Köcher dieser Pfeile erkannte, und errieth, mit welchen Schlichen man ihn von seinem Freunde trennen wollte, erwiederte ihr bescheiden: Wenn sie wüßte, wie sehr Celio durch seine guten Eigenschaften geliebt und geschätzt zu werden verdiene, so würde sie ihn vielmehr anhalten als abhalten, ausschließlich mit ihm umzugehen. Bei anderen Freunden sei Treulosigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unbestand, Unzuverlässigkeit und Unsitte etwas Alltägliches; Celio hingegen sei ein edler, verschwiegener, getreuer, aufrichtiger, gesitteter und

verständiger Jüngling wie keiner in Toledo, und sie solle nur beachten, daß er seit seinem Verhältnisse zu demselben niemals weder den Degen gezogen, noch ihr sonst ein Aergerniß gegeben habe, indem Celio so friedsam und weltklug sich betrage, daß er alle zwischen Edelleuten vorkommenden Zwistigkeiten zu schlichten wisse. Lisena hörte Octavio aufmerksam zu und wußte ihm nichts zu entgegnen, weil sie fühlte, daß er die Wahrheit sagte und weil sie niemals etwas Ungünstiges über Celio vernommen hatte. Noch aufmerksamer aber lauschte Diana auf seine Rede, in deren Herzen diese Lobsprüche Celio's eine so plötzliche Wallung erregten, daß sie ihr alle Kraft des Widerstandes benahmen und ihren Willen bezwangen. Sie wollte zwar zu Gunsten ihres Bruders etwas von dem sagen, was auch sie von Celio gehört hatte; jedoch sie bedachte schon, daß dies ein Geheimniß für sie sei, und drängte ihre Worte und Wünsche in ihre Seele zurück, mit der Verfärbung ihres Antlitzes aussprechend, was ihre Zunge verschwieg. Einige Tage hierauf kam in Lisenens Haus eine gewisse vornehme Verwandte von ihr mit einigen anderen schönen Damen, ihren Freundinnen, um sie, weniger aus Höflichkeit als zu ihrer Unterhaltung zu besuchen, deren Gegenstand die Geschenke abgaben, womit Diana ihren Bruder, nach dem in Spanien seit undenklichen Zeiten herrschenden Gebrauche, am Vorabende seines Geburtstages angebunden hatte. Octavio bat Celio, an diesem Abende zu ihm zu kommen, indem sie recht wohl, von den Damen ungestört, bei einander sein könnten, und führte ihn zu dem Ende in ein abgelegeneres Zimmer, das sein Vater innen gehabt hatte. Es blieb von den Damen freilich nicht so ungestört als er glaubte, denn in dem Treiben, das die Gegenwart ihrer Gäste erregte, ging Diana, die sich auf ihre Dienerinnen nicht verlassen mochte, selbst dahin, um aus einem Vorraths-

schranke in der Nähe einige Gläser mit Leckereien zu holen, die bei solchen Gelegenheiten den Besuchenden geboten zu werden pflegen. Sobald sie nun ihren Bruder eintreten hörte, hielt sie bestürzt ihre Schritte an. Aber auch Celio war zurückgeblieben und traf eben mit Dianen zusammen, als Octavio ihm aus dem Gesichte gekommen war. Sie richtete ihre Augen auf ihn, und der ganze Inbegriff ihrer Seele flog ihrem Angesichte in der Farbe an, die dieser Blick darauf hervorrief, ihre Schönheit um eben so viel erhöhend, als er ihren Muth verminderte. Celio, dessen Bestürzung ihm nicht zuließ, eine größere Verwegenheit zu begehen, trat so nah als möglich zu ihr heran, und sagte zu ihr, als Diana vorüber kam: Wie sehr ersehnte ich mir diesen Anblick! — worauf sie mit Huld erwiederte: Sie täuschen sich nicht. — Ueber diese liebreiche Antwort anstatt einer gestrengen, seine Verwegenheit bestrafenden, hoch erstaunt, schwankte Celio wie außer sich selbst zwischen kühnem Hoffen und der Größe seines Unternehmens. Er trat, sich verstellend, in das Zimmer zu Octavio ein und pries gegen ihn die von verschiedenen Meistern gefertigten Schwerter uud Waffen, deren Octavio viele besaß, und die er sorgfältig aufgestellt hatte. Er beredete ihn, sich vollständig zu wappnen, und nahm selbst ein Rappier in die Hand, indem er mit seinem Freunde übereinkam, ein Turnier zu probiren. Mit dieser sinnreichen Eingebung der Liebe verlieh er denn Dianen Gelegenheit, ihn zu sehen und zu ersehnen, sich selbst aber, Octavios Haus des öfteren zu besuchen, und ihr eines Tages, den sie beide für glücklich erachteten, ein Briefchen mit einem Diamantringe in die Hand zu drücken, welches beides Diana mit deutlichen Zeichen von Freude und Dankbarkeit annahm, um ersteres zu tausend Malen im Verborgenen zu küssen und ihm die folgenden Worte zu entlesen: Beschuldige mich meiner Kühnheit wegen

nicht, schönste Diana! denn du siehst in deinem Spiegel tagtäglich meine Entschuldigung. Ich weiß nicht, welcher glückliche Zufall mich dich sehen ließ; aber ich schwöre dir bei deinen schönen Augen, daß ich dich liebte, eh ich dich sah, und daß mein Gesicht erglühte, wenn ich vor deiner Thüre vorüber ging, indem das Herz mir sagte: Hier lebe das Gift, das mich tödten werde. Was soll ich nun thun, seitdem ich dich sah, und seitdem du mich versicherteſt, du billigteſt meine Liebe, die so gerecht ist, daß sie Gefahr lief unvergolten zu bleiben? Jedoch im Vertrauen auf jene Worte, von denen mein Ohr kaum glauben würde, daß du sie gesagt habeſt, wenn mich des nicht meine Augen versicherten, die dich sahen, als du sie sprachſt, und das Erstaunen und die Rührung, die meine Seele empfand als sie sie hörte: gieb mir, wiewohl ich nicht weiß, ob ich dir etwas sagen werde, die Erlaubniß, dich zu sprechen. Gestehſt du mir sie zu, so wisse, daß du dadurch deine Ehre sicherſt und an meiner Verwegenheit Rache nimmſt. —

Wie wenig hat doch derjenige einer besonderen Willenskraft nöthig, über den die Gestirne einmal beschlossen haben, ihn mit der Geliebten zu vereinigen. Es läßt sich nicht mit Worten beschreiben, was Diana über das empfand, was der verliebte Celio ihr mit diesem Briefe in das Ohr ihrer Seele sagte; und so antwortete sie ihm denn, mehr durch seine Wahrheit und Einfalt, als durch seine Zierlichkeit gerührt und überwunden, also:

Celio! mein Bruder Octavio hat meine Liebe durch die Lobsprüche verschuldet, die er Ihrer Person und Ihren Eigenschaften spendete: er verzeihe es sich selbſt, mich durch solche Unbesonnenheit verpflichtet zu haben. In der Hauptsache, Sie zu lieben, wie meine Lage es erlaubt, gehorche ich Ihnen; darin, Ihnen Gelegenheit zu geben, mich zu sprechen,

vermag ich dies aber nicht zu thun, weil die Gemächer, wo ich schlafe, nach dem Hofraume einer Hütte ausgehen, die arme Leute bewohnen, und weil ich mich um nichts in der Welt unterstehen möchte, etwa meine Mutter und meinen Bruder zu kränken, im Fall eine so ungebührliche Uebertretung meiner Pflichten ihnen jemals zu Ohren käme. —

Es fehlte ihr nicht an Gelegenheit, diesen Brief Celio zuzustellen, der darob eine noch nie gekannte Freude empfand, insofern er wußte, daß in der Hütte, von der sie sprach, seine ehemalige Amme wohnte. Er besuchte dieselbe zwei oder drei Male, und bat sie das letzte Mal, in seinem Hause bessere Zimmer zu beziehen, weil es ihm leid thue, sie so ärmlich wohnen zu sehen, auf welchen Vorschlag die Amme bald einging, weil sie glaubte, er thue ihn ihr aus Berücksichtigung ihres vorgeschrittenen Alters. Celio erwarb sich also den Schlüssel zu jener kleinen Behausung und zeigte ihn Dianen vor, indem er ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß dieselbe nunmehr ihm angehöre und daß ihre Besorgnisse gehoben seien. Die Nacht brach an und Celio sah nach, ob seine Sonne aufginge, die, auf dem Hofe Schritte vernehmend, die in ihrer Seele wiederhallten, mit nicht minderer Sehnsucht ein Fenster und sodann einen Sommerladen öffnete und ihr von Liebe und Zagen erfülltes Antlitz in den Rahmen hielt. Hier nun von dem ersten Schrecken und der Ueberraschung zurückgekommen, die ihm süßes Blut in das Herz und Wonne in die Augen gedrängt hatte, sagte er ihr so viel Verliebtes und Zärtliches, daß Diana sich kaum getrauete ihm etwas zu antworten, weil ihre Verschämtheit ihre Zunge niederdrückte und die Neuheit dieses Verhältnisses ihren Verstand befing. Hier fand sie die Morgenröthe, die er nach der Sonne gar nicht erwartete und die sie von oben wahrnahm. Es vergingen ihnen auf diese Weise mehrere Tage,

ohne daß sie etwas anderes thaten, als eines mit dem anderen, von ihrer Liebe zu sprechen, und, eines von dem anderen getrennt, ihre Einsamkeit zu beklagen. Da das Fenster nur etwa vierzehn bis sechszehn Fuß über dem Boden war, so bat Celio Dianen eines Nachts um die Erlaubniß zu ihr hinauf zu steigen. Diana that zwar als ob sie sich deswegen sehr erzürne; da ihr aber seine Bitte eben gar nicht unlieb war, so fragte sie ihn blos: wie er denn wohl, ohne groß Aergerniß abzugeben, in ein von Niemand bewohntes Haus eine Leiter bringen wolle? Celio erklärte ihr, wenn er ihre Erlaubniß dazu erhalte, so wolle er ohne Leiter zu ihr kommen, und sie verständigten sich miteinander, unter der Bedingung, daß er nicht weiter als bis zum Fenster dringe. O, Liebe! wie viele Dinge verweigerst du doch, die du wünschest! Wohl dem, der dich versteht! Celio brachte eine Strickleiter herbei, die er schon seit einigen Nächten für seine nun ausgesprochene Absicht in Bereitschaft gehalten, ergriff einen nicht blos zufällig daliegenden Stab, an den er sie befestigte, und reichte Dianen diesen zu dem Fenster empor, nachdem er sie unterwiesen hatte, wie die Stricke daran zu befestigen. Vor Verwirrung ganz bewußtlos, that sie seinen Willen, und Celio sah nicht sobald die Leiter oben fest gemacht, so vertraute er seinen Körper den schwankenden Sprossen an, und befand sich bald in Dianens Händen, die ihm dieselben unter dem Vorwande ihn zu halten, damit er nicht falle, entgegenstreckte. Celio küßte sie ihr dafür, unter dem anderen der Dankbarkeit für ihre Sorge für seine Gesundheit und sein Leben, denn die Liebe ist so höfisch, daß sie, was sie nothgedrungen thut, wohl für Pflichterfüllung ausgiebt; und nun sahen sie sich behutsam nach allen Seiten um, in der Besorgniß, das Fenster möge etwa den Blicken Anderer ausgesetzt sein, bis sie, vom Gegentheile versichert, vielleicht, weil

sie es wünschten, sich ihr sehnsüchtiges Verlangen näher zu verstehen gaben, und mit ihrer Liebe begannen wie zärtliche Tauben, die sich schnäbeln und einander mit süßem Girren locken. So wiederholten sich die geheimen Zusammenkünfte der Liebenden mehrere Nächte lang, ohne daß Diana weiter dem nachgeben oder das glauben wollte, was Celio mit den dringendsten Bitten von ihr forderte und ihr mit seinen Schwüren betheuerte. Endlich aber bat er sie eines Abends so eindringlich, zu ihr kommen zu dürfen, daß es ihm gelang, ihren schweigsamen geringen Widerstand überwindend, in ihr Zimmer einzusteigen, wo er auf seinen Knien strebte, mit erkünstelten Thränen seiner Verwegenheit ihre Verzeihung zu erwirken. Das bestürzte Mädchen fiel in Ohnmacht, und Celio fing sie in seinen Armen auf, und trug sie mit ehrfurchtsvollem Anstande auf ihr Bett, wo seine Thränen als Wasser zu ihrer Erfrischung und als Feuer zur Entzündung ihres Herzens dienten; denn wie man wohl in Winternächten halb wachend vernimmt, daß es regnet, also empfand Diana halb im Traume der Ohnmacht und halb im Erwachen ihrer Gefühle, Celios, auf ihr Antlitz niederfallende Thränen. Sobald sie sich von diesem Anfalle gänzlich erholt hatte, bat er sie abermals um eine Verzeihung, die sie ihm nicht vorenthalten konnte, weil es sie schon bekümmerte, daß er sie darum bat. Sie bat ihn zwar auch, sein Wort zu halten, das er ihr gleich anfangs gegeben, als er ihr Zimmer erreicht hatte, es ohne die mindeste Beeinträchtigung ihrer Ehre und ihres Willens wieder zu verlassen; Celio vermochte ihr aber schon nicht mehr zu gehorchen, und da er dafür hielt, daß ihr Widerstand sich nicht stärker als die Gelegenheit zeigen würde, so beschloß er, der Tarquinius einer minder standhaften Lukrezia zu sein und trug unter Schwüren und Versprechungen einen Sieg davon, der ihm die gerechte

Pflicht auferlegte, ihr Gemahl zu werden. Man erkannte an dem fröhlichen Edlen bald sein gutes Glück, demzufolge er trotz seiner geringen Habe seinen Dienern Livree gab, denn wenn die Liebe gewinnt, so geizt sie nicht, noch glaubt sie wieder verlieren zu können was sie einmal besitzt. Celio fragte Dianen, ob ihre Mutter zuweilen in ihr Zimmer käme, und sie verneinte es, worauf er sich nun erlaubte, ganze Tage darin zuzubringen, derweil sich sein Abbild unter ihrem Herzen immermehr kund gab, so daß sie am Ende nicht umhin konnte, es sich unter Thränenströmen der Reue in der Befürchtung selbst einzugestehen, der Urgrund ihrer Schmach möchte bald auch Lisenen und ihrem Bruder in seiner Wirkung sichtbar werden. Jetzt bedachte sie erst, was man in der Stadt von ihrer Sittsamkeit und Ehre sagen würde, und wie ihre Verwandten und Freundinnen ihr Vertrauen ihr nur auf das Pfand ihrer Tugend geliehen hätten. Celio schlug ihr Mittel und Wege vor, dem Uebel abzuhelfen; es kam ihm aber niemals etwa in den Sinn, die Frucht zu tödten, und da er wohl einsah, daß er sich mit Octavio verfeinden müßte, hielte er um Dianen an, und daß man sie ihm nicht geben würde, weil er so arm war, so entschloß er sich, sie durch das geistliche Gericht in Anspruch nehmen. Jedoch widersetzte sich Diana diesem Auswege, indem es ihr schien, ihre Ehre würde dadurch am meisten leiden, daß sie ihr Liebesverhältniß also zu einer öffentlichen Angelegenheit machte. Wie nun Celio demnach die schließliche Entscheidung der ganzen Sache in Dianens Hände legte, weil er sich nicht anders zu rathen wußte, so verwünschte sich Diana wohl tausend Male selbst, Celio Vorschub zu ihrer Verführung geleistet zu haben, denn sie liebte ihn auf das zärtlichste und sah das Licht durch seine Augen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt. In solcher Ungewißheit von einem Rath-

schlusse zu dem anderen hinüberschwankend, faßte Celio am Ende den Muth, ihr eines Tages zu sagen: wofern sie sich entschließen könne, das Haus ihrer Mutter zu verlassen, so wolle er mit ihr nach Indien entfliehen, und sich dort mit ihr trauen lassen. Dianens Verzweiflung war so groß, daß sie den Vorschlag annahm, und ihn unter Thränen bat, sie nur nach irgend einem Orte zu bringen, wo sie den Schmerz ihrer Mutter und den Zorn ihres Bruders nicht zu sehen brauche, brächte er sie auch in dem nächsten Walde um. Celio, der vielleicht nicht weniger reuig war als sie, faßte die Gefahr ins Auge und von der Angst getrieben, entwarf er einen Plan zur Flucht, denn bereits war an Dianen der neue Gast sichtbar, den ihr Schooß umschloß, und breitete sich allmälig aus, da er in seinem eignen Hause war.

Celio besaß zwei schöne Pferde, die ihm sowohl in der Stadt wie zur Reise dienten. Beide ließ er, das eine mit einem reichen Weibersattel versehen, bereit halten, und so besorgte er auch zwei an Schnitt und Farbe ganz gleiche Reisekleider für sich und Dianen. In einigen Nächten, die Celio bei ihr verweilte, machte er sie mit den Vorbereitungen bekannt, die er zu ihrer Flucht getroffen hatte, und erfreute sie damit ungemein, weil sie sich einbildete, also all ihrer schweren Sorgen ledig zu werden. Da sie denn auch bedachte, daß sie nicht wieder nach ihrer Heimath und zu ihren Verwandten zurückkehren würde, so wollte sie nicht unterlassen, sich mit verschiedenen Dingen zu versehen, theils aus diesem Grunde, theils um auf alle möglichen Fälle bedacht zu sein; denn das Glück ist wandelbar und lächelt Liebenden außer ihrer Heimath selten. Sie nahm Lisenens Schlüssel und entwendete ihr aus ihren Schränken die kostbarsten Juwelen nebst einer Summe Geld, was sie alles zusammen in ein kleines, seit ihrer frühsten Jugend ihr zugehörendes Kästchen

aufbewahrte. Die Nacht, in der sie abreisen wollten, brach an. Celio hatte sich an diesem Tage, um Octavio desto sicherer zu täuschen, in festliches Schwarz gekleidet; jedoch als wäre ihm sein Vorhaben verrathen worden, verließ ihn sein Freund keinen einzigen Augenblick, wenn gleich ihm Celio zwei oder drei Mal sagte, er habe dringende Geschäfte. Schon war es neun Uhr, und Octavio wich nicht von Celio's Seite, den er, als derselbe mit aller Gewalt von ihm scheiden wollte, mit auffallender, außerordentlicher Zudringlichkeit um seine fernere Begleitung bat. Sie gingen also in eines der Spielhäuser, die der Sammelplatz der müßigen Jugend sind, und in denen einige spielen, andere murren und noch andere der Sorge für ihre Häuser vergessen, die dann auch, vor ihrer alsbaldigen Rückkehr sicher, nicht leer zu bleiben pflegen. Celio war von trauriger Furcht befangen, denn verließ er Octavio, so konnte dieser ihm wohl einen Pagen nachsenden, um zu erfahren, wohin er ginge, und blieb er bei ihm, so verlor er die Zeit, Dianen zu entführen. Desungeachtet faßte er sich in Geduld und übetließ sich seinem Schicksale, weil er sich bei Dianen hinlänglich damit entschuldigen zu können meinte, daß es ihm unmöglich gefallen sei, sich von Octavio loszumachen. Diana, ganz mit dem beschäftigt, was sie zu thun und mit sich zu nehmen hatte, zog Festkleider an, bemächtigte sich heimlich der Schlüssel und erwartete Celio dann auf einem Balkone, der über ihrer Thüre befindlich war. Es schlug zwölf Uhr, die Stunde, wann ihr Bruder immer vom Spiele oder von anderen jugendlichen Vergnügungen zurückkehrte. Da sahe sie, voll tödtlicher Angst und Bekümmerniß harrend, beim Schimmer des Mondes einen wohlgebildeten Mann von stattlichem Aeußeren herkommen, der einen breitkrämpigen seidenen Hut mit weißer Feder trug und daran etwas Glänzendes hatte, das sie für eine

Schleife von Diamanten hielt, wie sie auch Celio besaß, dem er auch sonst in allem Andern glich. Der Mann ging bei ihr vorüber, ohne sich irgend aufzuhalten; blind vor Bangigkeit rief sie ihm jedoch ein wiederholtes Pst! zu. Er wendete den Kopf herum, und sowie er die schöne Frauengestalt in dem vornehmen Hause sah, näherte er sich ihr, ohne etwas zu sagen, mit einer gewissen Scheu vor dem was geschehen könnte. Diana fragte ihn: Ist die Stunde gekommen? — und er erwiederte: Eine jede ist die rechte, — worauf sie ihm, auf seine Stimme nicht achtend, und mit der anderen, auf die sie gefaßt war, ihre Einbildung täuschend, den Koffer mit den Worten zureichte: Verweile an der Thür! — Der Mann dagegen wußte wohl, daß dies Geschenk nicht für ihn bestimmt war, und daß die Dame eines anderen gewärtigte; die Habsucht verblendete ihn aber, und er entfloh in der Besorgniß, sie möge laut werden, sobald sie sich ihres Irrthumes versähe.

Diana kam geräuschlos zu der Hausthüre herab, öffnete sie mit vieler Behutsamkeit und glaubte, Celio nicht gewahrend, er möge zu desto größerer Sicherheit die Straße hinauf gegangen sein. In solcher Täuschung befangen, gerieth sie bis vor die Stadt hinaus, wo sie sich so einsam im Felde unter Bäumen befand, daß sie tausend Mal umkehren wollte. Indessen befürchtete sie, ihr Bruder möge derweil nach Hause gekommen sein und, wenn er die Thüre offen gefunden, alles in Aufruhr und Verwirrung gebracht haben. Da sie nun ebenfalls nicht glaubte, daß Celio, als ein Edelmann, der sie so innig liebte und ihr so große Verbindlichkeiten schuldete, sich etwa durch die Begierde nach jenen Kleinodien hätte verleiten lassen können, sie auf eine schmähliche Weise zu verlassen, so überschritt sie die Brücke Alcantara, als es auf der Hauptkirche eben zwei Uhr schlug, und verfolgte, mit Todesschweiß bedeckt und bestürmt von den ängstlichsten Vorstellun-

gen, einen Pfad, der zwischen die rauhen Felsen hindurchführte, bis sie, so viel als möglich, von der Landstraße entfernt bleibend, zu einem Walde gelangte, indem sie sich tausend Mal das Leben genommen haben würde, wäre sie nicht durch die gerechte Besorgniß, ihre Seele zu verlieren, davon abgehalten worden.

Die beiden Freunde wurden inzwischen vom Spiele und von einigen Unannehmlichkeiten, die von diesem unzertrennlich sind, bis drei Uhr Nachts aufgehalten. Um diese Zeit kam Octavio nach Hause und wurde von Celio begleitet, der beim Abschiednehmen von Dianen gehört zu werden wünschte, damit sie also sein Ausbleiben zu entschuldigen wisse. Octavio verwunderte sich, seine Thüre zu dieser Stunde unverschlossen zu finden, und rief einen Diener herbei, der ihn jedoch mit der Ausrede beruhigte, man habe sie schon vorher geöffnet, um ihn nicht warten zu lassen, weil man ihn habe kommen hören. Der Diener suchte die Schlüssel, und da er sie nicht finden konnte, so hielt er an der Thüre Wache, bis der vor Tage aufstehende Octavio ihn daselbst antraf, dem er auf seine Erkundigung berichtete: er habe den Eingang bewacht, den er nicht habe verschließen können, weil die Schlüssel an ihrem gewöhnlichen Orte nicht vorhanden gewesen seien. Gegen den Diener mißtrauisch, ließ Octavio eine Dueña zu sich rufen, eine zuverlässige, tugendsame Frau, und befragte sie um die Schlüssel, die noch ganz schlaftrunken, vor Bestürzung darüber die gesammte übrige Hausdienerschaft in Aufruhr setzte. Eine Zofe ging nach Dianens Schlafzimmer, fand sie nicht darinnen vor, sah sogar das Bett noch unberührt und rief, von einem Argwohne ergriffen, den sie wohl schon früher gehegt hatte, weinend aus: O, meine Herrin und mein Leben! warum nahmst du deine unglückselige Florinda nicht mit dir? — Mutter und Bruder kamen auf

das Geschrei herein, und da sie sahen, daß Diana ihrem Hause und ihrer Ehre fehlte, so sank Lisena zu Boden, und so forschte Octavio, erbleichend, und nach allen Seiten wie ein Wahnsinniger umblickend, mit verstörten Reden das Hausgesinde nach ihr aus. Florinda sagte allein: sie habe das Fräulein drei oder vier Tage lang so schmerzlich weinen sehen, daß es, wenn gleich mit ganz anderen Dingen beschäftigt, unter den unaufhaltsamsten Thränen, die schwersten Seufzer und Klagen ausgestoßen habe. Schon war das Unglück eben so klar wie der Tag geworden, da beschickte man seinethalb zwei Klöster, in denen zwei Tanten Dianens Nonnen waren. Beide erklärten aber, sie wüßten nichts von ihr, eben so wie alle Verwandtinnen und Freundinnen, die in einem Augenblicke das Haus erfüllten. Der Aufruhr, das Schreien und Nachforschen verbreitete die Kunde durch die Stadt, und neidische Freunde, wenn es irgend Freunde giebt, die neidisch sind, sagten schon, Celio habe sie entführt, ja andere behaupteten sogar, es gesehen zu haben. Feniso, Celio's Diener, vernahm diese Reden an mehreren öffentlichen Versammlungsorten, und zieh als ein rechtschaffener Mensch jedweden der Lüge, der Celio eines solchen Verrathes an Octavio beschuldige, indem er, den Lästerern den Rücken wendend, hinzufügte: Celio und Octavio seien bis drei Uhr Nachts bei einander gewesen und er habe ersteren, der alsbald selbst seine Ehre vertheidigen werde, noch schlafend verlassen. Als nun Feniso hierauf Celio weckte, war derselbe, den Vorfall vernehmend, eine lange Weile wie außer sich, bis er am Ende, einsehend, was er zu thun habe, sich eiligst ankleidete und bleich und verstört an allen den Orten erschien, wo man, Feniso's Aussage nach, von ihm übel gesprochen hatte, und wo er also durch seinen Anblick seine Verleumder beschämte, die seine Betrübniß seiner allbekannten Freundschaft zu Octavio

zuschrieben. Celio traf Octavio in der Halle seines Hauses an. Als sie einander erblickten, blieben sie sich sprachlos gegenüber stehen, in ihren Schmerz versunken, den Celio dennoch heftiger als Octavio empfand. Celio suchte sich möglichst zu fassen, ergriff Octavios Hände, die kalt wie Eis waren und sagte: Was hätte mir wohl widerfahren können, das mir und, wäre es auch der Verlust meiner Ehre, so peinlich gewesen. Ach, Octavio! Ihr Schmerz durchbohrt mir die Seele. — Octavio, wiewohl ein kraftvoller Kavalier, fühlte sich dadurch, daß er seine Augen voll Thränen sah, so gerührt, daß er ohnmächtig in seine Arme sank, und wurde auf sein Zimmer getragen, wo er unter Celios Bemühungen seine Besinnung wiederfand. Hier nun verstellte sich der Schuldige und befragte ihn dringend, um die bereits angestellten Nachforschungen. Octavio berichtete ihm alles auf das ausführlichste, und Celio meinte, da Diana denn nicht in der Stadt sei, so wäre es wohl rathsam, sie nach allen Richtungen hin in das Land zu verfolgen, wobei er der Erste sein wolle. Um Octavio zu ermuthigen, gab er ihm auch noch sein Wort, nicht ohne sie nach Toledo zurückzukehren, oder mindestens nicht ohne ausgekundschaftet zu haben, was aus ihr geworden sei. Er umarmte ihn hierauf und ging nach Hause, wo es ihm seine schon getroffenen Vorbereitungen möglich machten, unverzüglich abzureisen. So verließ er an diesen Abende, nur von seinem Diener Feniso begleitet, mit Thränen in den Augen, die Stadt, und flehte den Himmel an, ihn dahin zu führen, wo Diana weile. Seine Seufzer, sein Liebeskummer und seine Klagen bewegten Felsen und Bäume, und die Ufer des Tajo antworteten ihm mit dem Wiederhall.

Mit dem Anbruche des Morgens befand sich Diana in einem Thale, das nach verschiedenen Seiten hin ein Bach

durchschnitt, dessen Wasserstreifen, zwischen Binsen und Kolbenrohr durch, gleichsam wie Stücken eines zerbrochenen Spiegels erschienen. Sie setzte sich ein wenig nieder, erfrischte sich die Brust, nach den Aengsten einer so trübseligen Nacht, mit einem Trunke, und sprach zu sich, derweil sie ihre Füße entkleidete, um durch den Fluß zu waten: O ihr eitlen Genüsse! mit welchen Wahrheiten macht ihr euch für die Lügen bezahlt, die ihr uns vorspiegelt. Wie täuscht ihr mit so süßem Beginnen, um so kurze Freude mit so betrübtem Ausgange zurückzufordern! Ach, Celio! Wer hätte gedacht, daß du mich hintergingest? Sieh, was ich um deinetwillen erdulde! da es so weit mit mir gekommen ist, daß ich mich verabscheue, weil ich dich liebte, denn es ist mir jetzt nichts lästiger, als dies Leben, das dir theuer war; wiewohl ich glaube, daß es dich in der Seele betrüben würde, sähest du, was ich für dich leide. — Sie blickte zu gleicher Zeit auf ihre eigenen Füße, bedachte gerührt, wie werth sie Celio gewesen war, und ging nicht über den Bach, indem sie weinte und noch eine Weile blieb, in halbem Schlummer auf das Murmeln des Wassers und auf die Stimme eines Hirten lauschend, der unfern von ihr also sang:

Zwischen durch zwei grüne Ulmen,
Die sich in einander wölbten,
Um die Vögel nicht zu wecken,
Floß der Tajo still und schweigend.
Auch der Stämme Körper einen
Wollten die verliebten Arme,
Doch die Eifersucht des Flusses
Ließ die Zweige nicht verschlingen.
Aufmerksam beschaut sie Silvio
Von der Höh' des bunten Felsens,
Der, die süße Fluth beschattend,
Sich im grünen Felde aufthürmt.

Es verstreuten sich die Schaafe,
An das Wasser, auf die Wiese,
Diese trinken, jene weiden,
Andre stehen da und lauschen.
Unzufrieden lebt der Schäfer
Mit dem neiderfüllten Lauso,
Der mehr Gold hat als der Fluß führt,
Und ein eigensinniger Thor ist;
Denn er trennt ihn von Elisen,
Wie die Ulmen trennt der Tajo,
Der wohl darf die Körper scheiden,
Doch die Seelen Beider nicht.
Silvio griff zum Instrumente,
Und auf die Klagen seines Leids
Erwiederten die Nachtigallen
In den Büschen schlagend:
Eure Aeste sollt ihr einen,
Hohe Ulmen,
Wann des klaren Tajo Wogen
Einst verschwinden,
Aber giebt es solche Leiden,
Die Zeit bezwinget,
Wachsen auch mit Mondenjahren
Qual und Kränkung.

Die in sich gekehrte, verschüchterte Diana bildete sich ein, daß entweder ihr Bruder sie verfolge, oder der Sänger ihm sagen werde, wo sie sei. Sie eilte also barfuß dem Rande des Baches entlang weiter, und sobald sie sich für gesicherter hielt und das Wasser nicht mehr sah, weil es ihr seinen Lauf hinter einem vorspringenden Hügel verbarg, beschuhte sie sich wieder und wanderte langsam weiter, anderer Nahrung entbehrend als das Wasser, das sie am Morgen aus dem Flusse getrunken hatte, bis die Dunkelheit der Nacht ihre Schritte hemmte. Sie sank erschöpft zwischen einigen Fenchelstauden nieder, und da sie Niemand hatte, der ihr Trost und Hülfe

geben konnte, so ging ihre Ohnmacht in einen Schlummer über, der ihr zwar einige Ruhe gewährte, sie aber nicht bis zum Anbruche des Tages umfing, indem das Geschrei wilder Thiere in ihrer Nähe, so wie das verworrene Rauschen einiger aus den Felsen springenden Quellen, das immer in der Stille der Nacht lauter ertönt, sie erweckte. Der junge Morgen trug entweder Mitleiden mit ihrer Furcht, oder war eifersüchtig auf ihre Thränen und trat früher ein; wodann sie, ihre weibliche Hinfälligkeit überwindend, ihren Weg immermehr dahin nahm, wo sie ihre Sehnsucht nach dem Tode durch ein verzweifeltes Ende bald zu befriedigen hoffte.

Schon hatte die Sonne die Mittagshöhe erreicht, als es Dianen einfiel, daß sie doch den Himmel noch mehr beleidige, wenn sie sich sterben lasse. Da sie nun eben unter grünen Bäumen eine Quelle fand, an deren Rande Kräuter wuchsen, so verspeiste sie dieselben unter Thränen, und kühlte sich das Herz mit dem einladenden Quelle ab, dem sie sein Wasser durch ihre Augen wiedergab. Auf diese Weise wanderte sie drei Tage lang fort, und gelangte nach deren Ablauf eben aus dem Dickicht ins Freie, als ihre Kräfte sie verließen und sie, sich an einen Baum lehnend, in der Ferne einen jungen Hirten wahrnahm, der im Gespräche mit einer Gebirgsbäuerin gerade auf sie zuzukommen schien. Diana wähnte, die ganze Welt kenne schon die Ursache ihrer Flucht aus dem elterlichen Hause und diese Hirten kämen hierher, nur um sie zu schelten und ihre Liebe zu Celio ihr vorzuwerfen. Sie ließ sich darum von dem Baumstamme ab auf den grünen Rasen niedergleiten, und ihr vor Schmerzen brechendes Auge verlor die Sehkraft.

Der Jüngling dagegen, nur darauf bedacht, seinem Mädchen zu gefallen, glaubte von sonst Niemand, als von den

Vögeln gehört zu werden, die ihn mit ihren Stimmen begleiteten, und fing also an zu singen:

Oft ist in der Lieb' ein Wahres,
Das sich unglückselig fühlet,
So ist meiner Liebe Wahrheit,
Die mit Lüge wird vergolten!
Täuscht' ich, undankbare Phylis,
Jemals deine Wahrheit wohl,
Als ich Klagen dir im Munde,
Perlen dir im Auge sah?
O! wie viele Nächte sprach ich,
Wann du an meine Thüre klopftest:
Nutzlos klopfet an die Thüre,
Wer die Seele nicht erschloß!
Meine Schäfer sagten dir:
Fabio ist nicht in der Hütte!
Und ich sagte drinnen selbst:
Warum suchst du den dems lästig?
Einzig nur allein das Wasser
Gab auf deine Klagen Antwort,
Phylis, weil es murmelte,
Nicht etwa weil es dich hörte.
Eines Nachts, noch denk' ich dran,
Sagtest du mit tausend Aengsten:
Laß dich, Fabio, von mir lieben,
Denn es kostet dir ja nichts.
Ich will nicht, daß du mich liebest,
Denn da Lieb' ist Geist und Seele,
Sah' ich nie ein weises Mädchen,
Das die Lieb' erzwingen wollte.
Auf der Schwelle deiner Thüre
Stritten wir bis daß es tagte,
Du, dafür, daß ich dein Haus
Ich, daß ich es nicht beträte.
Da sprachst du verzweiflungsvoll:
Fabio, der Himmel straft dich,
Daß du mich erstarrst mit Feuer,

Daß du mich mit Kälte brennst.
Du beharrtest, schöne Phylis,
Und Beharrlichkeit siegt ob;
Weil geliebt sein den betrügt,
Der da denkt, daß er nicht liebe.
Denn auf Zeit und Einverständniß
Baue Niemand sein Vertrauen,
Beide schwinden hin unfühlbar,
Erst entschwunden fühlt man sie.
So begann ich dich zu lieben,
Daß die Lieb' uns neideten
Luna, wann die Nacht herabsank,
Sol, sobald der Tag heraufstieg.
Auen, Wälder, Berg' erfüllte
Liebe, weil sie auf uns lauschten,
Und es lernte grüne Bande
Der verliebte Epheu schlingen.
Doch von eisbedeckten Bergen
Niedersteigend brachte jetzt
Silvio, dein erster Schäfer,
Deine Wandelung herbei.
Du ersahest die Gelegenheit
Und an meiner Anbetung
Wolltest du nunmehr dich rächen
Für mein früheres Verschmäh'n.
Sieh' mich, Phylis, für dich sterben!
Wisse, daß ich Nacht für Nacht
Muß an deiner Schwelle weilen,
Tags vorbei den Fenstern geh'n.
Nimmer klopf' ich an, ich denke,
Du erwiederst mir sonst zürnend:
Soll ich öffnen dem die Thüre
Dem ich nicht die Seele öffne?
Schein' ich dich nicht anzusehen,
Gab die List mir Liebe ein,
Denn wenn du auf mich nicht sieh'st,
Ist mein Spiegel dein Gesicht.
Pfänder, die du mir gegeben,

Mir verdrüßlich ehedem,
Jetzt, o Phylis, heg' ich sie,
Richte darauf Aug' und Seele.
Nicht mein Leid erheb' ich dir,
Damit ich den Urgrund ehre,
So lang' ich es ertragen muß,
Sondern daß du Rache üb'st.
Wolle mehr nicht; denn die Thorheit
Meiner Lieb' ist so gewaltig,
Daß ich da den Mund hin drücke,
Wo dein Fuß gestanden hat.
Doch mit all' dem, was ich sage,
Mein' ich nicht, dich anzureden,
Wo die Eifersucht erst aufkam,
Hat die Freundschaft aufgehört.

Fabio sprach sehr wohl so, denn da wo die Eifersucht begründet, ist es eine Schande zu lieben, nach dem Beispiele so vieler Thiere, wie Plinius und Aristoteles schreiben; wiewohl es Menschen giebt, die nicht eher lieben, als bis sie beleidigt wurden, und denen also das ein Reiz wird, was Anderen ein Abscheu ist. Das Mädchen, der der junge Landmann dieses Lied vorsang, hörte ihm mit eben so vielem Vergnügen als Stolze zu. Als er geendigt hatte, befanden sie sich beide unter den Bäumen, bei denen die ihrer selbst nicht bewußte Diana lag, und sich in ihrer Einbildungskraft die mannigfachsten Gedanken über ihr Unglück vorspiegelte. Bald beschuldigte sie Celio, bald schien es ihr wieder unmöglich, daß ein so vorzüglicher, so wohlgeborner, verständiger und zärtlicher Edelmann seine Pflicht gebrochen habe sollte. Bald auch warf sie sich die Uebereilung ihrer Liebe vor, derzufolge sie so leichtsinnigerweise hinausgeeilt sei, um ihn aufzusuchen, und nächst diesen Zweifeln quälte sie überdies der Gedanke, vielleicht gar von Celio verabscheut zu werden. Denn wofern sie sich nur vorstellen konnte, von ihm geliebt zu sein, so

achtete sie ihr Unglück nicht und dachte nicht einmal daran, daß es eines war, wäre es ihr auch wo möglich noch schlimmer ergangen, als es ihr erging, indem sie, ein einzelnes Weib von hoher Geburt, so weite Wege durch wilde Wälder ohne Nahrung und sogar ohne die Hoffnung wanderte, das Ziel ihrer Liebe ohne das Ende ihres Lebens zu erreichen. Die beiden Landbewohner erstaunten, zwischen diesen Bäumen ein solches Wunder von Schönheit ohnmächtig, barfuß und dem Tode in Wahrheit mehr als dem Schlummer unterliegen zu sehen, der dessen Schein annahm. Die Schäferin rief sie zwei oder drei Male und setzte sich zu ihr nieder, da sie ihr nicht antwortete, sie für todt oder sterbend haltend. Sie ergriff ihre Hände, die eben so kalt als weiß waren und in beiden Eigenschaften dem Schnee glichen, sie schaute ihr ins Antlitz, und da sie so viel Anmuth und Schönheit in solcher Hinfälligkeit wahrnahm, so legte sie sich Dianens Haupt in den Schooß und strich ihr das Haar aus der Stirn, das ihr in Verwirrung auf den Hals niederhing, gleich als wolle es nun, frei von der Hand, die es zu einer anderen glücklichen Zeit fesselte, und ihm Grenzen steckte, an den Augen Rache nehmen, die dieselbe angeleitet hatten, es einzukerkern. Wie denn das Haupt Dianens sich so leicht von einer Seite zur anderen fallen ließ, begann die Schäferin, die sie wirklich für todt hielt, bitterlich und kläglich zu weinen. Dieser Ausbruch ihres Mitgefühls und das des Schäfers, der auf eine höfische Weise liebte, weckte die Ohnmächtige mit einem Male auf. Obwol sie aber den beiden also noch keine Hoffnung auf ihr Leben gab, so stillte sie doch ihre Klagen und that ihren Thränen Einhalt, bis sie nichtsdestoweniger, mit einem schmerzlichen Ach! ihre Hände auf ihr Herz drückend, als ob sie darin eine tiefe Qual fühlte, in ihren vorigen Zustand zurücksank, aus dem nunmehr die schöne Phylis sie erlöste

indem sie ihr die Kleider öffnete und sie so wieder zu Athem gelangen ließ. Ihr Begleiter brachte inzwischen Wasser aus dem Quell herbei, das auf ihrem Antlitz Tropfen oder Perlen, jedoch der Art bildete, daß die aus ihren klaren Augen rinnenden ächte, die des Quells hingegen falsche zu sein schienen. Diana sprach ihnen ihren Dank aus, und da sie von ihnen um die Ursache ihres Uebels befragt wurde, so sagte sie, daß sie drei Tage lang gewandert sei, ohne etwas zu genießen. Da zog Phylis aus ihrer Hirtentasche hervor, was Schäfer in Schäferromanen darin bei sich zu führen pflegen und nöthigte durch ihre Bitten Dianen zu essen, die ihre Schwäche mit Mäßigkeit stärkte, und ihrem erschöpften Körper also einigermaßen wieder aufhalf. Während sie die Nahrung zu sich nahm, fragte Phylis Dianen, wer sie sei, und von wannen und weshalb sie hierhergekommen, indem sie ihre Verwunderung ihr zu erkennen gab, daß die Wölfe, welche, in Verfolgung der Heerden, aus dem Gebirge herab, bis an die Grenze von Estremadura kämen, ihr in den Nächten nicht das Leben genommen hätten. Damit erregte sie aber in ihr die Einbildung: sogar die reißenden Thiere verabscheuten sie wie Gift und gäben ihr den Tod nicht aus Todesfurcht. Wie Phylis Dianen in solcher Verzweiflung sah, derzufolge sie wieder in den Wald wollte, um darin ihr Leben zu enden, so redete sie ihr zu, sie nach dem Pachthofe ihres Vaters zu begleiten und wußte sie mit so triftigen Gründen und so großen Freundschaftsbezeigungen zu gewinnen, daß Diana sich ihrem wohlwollenden Erbieten fügte, weil sie bedachte, daß sie dadurch das Wesen erhalten würde, das sie in ihrem Schooße trug und für das sie bei allem ihrem Lebensüberdruße doch eine natürliche Sorgfalt hegte. Sie folgte den Hirten und wurde gut aufgenommen, wiewohl Selvagio, der Vater der Schäferin, anfänglich nicht geneigt

war sie in seinem Hause zu behalten, und sich ihr später nur von ihrer Schönheit und Demuth gerührt, und seiner Tochter zu gefallen, freundlicher bezeigte.

Celio hatte unterdessen, ohne einen anderen Wegweiser als den seiner Liebe, das kaiserliche Toledo verlassen und wäre, als er in dem ersten Walde, in den er gelangte, in laute Wehklagen ausbrach, bald vor Leidwesen umgekommen, indem er bedachte, wie Diana um seinetwillen ihr elterliches Haus, Mutter, Bruder, Verwandte und Freunde, ihre Ruhe und ihre Heimath aufgegeben und verlassen habe, und welches Ungemach Zufall oder Unglück ihr vielleicht auferlegen würden. Sechs Tage lang kehrte er in keinem Dorfe ein und ließ seine Betrübniß den Pferden entgelten, denen nur die Gräser des Feldes zur Nahrung dienten. Da ersah Feniso in der Ferne eine Ortschaft, die fast ganz hinter Bäumen versteckt war, und nur mit zwei hohen Thürmen darüber aufragte, von deren Schiefern und Fließen die Sonne widerstrahlte. Er überredete Celio hineinzureiten, und sowie sie drinnen angekommen waren, forschten sie bei Jedermann, der ihnen hätte Auskunft geben können, der Verlornen nach. Aber weder hier noch an vielen anderen Orten, in einem Umkreise von zehn bis zwanzig Stunden um Toledo, durch die sie im Verlaufe eines Monats kamen, erlangten sie von ihr die mindeste Spur. Jetzt stieg in Celio der Gedanke auf, da es ihre Abrede gewesen war, nach Indien zu gehen, so könnte wohl gar Diana Jemand angetroffen haben, der sie nach Sevilla geleitet hätte. In der Hoffnung also, sie dort zu finden, sowie um von seiner Vaterstadt weiter fort zu kommen, entschloß er sich, sie in jener berühmten Stadt aufzusuchen. Dadurch, daß er sich der Nahrung enthalten und die Nächte im freien Felde zugebracht hatte, war Celio so entstellt worden, daß er nach Toledo hätte zurückkehren können, ohne

erkannt zu werden. In Sevilla angelangt, stellte er alle Nachforschungen an, die sich nur von einem so verliebten und so viel verpflichteten Manne erwarten ließen. Aber, obgleich er weder Dianen selbst, noch irgend Jemand fand, der ihm, wenn auch nur trügerische Nachricht von ihr hätte geben können, so verdroß ihn dies doch nicht so sehr, als daß die indische Flotte schon ausgelaufen war, weil er annahm, Diana, deren Liebe, Muth und Kraft er kannte, befinde sich darauf. Sein Schicksal wollte, daß er ein von einem Kaufmanne ausgerüstetes Schiff antraf, das binnen zehn oder zwölf Tagen allein abfahren sollte. Celio sprach mit dem Patrone, verstand sich mit ihm wegen der Ueberfahrt, und da sie beide zu einander Freundschaft faßten, so speisten sie mehrmals zusammen. Gelegentlich befragte ihn auch wohl der Schiffer um die Ursache seiner Traurigkeit; Celio entschuldigte sich jedoch immer mit der Ausrede, daß er sie ihm nicht mittheile, um sich durch die Erinnerung an schmerzliche Erlebnisse nicht noch mehr zu betrüben.

So kam die Zeit der Abreise heran, das Schiff lichtete bei günstigem Winde die Anker und stach nach einem Abschiedsschusse in See, indem es Celio desto weiter von Dianen entfernte, je mehr er sich ihr, wie er sich einbildete, näherte. Desungeachtet schaden die Hoffnungen, ein Glück wieder zu erlangen, auch wenn sie trügen, nicht, denn sie erhalten am Leben. Octavio brachte sein Leben in tiefer Niedergeschlagenheit und Trauer in Toledo zu, weil er von allen die Dianen suchten, Freunden und Verwandten, auch nicht die mindeste Nachricht empfing, an die sich die Schwäche seiner Hoffnungen hätte anhalten können. Da er nun aber Celio eben so wenig zurückkehren sah, so argwöhnte er schon, es möge zwischen beiden verabredet gewesen sein, daß sie zuerst hätte fliehen und er ihr alsdann unter dem Vorwande sie aufzu-

suchen, folgen sollen. Doch wurde er von diesem Gedanken durch das von einigen Leuten in der Stadt verbreitete Gerücht wieder abgebracht, daß sie ihn allein hätten mit Feniso in mehreren Dörfern die genauesten Nachforschungen anstellen sehen. Damit sowohl, als weil auch seine Mutter sein Mißtrauen in der Besorgniß bekämpfte, wenn er es festhielte, möchte sie ihre beiden Kinder verlieren, beruhigte sich Octavio.

Zwei Monate hatte Diana von Phylis wohl gepflegt, sich bei den ehrlichen Landleuten aufgehalten, als ihre Niederkunft mit einem schönen Sohne erfolgte. Seltsamerweise geht oft, wo alles an einem Erben gelegen ist, in Folge eines geringen Gelüstens, das entweder aus Schamhaftigkeit verschwiegen wird, oder nicht befriedigt werden kann, die Frucht und wohl sogar der Baum selbst verloren, während hier nach so übergroßer Trübsal und solch beschwerlichen unter Hunger und Kummer barfuß zurückgelegten Wanderungen dies unglückselige Kind den Hafen des Lebens ungefährdet erreichte. Als ein Monat nach ihrer Genesung verflossen war, rief Diana Phylis zu sich und sagte zu ihr: Ich bin gezwungen, diese Gegend zu verlassen: Gott weiß es, und meine Verbindlichkeiten gegen dich sagen es dir, ob mich die Trennung von dir schmerzt. Ich lasse dir mein Kind als ein Pfand meiner Wiederkehr. Ich gedenke nicht, in meinen Kleidern und sogar nicht, in Frauenkleidern fortzugehen, da ich in diesen so unglücklich war; gieb mir also, ich bitte dich, von den Landleuten, die dir oder deinem Vater dienen, ein Wamms, Beinkleider habe ich mir schon, der Reinlichkeit wegen, aus einem Mantel, den ich bei mir hatte, so gut es mein Unglück mich gelehrt hat, selbst verfertigt. — Dies gesagt, begann sie sich zu entkleiden, ohne daß weder Bitten noch Thränen der Schäferin vermocht hätten, die Festigkeit ihres Entschlusses zu erschüttern. Sie zog zwei Kleinode von Dia-

manten aus ihrem Busen hervor, gab Phylis das werthvollste von beiden, auf daß sie dafür ihren Sohn erzöge, und bezahlte ihr mit dem anderen ihre Bewirthung, denn ihre Liebe konnte sie ihr nicht bezahlen. Zuletzt bekleidete sie sich mit einem Regenmantel, und setzte sich, nachdem sie ihr Haar abgeschnitten hatte, einen groben Hut auf den Kopf, den vorher der zierlichste Schmuck, Diamanten und Gold bedeckt hatten. Diana war wohlgebildet, und von hoher Gestalt, ihr Gesicht nicht weibisch und sie nahm sich daher gegenwärtig wie ein schöner Jüngling aus, als welcher sie von Phylis und ihren alten Eltern, die sämmtlich weinten, sich verabschiedete, indem sie jedoch die meisten Thränen aus den Augen des begünstigten Liebhabers der schönen Phylis lockte, der sie mit städtischem Sinne angesehen und seine Schäferin dadurch mit einiger Eifersucht erfüllt hatte, welche ihr Unrecht gegen Fabio verdoppelte.

Nachdem die beherzte und unglückliche Diana einige Tage gewandert war, gelangte sie an einen Ort in der Nähe von Bejar, denn sie hatte Plasencia aus Scheu vor einigen ihrer Verwandten, die daselbst lebten, nicht berühren wollen. Sie ging gerades Weges auf den Marktplatz, stellte sich dahin und gab zu verstehen, daß sie einen Herrn suche. Ein reicher Landmann sah sie, verwunderte sich über ihren schlanken Wuchs und ihr schönes Gesicht und meinte, daß es damit, wie es wirklich auch der Fall war, eine besondere Bewandtniß haben müsse. Er trat auf sie zu und that ihr einige Fragen, die sie, sich einen falschen Namen und eine falsche Heimath beilegend, so gut zu beantworten wußte, daß er sie mit sich nahm. Eben dieser Landmann war mit dem Oberschäfer der Heerden des Herzogs bekannt und wußte, daß derselbe einen Hirtenburschen suche, weil sein seitheriger sich verheirathet hatte, der Lebensmittel und andere Bedürfnisse auf das

Feld hinaus besorge, wo die Heerde sich lange aufhält. Er gab Dianen zu essen, und schrieb einen Zettel an den Oberhirten, den er durch sie absendete, indem er ihr den Weg zeigte, und ihr für den folgenden Tag Nahrungsmittel mitgab. Der Oberhirte hatte Dianen nicht sobald ersehen, als er über sie und die Zuschrift seines Freundes zu lachen anhub. Er berief die übrigen Landleute zusammen, und sie trieben nun mit ihr, ihrer boshaften Gewohnheit nach, ihre Neckereien. Der Oberhirt fragte den verkleideten Jüngling, wo er zu Hause sei? und er erwiederte: in Andalusien, denn er sehe zwar wohl nicht so sonnenverbrannt aus, wie es seiner Kleidung entsprechen möge; dies rühre aber daher, weil er lange Zeit in einem Walde gelebt habe, wo ihn die Sonne nicht mehr, als er selbst gewollt, beschienen. Nächstdem wußte er ihm noch so vieles vorzuplaudern, und in seiner Vertheidigung gegen die Stichelreden und Spötteleien der Bauersleute so viele Munterkeit und Beherztheit kund zu geben, daß der Oberhirt ihn liebgewann und in seinem Hause aufnahm. Da er ihn an diesem Abende nun halblaut für sich singen hörte, während er aus einem Ziehbrunnen einige Eimer Wasser schöpfte und in einen Trog füllte, um damit das Hausvieh zu tränken, so fragte er ihn, ob er wohl ein Instrument spielen könne, wie die andalusischen Hirten in der Regel zu thun pflegten? Diana sagte, sie spiele die Laute, mit der sie sich zuweilen die Schwermuth verscheuche, der sie von Natur unterworfen sei. — Lisandro, denn so hieß der Oberhirt, erstaunte, daß ein Schäfer ein für das Feld so unzweckmäßiges Instrument spiele und seine siebzehn bis achtzehnjährige Tochter Silveria, die von seinem ersten Eintritte an in ihr Haus keinen Blick von ihm verwandt hatte, begann ihn nun mit anderen Augen und mit nicht geringer Theilnahme anzusehen. Es lebte in der Nähe ein Student,

der sein Augenmerk auf sie gerichtet hatte, und bei dem Studium seiner Gesetzbücher, die er von Salamanca mitgebracht, mehr an sie dachte, als etwa an den Baldus und Bartolus. Dessen Instrument ließ Lisandro holen, und obwohl es keine Laute war, so verstand Diana dennoch das kleine Lied darnach einzurichten, welches sie jetzt auf sein Verlangen sang und sich darauf zu begleiten, indem sie ihre Stimme mit solcher Gewandheit verstellte, daß man ihr weder ihr Geschlecht noch die Verstellung anmerkte. Der Student war seinem Instrumente nachgegangen, und hörte dem fremden Sänger, ohne in das Haus einzutreten, von außen zu; Silveria aber verlor sich ganz in ihre Empfindungen, als sie Dianen zu ihren äußeren Vorzügen auch noch dieses Talent fügen sah. Nach wenigen Tagen fing sie schon an, sich um Dianens Gunst zu bewerben und ihr bei allen Gelegenheiten, die sich ihr darboten, gefällig zu sein, bis sie endlich am Abende eines Feiertages, als sie sich zufällig mit ihr allein in einem kleinen Garten befand, in dem, wie in Bauergärten immer, mehr Bäume als Blumen standen, sie auszufragen begann: woher sie sei, warum sie ihre Heimath verlassen, und ob ihr vielleicht die Liebe dazu Grund gegeben habe? Ihr etwaiges Unrecht dabei entschuldigte und rechtfertigte sie sogar schon im Voraus, weil sie eben für nichts anderes mehr als dafür, was sie ihr ansinnen wollte, Gedanken hatte. Auf alle diese Dinge antwortete Diana mit vieler Ueberlegung und Klugheit, indem sie vorgab, durch eine zweite Verheirathung ihres Vaters aus seinem Hause vertrieben worden zu sein, und ihr die böse Sinnesart ihrer Stiefmutter schilderte. Es kamen Leute dazu und so endete diese Unterredung zu großem Verdrusse Silveriens, deren Blicke von nun an deutlicher zu Dianen sprachen. Die Landleute waren unzufrieden mit Dianens Blödigkeit, und um sich nicht zu verrathen, ließ sie

sich denn an, die jungen Mädchen zu liebkosen, die zu ihrer Herrin kamen. Da das Gut ziemlich groß war und viele Leute darauf dienten, so wurden mitunter Tänze angestellt, und Diana nahm an diesen eben so wohl zu ihrem Zeitvertreibe als zur Freude der Landmädchen und insbesondere einer Schwester des erwähnten Studenten Theil, die außerordentlich schön und gesprächig war und sich viel damit wußte, daß sie Ritterbücher und Liebesgeschichten läse. Silveria hingegen wurde deswegen unmuthig über sie, und sagte ihr, in Eifersucht entbrannt, eines Abends unter Thränen, wie unglücklich sie sich fühle, daß sie nicht wie andere Mädchen, ihre Zuneigung gewinne und wie ungerecht es von ihr sei, sie ohne sie zu lieben, ihrem Mißgeschick zufolge, mit der Eifersucht zu tödten, die ihre Nachbarin ihr verursache. Die Leidenschaft ihrer Gebieterin schmerzte Dianen so sehr, daß sie wohl tausend Male entschlossen war, ihr zu sagen, sie sei ein Weib wie sie; jedoch aus Besorgniß, man möge dann zu ihrem Nachtheile ihre Verhältnisse entdecken, bezeigte sie sich ihr für ihre Liebe dankbar und beruhigte ihre Leidenschaft mit der Erklärung, sie wage sich nur deswegen blos an die Anderen und nicht an sie, weil die schuldige Ehrerbietung vor ihr als ihrer Gebieterin sie davon abhalte; von jetzt an wolle sie aber ihren Fehler wieder gut machen. — Die von dieser Hoffnung getäuschte und zufrieden gestellte Silveria ergriff Dianens Hand und küßte sie trotz ihres Widerstandes zwei Mal, indem sie also mit deren Schnee die Gluth ihrer Liebe kühlte, wenn man anders das, was beide anfacht, eine Kühlung nennen kann. Dianens Liebe begann schon im Hause wahrgenommen zu werden, wie man ja zu sagen pflegt, daß Liebe, Geld und Kummer sich nicht verbergen lassen: die Liebe nicht, weil sie durch die Augen redet, das Geld nicht, weil es aus dem Glanze seines Herrn hervorscheint, der Kummer

nicht, weil er sich in die Gesichtszüge eingräbt. Die besorgte Diana suchte eine Gelegenheit auf, sich zu entfernen; denn sie wurde von Allen so sehr geliebt, daß sie eher ihr Leben gefährden als undankbar sein mochte: jedoch meinte es das Glück jetzt besser mit ihr als sie hoffte, und als es seither mit ihr verfahren war. Der Herzog von Bejar kam nämlich zur Jagd auf seine Güter und ließ sich eine Nacht von seinem Oberhirten beherbergen, den er wohl kannte, weil ihm der Alte zu gewissen Zeiten Geschenke brachte, die der Herzog gut aufnahm, wie denn eben die Früchte der Felder den Fürsten mitunter angenehmer sind, als der Reichthum und Ueberfluß ihrer Paläste. Da nun der Oberhirte den Herzog zu unterhalten wünschte, so war es natürlich, daß er Dianen rufen ließ, und sie, die dem Herzoge wohl gefiel, zu singen aufforderte. Der Student mußte, wie sehr auch wider Willen, weil er vor Eifersucht auf Dianen und Silverien fast den Verstand verlor, abermals sein Instrument herbeibringen, und die erstere sang, nachdem sie die Saiten mit ihrer Stimme in Einklang gebracht hatte, die folgenden Verse, denen Alle zuhörten:

Liebeshaine und Gebüsche,
In deren Ulmen, deren Eschen,
Noch das süße Angedenken
Eures alten Hirten lebt.
Hört, ich bitte euch bei dem,
Was ihr schuldig mir geworden,
Aufmerksam auf meine Klagen,
Ich beklage, seht, mich sanft.
Nehmet jetzt von eurem Schäfer,
Auf dem neuen Instrumente,
Mehr der Thränen, als der Worte,
Seufzer mehr, als Verse hin.
Und so wißt: ich ging verloren;
Doch ich lüge, sag' ich so,
Weil noch nie so viel als ich

Einer durch Verluſt gewann.
Ich gewann und ich verlor mich,
Ich verlor das Leben zwar,
Doch damit gewann ich ruhmvoll
Meiner Wünſche hohes Ziel.
Alſo, ihr verliebten Wälder,
Sterbe ich und bin zufrieden,
Sterb' aus Liebe zu zwei Augen,
Bin zufrieden, mich d'rin zu ſehen.
Gern wollt' ich ſie euch bezeichnen,
Trüg' ich nicht vor Andern Scheu,
Anzubeten wag' ich ſie,
Aber anzublicken nicht.
Lieb' ich ſie, ſo ſtirbt mein Leben,
Und doch hatt' ich tauſend Mal,
Wann ich lebend ſie erſah,
Nicht den Muth hineinzuſchauen.
Sagte ich euch, ſie ſind ſchwarz,
Gleich, ich ſchwör' es, ſagte man,
Der Jacinta Augen ſind es,
Durch die er verloren geht.
Ihr im Thale fraget mich:
Giebt's denn nur zwei ſchwarze Augen?
Viele giebt es, doch nur zweien
Iſt zu eigen ſolche Anmuth.
Mir, ihr Wälder, könnt ihr glauben,
Der ſich rühmt, Geſchmack zu haben,
Wären ſie nicht ſo lebendig,
Wär' ich nicht ſo nah' dem Tode.
Bäum', ich bin es nicht allein,
Der ſie liebt auf dieſe Weiſe,
Noch kein Leben ſah'n ſie an,
Das ſich ihnen nicht ergab.
Wollte einer mich verſpotten,
So ergreif' ihr Feuer ihn,
Denn es ſchützen Eiſesberge
Gegen ſolche Sonnen nicht.
Eis und Schnee war meine Seele

Bevor ich die Sonnen schaute,
Doch nun schmolz ihr Strahl den Schnee,
Hab ich anders noch die Seele.
Nicht undankbar waren sie,
Denn sie gaben voll Erbarmen
Anlaß mir, mich zu verderben,
Und mein Unglück dank' ich ihnen.
Was mich kränkt, ist, daß ich weiß,
Daß ich unwerth, sie zu lieben,
Wär's auch Wahrheit, Wälder, daß ich
Ihre Schönheit noch verdiene.
Also zwischen Furcht und Hoffnung,
Bin ich denn dahin gebracht,
Daß ich, ob sie gleich mich tödten,
Ohne sie nicht leben kann.
Bin ich fern, so bin ich muthig,
Nah' ich ihnen, zitt're ich,
Als der erste in der Welt,
Der bei solchem Feuer zittert.
Das, was wir alltäglich schauen,
Pflegt an Schätzung einzubüßen,
Doch mit jedem Tag' des Umgangs
Muß ich sie nur mehr verehren.
Auf den Auen meines Dorfes
Sag' ich ihnen so viel Süßes,
Daß die Wässer sich verweilen,
Daß die Wind' und Vögel schweigen.
Nahen sie, die Augen schauend,
Sind sie stummer, unbelebter
Wie des Mitternachts die Quelle,
Schlug der Frost in Bande sie.
So verliebt bin ich geworden,
Daß ich, kam die Zeit einmal,
Ihres Glanzes mich zu freuen,
Ungenützt sie ließ vergeh'n.
Als ich minder noch sie liebte,
Da besaß ich höher'n Muth,
Jetzo liebe ich sie mehr,

Und mein Muth verminderte.
Doch ich schwör' euch, grüne Haine,
Ihretwegen lieb' ich mehr
Diese Qual als alle Wonne,
Die der Himmel in sich faßt.
Es ist Wahrheit, daß derweil
Mich die Eifersucht bethört,
Denn jedwede Frucht der Liebe
Giebt ja Zoll der Eifersucht.
Auf die Hirten nicht allein,
Die sie nah und fern anschauen,
Nein, auf alles was ihr Blick trifft,
Bin ich voller Eifersucht,
Auf mich selbst hab ich sogar
Jezuweilen sie empfunden,
Dacht' ich mir, ich sei ein Andrer,
Wann geneigter sie mir schien.
Tritt sie über ihre Schwelle,
Fesselt sie mir Blick und Schritt,
Und es hängt mein Aug' an ihr,
Wie das Leben meiner Seele.
Also eifersüchtig bange,
Folg' ich ihr, den Himmel bittend,
Daß die Schäfer, die sie sieht,
Alle roh und häßlich seien.
Tausend Mal gelüstet's mich,
Ihren Spiegel zu zerbrechen,
Weil er zwei Jacinta's bildet,
Und schon eine mir zu mächtig.
Wälder, wehklagt über mich;
Doch o laßt es, denn ich beschwör' euch,
Sie zu sehen schon vergütet,
Was ich um sie leide, mir.

Schon allein Dianens Person hatte dem Herzoge sonderlich wohlgefallen; noch vielmehr aber gefiel sie ihm, als er sah, mit welcher Anmuth, Gewandtheit und süßer Stimme sie diese Verse sang. Er richtete all' die Fragen an sie, die

nur bei einer solchen Gelegenheit ein vornehmer Mann ersinnen kann, und vornehme Leute fragen viel, weil sie eben wenig von dem wissen, was bei geringen vorgeht; was aber ihr Vaterland und ihre Eltern anging, als worauf er am meisten beruhte, so sagte sie ihm: es habe sie in Sevilla ein Mann erzogen, den sie Vater genannt; von zwei zu zwei Monaten sei jedoch ein anderer in sein Haus gekommen, der ihm Geld und Briefe überbracht und ihm anempfohlen habe, für sie zu sorgen, woraus ihr denn der Argwohn erwachsen, ihr Vater möge ein Anderer, Edlerer, sein und weit von Sevilla entfernt wohnen. Sie habe nun Jenen zwar, als er eines Tages recht guter Laune gewesen, gebeten: ihr zu sagen, wessen Sohn sie sei, da sie doch schon wisse, sie sei der seinige nicht; aber weder bei dieser Gelegenheit, noch bei vielen anderen, habe sie ihn so wenig durch Dienstfertigkeit, wie durch Liebkosungen bewegen können, es zu thun, indem er sie von einem Tage zum anderen mit Ausreden hingehalten und ihr zugeschworen habe, dies sei ohne die Zustimmung jenes Anderen unmöglich, bis er inmitten dieser Vertröstungen an einer Krankheit gestorben sei, so daß er es ihr denn nicht sagen können, wenn er auch gewollt. Sie habe, also verlassen, nicht gewußt, welches Gewerbe sie ergreifen solle, wie gern sie sich auch einem widmen mögen; zuletzt jedoch habe sie das eines Hirten und Landmanns vielmehr deshalb erwählt, um in der Einsamkeit desto besser ihrer Traurigkeit über ihre dunkle Geburt nachhängen zu können, als weil sie etwa nicht gewußt, daß sie auf diesem Wege ihr Schicksal nimmermehr verbessern werde. — Hierin irrst du dich, antwortete ihr der Herzog, denn ich gedenke, dich mit mir zu nehmen und dich so werth zu halten, als du es verdienst, weil ich es für eine große Gewaltthätigkeit deiner Gestirne halte, dich unter so geringen Leuten mit solchen Vorzügen

leben zu lassen, die man, ohne gegen den Himmel ungerecht zu sein, weder schlecht anwenden noch verbergen kann. — Diana küßte dem Herzoge mit der Höflichkeit und dem Anstande die Hände, die sie in besseren Kleidern sich angeeignet hatte und nahm die Gnade, die er ihr erwies, mit bescheidenen und verständigen Worten an, durch welche sie eine immer höhere Gunst bei diesem großen Herrn erlangte, der sie, mit allem Nothwendigen versehen, mit sich nahm.

Silveriens Mißvergnügen darüber ließ sich mit nichts vergleichen, wenn nicht etwa im Gegensatze mit dem Vergnügen des eifersüchtigen Studenten, den die Entfernung Dianens eben so sehr erfreute, als sie Silverien und seine Schwester betrübte, welche sie mit Thränen feierten.

Celio erlitt auf seiner Reise nach Indien mittlerweile große Unfälle, denn ein entsetzlicher Sturm zerriß, trotz aller Anstrengungen der Seeleute, das ganze Tau- und Takelwerk seines Schiffes und brachte ihn in Gefahr, durch die unerbittliche Gewalt der Wogen sein Leben zu verlieren. Mitten in der Verwirrung des Geschreis beim Segel einziehen, des Aufhissens, Umlegens, Strandens und Hin- und Herlaufens bei den verschiedenen Schwenkungen des Schiffes, derweil der Sturm wüthete und alle Ordnung der Schiffahrt aufgehoben war, dachte Celio, mit dessen Innerem es noch schlimmer stand, als mit dem Tauwerk des Schiffes, nur an Dianens Verlust, die er für die Sonne jener indischen Welt ansah; bis er, am Ende des schreckbaren Unwetters, mit seinem Schiffe auf eine afrikanische Insel verschlagen wurde, wo die Seefahrer zuweilen Wasser einnehmen, wenn gleich es nöthig ist, nur mit starker, wohlbewaffneter Mannschaft und großer Vorsicht daselbst anzulegen, weil die Mohren sie um der Nachtheile willen besetzt halten, die ihnen spanische Galeeren und Schiffe zuzufügen pflegen. Celios Fahrzeug war durch den

Orkan so übel zugerichtet worden, daß die Seeleute es nicht weiter bringen konnten und sich entschlossen, es auszubessern. Die Passagiere stiegen also mit dem Patrone und zwar frohen Muthes an das Land, weil die Erde stets dem Menschen eine Mutter, das Wasser dagegen nur eine Stiefmutter ist. Sie aßen zu Mittag auf dem grünen Rasen, der ihnen zum Tischtuch diente, und als sie mit dieser Mahlzeit, der ruhigsten auf der ganzen Reise, weil sie sie auf dem festesten Tische verzehrten, zu Ende waren, bat der Schiffer Celio, seinen Trübsinn wahrnehmend, ihm die Ursache desselben mitzutheilen. Von seinem mitleidigen Gemüthe bewegt, erzählte ihm Celio denn, wer er sei, was ihm begegnet und was er suche, und darauf sprach der Schiffer zu ihm: In derselben Stadt habe ich einen Oheim, dem der größte Theil der Ladung dieses Schiffes zugehört. Ich hatte denselben eines Abends spät verlassen, nachdem ich ihm über unseren Gewinn bei der letzten Flotte Rechnung abgelegt, und war eben von ihm mit neuen Aufträgen verabschiedet worden, als ich etwa um die Stunde der Mitternacht eine Straße hinauf ging, wo mich von einem Balkone herab eine Dame anrief und fragte: ob die Stunde gekommen sei? Ich antwortete ihr: es sei eine jede Stunde recht, und so händigte sie mir ein Köfferchen voll Geld und Juwelen ein, indem sie mich aufforderte, sie an der Thüre zu erwarten. Ich weiß nicht, was mich verleiten konnte, eine solche Schlechtigkeit zu begehen; denn ich lief wie rasend auf und davon, und wollte das Ende nicht abwarten, weil es eben manche Fabel giebt, die sich durch zwei Akte glücklich fortspinnt und beim dritten verunglückt. Ich versetzte die Juwelen in Sevilla gegen Dinge, die mir nöthig waren, jedoch mit dem Vorsatze, wenn mich Gott von meiner anzutretenden Reise wohlbehalten zurückkehren ließe, sie ihrer Eigenthümerin wieder zuzustellen. Solltet

ihr, wie ich beinahe aus euret Erzählung schließen möchte, die Dame kennen, so beschaut hier diesen Diamant, der ihr gehört, ob er euch vielleicht bekannt ist? — Celio erkannte, daß es derselbe war, den er Dianen mit seinem ersten Briefe zugeschickt hatte und es war ihm, als ob ihm die Gurgel zugeschnürt würde, so daß er nichts zu antworten wußte und nichts antworten konnte, ja es wurde noch schlimmer mit ihm, als der Schiffer hinzufügte: hätte er ihm die Absicht seiner Reise in Sevilla gesagt, so würde er ihm dieselbe haben ersparen können, denn er wisse zuverlässig, daß Diana nicht auf dem Geschwader sei.

Celio, erfreut und auf den Tod betrübt, sagte zu ihm: dieser Ring sei das erste, was er Dianen geschenkt habe, und die Juwelen müsse er ohne allen Zweifel zurückgeben, denn die Dame sei von Stande, und er könne, um seines Diebstahls willen, leicht sein Leben einbüßen; er möge indeß schweigen und sie behalten, wenn er ihm nur den einen Ring zu seinem Troste überlassen wolle. Was sich aber auch Celio mit ihm abmühen, was er bitten und drohen mochte, er konnte den Barbaren nimmermehr dahin bringen, ihm den Ring zu lassen. Worte pflegen öfter als Beleidigungen Händel anzustiften, und so kamen Celio und der Schiffer von einem auf das andere, bis sie sich entzweiten, wie denn eben der größte Feind der Liebe weder Abwesenheit, noch Eifersucht, noch Gleichgültigkeit, noch Eigennutz, noch Unbeständigkeit des Sinnes ist, sondern Streit. Der gegenwärtige gedieh allmälig so weit, daß Celio dem Schiffer zwei Stiche mit dem Dolche gab, an denen dieser starb. Das Schiffsvolk lief über den Lärmen hinzu und obwohl sich Celio wie ein Verzweifelnder wehrte, so nahmen sie ihn dennoch fest und schleppten ihn auf das Schiff, das, kalfatert und völlig in Stand gesetzt, mit gutem Winde wieder absegelte und mit dem im

untersten Raume angeketteten Celio nach Cartagena in Indien fuhr. Unterweges hatte der Schiffsschreiber ein Protokoll über die Ermordung des Schiffers aufgenommen, weil Celio dieselbe keinesweges ableugnete, sondern einfach aussagte, daß er ihn als den Räuber seines Eigenthums, seines Glückes und seiner Ehre getödtet habe. Und so wurde er nach erfolgter Ankunft in den Kerker geworfen, weil dies neu eroberte Land noch keinen Statthalter hatte, und deshalb voller Aufruhr und Raub, als entlegen ungehorsam und durch Ehrgeiz stetem Wechsel unterworfen war, wie ja schon der ältere Plinius gesagt hat, daß keine Herrschaft abscheulicher sei, als eine dem Volke bestgefällige.

Unterdessen diente Diana dem Herzoge, der sie um der Reinlichkeit und Zierlichkeit willen, die sie in ihrer Kleidung beobachtete, in kurzem zu seinem Kammerdiener machte, in allen Dingen mit gutem Willen, weil sie dazu eben die Einsicht unterstützte: daß Niemand gut dient, der nicht zu gefallen strebt, dem er dient.

Der katholische König entschloß sich zu der Eroberung des Königreiches Granada und ließ die Granden zu sich entbieten, von denen der Herzog nicht der säumigste war, denn er hatte den Aufruf kaum empfangen, so erkor er die Diener, die ihn begleiten sollten und kleidete sie reich und prachtvoll ein. Noch hatte Diana keinen ähnlichen Tag der Freude in ihrer Trübsal erlebt, indem sie dafür hielt, suche Celio sie, so könne er sie nirgend anders eher als am Hofe finden, und ihre Zufriedenheit ging auch auf ihre Kameraden über, die ihr Glück wünschten, sie so heiter zu sehen, denn sie liebten und achteten sie alle, weil sie mit vieler Lebensklugheit Aller Eigenthümlichkeit ertrug. Ein solches Betragen ist aber auch in einem Palaste unumgänglich nothwendig, weil derjenige, der seine eigene Art und Weise etwa durchsetzen wollte, ohne

die Anderer zu dulden und sich ihr zu fügen, sich weder die Gnade seines Gebieters erhalten noch ermangeln würde, seine Absichten am Neide Anderer scheitern zu sehen. Unterweges erlangte Diana großes Ansehen und bewies ihr der Herzog immer größere Huld, wie denn eben Reisen und Kerker innige Freundschaften schließen und das Gemüth öffnen. Sie bezauberte durch den Anstand und die Anmuth ihres äußeren Wesens, sowie durch ihren süßen Gesang, den sie des öfteren ertönen ließ, nicht nur das sämmtliche Gefolge des Herzogs, sondern auch insbesondere ihn selber immer mehr, und er dachte ernstlich daran, wie er ihr Glück machen könnte, das er schon gemacht haben würde, hätte sie nur irgend Neigung zum Ehestande bezeigt, weil er mit der Herzogin übereingekommen war, sie mit einem ihrer Kammerfräulein zu verheirathen, die ihre volle Gunst und ihr Vertrauen besaß, wiewohl Diana die Ausführung dieses Plans, als eine Unmöglichkeit, so viel als es ihr möglich war hintertrieb. Der Herzog richtete sich am Hofe mit einer Herrlichkeit ein, die einem solchen Fürsten zukam. Er ging im Palaste ab und zu und hatte auf seiner Kutsche jedes Mal Dianen bei sich, die mit Argusaugen umherforschte, ob sie etwa auf den Straßen, oder in den Höfen und Korridoren des Schlosses ihren Celio ersähe, der dagegen bereits in dem Kerker von Cartagena in Indien eingeschlossen war. Es pflegte der König häufig auf einem Balkone über dem Portale des Palastes zu erscheinen, der eine schöne Aussicht gewährte, um daselbst durch die krystallenen Fenster die Granden ankommen zu sehen. Da wollte nun Dianens Glück, das bereits müde war ihr zu grollen, daß bei dem Begegnen und der Auffahrt der Kutschen ein Diener sich unehrerbietig gegen den Herzog betrug. Seine Begleiter, als noch unerfahrne Höflinge, geriethen zwar

dadurch in Verlegenheit, Diana jedoch, die sich vordem zuweilen zu ihrer Belustigung mit ihren Frauen in den Waffen geübt hatte, die ihr Bruder Octavio und Celio gegen einander zu führen pflegten, sprang zierlich vom Kutschentritt herunter und gab dem Unhöflichen, ehe er sich noch zur Wehre setzen konnte, eine tüchtige Züchtigung mit dem Degen. Die Verwirrung wurde groß, inzwischen gebrauchte der Herzog sein Ansehen und nahm seinen Kammerdiener mit sich bis zum Eingange des königlichen Gemachs. Als der König mit dem Herzoge sprach, lachte er des öfteren, der Herzog fragte: worüber seine Hoheit lache, und der König antwortete: Ueber den guten Anstand eures dienenden Kavaliers, der jenen Menschen, der sich einer solchen Unhöflichkeit gegen euch erdreistete, so derb dafür abstrafte. — Der Herzog sah, daß der König nicht zürnte, nnd lobte und pries also die guten Eigenschaften, Sitten und Vorzüge Dianens so hoch, daß der König sie sehen wollte und ihr gestattete einzutreten und ihm die Hand zu küssen. Ihr schöner Wuchs, und ihr gewandtes, feines und bescheidenes Betragen vermochten den König, sie sich von dem Herzoge zu erbitten, der ihm darauf erwiederte: Dieser Diener sei zwar seine größte Freude; er habe jedoch, sobald er ihn erworben, den Gedanken gehegt, ihn ihm anzubieten.

Also trat Diana in den Dienst des katholischen Königs, und erlangte schon nach wenigen Tagen seine Gunst in einem solchen Grade, daß er sich bei tausend vorkommenden Anlässen über sie freute und sie allmälig eine immer wichtigere und ansehnlichere Rolle spielen ließ, wiewohl das arme Mädchen sie nicht zu würdigen wußte, weil ihr Herz zweien abwesenden Celio's angehörte, deren einer, ihr Gemahl in Indien und deren anderer, ihr Sohn bei Plasencia weilte. Ja die Zuneigung des Königs zu Dianen wuchs bei ihrer Anmuth

und ihren Dienſten dermaßen an, daß ſie, ehe noch der Herzog den Hof verlaſſen, demſelben alles, was er für ſie gethan, wieder eingebracht hatte, indem ihm ſeine Hoheit auf ihre Bitte die größte Commende von Alcantara und ſeinem zweiten Bruder ſechstauſend Dukaten Einkünfte verlieh.

Die Anmuth der Stimme Dianens war zwar bei Hofe nicht verborgen geblieben; aber ſie konnte ſich in ihrem neuen Stand und Amte nicht hören laſſen. Es iſt ein Irrthum der Welt, daß durch gewonnenes Anſehen einem Menſchen die Anmuth verloren gehen ſoll, und daß dagegen eben ſo Jemand, dem der Himmel die Gabe zu ſingen, ein Inſtrument zu ſpielen oder Verſe zu machen, verliehen hat, etwa zu anderen Beſchäftigungen deswegen unfähig ſein ſoll, indem man ihm jene Vorzüge wohl gar als Schimpf und Schande auslegt. Alexander ſang und ſpielte, Oktavian machte Gedichte, und dennoch verhinderte dies weder den einen, die Welt im Frieden zu erhalten, noch den anderen ſie zu erobern. Der Sohn eines vornehmen Mannes liebte eine Dame und dieſelbe wünſchte ſehnlichſt Dianen ſingen zu hören, an deren Perſon und Geiſt ſie ſich angenehm zu unterhalten glaubte. Sie bat ihren Liebhaber alſo recht eindringlich, Dianen dazu zu vermögen, eines Nachts zu ſingen, und Diana, die ihm nicht mißfallen wollte, und der Meinung war, es würde nichts zu bedeuten haben, wenn es verlautete, begab ſich gegen ein Uhr nach Mitternacht auf einen gewiſſen freien Platz im königlichen Palaſte und ſang Folgendes:

Wälder, nie in meinem Leben,
Hatt' ich Grund ſo viel zu ſingen,
Nie mehr Grund zu hohen Liedern,
Grund zu zärtlichen Gedichten.
Höret mein vergangen Leiden
Und mein gegenwärtig Glück,

Denn zur Seele eures Schweigens
Soll sich meine Stimm' erheben.
Nicht im Dorfe wollt' ich reden,
Wälder, denn ich fürchte fast
Als geheime Zeichenschreiber
Die Gedanken Anderer.
Hier bei euch ist es mir wohl,
Denn wenn irgend auch ein Bächlein
Murmelte von meinen Reden,
Rinnt es eilig doch vorbei.
Von dem Zauberpalast Circe's
Waren meine Sinn' umschlossen,
Eingefangen ohne Schönheit,
Abgefunden ohne Lohn.
Und in solcher Umwandlung
Uebersah ich ihre Mängel:
Weh der Liebe! die am Ende
Nichts als Reue hinterläßt.
Doch schon gab, geneigte Wälder,
Andrer Herrin mich das Glück hin,
Die so schön, als wäre sie
Von Einbildungskraft erzeugt.
Grün, die Augen, wie gemalt,
Doch betrachtet, bitt' ich euch,
Nennt man so etwas gemalt,
Was ist dann das Wirkliche?
Schau' ich in sie, staune ich
Und bewundre schon das Wunder,
Daß gemalte Sonnen senden
Solche Feuerstrahlen aus.
Darin leben nun zwei Sterne,
Nicht gemalt, so wie die schönen
Augen, sondern Maler selbst,
Weil mein Bildniß sie entwerfen.
Dieser Himmel ihrer Augen
Läßt erschimmern, schön und dunkel,
Freundlich drüber die zwei Bogen;
Nah' den Himmeln, welche Güte!

Die Natur und jener Gott,
Die da eure grünen Wiesen,
Im April und Mai bekleiden,
Reich begabten ihren Mund.
Und obgleich der Lenz die Rose
Euch zu Venus Ehre gab,
So die Rose ihrer Lippen
Doch besiegte, die wie mich.
Er schuf sie aus zwei Korallen,
Doch die Perlen, drin erglänzend,
Mag das eigne Lächeln preisen,
Ich, verwirrt, vermag es nimmer.
Elfenbein sind ihre Hände,
Liebespfeile ihre Finger,
Denn so wie die Sonn' ist Schnee,
Schießt sie Strahlen auch von Eis.
Von den andren höchsten Reizen
Schweig' ich lieber, um euch nicht
Gar etwa beglückt zu scheinen,
Der ich doch bethört nur bin.
Doch die Seele denket euch,
Die den schönen Leib belebt,
Und ihr schaut wie durch Kristall
Ihr in ihres Geistes Licht.
Drei der Grazien geb' es, sagen
Die, so niemals sie gesehen,
Denn die vierte würde sie,
Wären's nicht blos zwei zuvor.
Diese Schönheit, die ich singe,
Habe ich sechs Jahr geflohen,
Nun in einer Liebesstunde
Zahl ich ihr was ich ihr schulde.
Hier in ihrem Anschau'n leb' ich.
Säh' ich sie nicht, würd' ich sterben,
Und so sag' ich stets, ich gehe,
An das Wiederkommen denkend.
Eifersüchtig und zufrieden,
Ist befriedigt Eifersucht?

Leb' ich, wegen meines Glückes,
Ohne Liebeseifersucht.
Wehe mir! wenn, was ich fürchte,
Jemals würde Wirklichkeit,
Doch ich will es mir nicht denken,
Denn ich stürbe sonst vor Angst.

Dieser Gesang wurde Dianens Unglück oder Glück, denn irgend ein Eifersüchtiger, der bei dem Könige nicht in Ungunst stand und Dianen nicht wohl wollte, hatte ihn gehört und verleumdete sie deswegen bei dem Könige. Dieser, der es bereits vernommen, hatte zwar geschwiegen; ergriff aber nunmehr dennoch seine Maßregeln, weil er deshalb von so Vielen bedrängt wurde, denen seine Vertrautheit mit Dianen als eine weder auf Geburt noch auf etwaige würdige Kriegs- und Friedensdienste begründete Sache verhaßt war. Sowie er denn also von den großen Unordnungen in Indien Bericht empfangen und erkannt hatte, daß gegen Dianen, die sich immerdar Celio nannte, der Neid geschäftig war, so ernannte er sie, damit er sie auf dessen Verleumdungen nicht am Ende dennoch müßte in Ungnade fallen lassen, zum Gouverneur und Generalcapitain des ganzen neu eroberten Landes, um die auf den Tod Angeklagten, wenn sie schuldig wären, daselbst zu bestrafen, von wannen alltäglich Klagen und Prozesse in Spanien einliefen.

Diana konnte nicht umhin, dies Amt anzunehmen, und küßte dem Könige die Hand, indem sie mit ihrer Bestallung und dem nöthigen Gefolge von Valladolid nach Sevilla abreiste, wo die Flotte vor Anker lag und Diejenigen sich versammelten, die mit ihr übersetzen wollten, und deren Zahl auf die Gerüchte von den unermeßlichen Schätzen, die jenes Land hervorbrächte, ins Unendliche anwuchs. Ihr Weg führte sie durch ihre Vaterstadt Toledo, und wie denn Männer und

Frauen darin von Neugierde erregt wurden, so drängte sich Alles hinzu, den neuen Vicekönig zu sehen, dessen Persönlichkeit und Verstandeskräfte in allen Städten Castiliens berühmt waren. Auch ihr Bruder Octavio war dabei, und sowie sie diesen unter der Menge erblickte, bedeckte sich ihr Antlitz mit Thränen und zog sie die Vorhänge ihrer Kutsche zu, um, nahe daran ihren Geist aufzugeben, in die Kissen zurückzusinken. In Toledo wollte sie nicht anhalten; als sie diese Stadt aber weit genug hinter sich hatte, um nicht mehr gesehen zu werden, ließ sie die Kutsche aufdecken und schaute mit den innigsten Seufzern zurück. Von Sevilla an begannen Dianens Schicksale sich ihr freundlicher zu gestalten, und es trug sie das Meer mit günstigem Winde nach dem ersehnten Lande hinüber. Hier erfreuten sich Spanier wie Indier ihrer Ankunft, und da sie wahrnahmen, wiewohl sie verstand, Achtung und Furcht vor sich einzuflößen, indem sie strafte und belohnte, ohne ihre Hände zu beflecken, oder ihre Gerechtigkeit zu beeinträchtigen, so nannten sie sie sowohl deswegen, als weil sie sie für einen keuschen Jüngling hielten, den spanischen Sonnengott. Sie sandte Viele mit ihren Rechtshändeln und deren Untersuchung nach Spanien; Viele ließ sie aber auch in der Stille erwürgen und im Meere, wenn man so sagen kann, begraben. Zuletzt kam sie nach Cartagena und erblickte, die Gefangenen besichtigend, Celio, den sie, wie abgezehrt und bleich er auch war, alsbald erkannte, weil eben die Liebe im Blute ist und, rasch in das Herz eindringend, der Seele ihre Nachrichten giebt. Dianens Freude kämpfte mit ihrer Verstellung und hätte diese beinahe überwunden. Sie ließ sich seine Sache vortragen und wollte ihn in Freiheit setzen; aber zwei Brüder des Gemordeten, der eine, ein reicher Kaufmann, der andere, ein tapferer Capitain, die ihn bis dahin im Gefängnisse gehalten und verfolgt hatten, fingen

darüber an zu schreien und forderten Gerechtigkeit, so daß Diana ihre Absichten nicht sogleich durchsetzen konnte. Sie gebot Jedermann, sich aus dem Saale zu entfernen und wünschte den Hergang der Sache aus seinem Munde zu vernehmen, indem sie ihm ihr ritterliches Wort gab, wenn er ihr die Wahrheit sage, ihm aus allen Kräften beizustehen. Celio glaubte die Wahrheit, indem er glaubte, der Vicekönig sei ihm günstig gesinnt, und wiewohl er sie nicht verstand, so erzählte er ihm doch ausführlich seine ganze Geschichte, von seinem Liebeshandel in Toledo an, wie viel er um Dianen ausgestanden habe, seitdem er sie nach ihrem Verschwinden suche, und wie eben der Mann, den er getödtet, als der Dieb ihrer Juwelen, ihn durch die verweigerte Rückgabe eines Diamanten, des ersten Pfandes seiner Liebe, so lebendig an sein Unglück erinnert habe, daß er in die Wuth der Verzweiflung gerathen sei.

Diana schaute Celio an und drängte die Thränen ihrer Augen in ihr Herz zurück, wo sie deren so viele weinte, als ihr Angesicht geweint haben würde, wäre sie allein gewesen. Sie entließ Celio und trug ihrem Haushofmeister insgeheim auf, ihn mit vorzüglicher Sorgfalt zu behandeln; auch unterredete sie sich mit ihm alle Tage und ließ sich von ihm seine Geschichte immer wiederholen, den es nicht wenig verwunderte, daß sie gar nichts anderes von ihm wissen wollte.

Nachdem sie endlich alles gethan, was ihr in jenem Lande obgelegen, indem sie, dem königlichen Willen und Befehle gemäß, den Schuldigen bestraft, und den Gerechten verdientermaßen belohnt hatte, erkannte sie die Unmöglichkeit, die aufgebrachten Verwandten des getödteten Schiffers durch Bitten oder Geld zu beschwichtigen, und ließ denn Celio als Gefangenen auf das Admiralsschiff zu sich bringen, wo sie mit

ihm während der ganzen Rückfahrt zusammen speiste und verkehrte.

Diana traf den katholischen König in Sevilla an, und begab sich zu ihm, um ihm die Hände zu küssen, mit einem großen Gefolge, und nicht ohne Celio, den sie zu ihrer Entschuldigung von einigen Wachen begleiten ließ. Diana hätte sich nach so vielen Leiden und Mühseligkeiten freilich gern schon längst ihrem Celio entdeckt. Aber wenn sie es nun gethan und die blinde Liebe sie einander in die Arme geführt hätte: wie wäre dieser Gouverneur dann etwa wohl in Sevilla angelangt? Ihr öfteres Zusammensein unter vier Augen mit Celio war zwar dem Könige bereits von Verleumdern hinterbracht worden, die Dianen ohnedies genöthigt haben würden, sich zu ihrer Beschämung zu erklären. Inzwischen bat sie sich aber von Sr. Majestät als Belohnung für die Dienste, die sie ihm in Indien durch Wiederherstellung der Ruhe geleistet hatte, unter anderem auch die Begnadigung Celios und zugleich die Zusicherung aus, denselben zu Erfüllung seines ihr gegebenen Eheversprechens anzuhalten. Der König und sein Hof erstaunten darüber eben so sehr als Celio selbst, und der Letztere erkannte in dem Gouverneur sein schönes Weib, das ihm so viele Thränen und Leiden gekostet hatte.

Groß waren die Gnadengeschenke, die der König ihnen machte, groß die Feste, die er zu ihrer Vermählung anstellte, und nicht minder groß ihre Freude über den Anblick ihres Sohnes, den sie durch Vertraute sofort herbeiholen ließen. Die Schäferin selbst im groben Hirtengewande, aber mit schönem Antlitz und auf die Schultern niederwallenden Locken brachte ihn dem zärtlichen Liebespaare, das von nun an im Schooße des Glückes ruhte.

XXIII.

Die natürliche Tochter.

Ein reicher Mann hatte eine Frau, die er nicht liebte, ohne Zweifel weil sie nicht liebenswürdig war, denn sie war eine Gelehrte, Enthusiastin, Dilettantin in Musik und Malerei, die italienisch, spanisch, deutsch, englisch und sogar russisch sprach, um deswillen immer in höheren Sphären schwebte und also die Sorge um ihr Hauswesen verabsäumte, worunter die verständigen Alten auch die Zärtlichkeit für den Ehegemahl mit begriffen. Mit einem Worte, diese Dame wollte ein Mann sein, und haßte die Liebe, selbst die eheliche, schon deswegen, weil sie dabei die Rolle der Frau hätte spielen müssen. Was erfolgte aus einer so ungewöhnlichen Aufführung? Ihr Gatte suchte anderwärts, was er nicht zu Hause fand: ein Weib, und buhlte anfänglich, ohne sich zu binden, bald um die eine, bald um die andere.

Unter den jungen Mädchen, die er verführte, fesselte ihn eines längere Zeit als die anderen. Sie hieß Adelaide und war die Tochter eines Goldschmidts, der sich zu Grunde gerichtet hatte. Er versorgte sie und that sie allmälig, erst zu einer Nähterin und alsdann zu einer Modehändlerin in

die Lehre. Die Anhänglichkeit des Prinzen an diese junge Person entsprang nicht aus Liebe, sondern im Allgemeinen nur aus Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, und es wäre vielleicht kein Ehemann je treuer als er gewesen, wenn seine Frau nicht gerade hätte ein Mann sein wollen. Als die junge Adelaide ihre Lehrzeit bestanden hatte, forderte der Prinz sie auf, eines von den beiden Gewerben zu erwählen. Sie erbat sich von ihm einige Bedenkzeit und er miethete ihr inzwischen ein gut meublirtes Zimmer, das sie bezog. Ihr gegenüber wohnte ein junger Musiker, der außerordentlich schön sang. Adelaide machte seine Bekanntschaft, und eines Tages fand der Prinz den jungen Mann bei ihr, wie er ihr eine neue Melodie einübte. Mademoiselle! sagte er zu ihr, sobald sie allein waren, ich habe ihnen schon erklärt, daß ich es nicht gern sehen würde, wenn sie außer der meinigen andere männliche Bekanntschaften hätten. Reden sie jemals noch ein einziges Wort mit dem jungen Menschen, den ich so eben bei ihnen antreffen mußte, so sehen wir uns nicht wieder.— Adelaide versprach, sich seinen Wünschen zu fügen und wich dem jungen Manne sechs Monate lang gewissenhaft aus. Nach Ablauf dieser Zeit unterlag sie ein einziges Mal der Versuchung, eine neue Arie von ihm zu erlernen. Ihr Unglück wollte, daß der Prinz sie darüber betraf, und er kehrte nicht zu ihr zurück.

Ungefähr sechs Monate nach diesem Bruche gebar Adelaide ein Mädchen. Sie bot alles mögliche auf, den Prinzen von diesem Ereigniß in Kenntniß zu setzen und ihn zu vermögen, sich des Kindes anzunehmen; er weigerte sich aber durchaus, etwas von ihr zu hören und verbrannte ihre Briefe ungelesen. Er erfuhr sogar nicht, was Adelaiden eigentlich bewog, ihn mit so vielen Briefen zu bestürmen, denn er

legte ihrer Botin schon beim ersten Worte Schweigen auf und kehrte ihr den Rücken zu, ohne sie zu hören.

Adelaide ermüdete zuletzt in ihren Bemühungen; ließ sich aber die Erziehung ihrer Tochter angelegen sein und gewärtigte vom Zufalle dessen, was sie durch jene nicht hatte erlangen können. Sie lebte ehrbar von ihrer Hände Arbeit und enthielt sich des Umgangs mit Männern ganz und gar. Eine Schwäche, die man gegen einen Mann begeht, sprach sie zu sich selbst, ist ohne Zweifel ein Fehltritt, aber eine zweite gegen einen Anderen, ist eine Schande, eine Infamie. —

Es vergingen ihr etwa vierzehn Jahre unter solchen Verhältnissen, und Adelaide verlor ihre Absicht nicht aus den Augen, die dereinstige Anerkennung ihrer Tochter von deren Vater zu bewirken, und demselben, durch ihr Betragen seit seinem Bruche mit ihr, ihre Unschuld darzuthun. Sie wußte allerdings nicht, daß der Prinz ihre Briefe nicht einmal eröffnet hatte, und daß er seine Vaterschaft also nicht im entferntesten ahndete. Aber wenn auch die Vermuthungen, die sie in dieser Hinsicht hegen mußte, sie eigentlich hätten niederschlagen sollen, so wurde doch die kleine Silvine, ihre Tochter so niedlich und reizend, daß sie dereinst durch sie den Prinzen zu rühren hoffte.

Sobald Silvine ihr vierzehntes Jahr und damit ein Alter erreicht hatte, in dem die Blüthe ihrer Schönheit gewissermaßen aus der Knospe brach, wendete Adelaide ihr ganzes kleines Besitzthum daran, das junge Mädchen mit den geschmackvollsten Kleidern auszustatten. Danächst zog sie über den Prinzen Erkundigungen ein. Sie erfuhr, daß er keine Kinder habe, und daß seine Lebensweise nach wie vor ungefähr dieselbe sei. Danach traf sie ihre Maßregeln. Sie hatte sich in ihrem Aeußern genugsam verändert, um erwarten zu können, von ihm nicht wieder erkannt zu werden, und

so fand sie sich eines Tages mit ihrer Tochter auf einem Spaziergange ein, wo der Prinz allein war. Sobald sie ihn wahrgenommen hatte, zeigte sie ihn ihrer Tochter mit den Worten: Dies ist dein Vater, mein Kind, von dem ich dir schon oft erzählt habe. Aber dieser Vater verschmäht und flieht dich, glaubt vielleicht nicht einmal, dein Vater zu sein. Da du nun hübsch bist, so müssen wir ihn eben dadurch an uns zu ziehen suchen. Unser Zweck heiligt ein solches Mittel. Ich werde mich bestreben, mich im Anfange unserer Bekanntschaft mit ihm in seinen Augen zu rechtfertigen, und so eröffnet dir vielleicht eben der Augenblick, der dich verderben soll, die Arme eines zärtlichen Vaters. Steh mir bei, meine Tochter, und was du mich auch immer in deinem Namen ihm versprechen hörst, besorge deswegen nichts. Es wird ein Augenblick kommen, der meine Unschuld an den Tag bringt und der den Schein des Leichtsinns, den ich dir zuziehe, von dir entfernt. — Nach dieser Unterweisung gingen sie vor dem Prinzen vorüber. Er stutzte bei Silvinens Anblick, folgte ihnen und faßte sie zu wiederholten Malen scharf ins Auge.

Als sie den Garten verließen, ging er nach ihnen hinaus und schien unschlüssig zu sein, ob er ihnen, die zu Fuße gekommen waren, anbieten solle, sie nach Hause zu fahren. Die mit einem Sonnenhut bedeckte Adelaide beobachtete verstohlenerweise alle seine Bewegungen. Mein Gott! wie müde wirst du werden, Silvine; sagte sie zu ihrer Tochter, es ist kein einziger Wagen hier! — Nunmehr trat der Prinz auf sie zu und bot ihnen den seinigen an. Man lehnte es verlegen ab; in dem Augenblick aber erkannte er Adelaiden. — Sollte ich mich täuschen? sprach er, das ist Adelaide! — Ja wohl, mein Prinz. — Sie haben da ein allerliebstes Kind! — Es ist eine Verwandte von mir. — Meiner Treu! ich

bringe sie nach Hause. — Wie es ihnen gefällig ist, mein Prinz, sie sind für uns kein Fremder. —

Die beiden Frauen stiegen ein und der Prinz fuhr sie in ihre Wohnung, Rüe des Vieux-Augustins. In dem kleinen Zimmer mit ihnen angekommen, erkundigte er sich nach Silvinen. Das in seinen Augen blitzende Feuer zeugte von dem Eindrucke, den die junge Schöne auf ihn gemacht hatte. Adelaide aber, in der Voraussetzung, daß er ihre Briefe gelesen habe, hütete sich wohl, ihm mit einem Male eine Wahrheit zu erschließen, die ihn vielleicht für immer von ihr hätte entfernen können. Sie behandelte Silvinen fortwährend als Verwandte, und als der Prinz sie fragte, ob sie ihre Nichte sei, verneinte sie es. Diese Antwort schien ihn nachdenklich zu machen. Er zog sie bei Seite und gab ihr durch seine Fragen zu verstehen, wie er von ihr dächte. — Mein Prinz! entgegnete ihm Adelaide, haben sie die Gnade, sich bei glaubwürdigen Leuten zu erkundigen, was für ein Leben ich geführt habe, seitdem sie mich verließen. Sie werden daraus erkennen, daß ich sie nimmermehr hintergangen habe. Fanden sie damals jenen Musiker wiederholt bei mir, so war dies der unschuldigste Zufall von der Welt, und ich habe den jungen Mann niemals wieder gesehen. Ich habe gearbeitet, meine Geschicklichkeit war mein einziger Unterhalt, und sie machte mir Freude, weil ich mich dabei meiner Verbindlichkeiten gegen sie erinnerte. Was meine junge Verwandte betrifft, so ist sie die Tochter meiner besten Freundin, die mir zuweilen großen Kummer verursacht hat. Das arme unschuldige Kind soll ihn jedoch nicht entgelten. — Ich gestehe ihnen, sagte der Prinz, ich finde sie zum Entzücken. — Das freut mich ungemein. Sie werden sie glücklicher machen, als ich. — Wie? sie wollten sie mir überlassen! — Es ist meine Absicht dies zu thun, wofern sie ihnen wohlgefällt. — Ich

weiß gar nicht, wie dankbar ich mich ihnen für eine solche Begünstigung erzeigen soll! — Ich werde ihnen dies eines Tages sagen. — O! sagen sie es heute. Ich verspreche ihnen ... — Ich fordere für mich selbst nichts, meine Wünsche beschränken sich auf ihr Wohl allein. — Ich will Vaterstelle an ihr vertreten. — Das ist alles, wonach ich verlange. — Ich werde sie oft besuchen. — Sie können es nicht so oft thun, als wir uns nach ihnen sehnen. — Sie machen mich höchst glücklich, meine beste Adelaide. — Werden sie mir wohl auch die Gnade zugestehen, um die ich sie gebeten habe, sich nach mir zu erkundigen? — Das ist nicht mehr nothwendig. — Entschuldigen sie, ich habe auf diese Gnade Ansprüche: Wollen sie mir ihre Achtung vorenthalten? — Weil sie es denn wünschen, so soll es geschehen. — Silvine ist dabei eben so sehr betheiligt als ich selbst. Der Verdacht, den sie vorhin aussprachen ... — Seien sie versichert, den habe ich nicht mehr. Aber kehren wir zu dem lieben Kinde zurück. Silvine! ihre Verwandtin hat mir unendlich viel Schönes von ihnen gesagt. — Gnädiger Herr! das ist der größte Dienst von allen, die sie mir je erwiesen hat. — Wie anmuthig sie zu antworten weiß! Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn meine Freundschaft einigen Werth für sie hätte. — Ob sie Werth für mich hat! Ach, gnädiger Herr, wenn ich sie doch auf irgend eine Weise zu verdienen wüßte! — Haben sie mich ihr denn schon vorher genannt? — Als wir sie zuerst im Garten wahrnahmen, sagte ich ihr, wer sie seien. Ihr Name ist denen, die mich lieben, vielbedeutend. —

Der Prinz gab Adelaiden und ihrer Tochter das nochmalige Versprechen, sie täglich zu besuchen, lud sich für den nächsten Tag zum Abendessen bei ihnen ein, und betheuerte ihnen, indem er von dannen schied, daß er die Augenblicke dieses ersten Besuches zu den kostbarsten seines Lebens zähle.

Er liebt mich, meine liebe Mutter! rief Silvine, als sie sich mit ihr allein befand: warum haben sie sich nur nicht gleich gegen ihn erklärt? — Du kennst die Männer nicht, meine Tochter! Laß mich erst im Grunde seines Herzens lesen, und vor allen Dingen den Eindruck zu ergründen suchen, den deine Schönheit, Jugend und Unschuld auf ihn gemacht haben. Dieser Mann hat heftige Leidenschaften; ist aber keiner wahren Zärtlichkeit fähig. Ueberlaß dich meiner Erfahrung. Es kommt uns nicht darauf an, dir einen Liebhaber oder Gatten zu verschaffen; es soll dir das Herz eines Vaters gewonnen werden, von dem das Schicksal deines ganzen Lebens abhängt. — . . . . . .

Adelaide benachrichtigte noch an dem nämlichen Tage ihre Wirthin und die anderen Miethleute des Hauses, worin sie so viele Jahre über wohnen geblieben war, daß der Prinz sich wahrscheinlich des folgenden Morgens nach ihr bei ihnen erkundigen würde; bat sie aber insgesammt, ihm aus Gründen, die für sie die höchste Wichtigkeit hätten, zu verschweigen, daß Silvine ihre Tochter sei. Es ward ihr zugesagt, und, also von dieser Seite beruhigt, beschäftigte sie sich nunmehr mit nichts anderem als mit den Vorbereitungen zum Empfange des Prinzen, der sich gegen sechs Uhr einfand.

Das junge Mädchen war noch reizender und prächtiger gekleidet, als am vorigen Abende. Sie halten sie auf einem hohen Fuße! sprach der Prinz, sie ist also reich? — Nichts weniger als dies; aber ich liebe sie, und alles was sie an sich hat, ist meiner Hände Arbeit. — Ich weiß nichts dagegen einzuwenden, als etwa nur, daß eben zu fürchten steht, sie werde es nicht jederzeit so gut haben können. — Sie ist auch noch niemals so gekleidet gewesen, als gestern und heute um ihretwillen. Ihre gewöhnliche Kleidung ist einfach und bescheiden. — Wie so, um meinetwillen? Ich bitte, erklären

sie mir dies. — Ich war mit meinem Pfleglinge in keiner anderen Absicht in dem öffentlichen Garten, als um sie zu sehen und von ihnen gesehen zu werden. — Nun, wahrhaftig, Adelaide, sie setzen mich in Erstaunen! — Erkundigen sie sich nach mir, wie ich sie schon gebeten habe. Sie werden erfahren, daß Silvine noch niemals in ihrem Leben so wie gestern gekleidet erschienen ist. Man wird ihnen auch sagen, daß ich das gute Kind in keiner anderen Absicht in den Garten ausgeführt, als um sie mit ihnen bekannt zu machen, von dem ich schon viele Male mit ihr gesprochen habe. — Sie rühren mich, Adelaide, ich glaube ihren Worten, aber ihre Beweggründe dazu? ... — Sie sollen sie erfahren, mein Prinz. Sie beruhen auf meiner Anhänglichkeit an sie. — Der Prinz näherte sich jetzt Silvinen, die sich jedes Mal, wann ihre Mutter mit ihm sprach, ein wenig entfernte, zog sie auf seine Knie und liebkoste sie wie ein Kind. Das junge Mädchen erwiederte seine Zärtlichkeit mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit und er fühlte sich dadurch so entzückt, daß ihm oftmals, er wußte nicht wie ihm geschah, wenn er sie ansah unwillkürlich die Thränen aus den Augen brachen, und er sich über sich selbst verwundert zu Adelaiden wendete. Auch während des Abendessens rief der Prinz einmal über das andere aus, daß er sich noch niemals so glücklich gefühlt habe. Ich glaube es ihnen wohl, sagte Adelaide lächelnd zu ihm: Sie finden hier die Natur wieder. — Du hast es ausgesprochen, meine liebe Adelaide, und zwar die Natur in ihrer vollen Reinheit und Unschuld. — Ach! gnädiger Herr! sprach die junge Silvine mit dem ausdruckvollsten ihrer Blicke, wie glücklich kann ich mich fühlen, wenn sie wirklich so gut von mir denken, wie sie sich gegen mich aussprechen. — Sie versetzt mich außer mich selbst! sagte der Prinz zu Adelaiden, wie soll ich es aber nur

für denkbar und möglich halten, daß sie dieses junge Herz für mich gebildet und behütet hätten? — Er schwieg nach diesen Worten eine Weile still und versank in tiefes Nachdenken. Darauf fuhr er plötzlich zu Adelaiden gewendet fort: Es scheint, daß sie mich durch irgend etwas außerordentliches zu überraschen trachten? — Was thäte es, wenn dies außerordentliche ihnen angenehm wäre? — Der Prinz entfernte sich sehr spät, da er sich fast gar nicht von Silvinen trennen konnte. Als er fort war, sagte das junge Mädchen abermals zu ihrer Mutter: Aber diesmal, meine liebe Mutter, hätten wir doch nicht länger anstehen sollen, ihm die Wahrheit zu sagen. — Ich würde ohne ein einziges Bedenken, ebenfalls deiner Meinung gewesen sein. Der Prinz hat aber meine Briefe erhalten und sie also gesehen; ich habe ihm mancherlei Dinge gesagt, aus denen er hätte errathen können, wenn er es gewillt gewesen wäre, was du ihm bist. Daß er mich nun nicht verstanden hat, schüchtert mich ein, und läßt mich fürchten, er wünsche nicht, daß du seine Tochter seist, weil er den Gedanken daran von sich zu entfernen scheint. —

Nächsten Tages kam der Prinz in der Frühe, stieg aber nicht zu Adelaiden die Treppe empor, sondern zog bei den Mitbewohnern des Hauses die strengsten Erkundigungen nach ihr ein. Er hatte alle Ursache damit zufrieden zu sein, ja, er wurde von der Auskunft, die er empfing, gerührt, da seine ehemalige Geliebte während so vieler Jahre ein wahrhaft einsiedlerisches Leben geführt hatte und nur durch die Arbeit, zu der sie genöthigt gewesen, mit der Welt in Berührung geblieben war. Die Art und Weise, wie man ihm die zärtliche Sorgfalt schilderte, mit der sie ihre kleine Verwandte erzogen habe, regte das lebhafteste Mitgefühl in ihm auf, und zwang ihn, seine Unerbittlichkeit gegen Adelaidens vielfältige

Bemühungen sich ihm zu nähern, aufrichtig zu bereuen. Er fühlte sich davon so innerlich niedergeschlagen und bedrückt, daß er sich wieder in seinen Wagen setzte, ohne eine Frau zu besuchen, gegen die er sich so großes Unrecht vorzuwerfen hatte. Indessen versprach er es sich selbst, bei ihr zu Abend zu essen. Adelaide hörte, daß er da gewesen sei, verwunderte sich aber, daß er sie nicht begrüßt habe, und theilte die Besorgnisse, die sie deswegen hegte, Silvinen mit.

Um halb sieben Uhr saßen Mutter und Kind ein wenig betrübt neben einander. Mama, wenn er nicht wiederkäme! — Bei diesem Worte drängte sich aus Adelaidens Augen eine Thräne, und sie umarmte Silvinen: indem klopfte es an. Es war der Prinz. Er trat lächelnd ein, und diese Erscheinung beruhigte. Ich bin sehr zufrieden mit ihnen, sprach er zu Adelaiden. Aber sie haben geweint? — Es ist nichts. — Sie sind diesen Morgen hier gewesen, wir haben sie nicht gesehen, wir bildeten uns ein ..... Besonders sprach Silvine so eben ihre Besorgnisse aus, als sie klopften. — Silvine ist zu liebenswürdig, und ich weiß ihr nicht anders darauf zu erwiedern, als indem ich sie umarme. — Der Prinz zog Silvinen auf seinen Schooß, indem er dies sagte, und sie warf sich ihm mit so unverholener Rührung an den Hals, daß ihr einige Thränen entfielen. Aber! ich weiß nicht — bemerkte der Prinz, warum Thränen? — Ich weine sie nicht vor Kummer, sprach Silvine.

Ueber Tische wagte Adelaide an den Prinzen die Frage zu richten, ob er ihre Briefe gelesen habe? — Wahrscheinlich weil er sich schämte, sie unerbrochen verbrannt zu haben, antwortete der Prinz, ja. Adelaide sah Silvinen mit einem schwermuthvollen Blicke an, und der Prinz fügte hinzu: Einen einzigen habe ich inzwischen nicht eröffnen wollen und der Person, die ihn mir überbrachte, ich gestehe und bereue

es in diesem Augenblicke, mit ein wenig harten Worten zurückgestellt. Hatten sie damals Silvinen schon? — Ja, gnädiger Herr! — Ich bitte dir die Härte ab, die dich mit betroffen hat, mein liebes Kind. Ich wünschte, ich hätte dich früher gekannt, ich würde Vaterstelle an dir vertreten haben. — Diese Aeußerung zog ihm von Silvinen eine abermalige Umarmung zu, und der Prinz war zwar von dieser kleinen Freiheit, die sie sich nahm, entzückt; konnte aber, die Wahrheit zu gestehen, doch nicht umhin, sie als eine Freiheit anzusehen. Silvine schien ihm zuweilen den natürlichen Anstand eines ehrbaren jungen Mädchens aus den Augen zu setzen, und diese Vorstellung ließ dann wieder in seinem Geiste Gedanken aufkommen, die Adelaiden nicht eben günstig waren. Die vortheilhaften Zeugnisse, die ihm ihre Nachbarn am Morgen für sie abgelegt hatten, beruhigten ihn freilich nichtsdestoweniger, und er sprach sich an diesem Abende über das reichliche Auskommen aus, das er Silvinen und ihrer Erzieherin sichern wolle.

Sobald er Mutter und Tochter wieder verlassen hatte, sprach Adelaide zu dieser: Er hat meine Briefe außer einen gelesen. Ich möchte wohl wissen, was das gewesen für einer gewesen ist. Ich werde morgen zu der Brocard gehen, die sie bestellt hat. — Sie verfehlte am anderen Morgen nicht, diesen Vorsatz auszuführen. Die Brocard, ein altes, sehr erfahrenes Weib, das seiner jungen Freundin nicht den Kummer machen wollen, ihr den Brief zurückzubringen, hatte ihn jedoch sorgfältig aufbewahrt, und stellte ihr ihn gegenwärtig auf Verlangen wieder zu, nachdem Adelaide sie unterrichtet hatte, sie habe mit dem Prinzen ein Verhältniß anderer Art als vordem angeknüpft. Zu gleicher Zeit gestand die Alte Adelaiden ein, der Prinz habe zwei Mal, da sie bis zu ihm gelangt sei, ihre Briefe ungelesen ins Feuer geworfen.

Diese Entdeckung flößte Adelaiden neuen Muth ein, indem sie ihr die Vermuthung an die Hand gab, der Prinz könne wohl gar nicht wissen, daß sie eine Tochter habe. Da nun aber übrigens sein Betragen gegen Silvinen trotz aller Zärtlichkeit in den Schranken der Ehrbarkeit blieb, so nahm sie sich vor, die Eröffnung ihres Geheimnisses durchaus nicht zu übereilen und theilte ihren Entschluß bei ihrer Rückkehr ihrer Tochter mit. War auch das junge Mädchen, in dem was die längere Bewahrung des Geheimnisses anlangte, nicht ganz der Meinung ihrer Mutter, so unterwarf sie sich dennoch mit Bereitwilligkeit den Vorschriften Adelaidens, die ihr den versiegelten Brief mit dem Bedeuten einhändigte, ihn gut zu verwahren, weil er ihr bei Gelegenheit von großem Nutzen sein könne.

Der Prinz versäumte nicht, des anderen Tages um fünf Uhr wiederzukommen, und versicherte, er habe sich nach ihnen von dem Augenblicke an gesehnt, da er sie gestern verlassen. Seine Unterhaltung mit Silvinen glich der des vorigen Tages. Das junge Mädchen war nur noch zärtlicher gegen ihn, weil sie ihrem inneren Drange, sich die Liebe ihres Vaters zu erwerben, nicht widerstehen konnte. Die Mutter ließ es ihr gern zu, alle ihre kleinen Künste zu diesem Endzweck aufzubieten, und war mittlerweile in der Küche beschäftigt. Der Prinz war mit dem reizenden Kinde allein, sah sich von ihr geliebkost und ging weiter, als es seine Absicht gewesen war. Silvine kam seinen Zärtlichkeiten anfänglich auf halbem Wege entgegen. Endlich wurde er jedoch zu leidenschaftlich, sie fühlte es, ihrer Unerfahrenheit ungeachtet, und wollte sich aus der Nähe des Prinzen entfernen. Indessen richteten ihre Bemühungen gegen seine Schlauheit wenig aus, und das Ende des ungleichen Kampfes hätte nicht zweifelhaft sein können, wenn Adelaide nicht zu rechter Zeit zurückgekommen

wäre. Ihre Gegenwart befreite Silvinen, und Adelaide hatte genug gesehen. Mein Prinz! hub sie an: ich erkenne aus ihrem Betragen deutlich, daß sie meine Briefe nicht gelesen haben. — Es ist wahr, ich gestehe es. — So gieb deinem Vater, Silvine, den Brief, den ich gestern zurückerhalten habe. — Silvine holte ihn herbei. Während ihrer kurzen Abwesenheit warf sich Adelaide dem Prinzen zu Füßen. Werden sie uns nicht von sich stoßen, sprach sie, wann sie alles erfahren haben? — Alles erfahren? ..... erklären sie sich deutlicher. — Dieser Brief, gnädiger Herr, wird es für mich thun. Meine liebe Silvine, deine Thränen werden mehr Gewalt haben als die meinigen, umfasse du die Knie deines Vaters. —

Der Prinz brach den Brief auseinander und las: Eine Unglückliche, die sie verlassen, nachdem sie sie zur Mutter gemacht haben, wendet sich noch ein Mal an sie, mein Prinz, um Hülfe, nicht für sich, sondern für das unschuldige Wesen, das sie so eben geboren hat..... Wo ist es? rief er plötzlich aus. — Vor ihnen, mein Prinz, es ist Silvine. — Warum haben sie mir das nicht gleich gesagt? — Weil ich befürchtete .... — Sie glauben also, daß ich ein Unmensch bin? Komm in die Arme deines Vaters, meine Tochter! — Bei diesem Worte stieß Silvine einen Schrei der Freude aus, stand schwankend auf, und stürzte dem Prinzen an die Brust, der sie sprachlos und mit der höchsten Zärtlichkeit an sich drückte. Mein liebes Kind! sagte er endlich, wie süß sind die neuen Gefühle, die ich durch dich kennen lerne. Ich bin dein Vater, der Vater des lieblichsten Wesens auf Erden. — Nach diesen einzeln hervorgebrachten Worten betrachtete er sie schweigend und in tiefes Sinnen versunken. Oft schon, sagte er dann, habe ich bei mir nachgedacht, wo ich diese geliebten Züge gesehen hätte. Sie rufen mir die einer Schwe-

ster zurück, die mir unendlich theuer war und die nicht mehr ist. Ja, dies sind ihre Augen, dies ist ihr Mund, ihr Lächeln! Adelaide! ich bin ihnen unendlich viel schuldig geworden und ungerecht gegen sie gewesen: verzeihen sie mir? — Adelaide hatte das höchste Ziel ihrer Wünsche erreicht und vermochte ihm auf keine andere Weise zu antworten, als indem sie ihm die Hände küßte, die die ihren Augen entströmenden Thränen benetzten. Und nun, meine liebe Tochter! fuhr der Prinz zu Silvinen gewendet fort, soll es meine nächste Sorge sein, an deine Zukunft zu denken. Ich will dich glücklich machen, mache du nur auch hingegen das Glück deines Gatten. Ich habe eine Gattin: wenn dein Betragen jemals dem ihrigen gliche, so müßte ich aufhören dich zu lieben. Ich bestimme dich einem Neffen von mir, deinem Ebenbilde, einem jungen liebenswürdigen Manne, der dir gewiß gefallen und seinerseits nicht umhin können wird, dich anzubeten. Ich liebe ihn wie meinen Sohn und betrachte ihn seit langer Zeit als meinen dereinstigen Erben. In euch beiden will ich also vereinigen, was mir das liebste auf Erden ist; nur muß unsere Verwandtschaft, so wie sie ist, aller Welt und selbst deinem Gatten unbekannt bleiben. Wofern es mir jemals gerathen scheint, diesen letzteren in unser Geheimniß zu ziehen, so behalte ich mir die Eröffnung selbst vor. — O, meine Mutter! welch ein gütiger Vater! rief Silvine. — Was sie anbetrifft, Adelaide, der ich diesen Schatz verdanke, so urtheilen sie selbst, wie werth sie mir geworden sein müssen! Unser ferneres Verhältniß zu einander soll uns beide dieser Gabe des Himmels würdig machen, die wir nicht verdient haben. — O, gnädiger Herr! sprach Silvine, wenn sie wüßten, welch eine vortreffliche Mutter ich habe, wie sie nur für mich gelebt, mit welcher Aufopferung

ihrer selbst sie sich der Sorge für meine Erziehung und für mein Wohl gewidmet hat! —

In der Nacht, die auf dieses glückliche Wiederfinden folgte, vermochten weder Silvine noch ihre Mutter vor Freude ein Auge zu schließen. Als sie gegen acht Uhr Morgens anfingen einzuschlummern, kam der Prinz. Er wollte seine Tochter im Bette begrüßen und erlaubte ihr nicht aufzustehen. Zu der Mutter sprach er: Sie sollen alsbald eine Wohnung beziehen, die ich für sie einrichten werde. Wir wollen zusehen, welchen Namen und welche Geschichte wir Silvinen beilegen, denn es ist meine Absicht, daß mein Neffe sie nur im Wohlstande erblicken soll. Halten sie sich bereit, diesen Abend oder spätestens morgen früh auszuziehen. Ich werde alles nöthige alsbald besorgen. — Er entzog sich hierauf den Armen des lieblichen Kindes, bestieg seinen Wagen und fuhr von dannen. Gegen zwei Uhr Nachmittags kam er wieder. Ich habe bereits gefunden, was ich suchte, sprach er, ein sehr hübsches, eingerichtetes Haus auf der Straße Richelieu. Es steht leer und ich kaufe es. Der Handel ist geschlossen, es wird morgen Silvinens Eigenthum sein. Kommen sie und speisen sie dort mit mir. —

Man fuhr im Wagen des Prinzen dahin, und an Ort und Stelle angelangt, setzte er seine Tochter in Besitz des Hauses. Danächst kam man überein: Silvine, die auf den Namen des Prinzen getauft war, solle denselben führen und als eine Verwandte des Prinzen gelten. Es hatte eben ein Namensvetter desselben sich im Auslande aufgehalten und dort eine Tochter gehabt; war aber vor kurzem gleichwie dieses Kind gestorben: Silvine sollte stillschweigend für sie gelten.

Nachdem der Prinz seine Tochter verlassen hatte, dachte er darüber nach, wie er sie am besten seinem Neffen zeigen

könne. Er beschloß, denselben zu sich in seinen Wagen zu nehmen und mit ihm vor Silvinens Fenstern vorüber zu fahren. Gedacht, gethan! Er ließ vor dem Hause halten und stieg aus, indem er seinem Neffen sagte, er werde augenblicklich wieder bei ihm sein. Der junge Mann wartete; der Prinz aber veranlaßte seine Tochter, auf den Balkon hinauszutreten, und kehrte auf der Stelle zurück. Als er wieder in den Wagen stieg, verbeugte er sich lächelnd zu ihr hinauf. Der junge Mann warf die Augen auf die Dame, die sein Oheim grüßte und wurde von Silvinens Schönheit geblendet. Was ist das für ein schönes Mädchen? fragte er. — Eine Verwandte von uns, die so eben dieses Haus gekauft hat. — Sie ist zum Entzücken schön! — Meinst du? — Ich habe noch nie so etwas Reizendes gesehen: sie ist vollkommen. — Ihre Mutter hat mich zum Abend zu sich eingeladen, willst du mitgehen? — Von ganzem Herzen gern. — Nun, so laß uns unsere Geschäfte abthun und dann wiederkehren. —

Der Prinz brachte also mit seinem Neffen den Abend bei Silvinen zu, die den jungen Mann mehr noch als zuvor bezauberte und auch ihrerseits an ihm Wohlgefallen fand. So hatte er denn die Genugthuung, schon bei diesem ersten Begegnen zu erkennen, wie leicht seine Absichten durchzusetzen sein würden. Nichtsdestoweniger führte er seinen Neffen anfangs noch nicht alle Tage zu Silvinen, indem er ihn nach diesen Besuchen wollte Sehnsucht tragen lassen. Es gelang ihm auch damit nach Wunsch, und bald vermochte er den dringenden Bitten des jungen Mannes die Erlaubniß nicht mehr vorzuenthalten, Silvinen auch allein zu besuchen.

Es muß hier nun zuvörderst ein Wort über die Prinzessin gesagt werden. Diese gelehrte Dame besaß alle Eigenschaften des männlichen und keine einzige des anderen Geschlechts. Sie hatte von dem Verhältniß ihres Mannes zu Adelaiden gehört;

es aber unter ihrer Würde gehalten, eifersüchtig zu sein. Im Gegentheile hatte sie sogar eines Tages zufälligerweise einen Brief der Unglücklichen in ihre Hände bekommen und daraus alle ihre Geheimnisse kennen gelernt. Man muß gestehen, daß die Prinzessin, wenn sie auch allerdings für eine schlechte Gattin zu halten war, doch ein rechtschaffener, wohlwollender, sanfter Mann genannt werden durfte. Von diesem Augenblicke an hatte sie für den Unterhalt der Mutter und des Kindes Sorge getragen, indem sie der ersteren Arbeit verschafft und unter dem Vorwande, daß dieselbe besser als jede andere sei, zu doppelten Preisen bezahlt hatte. Diese geheime Verbindung, die sie mit Adelaiden unterhielt, ohne daß dieselbe es irgend ahndete, bewirkte denn auch, daß die Prinzessin sofort in Erfahrung brachte, ihr Gemahl habe sich mit seiner ehemaligen Geliebten wieder ausgesöhnt, und daß sie aus dessen fernerem Benehmen abnahm, er habe seine Tochter anerkannt. Sie schätzte ihn darum desto höher, denn sie haßte ihn im Grunde nicht im mindesten, und war ungemein darüber erfreut, ihm also das Glück der Vaterschaft zu Theil geworden zu sehen, ohne daß sie die Schmerzen und Unannehmlichkeiten einer Niederkunft und so vielerlei desfallsige Erniedrigungen habe untergehen müssen, die eine Frau, welche auf Stand und Rang eines Mannes Ansprüche macht, nothwendigerweise in den Verhältnissen ihres Geschlechts erblicken muß.

Einer Sonderbarkeit zufolge, die um so größer war, als das ungleiche Ehepaar niemals eine und dieselbe Meinung in einer Sache gehegt, hatte sie den Entschluß gefaßt: Silvinen auf eine vortheilhafte Weise zu versorgen und ihr sogar, außer der Ausstattung, die sie ihre Sorge sein lassen wollte, noch ein beträchtliches Vermächtniß auszusetzen. Da sie dem jungen Neffen des Prinzen besonders gewogen war, der ihr jeder-

zeit die höchste Aufmerksamkeit erwiesen hatte, so warf sie ihre Augen auf ihn, nahm sich aber auch vor, seinem Oheime unbewußt zu handeln, um demselben durch den Abschluß dieser Verbindung eine desto angenehmere Ueberraschung zu bereiten.

Eines Tages ließ sie den Jüngling zu sich rufen. Mein junger Freund, sagte sie zu ihm, ich habe ihnen hiermit eine Verbindung, die Hand eines liebenswerthen jungen Mädchens von gutem Hause, wiewohl es unbekannt ist, antragen wollen, das ich zu meiner Erbin einsetze. Ihr Oheim gedenkt ihnen dereinst den Besitz seines Vermögens zu. Also würden sie alle unsere Güter damit an sich bringen. — Ich bin von Dankbarkeit für ihre Güte durchdrungen, gnädige Frau! und erlaube mir, ihnen darauf zu erwiedern, daß ich mein Schicksal ihnen und meinem Oheime durchaus anheimstelle. Ich erkläre ihnen, daß ich bereit bin, alles zu thun, was mir ihr vereinigter beiderseitiger Wille gebietet. — Das ist recht schön, mein Bester! sie antworten wie ein gehorsamer Neffe. Wenn ich nun also gewiß wäre, ihrem Oheime durch diese Verbindung ein unendliches Vergnügen zu machen, würden sie sich alsdann dazu verstehen? — Mit der größten Bereitwilligkeit, meine theuerste Tante! — Nun wohl, ich werde sie auf die Probe stellen. Vor der Hand verlange ich weiter nichts, als daß sie die junge Dame sehen. Sie hat gegenwärtig nicht den Anschein, im Wohlstande zu leben, sie wissen aber, was ich für sie thue. Halten sie sich morgen um elf Uhr bereit, wir werden uns zusammen zu ihr verfügen. —

Der junge Mann unterließ nicht, seinen Oheim, der darüber sehr unwillig war, von diesem Antrage in Kenntniß zu setzen. Desungeachtet hielt der Prinz dafür, sein Neffe möge die Prinzessin anderen Tages begleiten. Nur ließ er seinen Wagen bereit halten, um ihr zu folgen und sich desto schnel-

ler aus der Ungewißheit zu befreien, die ihn wegen dieses Vorhabens peinigte.

Zur festgesetzten Stunde des anderen Morgens fuhr die Prinzessin mit ihrem Neffen aus, und folgte ihnen der Prinz auf der Stelle, der zu seinem Erstaunen seine Gemahlin vor Adelaidens vormaliger Wohnung halten und aussteigen sah. Die Prinzessin fragte nach Adelaiden und erfuhr ohne Zweifel von den Leuten im Hause, denen man kein Geheimniß daraus gemacht hatte, ihre neue Wohnung. Der Prinz sah sie wieder einsteigen und gewann ihr den Vorsprung ab, um sie bei seiner Tochter zu erwarten. Er hatte nur so viel Zeit, Adelaiden und Silvinen den seltsamen Besuch, der ihnen bevorstand, anzukündigen; ermuthigte sie aber zugleich, indem er ihnen sagte, er werde in einem anstoßenden Kabinet Ohrenzeuge der Unterredung bleiben, zu der seine Gemahlin auch seinen Neffen mit sich bringe. Schon rasselte der Wagen der Prinzessin vor und der Prinz sah sie selbst am Arme des jungen Mannes die Stiege emporkommen.

Guten Morgen, mein liebes Kind! sprach sie, in das Zimmer tretend, zu Silvinen, die sie auf die Stirn küßte. Sie kennen mich schon? fügte sie darauf hinzu, indem sie die Verwirrung des jungen Mädchens gewahrte: ich bin eine Freundin von ihnen, vielleicht die beste, die sie haben. Ich habe ihnen schon manche Beweise dafür gegeben und der, den ich ihnen jetzt zu geben gedenke, soll alle früheren krönen. Ich bin die Prinzessin S.-L. — Sie führen da einen Namen, gnädigste Frau! sprach Silvine, der mir verehrungswürdig ist. — Ich weiß es, mein liebes Kind. Dieser Herr ist der Neffe des Prinzen, meines Gemahls, und sein dereinstiger Erbe. Ich habe ihm gestern vorgeschlagen, auch der meinige, aber unter der einen Bedingung zu werden, daß er sie heirathe. — Wie, meine Tante! dies ist die junge Dame...? —

Eben, die ich ihnen antrage. Wofern sie dieselbe ihrer nicht werth erachten, so sagen sie mir, wo ich eine vollkommnere Gattin für sie suchen soll? — Bei diesen Worten küßte die Prinzessin Silvinen zwei Mal und liebkoste sie auf tausenderlei Weisen. Ich weiß ihnen nichts weiter zu antworten, gnädige Frau, sagte der junge S. L. lächelnd, als daß ich ihnen mit Entzücken aufs Wort folgen werde, im Falle mein Oheim seine Einwilligung dazu giebt. — Ich muß zwar diese Antwort billigen, Herr von S. L., erwiederte die Prinzessin: der letztere Punkt setzt mich aber dennoch in Verlegenheit. Ich möchte eben mit dieser Verbindung meinem Gemahle eine Ueberraschung bereiten, weil ich weiß, daß sie ihm die lebhafteste Freude machen würde; müßten wir nun erst eine förmliche Einwilligung dazu einholen, so würde mir diese Absicht, auf die ich einen ganz besonderen Werth lege, durchaus vereitelt. — Ich ersuche sie nur um die Gnade, meine Tante, sagte der Jüngling, mir bis morgen Bedenkzeit zu gestatten. — Die Prinzessin bewilligte ihm diese Frist und beschäftigte sich nun ausschließlich nur damit, Adelaiden und Silvinen mit Freundschaftsbezeigungen zu überhäufen. In einem Augenblicke, da der Neffe ihres Mannes sich entfernt hatte, gestand sie beiden, welche Hülfe sie ihnen schon seit langer Zeit geleistet habe und fügte hinzu: sie wisse sehr wohl, daß Silvine die Tochter ihres Mannes sei, und eben in dieser Eigenschaft wolle sie dieselbe adoptiren. Diese Auseinandersetzung verursachte Silvinen und ihrer Mutter die höchste Freude, und das junge, von Natur zur Dankbarkeit geneigte Mädchen küßte der Gemahlin ihres Vaters die Hände und fiel sogar vor ihr auf die Knie. Ihr ganzes Wesen war so einnehmend und liebenswürdig, es lag darin etwas so rührendes, daß die Prinzessin ihr erklärte, indem sie sie in ihre Arme schloß, sie liebe sie in diesem Augenblick um

ihrer selbst willen, ohne einen anderen Grund, und sie zu wiederholten Malen ihre liebe Tochter nannte.

Während alles dieses vorging, hatte der Prinz wahrgenommen, daß sein Neffe sich der Thüre des Kabinets nähere, und ihn zu sich gewinkt. Die Prinzessin, sagte er zu ihm leise, will dir meine Tochter zur Frau geben; sie scheint es damit aufrichtig zu meinen, gehe also wieder zu ihr, sobald ihr jetziges Gespräch zu Ende ist, und sage ihr, du seist alles zufrieden, vorausgesetzt, daß sie dir für meine Einwilligung bürge. Sie wird nicht ermangeln, dies zu thun, und so lassen wir ihr das Vergnügen, ihren Plan auszuführen und die Heirath zu stiften, der sie sich vielleicht widersetzen würde, wenn sie wüßte, daß sie mein Wille ist. —

Der junge Mann ging hierauf in das Zimmer zurück und sagte seiner Tante: daß er, alles wohlerwogen, sich durch ihre Güte gegen ihn verpflichtet glaube, ihren Wünschen unbedenklich nachzukommen, sobald sie ihm für die Einwilligung seines Oheims stehe. — Beim Himmel! das thue ich, rief die Prinzessin, vor Freude strahlend, und nahm von Silvinen und ihrer Mutter Abschied, indem sie dieselben versicherte, sie würde alle Tage zu ihnen kommen, um die Vorbereitungen zur Hochzeit mit ihnen zu treffen.

Der Prinz kam nicht früher aus dem Kabinet, als bis seine Gemahlin fort war. Er fühlte, es werde weiter nichts bedürfen, als daß sie glaube, Silvinens Glück sei ihr Werk, um ihr das unschuldige Kind lieb und werth zu machen. Auch untersagte er es ausdrücklich allen Betheiligten, sie jemals von der Wahrheit in Kenntniß zu setzen.

Ungefähr nach Verlauf eines Monats wurde Silvine mit dem jungen S. L. getraut. Die Prinzessin, die der Meinung war, ihre Absichten im tiefsten Geheimniß zu Ende zu führen, hatte dem Prinzen gesagt, sie wolle ihr gesammtes

Vermögen der Gattin seines Neffen als Erbe verschreiben, unter der Bedingung, daß er ihr die Wahl derselben allein überlasse und dabei selbst außerm Spiele bleibe, und der Prinz hatte zwar einige unerläßliche Schwierigkeiten gegen eine so sonderbare Zumuthung scheinbar erhoben, zuletzt aber allerdings gern beseitigen lassen.

Am Vorabende der Hochzeit, sobald man die Ehepakten unterschrieben hatte, ersuchte die Prinzessin den Prinzen um ein geheimes Gehör. Dabei stellte sie ihm Silvinen mit den Worten vor: dies ist die Nichte, die ich ihnen bestimmt habe. Sie weisen sie doch nicht zurück? — Ich nehme sie an, Madame, um sie ihnen als eine zärtliche und gehorsame Tochter zurückzugeben. — Dies naive Bekenntniß gefällt mir wohl, erwiederte die Prinzessin. — Mir ist es aber noch viel wohlgefälliger, Madame, daß meine Tochter ihnen ihr Glück verdankt. Dieser Beweis ihrer Freundschaft zu mir wird meinem Geiste wie meinem Herzen ewig unvergeßlich bleiben. Sie sind nicht sowohl mein Weib, als mein bester Freund. — Ach! mein Prinz, rief die Prinzessin aus: dieses Wort habe ich seit funfzehn Jahren von ihnen zu hören verlangt! Seien sie versichert, daß ich es nimmermehr vergessen und stets eingedenk sein werde, daß ich es ihrer natürlichen Tochter verdanke, der es also vorbehalten bleiben sollte, ein Verhältniß zwischen uns herzustellen, wie ich es mir von jeher gewünscht habe. Silvine, fügte sie hinzu, du bist eben sowohl meine Tochter als die seinige; vergiß dies nie, wofern du mich darum, daß ich dich eben so sehr liebe als er, als deine zweite Mutter lieben willst und kannst. —

XXIV.

Wie zerronnen, so gewonnen!

In Florenz lebte vor Zeiten ein gewisser Piero Brandani, der sein Leben mit Prozessiren fristete. Er hatte einen Sohn von etwa achtzehn Jahren, und da er nun eines Morgens auch wieder einmal auf das Rathhaus gehen mußte, um einen Rechtshandel zu vertreten, so gab er seinem Sohne einige darauf bezügliche Papiere und hieß ihm, sie ihm immer voraus zu tragen und seiner seitwärts bei der Abtei zu warten. Der Sohn that nach dem Willen des Vaters und wartete an dem bezeichneten Orte, und dies trug sich eben im Monat Mai zu.

Wie nun der junge Mensch so da stand, siehe! da fing es unversehends an, gewaltig zu regnen. Eine Obstverkäuferin vom Lande ging, einen Korb voll Kirschen auf dem Kopfe tragend, vorüber, und der Korb fiel herab, so daß die Kirschen alle mit einander über die Gasse rollten, deren Gosse durch den Regen zu einem kleinen Bache angeschwollen war. Der junge Mensch, immer wie seines Gleichen bereit daran Theil zu nehmen, wo es irgend bunt über Eck her geht, machte sich mit Anderen darüber, die Kirschen aufzuraffen, und lief

ihnen sogar wie diese bis in die Gosse nach. Als nun aber hernachmals die Kirschen aufgezehrt waren und der junge Bursche sich an seinen vorigen Standpunkt zurück begab, so befand er, daß er seine Akten nicht mehr unter dem Arme hatte, die, ihm unvermerkt, in die angeschwollene Gosse gefallen, und in ihr alsbald nach dem Arno geschwemmt worden waren. Er lief ängstlich suchend darnach hin und her, fragte bald da bald dort jemand, ob er sie nicht gesehen habe; aber es blieb alles vergebens, denn die Papiere schwammen bereits nach Pisa zu. Der Knabe war deshalb so betreten, daß er, aus Furcht vor seinem Vater, von ihm fortzulaufen gedachte und dann auch, wie die meisten so oder so flüchtig werdenden Florentiner zu thun pflegen, den ersten Tag bis Prato lief. Er kehrte daselbst in einem Gasthause ein, und so bald die Sonne untergegangen war, kamen auch noch einige Kaufleute, nicht um den Abend da zu bleiben an, sondern, um ihren Weg noch weiter bis zu Ponte Agliana fortzusetzen. Die Kaufleute sahen, daß der junge Mensch so niedergeschlagen war, und fragten ihn: was er habe? und woher er sei? Er stand ihnen Rede und Antwort, und sie schlugen ihm sodann vor, mit ihnen zu kommen. Dem Knaben schien es eine Ewigkeit zu währen, bis das geschehen konnte; endlich machten sie sich jedoch wieder mit einander auf und erreichten Ponte Agliana mit dem Anbruche der Nacht. Sie klopften an eine Herberge und der Wirth, der schon schlafen gegangen war, kam an das Fenster und fragte: Wer da? — Macht auf! hieß es, wir wollen hier ein Nachtquartier haben. — O! rief ihnen der Wirth scheltend zu: wißt ihr nicht, daß es in der Gegend hier herum von Straßenräubern wimmelt? Es ist ein Wunder, daß ihr durchgekommen seid. — Der Wirth hatte auch wirklich Recht, da eine große Schaar Verbannter das Land heimsuchten; die Reisenden baten aber

doch so lange, bis ihnen der Wirth öffnete. Als sie drinnen waren und ihre Pferde versorgt hatten, fragten sie einander: Was wollen wir denn zu Abend essen? — Der Wirth sagte: Ich habe keinen Bissen Brod zu Hause. — Und als die Reisenden darauf fragten: Ja was ist da zu thun? so fuhr er fort: Ich weiß euch keinen anderen Rath zu geben, als den, daß euer junger Bursche da irgend einen zerrissenen Kittel anzieht, in dem er recht aussehe wie ein Lump, und dort die Anhöhe hinuntergehe, wo er an eine Kirche kommen wird, neben der der Geistliche, Ser Cione, wohnt. Den muß er dann rufen und in meinem Namen bitten, mir neunzehn Brode zu leihen. Ich sage das darum, weil die Bösewichter an einem armen zerlumpten Jungen sich nicht vergreifen werden, wenn sie ihn erwischen. — Er machte und wies den armen Knaben damit zurecht, und derselbe ging in der stockfinstern Nacht ungern genug weiter. Voller Furcht, wie sich leicht denken läßt, verfehlte er bald rechts bald links ab den Weg und konnte sich im Leben nicht nach der Kirche hinfinden, bis er endlich in ein Gebüsch kam, aus dem hervor er etwas wie eine Mauer schimmern sah. In der Meinung, daß es die Kirche sei, nahm er sich vor, darauf loszugehen. Da kam er auf einen großen freien Raum, den er für den Kirchhof hielt; in Wahrheit aber stand er vor dem Hause eines Landmanns, auf das er nun vollends zuschritt, und an dessen Eingang er zu klopfen anhub. Der Landmann hörte ihn und rief: Wer ist da? — Der Knabe antwortete: Macht auf, Ser Cione, der Gastwirth von Ponte Agliana läßt euch bitten, ihm neunzehn Brode zu leihen. — Der Landmann sagte: Ei was da, Brode! Gaudieb, der du bist und der du für das verruchte Straßenräubergesindel kundschaften gehst. Wenn ich vor der Thüre draußen wäre, so wollte ich dich nach Pistoja ins Loch schicken und auf-

hängen lassen. — So wie der Knabe diese Worte hörte, wußte er nicht, was er anfangen sollte, und indem er also, rathlos wie er war, nach einem Wege forschte, der ihn vielleicht an einen Ort brächte, wo er eine bessere Aufnahme fände, hörte er ganz in seiner Nähe, am Saume des Hölzchens, einen Wolf heulen. Er sah sich nach einem Verstecke um, wohin er sich vor dem Wolfe flüchten könnte, und da nahm er auf dem freien Platze ein seitwärts stehendes Faß wahr, dem der Boden ausgeschlagen war. Er lief stracks darauf zu, kroch hinein und erwartete unter Angst und Bangen, was weiter mit ihm geschehen würde. Indem näherte sich der Wolf, der wohl vor Alter räudig sein mochte, dem Fasse, lehnte sich daran, und begann, sich an ihm das Fell zu reiben, bei welcher Beschäftigung er den Schwanz erhob, der zufällig gerade in das Spundloch hinein schwippte. Der Knabe fühlte sich innerhalb des Fasses von dem Schwanze berührt, und entsetzte sich darob sehr; wie er dann aber erkannte, auf was für Art das zuging, fühlte er sich, eben durch seine Todesangst, angetrieben, den Schwanz zu fassen, und entschloß er sich, ihn mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stünde, fest zu halten, es möchte mit ihm geschehen was da wollte. Sobald der Wolf fühlte, daß wer seinen Schwanz festhielt, fing er an zu ziehen; der Knabe hielt fest und zog auch seinerseits, und wie dann beide wiederholt hin und her zogen, fiel das Faß um und begann zu rollen. Der Knabe hielt immer fester und der Wolf zog immer stärker; je stärker er aber zog, desto empfindlichere Schläge gab ihm das Faß. Dieses Wälzen und Ziehen hielt etwa zwei Stunden lang an und das Faß schlug und zerschlug ihm unterdessen den Rücken so gewaltsam, daß der Wolf am Ende darüber ums Leben kam. Der Knabe war in dem Kampfe mit ihm freilich auch tüchtig zerstoßen und geschunden worden, indessen

war es sein gutes Glück gewesen, daß er gerade, je fester er den Schwanz gehalten. desto besser sich selbst geschützt und desto empfindlicher dem Wolfe zugesetzt hatte. Auch nachdem das Thier todt war, wagte er doch noch in der ganzen Nacht nicht, sein Faß zu verlassen, und ließ auch den Schwanz nicht fahren.

Am anderen Morgen stand der Landmann auf, an dessen Thüre der junge Mensch geklopft hatte, ging an seine Feldarbeit und sah da am Fuße eines Absturzes das Faß liegen. Die argen Teufel! dachte er bei sich, die des Nachts umgehen, richten doch nichts als Unheil an. Da haben sie mir, wahrhaftig! mein altes Faß, das oben auf der Tenne stand, bis hierherab gekollert. — Er schritt näher darauf los, und siehe! da sah er dicht vor dem Fasse den Wolf liegen, der noch nicht todt zu sein schien. Er erschrak und fing an zu schreien: Ein Wolf! ein Wolf! ein Wolf! — Die Nachbarn kamen auf den Lärm herbeigelaufen, er wagte sich mit ihnen ganz nahe hinzu, und so befanden sie, daß der Wolf wirklich todt war und daß in dem Fasse ein Knabe stak. Alles kreuzte und segnete sich, und einer über den anderen rief auf den Knaben ein: Wer bist du denn? Was soll das heißen? — Mehr todt als lebendig und kaum im Stande noch Athem zu schöpfen, erwiederte der Knabe: Erbarmt euch meiner, um Gottes willen, und hört mich an, ohne mir etwas zu Leide zu thun! — Die Bauern spitzten die Ohren und waren begierig zu vernehmen, was da herauskommen werde, und der arme Junge erzählte ihnen nun seine leidige Geschichte, von dem Augenblicke an, wo er gestern die Akten verloren hatte, bis zu dem gegenwärtigen. Die Leute hatten groß Mitleiden mit ihm und sagten: Junge! du hast einen verteufelten Spaß erlebt; aber sei nur ruhig, er soll

dein Schade nicht sein, und dir besser bekommen, als du dir wohl einbilden magst. In Pistoja haben sie ein Gesetz gegeben, daß, wer da einen Wolf erlegt und ihn der Gemeinde bringt, dafür einen Preis von funfzig Lire von ihr erhält. — Die erstarrten Lebensgeister des jungen Burschen wurden hierauf wieder ein wenig rege, sobald sich die braven Landleute erboten, mit ihm nach der Stadt zu gehen und ihm beizustehen, den Wolf dahin zu schaffen. Gesagt, gethan. Einige begleiteten ihn wirklich und schleppten den Wolf mit sich fort, und so kamen sie nach Ponte Agliana, von wannen er ausgegangen war. Der Gastwirth erstaunte wie billig über das, was er von dem Knaben hörte, und sagte ihm, daß die Kaufleute schon ihres Weges fortgezogen, und er wie sie alle, wie sie ihn nicht hätten rückkehren sehen, des festen Glaubens gewesen, er müsse von den Wölfen zerrissen oder von den Räubern entführt worden sein. Kurz und gut endlich, der Knabe lieferte seinen Wolf an die Gemeinde von Pistoja ab und erhielt von ihr, nachdem er die Sache erzählt hatte, wie sie vorgegangen war, die funfzig Lire baar und richtig ausgezahlt. Fünf Lire davon gab er zur Bewirthung seiner guten Freunde der Bauern aus, und mit den fünfundvierzig übrigen kehrte er, nachdem er von ihnen Abschied genommen hatte, zu seinem Vater zurück, den er um Verzeihung bat und dem er alles erzählte, was ihm begegnet war, und die fünfundvierzig Lire gab. Der Vater, als ein armer Mann, war darüber sehr erfreut und verzieh herzlich gern, was er zu verzeihen hatte. Er ließ von dem Gelde eine Abschrift jener Akten fertigen und prozessirte mit der übrigen Summe in Gottes Namen drauf los. Es geht aber aus dieser ganzen Geschichte klar hervor, daß man über nichts in der Welt verzweifeln soll, weil es vom Glücke eben nicht

blos wie gewonnen so zerronnen, sondern auch wie zerronnen so gewonnen heißt. Wer hätte wohl in aller Welt denken sollen, daß die im Wasser verlorenen Akten durch einen Wolf wieder ersetzt werden könnten, der seinen Schwanz durch das Spundloch eines Fasses stecken und sich so fangen lassen müßte! — und doch geschah es eben so.

XXV.

Romeo und Julia.

Zu den Zeiten der Scaliger bestanden zu Verona die zwei an Adel und Reichthum über andere ragenden Familien der Montecchi und Capelleti, zwischen denen, gleichviel aus welchen Gründen, eine so grausame und blutige Feindschaft sich entsponnen hatte, daß in dem wiederholten Handgemenge, welches sie zu ihrem immer ärgerem Entflammen nach sich zog, nicht nur der eigenen Angehörigen, sondern auch der Anhänger beider Geschlechter die Menge getödtet wurde. Als nun vor Zeiten Bartolomeo Scala Herr von Verona war, bemühte sich derselbe zwar, sie miteinander auszusöhnen; kam aber nimmer damit zu Stande, weil ihr gegenseitiger Haß zu tief gewurzelt hatte. Nichtsdestoweniger bewirkte er so viel, daß er, wenn auch nicht den Frieden stiftete, so doch den immerwährenden thätlichen Ausbrüchen ihres Unfriedens steuerte, demzufolge schon allmälig wieder Viele von den beiden feindlichen Parteien anfingen mit einander zu reden.

Da geschah es, daß dereinst zur Karnevalszeit in dem Hause des gastfreien und lebensfrohen Antonio Capelletto, dem Haupte seiner Familie, ein glänzendes Fest gefeiert wer-

den sollte, zu dem eine große Anzahl edler Männer und Frauen eingeladen war, und daß unter anderen Jünglingen auch Romeo Montecchio, etwa zwanzig bis einundzwanzig Jahr alt, und wohl der schönste und gesittetste von Allen, hinging.

Romeo war damals in heftiger Liebe zu einem jungen Fräulein entbrannt, dem er schon seit zwei Jahren sein Herz ergeben hatte, und Tag aus Tag ein allerwärts, in die Kirche, oder wo sie sonst hinging, folgte, ob sie ihn gleich noch keines einzigen Blickes gewürdigt hatte. Er hatte ihr viele Briefe geschrieben und Botschaften gesendet; aber ihre Härte und Strenge gegen ihn blieb sich immer gleich, und bewog den leidenschaftlichen Jüngling am Ende, da sie ihm immer schwerer zu ertragen fielen, und nachdem er unendliche Klagen ausgestoßen hatte, zu dem Entschlusse, Verona zu verlassen und ein oder zwei Jahre auf Reisen im übrigen Italien zuzubringen, um sich seines ungezügelten Verlangens also wo möglich zu entledigen. Jedoch von seiner heißen Liebe zu ihr überwunden, machte er sich dagegen wieder selbst Vorwürfe, einen so thörichten Gedanken gefaßt zu haben, und wußte auf keine Weise fortzukommen. Zuweilen sagte er zu sich: Warum liebe ich sie nur, da ich doch aus tausend Anzeichen erkennen kann, daß meine Dienstbarkeit ihr nicht angenehm ist? Warum verfolge ich sie denn wie ihr Schatten überall hin, da ich weiß, daß es mich zu nichts führt? Vielleicht erlischt sobald ich sie nicht mehr sehe, dieses Feuer meiner Leidenschaft allmälig, wenn es aus ihren schönen Augen weiter keine Nahrung zieht? — Aber all sein Sinnen und Trachten war vergebens, denn es nahm den Anschein, daß, je spröder sie ihm begegnete und je weniger ihn hoffen ließ, desto mehr seine Liebe zu ihr anwüchse, so daß er keinen Tag mehr Ruhe hatte, ohne sie gesehen zu haben. Indem er nun so standhaft und inbrünstig an dieser Liebe hing,

besorgten einige seiner Freunde, sie möge ihn zu Grunde richten und mahnten ihn viele Male liebreich davon ab; aber er beachtete ihre heilsamen Rathschläge eben so wenig, als die Dame seines Herzens sich um sein Thun und Lassen kümmerte. Unter Anderen hatte Romeo einen Genossen, dem es über die maßen leid war, ihn ohne die Hoffnung auf Erfolg die Zeit seiner Jugend und die Blüthe seiner Jahre an diese Dame verschwenden zu sehen, und er sagte daher eines Tages gesprächsweise zu ihm: Romeo, mir, der ich dich wie einen Bruder liebe, ist es gar zu empfindlich, dich also wie Schnee an der Sonne verschmelzen zu sehen! Du siehst und erkennst ja, daß es dir mit nichts gelingt, ihre Liebe zu erwerben: was mühst du dich so unnützerweise ab? Es ist die äußerste Thorheit, nach etwas Unmöglichem zu streben. Wahrscheinlicherweise hat sie ihren Liebhaber schon, um dessetwillen sie nichts von dir wissen mag. Du aber bist vielleicht der schönste unter den Jünglingen dieser Stadt. Du bist, erlaube mir, dir die Wahrheit unter die Augen zu sagen, gesittet, anmuthig, höflich, und, was der Jugend zur höchsten Zierde gereicht, du hast deinen Geist mit edlem Wissen gebildet. Ueberdies bist du der einzige Sohn deines Vaters, dessen große Reichthümer allbekannt sind, und der ja nicht etwa mit dir kargt und über dich Klage führt, wenn du zuviel verschwendest. Er ist dir ein Verwalter, der sich für dich abmüht und dich thun läßt was du willst. Besinne dich also jetzt und erkenne den Irrthum, worin du lebst. Lüfte von deinen Augen den Schleier, der sie umdämmert und dich den Weg, den du einzuschlagen hast nicht wahrnehmen läßt. Entschließe dich, deinen Sinn auf eine andere zu richten, die deiner werth ist. Die Zeit der Karnevalsfreuden und der Feste beginnt. Nimm Theil an allen und wenn du dabei zufällig einmal in die Nähe derjenigen kom-

men solltest, der du so lange Zeit vergebens dientest, so schaue nicht auf sie, sondern in den Spiegel deiner seitherigen Liebe zu ihr, wodann du gewißlich insofern einen Ersatz für deine Leiden findest, als der gerechte Zorn, der dich darob ergreifen muß, deine blinde Leidenschaft aufhebt und dich der Freiheit wieder giebt. — Der getreue Freund suchte seinen Romeo auch noch mit anderen Gründen zu seiner Meinung zu überreden und so entschloß sich derselbe zuletzt, nachdem er ihn ruhig angehört hatte, ihm zu folgen. Er fing an Feste zu besuchen, und wo er irgend seine Spröde ersah, wendete er den Blick von ihr ab auf andere Schönen, um eine zu suchen die ihm gefiele, gleich als ob er auf den Markt gegangen wäre, um Tuch oder Pferde zu kaufen. Als er nun dieser Tage, wie schon gesagt, auf Capelletto's Fest gegangen, mit dem er allerdings nicht befreundet war, jedoch sich auch gerade nicht absichtlich anfeindete, so blieb er eine Weile daselbst mit der Maske vor'm Gesicht und nahm sie alsdann ab, indem er sich in einen Winkel niedersetzte, wo er alle Anwesende in dem großen Saale übersehen konnte, dessen heller Kerzenschimmer gleichsam mit dem Tageslichte wetteiferte. Jedermann und zumal die Damen sahen auf Romeo, und verwunderten sich, daß er und zwar zur Nachtzeit so sorglos in diesem Hause weilte; indessen wurde er wegen seiner guten Eigenschaften allgemein gern gesehen, und seine Feinde achteten eben nicht so sehr auf ihn, als sie vielleicht würden gethan haben, wenn er älter gewesen wäre. So betrachtete denn Romeo im Stillen die schönen Frauen des Festes, die eine mehr, die andere weniger, je nachdem ihre Reize seine Aufmerksamkeit erregten, und erlustigte sich auf diese Weise ohne zu tanzen, als er mit einem Male ein außermaßen schönes Mädchen wahrnahm, das er nicht kannte. Sie gefiel ihm so unendlich wohl, daß er dafür hielt, nie-

mals eine schönere und anmuthvollere Jungfrau gesehen zu haben, ja es wollte ihm sogar scheinen, als ob ihre Reize ihm immer bedeutender in das Auge fielen, je länger und angestrengter es auf ihnen ruhete. Er begann mit ihr zu liebäugeln, vermochte immer weniger seine Blicke von ihr abzuwenden und gelobte sich, in der ungewohnten Freude, die sein Herz über ihren Anblick empfand, alles aufzubieten, um ihre Gunst und Liebe zu erlangen.

Also wurde denn seine seitherige Liebe zu jener anderen Jungfrau von dieser neuen Flamme überwunden, die nicht eher, als mit seinem Tode erlosch. In dieses schöne Labyrinth eingegangen, wagte Romeo nicht, den Namen seiner süßen Augenweide zu erfragen, sondern sog aus ihr das Gift der Liebe mit jeder Geberde und von jedem Reize des schönen Mädchens ein, das er in seinem Winkel immerdar an sich vorüber tanzen sah. Julia, denn so lautete ihr Name, die die Tochter des Hauses war, kannte zwar auch ihrerseits Romeo nicht; aber er erschien ihr als der fürnehmlichste Jüngling der festlichen Versammlung und sie fand eine so wundersame Befriedigung darin, ihn zuweilen mit einem verstohlnen süßen Blicke anzusehen, daß ihr Herz ihr von unbeschreiblichem Entzücken anschwoll. Die Jungfrau wünschte sehnlich, daß Romeo zum Tanze antreten möchte, damit sie ihn besser sähe und sprechen hörte, denn es wollte ihr bedünken, daß seine Rede eben so viele Süßigkeit aushauchen müßte, als ihre durstigen Blicke aus seinem Anschauen sogen; nur blieb er allein unbeweglich sitzen, und schien keine Lust zu bezeigen zu tanzen, weil sein ganzer Sinn sich auf die Erscheinung des schönen Mädchens richtete. So verloren sich Beide in ihren gegenseitigen Anblick, und wenn sich dabei zuweilen ihre Augen begegneten, und deren feurige Strahlen in einander flossen, so versahe sich ein Jedes von ihnen der

Verliebtheit des anderen leicht, denn sie erfüllten dann die Luft mit schweren Seufzern und gaben durch sie zu verstehen, daß sie damit nichts ferneres ersehnten, als ihre heißen Liebesflammen einander zu offenbaren. Mittlerweile kam die Mitternacht und das Ende des Balles heran, und bereitete man sich, denselben mit dem Fackeltanze, den andere den Tanz mit dem Hute nennen, zu beschließen. Romeo wurde zu dieser Belustigung von einer Dame aufgezogen, trat also mit im Kreise an, und gab, nachdem er seine Tour gemacht hatte, die Fackel einer Dame, wodann er, wie es ihm die Regel des Tanzes gestattete, sich neben Julien stellte, die er zu unsäglichem Vergnügen Beider bei der Hand faßte. Neben Julien stand auf der anderen Seite Einer, Namens Marcuccio, der schielende, der ein großer und allgemein beliebter Hofmann war, weil er immer einen witzigen Einfall, oder eine launige Geschichte in Bereitschaft hatte, um die Gesellschaft damit zu unterhalten oder zu lachen zu machen. Er hatte jederzeit, Winters und Sommers, so wie das kälteste Alpeneis kalte Hände, die immer noch frostig blieben, wenn er auch schon die längste Weile am Feuer gesessen und sie gewärmt hatte. Wie nun Julia fühlte, daß er ihre linke Hand ergriff, so wendete sie sich, deren Rechte Marcuccio hielt, wohl begierig ihn sprechen zu hören, heiteren Angesichtes ein wenig nach ihm hin und sagte mit bebender Stimme: Gesegnet sei mir eure Ankunft an meiner Seite, indem sie seine Hand liebevoll drückte. Der Jüngling, der aufgeweckten Geistes und nichts weniger als blödsinnig war, erwiederte zärtlich ihren Händedruck und sagte: Madonna! in welcher Weise wird mir euer Segen zu Theil? wobei sein um Erbarmen flehendes Auge an ihrem Munde hing. Süß lächelnd antwortete sie ihm: Verwundert euch nicht, junger Herr, daß ich eure Ankunft neben mir segne, denn Herr Marcuccio hat

mich schon seit langer Zeit mit der Eiseskälte seiner Hand erstarrt und es erwärmt mich nun die Zartheit der eurigen wieder. — Hierauf sprach Romeo sogleich: Mein Fräulein! es ist mir unendlich lieb, gleichviel auf welche Art, euch einen Dienst zu erweisen, und ich versichere euch, daß ich ganz der eurige bin. Wofern euch aber meine Hand erwärmt, wie ihr mir sagt, so verbrennen mich, das glaubt mir, eure schönen Augen, und werden mich bald ganz und gar zu Asche verwandelt sehen, wenn ihr mir nicht hülfreich beistehen wollt, diese Flamme auszuhalten. — Er hatte diese Worte kaum gesprochen, so war auch der Fackeltanz zu Ende, und die liebeglühende Julia hatte nur noch so viel Zeit, mit einem abermaligen Seufzer und einem Drucke der Hand, ihm zu entgegnen: Ich weiß euch, meiner Treu, nichts weiter zu sagen, als daß ich euch mehr! als mir selbst zu eigen bin. — So schieden sie von einander, und es blickte Romeo ihr mit spähendem Auge nach, wo sie hinginge, bis er dann bald erkannte, daß sie die Tochter des Hausherrn sei, und ein wohlwollender Mann, den er nach ihr und anderen Frauen befragte, ihm diese erlangte Kenntniß bestätigte. Er wurde nun zwar darüber auf das übelste gelaunt, indem er einsah, wie gefährlich und schwer es für ihn sein würde, diese Liebe zu einem glücklichen Ausgange zu führen, aber die Wunde war einmal offen, und das verderbliche süße Gift drang in sie hinein. Auf der anderen Seite trug Julia sehnliches Verlangen, zu wissen, wer der Jüngling sei, dem sie sich schon so gänzlich hingegeben fühlte, und sie rief ihre alte Amme, und fragte sie, mit ihr in ein Zimmer gehend und an ein Fenster tretend, das von den auf der Straße brennenden vielen Fackeln ganz erhellt war, bald wer der in dem und dem Kleide, bald wer jener, der den Degen in der Hand trüge, und endlich auch, wer der mit der abgenommenen

Larve sei? Die gute Alte, die fast alle Leute kannte, nannte ihr den einen wie den anderen, und also auch Romeo, dessen Namen sie recht wohl wußte. Als die Jungfrau den Zunamen Montecchio aussprechen hörte, wurde sie vor Schrecken halb betäubt, und verzweifelte, bei der zwischen beiden Familien herrschenden Feindschaft, ihren Romeo jemals zum Gatten zu erhalten; jedoch verrieth sie ihr Mißvergnügen darüber durch kein einziges Zeichen. Sie ging zu Bette, und konnte freilich in dieser Nacht wenig oder gar nicht schlafen, weil die verschiedenartigsten Gedanken ihr durch den Sinn zogen; aber Romeo zu lieben, konnte und wollte sie nicht aufhören, so heftig war sie für ihn und seine Schönheit entbrannt, welche letztere alle Hoffnungslosigkeit ihrer Vernunft überwältigte. Also ein Spielball der entgegengesetztesten Gedanken und Gefühle, sprach sie des öfteren zu sich selbst: Wohin lasse ich mich nur von meinem unablässigen Verlangen irre leiten? Weiß ich, Thörin, denn schon, ob mich Romeo liebt? Vielleicht hat der Verschlagene jene Worte nur gesagt, um mich zu täuschen und mir etwa meine Ehre zu rauben, über deren Verlust er mich dann bei dem wilden Hasse verspotten möchte, der unsere beiderseitigen Verwandten alle Tage mehr zu entzweien scheint? Aber es verträgt sich doch nicht mit der Hoheit seines Gemüthes, daß er diejenige hintergehen sollte, die ihn liebt und anbetet. Und wenn das Antlitz der Spiegel der Seele ist, so kann ja seine Schönheit unmöglich ein so hartes unerbarmendes Herz verkündigen, sondern es steht von einem solchen Jünglinge vielmehr nichts anderes als Liebe und Edelsinn zu erwarten. Nehme ich nun indessen, wozu ich allerdings berechtigt zu sein glaube, an, daß er mich wirklich liebt und zu seinem Weibe erkiesen will, darf ich mir da wohl auch vernünftigerweise einbilden, daß mein Vater jemals in diese Heirath willigen wird? Jedennoch, wer weiß,

ob nicht durch ein solches Verwandtschaftsband eine immerwährende Eintracht und ein sicherer Frieden zu vermitteln wäre? Ich habe mehrmals sagen hören, daß durch Ehebündnisse nicht allein bei Bürgern und Edelleuten Uneinigkeit geschlichtet, sondern auch unter großen Herren und Königen grausame Kriege beendet und starke Freundschaften, zu männiglich Genügen, gestiftet worden. Vielleicht bin ich bestimmt, diese beiden Geschlechter auf ähnliche Weise zu beruhigen? — Indem sie auf diesem Gedanken beharrte, zeigte sie Romeo jedesmal, wann er in diese Stadtgegend kam, ein heiteres Angesicht, und ermuthigte ihn also, der nicht minder wie sie mit sich selbst im Kampfe lag, und bald hoffte, bald verzweifelte, allen Gefahren zum Trotz Tag und Nacht vor ihrem Hause zu verweilen, oder vorüber zu wandeln und sich an den Aeußerungen ihrer Freundlichkeit gegen ihn immer mehr in Liebe zu entzünden.

Julias Zimmer hatte die Aussicht nach einem sehr schmalen Wege, auf dessen anderer Seite ein Gemäuer lag. Wann nun Romeo die Straße vorüber wandelnd an den Eingang dieses Weges kam, so erblickte er von da gewöhnlich die ihm mehr als wohlwollende Julia an ihrem Fenster. Des Nachts betrat er auch wohl diesen Weg, blieb vor ihrem Fenster stehen, weil die Gegend nicht besucht war, und hatte zuweilen die Freude, seine Geliebte reden zu hören. Da geschah es denn auch einmal, daß Romeo daselbst stand, und Julia entweder, weil sie ihn hörte, oder aus einer anderen Ursache das Fenster öffnete. Romeo zog sich in das Gemäuer zurück; konnte dieß aber nicht so schnell thun, daß sie ihn nicht bei dem hellen Mondschein erkannt hätte. Sie befand sich allein in ihrem Zimmer, und rief ihn, leise zu ihm sagend: Romeo! was thut ihr allein zu dieser Stunde hier? Wenn ihr betroffen würdet, Unglücklicher! was sollte aus eurem Le-

ben werden? Bedenkt ihr nicht die wilde Feindschaft zwischen den eurigen und den unseren, die schon so Viele getödtet hat? Ihr würdet ganz gewiß zu eurem großen Schaden und zu meiner geringen Ehre von ihnen umgebracht werden! — Gebieterin! antwortete Romeo, meine Liebe zu euch ist schuld, daß ich zu dieser Stunde hierher gekommen, und ich bezweifele gar nicht, daß mich die Eurigen, mich hier befindend, würden tödten wollen; ich würde mich indessen nach meinen besten Kräften wehren, und nicht allein erliegen, wenn ich auch von der größten Uebermacht bedrängt werden sollte. Da ich denn nun aber in diesem Liebesabenteuer jedenfalls sterben muß, welch seligeren Tod als den an eurer Seite könnte ich finden? Eure Ehre mag ich so wenig irgend beeinträchtigen, daß ich bereit bin, sie mit meinem Blute zu vertheidigen. Aber wenn die Liebe zu mir über euch eben so viel vermöchte, wie die Liebe zu euch über mich, und wenn euch an meinem Leben nicht minder gelegen wäre, als mir an dem eurigen, so würdet ihr alles Leid von uns abwenden und mich zu dem beglücktesten Mann auf Erden machen. — Und was wollt ihr, daß ich thun soll? fragte Julia. — Ich wollte, erwiederte Romeo, ihr liebtet mich so sehr wie ich euch und ließet mich in euer Zimmer ein, auf daß ich euch dort gemächlicher und ungefährdeter die Größe meiner Liebe und meine herben Leiden um euretwillen schildern könnte. — Hierauf entgegnete Julia, ein wenig über ihn zürnend: Romeo, du kennst deine Liebe, ich die meinige, und ich weiß auch, daß ich dich so sehr man lieben kann und vielleicht mehr als meine Ehre zuläßt, liebe. Aber ich sage dir, daß du in einem großen Irrthume befangen und nicht eines Sinnes mit mir bist, wenn du vermeinst, mich anders als in der heiligen Vereinigung der Ehe zu besitzen. Du hältst dich hier des öfteren in einer gefährlichen Nachbarschaft auf und könntest einmal

in schlimme Hände fallen, worüber ich mich nimmer zufrieden geben würde; wofern du denn aber eben so sehnsuchtsvoll wünschest, mein zu sein, als ich ein ewiges Verlangen trage, dir anzugehören, so nimm mich zu deinem ehelichen Gemahle: ich werde bereit sein, dir als solches allerwärts zu folgen, wohin es dir gefällt. Wenn du hingegen anderen Sinnes bist, so gehe fürder deine eignen Wege weiter und überlasse mich in Frieden mir selbst. — Romeo, der nichts mehr als dies wünschte, wozu sie ihn aufforderte, sprach ihr fröhlichen Muthes diese Gesinnung aus, und sodann fügte Julia noch hinzu: Nun, so lebe wohl. Damit aber unser Vorhaben nach Würden gut vollbracht werde, so wünsche ich, daß der ehrwürdige Bruder Lorenzo von Reggio, mein geistlicher Vater, uns traue. — Sie kamen deswegen mit einander überein und beschlossen, daß Romeo, der ihn sehr genau kannte, des nächstkommenden Tages mit ihm Rücksprache nähme. Dieser fromme Bruder gehörte zu dem Orden der Minoriten, war Magister der Theologie, ein großer in vielen Dingen erfahrener Philosoph, und ein sehr geschickter Destillirer und Magiker. Da er zu gleicher Zeit diesen seinen Lieblingsbeschäftigungen nachleben, und bei dem gemeinen dummen Volke doch in gutem Ansehen bleiben wollte, so betrieb er jene so geheim als möglich und suchte sich desgleichen für alle Fälle an irgend einem mächtigen Edlen eines Schutzes und einer Zuflucht zu vergewissern, die ihm unter anderen Freunden denn auch Romeos Vater, ein in Verona höchst einflußreicher Mann, verlieh, der den guten Bruder gewissermaßen für einen Heiligen ansah. Auch Romeo liebte ihn außerordentlich und wurde von dem Bruder wieder geliebt, weil derselbe ihn als einen klugen, hoffnungsvollen Jüngling kannte. Ueberdies ging Lorenzo nicht blos im Hause der Montecchi ein und aus, sondern galt auch viel bei den Capelletti und

hatte die Hälfte des Adels von Verona, Männer sowohl wie Frauen, zu Beichtkindern. Nachdem Romeo also mit der besagten Uebereinkunft von Julien Abschied genommen hatte, ging er nach Hause und mit dem folgenden Morgen nach dem Franziskanerkloster, wo er dem Bruder den ganzen Verlauf seiner Liebe und seine und Juliens gemeinschaftliche Wünsche eröffnete. Bruder Lorenzo hörte ihn an und versprach, alles zu thun, was Romeo verlangte, weil er entweder ihm nichts abschlagen konnte, oder durch dieses Mittel die Capelletti und die Montecchi mit einander auszusöhnen und sich bei Herrn Bartolomeo in Gunst zu setzen hoffte, welcher letztere eifrigst wünschte, den, zufolge der gegenseitigen Feindschaft der beiden Geschlechter, so oft gestört werdenden Frieden der Stadt endlich einmal auf die Dauer herzustellen. Das Liebespaar wartete nun auf die Gelegenheit zu beichten, um seinen Entschluß auszuführen, es kam die Fastenzeit heran, und Julia hielt es zu desto größerer Sicherheit für gerathen, sich ihrer Amme anzuvertrauen, die mit ihr in einem Zimmer schlief. Sie erzählte derselben dereinst die ganze Geschichte ihrer Liebe und wiewohl die alte Frau sie darüber genugsam ausschalt, und ihr von ihrem Vorhaben abrieth, so blieb dies doch alles erfolglos und verstand sie sich am Ende sogar auf Juliens Bitten dazu, an Romeo einen Brief zu bestellen. Der Liebende wurde der fröhlichste Mann auf Erden, sobald er ihn gelesen hatte, denn Julia schrieb ihm, er möchte in der fünften Stunde der Nacht unter ihr Fenster, gegenüber dem Gemäuer kommen, und eine Strickleiter mitbringen. Romeo hatte einen sehr getreuen Diener, den er schon oft in den wichtigsten Dingen in sein Vertrauen gezogen und immer bewährt gefunden hatte. Diesem sagte er jetzt, was er beabsichtigte und trug ihm die Besorgung einer Strickleiter auf. Pietro befolgte sein Geheiß, und Ro-

meo nahm ihn zu der bestimmten Stunde mit an Ort und Stelle, wo er Julien seiner harrend fand. Sobald Julia ihn erkannt hatte, ließ sie den Bindfaden herunter, den sie in Bereitschaft hielt und zog daran die Strickleiter empor, welche sie mit Hülfe ihrer Amme an das Fenstergitter befestigte. Romeo dagegen stieg alsbald zu ihr hinauf und unterredete sich mit ihr durch das Gitter, das so dicht und stark war und kaum eine Hand durchzustecken gestattete. Nach den ersten liebreichen Begrüßungen sprach Julia zu ihrem Liebhaber: Mein theurer Freund, der mir lieber als das Licht meiner Augen ist, ich habe dich zu mir beschieden, um dir zu sagen, daß ich mit meiner Mutter übereingekommen bin, des nächsten Freitags zur Stunde der Predigt beichten zu gehen. Benachrichtige davon den Bruder Lorenzo, damit er alles vorbereite. — Romeo entgegnete ihr, der Bruder sei schon vorläufig unterrichtet und ihre Wünsche zu erfüllen willig, und hierauf sprachen sie noch eine Weile mit einander, bis es ihnen an der Zeit zu sein schien, sich zu trennen und Romeo, herabgestiegen, mit dem die Leiter tragenden Pietro wieder von dannen ging, der inzwischen in dem Gemäuer verborgen gewesen war. Julia blieb im Innersten vergnügt zurück und glaubte, daß es eine Ewigkeit währe, bis sie die Gattin ihres Romeo sei, und auch Romeo plauderte auf dem Heimwege heitersten Sinnes mit seinem Vertrauten über sein ihm bevorstehendes Glück.

Als der Freitag genaht war, ging Frau Giovanna, Juliens Mutter, der Abrede gemäß, mit ihrer Tochter und ihren Dienerinnen, nach San Francesco, trat in die Kirche ein und fragte nach dem Bruder Lorenzo. Auf alles vorbereitet, hatte der Bruder Romeo bereits in die Zelle seines Beichtstuhles eingeschlossen und kam zu der Dame, die zu ihm sagte: Mein Vater! ich bin zur frühen Stunde genaht, zu

beichten, und habe euch meine Julia mitgebracht, da ich weiß, daß ihr den ganzen Tag über mit Beichten eurer vielen geistlichen Kinder beschäftigt sein werdet. — Der Bruder bewillkommte sie in Gottes Namen, gab ihnen seinen Segen, und ging in das Kloster in seinen Beichtstuhl, wohin ihm Julia zuerst folgte, indem sie die Thüre hinter sich abschloß nnd ihm das Zeichen gab, daß sie da sei. Der Bruder machte das Gitter los, und sagte zu Julien: Meine Tochter, nach dem, was mir Romeo versichert hat, war es eben so wohl dein Wunsch, seine Gattin, als der seinige, dein Gatte zu werden. Bist du gegenwärtig noch eben so gesinnt? — Die Liebenden erwiederten ihm, daß dies ihr höchstes Verlangen sei, und also sprach der fromme Bruder, nachdem er einige Worte über die Heiligkeit der Ehe vorausgeschickt hatte, die in der christlichen Kirche gebräuchliche Trauungsformel, und steckte Romeo seiner geliebten Julia zu ihrer beiderseitigen unsäglichen Freude den Ring an. Romeo traf sodann mit ihr die Verabredung, in der nächstfolgenden Nacht zu ihr zu kommen, küßte sie durch das Logenfensterchen und verließ heimlich Zelle und Kloster, indem er wieder an seine Geschäfte ging. Der Bruder befestigte das Gitter von neuem solchergestalt an seinen Ort, daß von dessen geschehener Abnahme nichts ersichtlich blieb, und hörte erst die Beichte des zufriedenen Mädchens und nächstdem die ihrer Mutter und anderer Frauen an. Zur anberaumten Stunde der Nacht ging Romeo mit Pietro an eine gewisse Stelle der Gartenmauer des Hauses seiner Neuvermählten, stieg unter dem Beistande seines Dieners darüber hinweg in den Garten, und fand Julien darin vor, die mit ihrer Amme auf ihn wartete. Als die Liebenden einander sahen, flogen sie sich mit ausgebreiteten Armen entgegen. Julia warf sich ihrem Romeo an den Hals und vermochte vor übergroßer Seligkeit

eine lange Weile kein Wort zu reden, während Romeos Liebesglut ihm dagegen ein Gefühl einflößte, wie er es noch niemals empfunden hatte. Sie fingen an, eines das andere auf das zärtlichste zu küßen und zu liebkosen, und zogen sich dann in die einsamste Gegend des Gartens zurück, um sich ihrer Liebe ungestört zu erfreuen. Zuletzt sich zu ferneren geheimen Zusammenkünften mit ihr verständigend, küßte Romeo sein geliebtes Weib zu tausend und aber tausend Malen, und enteilte aus dem Garten. Wer lebt gegenwärtig auf Erden, der glücklicher wäre als ich? sprach er zu sich selbst; wer vermag sich einer ähnlichen Liebe wie ich zu erfreuen? Wer des Besitzes einer so schönen und so reizenden Braut als die meinige? — Auf der anderen Seite pries aber auch die Jungfrau ihr Geschick nicht minder wie er das seinige und zählte sich alle seine schönen oder tugendlichen Eigenschaften auf, indem sie den Himmel bat, ihr den Besitz ihres geliebten Romeo nimmer zu beeinträchtigen.

Es geschah hierauf, daß die jungen Gatten einige Nächte zusammen kamen, andere nicht. Bruder Lorenzo ließ es sich unterdessen angelegen sein, den Frieden zwischen den Montecchi und den Capelletti zu vermitteln, und hatte die Sachen bereits in eine ganz erträgliche Lage und zwar so weit gebracht, daß er hoffen konnte, beide feindliche Parteien in die Verbindung der Liebenden willigen zu sehen. Da begegnete zur Osterzeit plötzlich einmal auf dem Corso in der Nähe des Beutlerthores, nach Castelvecchio zu, eine Schaar derer, die sich zu den Capelletti hielten, einigen der Montecchi und fielen sie mit blanken Waffen an. Unter den Capelletti war ein leiblicher Vetter Juliens, Namens Tebaldo, ein Jüngling von sehr heftiger Gemüthsart, der die Seinen anfeuerte, wacker auf die Montecchi loszugehen, und ihrer keinen zu schonen. Das Handgemenge ward immer wilder, und da

den einen wie den anderen Hülfe an Bewaffneten zustieß, so drangen sie immer wüthender auf einander ein, und schlugen sich gegenseitig viele Wunden. Da wollte es der Zufall, daß Romeo hinzu kam, den eben außer seinen Dienern auch einige seiner jungen Freunde auf einem Spaziergange durch die Stadt begleiteten. Seine Verwandten mit den Capelletti im Kampfe sehend, erzürnte er sich sehr, weil er sich allerdings vorstellen konnte, daß dadurch alle die Schritte, die der Klosterbruder zum Frieden gethan, vereitelt würden. Um den Aufruhr zu beschwichtigen, rief er seinen Begleitern und Dienern mit lauter Stimme zu, so daß er von Vielen, die sich in seiner Nähe befanden, vernommen wurde: Werft euch zwischen sie, Brüder, und verhütet aus allen Kräften, daß der Kampf länger anhalte, vermögt sie, die Waffen ruhen zu lassen. — Ja, er fing nun auch selbst an, die Kämpfenden, sowohl von seiner, wie von der feindlichen Partei, zu ermahnen, friedlich aus einander zu gehen, und wehrte ihnen muthig mit Worten und in der That. Aber seine Bemühungen blieben dennoch eitel, weil die Gemüther bereits allzusehr erhitzt waren, um auf ihn zu achten. Schon waren auf beiden Seiten Mehrere gefallen, als Tebaldo auf ihn zu kam und einen gewaltigen Stoß nach Romeos Seite führte, der indessen an dem Harnische seines Waffenrockes abglitt, ohne ihn zu verwunden. Romeo wendete sich zu Tebaldo und sprach freundlich zu ihm: Du irrst dich sehr, Tebaldo, wenn du glaubst, daß ich hierher gekommen sei, um mit dir oder den Deinen Händel zu suchen. Ich ging zufällig hier vorüber und verweilte, um zum Frieden zu reden, weil es mein Wunsch ist, daß wir fernerhin wie gute Bürger mit einander leben. Ich ermahne dich also, mir in meiner guten Absicht beizustehen, damit nicht noch mehr Blut vergossen werde und des geschehenen Aergernisses jetzt genug sei. —

Diese Rede war fast einem Jeden vernehmlich; sei es nun aber, daß Tebaldo in der That nicht hörte, was Romeo zu ihm gesagt hatte, oder daß er sich den Anschein gab, ihn nicht verstanden zu haben, kurz er erwiederte ihm: Ha, Verräther, du bist des Todes! — indem er ihm wüthend nach dem Kopfe hieb. Romeo dagegen, der schon mit den Aermeln seines Waffenrockes beschützt war, wickelte seinen linken Arm in den Mantel und wehrte damit den Streich vom Haupte ab. Seinerseits aber kehrte er nun die Spitze seines Degens seinem Feinde zu, und verwundete ihn gerade in den Hals, den er ihm durch und durch stieß, so daß Tebaldo nach vorn hin todt zu Boden stürzte. Der Lärm, der hierüber entstand, war unendlich, die Scharwache kam dazu und die Unruhstifter zerstreuten sich nach allen Seiten. Der über Tebaldos Tod außermaßen betrübte Romeo flüchtete mit vielen der Seinigen nach San Francesco zum Bruder Lorenzo, und der gute Mönch wollte schier verzweifeln, als er von diesem unerwarteten Unfall Kunde erhielt, der die Feindschaft zwischen den beiden Häusern nothwendigerweise neu entflammen mußte. Die Capelletti begaben sich insgesammt zu Herrn Bartolomeo und führten Klage. Auf der anderen Seite bewies jedoch der Vater des verborgenen Romeo nebst den ersten der Montecchi, daß Romeo mit den Seinigen durch die Stadt gelustwandelt und nur zufälligerweise zu dem Streite gekommen sei, den er darauf habe schlichten wollen, bis ihn Tebaldo, trotz seiner gütlichen Abmahnungen wiederholt angefallen und zur Selbstvertheidigung gezwungen habe, die leider einen so üblen Erfolg gehabt. Auf diese Weise klagte die eine Partei die andere höchst erbittert an; da es sich indessen auswies, daß die Capelletti der angreifende Theil gewesen waren, und viele glaubwürdige Zeugen ihre Aussage dahin abgaben, daß Romeo in der That die Seinigen aufgefordert,

den Streit zu schlichten, so wie auch Tebaldo freundlich angeredet habe, so gebot Herr Bartolomeo Allen auf das strengste, die Waffen niederzulegen, und verbannte Romeo nur. In dem Hause der Capelletti war großes Weinen und Wehklagen über Tebaldos Tod. Julia dehnte sich die Adern durch ihr Weinen aus, das sie gar nicht mäßigen konnte; es war nicht der Tod ihres Vetters, was sie so bitterlich beweinte, und was ihr diese äußerste Betrübniß erregte, sondern die verlorene Hoffnung, nun jemals ihre Eltern ihre Ehe billigen zu sehen, deren möglichen Ausgang sie gar nicht zu ersinnen wußte. Durch den Bruder Lorenzo in Erfahrung bringend, wo sich Romeo aufhielt, schrieb sie diesem einen ganz mit Thränen getränkten Brief und sendete ihn durch ihre Amme an jenen ab. Sie wußte, daß Romeo verbannt war und sich von Verona entfernen mußte, und bat ihn also darin angelegentlich, sie, wenn es möglich wäre, mit sich zu nehmen. Romeo schrieb ihr wieder, sie solle sich beruhigen, er würde mit der Zeit auf alles bedacht sein; für jetzt wisse er aber noch nicht, wo eine Zuflucht in der Nähe zu suchen, auf jeden Fall wünschte er sie noch einmal vor seiner Abreise zu sehen und zu sprechen. Julia bestimmte ihm hierauf zu ihrer letzten Zusammenkunft den verborgenen Ort des Gartens, wo sie in ihrer Hochzeitnacht bei einander gewesen waren, und so schlich sich Romeo in der nächstfolgenden Nacht unter Bruder Lorenzos Beistande wohl bewaffnet aus dem Kloster und eilte mit seinem getreuen Pietro zu seiner Gattin. Julia empfing ihn mit unzähligen Thränen. Sie vermochten beide einander lange Zeit kein Wort zu sagen und tranken sich gegenseitig die Thränen von den Wangen, die ihnen daran reichlich hinabflossen. Dann sich über die ihnen bevorstehende Trennung tröstend, brachen sie in Klagen über das widerwärtige Geschick ihrer Liebe aus, und küßten und umarmten sich

unabläſſig auf das innigſte. Als die Stunde kam, da ſie von einander ſcheiden mußten, bat und beſchwor Julia ihren geliebten Gatten ſo ſehr ſie es im Stande war, ſie mit ſich zu nehmen. Ich will mir mein langes Haar abſchneiden, theurer Freund, ſprach ſie zu ihm, und mich als Knabe verkleiden, um mit dir zu gehen, wohin du irgend willſt, und um dir liebevoll zu dienen. Wer könnte dir denn ein getreuerer Diener als ich ſein? O, mein beſter Mann! erzeige mir dieſe Gunſt, und laß mich ein und daſſelbe Schickſal mit dir theilen! — Hiergegen nun ermuthigte ſie Romeo mit den freundlichſten Troſtworten und ſprach ihr ſeine Ueberzeugung aus, daß ſein Bann gewiß in Kurzem widerrufen werden würde, wie der Fürſt es bereits auch ſeinen Vater habe hoffen laſſen, ja, daß er auf das längſte nur ein Jahr dauern könne, weil, wenn inzwiſchen die ihre Familien entzweiende Fehde nicht gütlich beigelegt worden ſei, der Herr ſelbſt ſich darein miſchen wolle, um ſie ein für allemal zu beendigen. Zuletzt noch ſagte er ihr, es möge geſchehen was da wolle, wenn er die Sachen ſich in die Länge ziehen ſehe, ſo würde er einen ſchnellen Entſchluß faſſen, und ſie, nicht als einen Pagen verkleidet, ſondern als ſein rechtmäßiges Weib und als ſeine Gebieterin mit ſich entführen, angeſehen, daß es ihm unmöglich ſei, lange Zeit ohne ſie zu leben. Desungeachtet fühlte ſich das troſtloſe Mädchen unfähig, ihre Thränen zu ſtillen, und ſo ſagten ſie ſich endlich, als die Morgenröthe anbrach, ein überaus ſchmerzliches Lebewohl, indem Romeo nach San Francesco, Julia in ihr Zimmer zurückkehrte.

Zwei oder drei Tage ſpäter, nachdem Romeo ſeine Angelegenheiten ſo weit geordnet hatte, verließ er Verona als fremder Kaufmann verkleidet heimlich in ſicherer Begleitung, und gelangte glücklich nach Mantua, woſelbſt er ein Haus miethete und auf eine ehrenvolle Weiſe lebte, da es ihm ſein

Vater an nichts fehlen ließ. Julia weinte und seufzte indessen unabläſſig, aß fast gar nicht und schlief noch weniger, weil sie es die Nächte wie die Tage trieb, und wurde deshalb zu wiederholten Malen um die Ursache ihres Kummers von ihrer sie zärtlich liebenden Mutter befragt, die sie ermahnte, sich ihr anzuvertrauen, und ihrem Leidwesen doch endlich ein Ziel zu setzen, das eines Vetters wegen etwas allzu weit gehe. Julia erwiederte ihr, sie wisse nicht, warum sie sich so härmen müsse und fuhr fort, sich, so oft sie es nur im Stande war, aus der Gesellschaft der Ihrigen zu stehlen, um ihren düsteren Gedanken nachzuhangen. Sie zehrte sich darüber so sehr ab und wurde so schwermüthig, daß ihre Schönheit dem was sie früher gewesen war, nicht mehr im geringsten ähnlich sah. Romeo schrieb ihr häufige Briefe und vertröstete sie immer mit der Hoffnung, bald wieder bei ihr zu sein. Er bat sie zwar auch inständigst, heiteren Sinnes zu sein, und sich zu vergnügen; es blieb aber alles umsonst, weil nichts geringeres als Romeos eigene Gegenwart sie trösten konnte.

Da wurde Juliens Mutter plötzlich der Meinung, die Betrübniß ihrer Tochter möge daher rühren, daß mehrere ihrer Gespielinnen seit kurzem verheirathet worden wären, und sie desgleichen nach der Ehe Verlangen trüge. Sie theilte diesen ihren Gedanken ihrem Gatten mit und sagte zu ihm: Mein lieber Freund! unsere Tochter führt das trübseligste Leben von der Welt und thut nichts als weinen und seufzen, indem sie Jedermanns Gesellschaft flieht. Ich habe sie zwar mehrere Male um die Ursache ihres Mißmuthes befragt, und auf jede Weise zu erforschen getrachtet, jedoch meine desfallsigen Bemühungen sind fruchtlos geblieben. Sie antwortet mir standhaft nichts anderes, als daß sie nicht wisse, was ihr fehle und alle Leute im Hause zucken die Achseln, und wissen nicht, was sie dazu sagen sollen. So viel ist sicher, daß irgend eine

heftige Leidenschaft sie quält, weil sie sich also wie Wachs am Feuer aufzehrt. Ich habe diese Sache auf tausenderlei Weise bedacht und am Ende eine Möglichkeit als die wahrscheinlichste ihrethalb im Sinne behalten: ich glaube nämlich, daß Juliens Niedergeschlagenheit daher kömmt, daß alle ihre Jugendgespielinnen in diesem Karneval Gattinen geworden sind, und nur allein von ihrer Verheirathung noch nicht die Rede ist. Da nun unser Kind am bevorstehenden Sankt Euphemientage volle achtzehn Jahre alt wird, so will ich ein Wort, das sie betrifft, mit dir reden, mein lieber Gemahl, weil es mir eben jetzt an der Zeit zu sein scheint, daß du Sorge trägst, ihr einen ihr ebenbürtigen Ehegatten zu verschaffen, die da in der That keine immerdar im Hause zu behaltende Waare ist. — Herr Antonio hatte den Vorschlag seiner Gemahlin angehört und erwiederte ihr, da er ihm nicht zur Unzeit geäußert schien: Ich will recht gern alles thun, liebe Frau, was geeignet sein mag, unserer Tochter einen ihrem Stande gemäßen ehelichen Gemahl auszufinden, insofern du mir von ihr sagst, daß ihre Traurigkeit aus ihrem Wunsche vermählt zu werden entspringe; aber suche du nur mittlerweile von ihr zu erspähen, ob sie etwa gar schon einen Liebeshandel hat und welcher Mann ihr vorzugsweise angenehm sein dürfte? — Frau Giovanna versicherte ihm, daß sie das ihrige thun würde, und ermangelte nicht, ihre Tochter und deren Dienerschaft aufs neue, wiewohl vergebens, auszuforschen.

Zu derselben Zeit wurde in dem Hause des Herrn Antonio der Graf Paris von Lodrone, ein sehr reicher und schöner junger Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren bekannt, der sich bei fortgesetztem Umgang um die Hand der Tochter bewarb. Herr Antonio eröffnete dessen Absichten seiner Frau, und diese, der ein solcher Antrag sehr erwünscht und ehrenvoll erschien, sprach deswegen mit Julien, die jedoch

zu ihrer großen Verwunderung sich äußerst betroffen und traurig darob erwies. Nachdem nun Frau Giovanna, die dieses Betragen nicht durchschauen konnte, mancherlei Auseinandersetzungen deswegen mit Julien gehabt hatte, sagte sie zu ihr: Aus dem was ich sehe, meine Tochter, schließe ich, daß du gar keinen Mann haben willst. Gedenkst du eine Betschwester oder eine Nonne zu werden? Sprich mir deine Gesinnungen aus. — Julia antwortete ihr, sie wolle weder eine Betschwester noch eine Nonne werden, und wisse gar nicht, was sie anderes wolle als sterben. — Die Mutter war über diese Erklärung eben so unwillig als erstaunt, und wußte nicht, was sie darauf sagen oder thun sollte. Die Hausgenossen insgesammt gaben ihr keine andere Auskunft, als daß Julia seit ihres Vetters Tode durchaus niedergeschlagen geblieben sei und nicht aufgehört habe zu weinen, ohne sich etwa auch nur ein einziges Mal wieder am Fenster sehen zu lassen. Frau Giovanna hinterbrachte alles dies dem Herrn Antonio und er berief seine Tochter zu sich, zu der er nach einigen vorläufigen Worten sagte: Ich sehe dich, meine Tochter, gegenwärtig in deinem mannbaren Alter, und habe dir in dem Herrn und Grafen von Lodrone einen schönen, reichen und edlen Gatten auserwählt. Sei du denn auch bereit, dich meinem guten Willen fügend, ihn als solchen anzunehmen, so ehrenvolle Anträge, als der seinige, kommen selten vor. — Hierauf entgegnete ihm Julia, mit kühnerem Muthe als einem Kinde zusteht: daß sie sich gar nicht verheirathen wolle. Der Vater wurde dadurch so entrüstet und erzürnt, daß er drauf und dran war, sie zu schlagen. Er schalt sie mit den härtesten Worten aus, und erklärte ihr schlüßlich: sie möge nun wollen oder nicht, so habe sie sich bereit zu halten, in drei oder vier Tagen mit ihrer Mutter und anderen Verwandten nach Villafranca zu gehen, wohin auch Graf

Paris mit seinem Gefolge kommen würde. Leiste sie hiergegen auch nur den mindesten Widerstand, so könne sie darauf gefaßt sein, daß er ihr den Kopf schon zurecht rücken und sie zu dem unglücklichsten Geschöpf auf Erden machen würde. — Was Julia hierbei denken urd fühlen mußte, mag sich ein Jeder, der einmal in Liebe befangen war, selbst vorstellen. Sie war wie vom Donner gerührt. Ein wenig wieder zu sich gekommen, benachrichtigte sie durch den Bruder Lorenzo ihren Romeo von dem Vorgefallenen, und Romeo schrieb ihr zurück, sie solle nur gutes Muthes sein, er würde sie binnen Kurzem aus dem Hause ihres Vaters nach Mantua entführen. Sie war nun wohl gezwungen, nach Villafranca zu gehen, wo ihr Vater ein schönes Gut besaß; sie ging aber gerade so vergnügt dahin, wie ein gehängt zu werden Verurtheilter zum Galgen. Graf Paris war schon dort und sah sie während der Messe in der Kirche, wo sie ihm trotz ihrer Magerkeit, Bläße und Schwermuth so wohl gefiel, daß er gleich darauf in Verona mit ihrem Vater den Ehevertrag abschloß. Als nun Julia ebenfalls nach Verona zurückgekehrt war, empfing ihr Vater sie mit dieser Nachricht und ermahnte sie, willigen Gehorsam zu leisten. Julia hatte Kraft genug, die Thränen zurückzuhalten, von denen ihre Augen überflossen, und antwortete nichts. Sodann versichert, daß die Hochzeit in der Mitte des bevorstehenden Monats September stattfinden solle, und unfähig, sich in einer so großen Noth zu rathen und zu helfen, nahm sie sich vor, selbst zu dem Bruder Lorenzo zu gehen, um seinen hülfreichen Beistand anzusprechen. Da das Fest der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria nahe bevorstand, so nahm Julia diesen Vorwand, zu ihrer Mutter zu sagen: Meine liebe Mutter, ich bin durchaus nicht im Stande zu begreifen, woher die tiefe Schwermuth kommt, die mich so zu Boden drückt. Seitdem Te-

baldo todt ist, habe ich nicht wieder fröhlich sein können, und ist es mir, als ob es täglich schlimmer mit mir werden wollte, weil mir ganz und gar nichts hilft. Ich habe mir deswegen vorgesetzt, an diesem heiligen Feiertage der Mutter Gottes, unserer himmlischen Fürsprecherin, zu beichten, damit mir vielleicht durch ihre Vermittelung einige Erleichterung meiner Trübsal zu Theil werde. Was sagst du dazu, mein süßes Mütterchen? Bedünkt es dir gut, daß ich vollbringe, was mir in den Sinn gekommen ist? Wofern du der Meinung wärest, daß ich anders handeln müßte, so belehre mich eines bessern, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht. — Frau Giovanna, die eine sehr gutgesinnte und fromme Dame war, billigte den Entschluß ihrer Tochter höchlich, und hielt sie allen Ernstes dazu an, ihn auszuführen. Sie gingen beide mit einander nach San Francesco und verlangten nach dem Bruder Lorenzo, den Julia, als sie sich in seinem Beichtstuhle ihm gegenüber befand, solchergestalt anredete: Es lebt kein Mensch auf Erden, mein Vater, der besser als ihr wüßte, was zwischen mir und Romeo vorgefallen ist; ich brauche euch also nicht daran zu erinnern. Ihr werdet desgleichen des Briefes eingedenk sein, den ich euch lesen ließ und alsdann an Romeo absendete, worin ich diesem schrieb, daß mein Vater mich dem Grafen Paris von Lodrone zur Ehe versprochen habe. Romeo schrieb mir zwar darauf wieder, daß er kommen und handeln würde; aber Gott weiß, wann dies geschieht? So wie die Sachen jetzt stehen, ist über mich der Beschluß gefaßt worden, daß ich im nächsten Monate September wohl oder übel vermählt werden soll. Die Zeit drängt, und ich sehe keinen Ausweg vor mir, diesem Lodrone, der mir wie ein Räuber und Mörder vorkommt, weil er nach anderer Gute trachtet, zu entfliehen. Helft und rathet nun ihr mir! Ich kann mich ja in mein

Schicksal nicht ergeben, denn ich bin Romeo's Gattin, dem ich einzig und allein für immer angehöre, und dessen Ehe mit mir vollzogen ist. Verschafft ihr mir doch, mein Vater, wenn ihr es vermögt, etwa einen völligen Pagenanzug, in den ich mich kleiden könnte. Ich verließe darin am späten Abende oder am frühen Morgen unerkannt Verona, und eilte nach Mantua, wo ich in dem Hause meines Romeo die sicherste Zufluchtsstätte fände. — Auf diesen nicht eben fein ersonnenen Anschlag, der des Bruders Beifall nicht erlangte, erwiederte derselbe: Dies ist um deswillen nicht auszuführen, meine Tochter, weil es dich allzugroßer Gefahr aussetzen würde. Du bist zu jung und zart, und würdest die Beschwerlichkeiten einer dir so ungewohnten Reise zu Fuß nicht ertragen. Dann kennst du auch den Weg nicht, und würdest nur zwecklos hin und wider irren. Sobald dich dein Vater zu Hause vermißte, sendete er seine Diener gewiß nach allen Seiten hin in der Stadt und auf das Land nach dir aus, und würde dich in kurzer Zeit aufgefunden haben, wodann er, wenn du wieder in sein Haus gebracht worden wärest, die Ursache deiner Flucht durchaus würde erfahren wollen. Ich weiß nicht, wie du all die Drohungen und vielleicht sogar die Mißhandlungen, die dir wohl darum von den Deinigen zu Theil würden, aushalten möchtest, denn anstatt daß ein solches Wagniß dir hätte helfen sollen, deinen Romeo wieder zu gewinnen, würdest du dadurch die Hoffnung verlieren, ihn jemals wiederzusehen. — Von diesen überzeugenden Worten des Bruders besiegt, entgegnete ihm Julia: Da euch denn nun aber mein Vorschlag nicht gut bedünken will, und da ich euch glaube, so rathet ihr mir anders und lehrt mich, diesen verwickelten Knoten meines Schicksals zu lösen, damit ich womöglich auf eine andere Weise wieder mit meinem Romeo vereinigt werde, ohne den ich nicht leben kann. Oder wenn

ihr dies nicht vermögt, so steht mir wenigstens bei, daß ich wo nicht Romeo, doch auch keinem anderen zu Theil werde. Romeo hat mir gesagt, das ihr ein großer Kenner der geheimen Kräfte der Natur sowie im Stande seid, ein Wasser zu bereiten, daß binnen zwei Stunden schmerzlos einen Menschen tödtet. Gebt mir von diesem Wasser so viel als hinreicht, mich von dem Grafen zu befreien, da ihr mich auf keine andere Weise meinem Romeo erhalten könnt. Bei seiner so großen Liebe zu mir, wird er mich lieber sterben als lebendig in eines anderen Armen sehen. Ihr würdet mich und mein ganzes Haus also vor einer großen Schande bewahren, denn wenn ich keine andere Rettung aus diesem stürmischen Meere ersehe, auf dem ich jetzt in einem schwachen Kahne unstät umtreibe, so versichere ich euch, bei meiner Treue, die ich ganz gewiß nicht brechen werde, daß ich, gegen mich selbst verwildernd, mir mit einem scharfen Messer eines Nachts die Pulsader durchschneide. Ich will weit lieber auf mein Leben, als auf meine Romeo angelobte eheliche Treue verzichten. —

Der Bruder war ein geschickter Physiker, der zu seiner Zeit viele Länder durchwandert und sich in vielerlei Dingen versucht hatte, so daß er unter anderem auch mit den Eigenschaften von Pflanzen und Steinen vertraut war, und aus dem Safte einiger einschläfernder Arzeneikräuter einen Teig zu machen wußte, der, getrocknet und zerstoßen, ein mit wunderbarer Wirkung ausgestattetes Pulver abgab, indem es in einem wenig Wasser aufgelöst und getrunken, den, der es genossen hatte, in ein oder zwei Viertelstunden in so festen Schlaf versenkte, und seine Lebensgeister dermaßen betäubte, daß der erfahrenste und beste Arzt ihn hätte für todt ansehen müssen. Ein solcher süßer Schlaf pflegte dann ein vierzig Stunden wenigstens und zuweilen auch noch länger anzuhalten, je nach der Menge des genossenen Trankes und der

eigenthümlichen Stimmung des Körpers dessen, der ihn getrunken hatte. Sobald die Wirkung des Pulvers vorüber war, erwachte der Schläfer aus seiner langen Bewußtlosigkeit ohne das mindeste Uebelbefinden. Wie nun der Bruder die Entschlossenheit der trostlosen Jungfrau klar erkannt hatte, so vermochte er, von Mitleid mit ihr überwunden, kaum seine Thränen zurückzuhalten, und sprach zu ihr mit bewegter Stimme: Sieh, meine Tochter! du mußt mir nicht vom sterben sprechen. Wer einmal gestorben ist, kehrt nicht früher zurück als an dem Tage des jüngsten Gerichtes, wann wir Sterblichen zusammen mit allen Todten auferstehen. Du mußt daran denken, leben zu bleiben, so lang es Gott gefällt. Er hat uns das Leben gegeben, erhält es uns und nimmt es uns wieder sobald es dazu an der Zeit ist. Verscheuche du also die schwermüthigen Gedanken von dir. Du bist jung und gegenwärtig noch bestimmt zu leben und dich der Liebe deines Romeo zu erfreuen. Wir werden für alles Mittel finden, zweifle nicht. Du siehst, ich stehe in dieser schönen Stadt in großem Ansehen und in gutem Rufe. Erführe man, daß ich zu deiner heimlichen Vermählung mitgeholfen, so würde mir unendlicher Schaden und Schande daraus erwachsen. Was aber müßte nicht erst geschehen, wenn ich dir Gift gäbe? Ich habe keines, und wenn ich auch welches hätte, würde ich dir es doch um meines irdischen, gleichwie um meines himmlischen Wohlergehens willen nicht geben. Du weißt ja wohl, daß im Allgemeinen nichts von Wichtigkeit geschieht, was nicht durch meine Hände gegangen wäre. Es sind noch nicht vierzehn Tage her, daß der Herr dieser Stadt mich in einer höchst bedeutsamen Angelegenheit zu Rathe zog. Deswegen, meine Tochter, will ich mich zwar gern für dich und Romeo bemühen, und dazu mitwirken, daß du diesem am Leben erhalten und doch nicht dem Grafen von Lodrone zuertheilt wirst;

aber die Sache muß nur so eingerichtet werden, daß kein Mensch jemals etwas davon erfährt. Höre wie dies geschehen soll. —

Der Bruder schilderte hier der Jungfrau genau die Eigenschaften seines Pulvers, das er schon viele Male erprobt habe, und fügte die Worte hinzu: Dasselbe ist so werthvoll und tüchtig, daß es dir, in einem gesunden süßen Schlummer, den entschiedensten Anschein des Todes giebt, der sogar den geschicktesten Arzt, wenn er an deinen Puls fühlte, täuschen würde; obgleich es dich hernachmals, wann du es verdaut hast, eben so gesund und schön wie allmorgentlich vorher erwachen läßt. Trinkst du es nun etwa in der ersten Frühe beim Erscheinen der Morgenröthe aus, so wirst du bald einschlafen, und zu der gewöhnlichen Stunde, wann deine Dienerinnen zu dir kommen, um dich zu erwecken, nicht wieder aufwachen. Du wirst ohne Puls, kalt wie Eis da liegen. Sie werden deine Verwandten und Aerzte rufen, und kurz Jedermann wird dich für todt ansehen, so daß man sich wird genöthigt fühlen, dich am Abende in deiner Familiengruft beizusetzen. Dort wirst du eine Nacht und einen Tag gemächlich ruhen; in der nächstfolgenden Nacht aber kommt Romeo mit mir dahin, denn ich werde ihn durch einen besonderen Boten von dem Anschlage benachrichtigen, um dich heimlich nach Mantua hinwegzubringen und in dieser Stadt zu verbergen, bis zwischen seinem und deinem Hause der lang ersehnte Frieden endlich gestiftet sein wird, was da, wie ich hoffe, bald geschehen soll. Willst du diesen Weg der Rettung nicht einschlagen, so weiß ich dir nicht anders zu helfen. Siehe aber auch wohl zu, daß du verschwiegen bist, und ja dieses unser Geheimniß gegen Niemand ausplauderst. — Julia, die für Romeo durch einen glühenden Ofen, geschweige denn in eine Gruft gegangen sein würde, maß den Worten des Bruders vollen Glauben bei und willigte in sei-

nen Vorschlag ohne weiter darüber nachzudenken, indem sie sagte: Vater, ich werde alles thun, was ihr von mir fordert, und lege mein Schicksal in eure Hand; daß ich wissen werde zu schweigen, könnt ihr von mir versichert sein. — Nunmehr ging der Bruder in seine Kammer, und holte aus ihr so viel, als etwa in einen Löffel gehen mochte, in ein Papier gewickeltes Pulver, das Julia dankbar von ihm annahm und in einem Beutel, den sie bei sich trug, verbarg. Zweifelhaft, ob ein so zartes Kind wirklich kühn und entschlossen genug sein möchte, sich in ein Grabgewölbe mitten unter Todte einschließen zu lassen, sagte Bruder Lorenzo ferner zu ihr: Gesteh mir, Tochter, wirst du dich auch nicht vor deinem Vetter Tebaldo fürchten, der, erst vor so kurzer Zeit getödtet, und in eben derselben Gruft beigesetzt, in der du dich bald wieder findest, schon äußerst stark riechen wird? — Die heldenmäßige Julia antwortete ihm aber: Bekümmert euch deshalb nicht, mein Vater, ich würde die Qualen der Hölle nicht scheuen, wenn ich durch sie zu meinem Romeo gelangen könnte. — Nun, so sei es denn in Gottes Namen! sagte der Mönch schlüßlich. —

Julia kehrte heiter und vergnügt zu ihrer Mutter zurück und sagte zu ihr unterweges: Ich versichere dich, liebe Mutter, Bruder Lorenzo ist ein wahrer Heiliger. Er hat mich mit seinen süßen, frommen Worten dergestalt getröstet, daß er mir die Schwermuth, die mich niederdrückte, fast gänzlich benommen hat. Er hat mir eine so derbe Bußpredigt gehalten, als sich nur denken läßt. — Durch die gebesserte Stimmung ihrer Tochter überaus beglückt, erwiederte Frau Giovanna: Meine Tochter, Gott segne dich! Du machst mir große Freude, daß du wieder heiterer sein willst, und wir sind unserem guten Beichtvater dafür innigen Dank schuldig. Er soll von uns hoch gehalten und mit reichlichen Almosen für sein armes Kloster versorgt

werden, damit er Gott alle Tage für uns bitte. Sei auch du seiner oft eingedenk und sende ihm gute Klosterspeisen zu. — Frau Giovanna glaubte in Wahrheit, der scheinbaren Heiterkeit zufolge, die Julia angenommen hatte, daß alle ihre Schwermuth von ihr gewichen sei, und sie theilte ihre Entdeckung ihrem Gatten mit, der nunmehr gleichwie sie selbst seinen früheren Verdacht, sie möge einen anderen lieben, aufgab. Da sie Beide immer noch außer Stande blieben, die Ursache von Juliens seitherigem Kummer zu ergründen, so kehrten sie zu ihrer ersten Vermuthung zurück, er möge dem Tode ihres Vetters oder einem anderen ihnen jetzt gleichgültigen Ereignisse gegolten haben. Sie würden ihr zwar jetzt, um ihrer großen Jugend willen, gern noch eine zwei- bis dreijährige Frist mit ihrer Verheirathung gestattet haben, wenn es sich hätte mit Ehren thun lassen; aber die Sache mit dem Grafen war schon allzuweit gediehen, und hätte nicht, ohne großes Aufsehen zu erregen, rückgängig gemacht werden können. Der Tag der Hochzeit wurde anberaumt und Julia mit kostbaren Stoffen und Kleinodien ausgestattet. Sie war munter und guter Dinge, lachte und scherzte, und es dehnte sich ihr jede Stunde zu tausend Jahren aus, bis der Augenblick nahete, in dem sie den Schlaftrunk einnehmen könnte.

Da kam die Nacht heran, nach der sie, als an einem Sonntage öffentlich getraut werden sollte, und die Jungfrau mischte das Pulver in einen mit Wasser gefüllten Becher, den sie, ihrer Amme unbemerkt, an das Kopfende ihres Bettes stellte. Sie schlief in dieser Nacht wenig oder gar nicht, und mannigfache Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Als nun der Tag anfing zu grauen, zu welcher Zeit sie das Pulver trinken sollte, stellte sich ihrer Einbildungskraft Tebaldo in eben dem Zustande mit der blutigen Halswunde dar, wie sie ihn zuletzt gesehen hatte. Sie dachte

an die Möglichkeit, daß sie an seine Seite, oder vielleicht sogar auf ihn beigesetzt werden könnte, und wie in dem Gewölbe so viele todte Leichname und nackte Gebeine aufgehäuft wären, und es überlief sie kalt, ja alle Haare ihres Hauptes sträubten sich ihr empor, die da, von Entsetzen erfaßt, wie ein Blatt im Winde erzitterte. Ueberdies bedeckte ihre Glieder ein eiskalter Schweiß, indem es ihr plötzlich vorkam, als ob sie von jenen Todten in tausend Stücke zerrissen würde. Es dauerte eine geraume Weile, daß die Furcht sie in völliger Unschlüssigkeit erhielt. Am Ende ermuthigte sie sich wieder ein wenig, und sprach zu sich: Wehe mir! was will ich beginnen? Wohin will ich mich bringen lassen? Wenn ich nun zufällig eher erwachte als der Bruder und Romeo kämen, was würde aus mir werden? Würde ich den scheußlichen Gestank aushalten können, den Tebaldo's halbverwester Leichnam um sich ausströmen muß, die ich schon zu Hause kaum den leisesten übeln Geruch vertragen mag? Wer weiß, ob nicht in diesem Gewölbe Schlangen und tausende von Würmern sind, die ich so sehr fürchte und verabscheue? Und wenn ich es nicht einmal über das Herz bringe, sie anzusehen, wie vermag ich es zu erdulden, daß sie mich umkriechen und mich berühren? Habe ich nicht so viele Male sagen hören, daß die schauderhaftesten Dinge zur Nachtzeit in Kirchen und auf Gottesäckern, geschweige denn gar in Grüften vorgegangen seien? — In dieser aufgeregten Stimmung machte sie sich die gräßlichsten Vorstellungen, und wurde dadurch beinahe zu dem Entschlusse bewogen, den Trank nicht einzunehmen, sondern ihn auf die Erde auszugießen. Die abenteuerlichsten Gedanken durchkreuzten ihr Gehirn und riethen ihr bald zu bald ab; am Ende aber, nachdem sie lange genug mit sich phantasirt hatte, trieb die heiße Liebe zu ihrem Romeo sie dennoch an, zur Stunde, als Aurorens Haupt bereits durch die Thore des Ostens aufstieg, ihre

zaghaften Gedanken sich mit einem Male aus dem Sinn zu schlagen, und das aufgelöste Pulver getrost zu verschlucken. Sie legte sich darauf, nachdem sie sich angekleidet hatte, wieder zur Ruhe nieder, und brachte nicht mehr lange zu bis sie entschlummerte.

Die Alte, welche bei ihr schlief, hatte zwar wohl beobachtet, daß die Jungfrau diese Nacht über wenig oder gar nicht der Ruhe genossen; nichtsdestoweniger war es ihr aber entgangen, daß dieselbe den Becher mit dem Tranke ausgeleert hatte. Sie erhob sich zu der gewohnten Stunde von ihrem Lager und ging an ihre täglichen Geschäfte zum Schlafzimmer hinaus. Sodann, als es an der Zeit war, daß Julia hätte aufstehen sollen, kehrte sie zu ihr zurück und rief ihr zu: Auf, auf! Julia! es wird Zeit sich anzukleiden, — indem sie die Fensterladen aufstieß. Da erblickte sie nun Julien, die Arme über der Brust verschränkt, regungslos ausgestreckt, trat zu ihr und rüttelte sie. Auf! auf! Langschläferin, erwache! — sprach sie weiter. Aber die gute Alte predigte tauben Ohren. Sie fing an, sie heftiger hin und her zu rütteln, sie bei der Nase zu zupfen, und sie leicht zu zwicken, aber alles blieb vergebens. Juliens Lebensgeister waren dermaßen tief befangen, daß die geräuschvollsten, entsetzlichsten Töne von der Welt sie nicht aufgeschreckt haben würden; worüber denn die alte Frau auf das äußerste erschrak und bald nicht umhin konnte, überzeugt zu werden, daß die erstarrte Julia gestorben sei. Ueber alle maßen betrübt und niedergeschlagen, brach sie nunmehr in die bittersten Thränen aus und lief zu Frau Giovanna, zu der sie ganz außer Athem kam und vor Schmerzen kaum die Worte hervorbringen konnte: Madonna, eure Tochter ist todt! — Die Mutter eilte mit hastigen Schritten weinend und jammernd ebenfalls hinzu, und wie sie ihre geliebte Tochter so bleich und kalt vor sich liegen sah, sendete sie so rührende Klagen zu

den Sternen empor, daß sie hätte Steine zu Mitleiden bewegen und wohl sogar die wilden Tiger zähmen können, wenn sie, ihrer jungen Brut beraubt, am wüthendsten gewesen wären. Das laute Geschrei der Mutter und Amme durchscholl das Haus und veranlaßte alle Bewohner desselben nach dem Schlafgemache Juliens zu eilen. Auch der Vater lief hinzu und wäre vor Schmerz und Schrecken über das vermeintliche Unglück fast gestorben. Die Kunde davon drang von Mund zu Mund und erfüllte bald die ganze Stadt, so daß die Menge der immer neu in das Haus strömenden Verwandten und Freunde das laute Wehklagen darin zuletzt ins unendliche erhöhte. Die berühmtesten Aerzte der Stadt wurden unverzüglich herbeigeholt und wendeten alle die Mittel an, die ihre Wissenschaft ihnen als die heilsamsten und schicklichsten nannte. Da sie indessen wahrnahmen, daß ihre Kunst auch nicht den mindesten Erfolg hatte, und zugleich hörten, wie die Jungfrau schon seit so vielen Tagen gewohnt gewesen war zu weinen und sich in Seufzern zu ergehen, so wurden sie insgesammt der Meinung, daß sie, an übermäßigem Leidwesen erstickend, in der That gestorben sei. Dieser Ausspruch verdoppelte die allgemeine Betrübniß in der Stadt, und es gab wohl keinen einzigen Menschen in Verona, der nicht an diesem unversehenen Todesfalle Theil genommen hätte. Vor allen Anderen aber war es die beklagenswürdige Mutter, die in ihrem herben Schmerze gar keinen Trost finden konnte. Zu dreien Malen sank sie in Ohnmacht, indem sie ihre Tochter umarmte, und erschien sie eben so leblos als diese selbst, so daß immer mehr Leid aus Leid und Weinen aus Weinen erwuchs. Eine Menge edler Frauen umgaben sie und bestrebten sich, sie zu trösten, so gut sie es im Stande waren; sie hatte jedoch die Schleußen ihrer Thränen so weit geöffnet und sich der Gewalt ihres Schmerzes so rückhaltlos hin-

gegeben, daß sie, fast in Verzweiflung versunken, ihnen keine Grenzen zu setzen wußte, und nichts von alledem hörte, was man zu ihr sprach, sondern, dann und wann laut aufschreiend, sich wie sinnverrückt das Haar zerraufte. Herr Antonio war nicht minder betrübt als sie, und wenn er seinen Schmerz weniger durch Thränen äußerte, so fühlte er ihn im Innern desto stärker, wo er nicht nöthig zu haben glaubte, ihn zu mäßigen.

Bruder Lorenzo schrieb diesen Morgen ausführlich an Romeo und unterrichtete ihn von dem Anschlage mit dem Pulver, und von dem was bereits darauf erfolgt war, indem er ihm auch zu wissen that, daß er Julien in der nächstkommenden Nacht aus der Gruft befreien und nach seiner Zelle bringen würde, und ihn veranlaßte, dazu womöglich selbst verkleidet nach Verona zurückzukehren, er würde seiner bis Mitternacht harren, um die nöthigen ferneren Verabredungen mit ihm zu treffen.

Er versiegelte hiernächst diesen Brief und gab ihn einem anderen zuverlässigen Klosterbruder, dem er dringend anempfahl, ja noch desselben Tages nach Mantua zu gehen, Romeo Montecchio daselbst aufzusuchen und ihm und keinem Anderen, er möge sein wer es wolle, das Schreiben einzuhändigen. Der Bruder ging und kam bei guter Zeit in Mantua an, wo er im Franziskanerkloster einkehrte. Wie er nun aber sein Pferd untergebracht hatte, und den Pater Guardian suchte, um sich von ihm einen Begleiter geben zu lassen, mit dem er seinen Geschäften in der Stadt nachginge, erfuhr er, daß unlängst ein Mönch aus diesem Kloster gestorben sei, und daß die Gesundheitsbehörde wegen einiger verdächtigen Anzeichen und weil sich sogar eine Pestbeule größer als ein Ei in der Nähe der Lenden an seinem Körper vorgefunden, erklärt habe, daß er mit der Pest behaftet gewesen. Und siehe da! in dem Augenblicke, als man ihm von diesem

Vorfalle sprach, kamen die Schergen der Gesundheitsbehörde im Kloster an und befahlen dem Pater Guardian, von Seiten des Beherrschers der Stadt, bei schweren Strafen und so lieb ihm dessen Gnade sei, durchaus Niemand aus dem Kloster herauszulassen. Der von Verona angelangte Bruder wollte zwar für sich anführen, daß er im Augenblicke erst im Kloster abgetreten sei und noch mit keinem Menschen darin verkehrt habe; allein er gab sich eine vergebliche Mühe und mußte wohl oder übel bei der Brüderschaft ausharren, so daß er zum größten Unglück weder den Brief an Romeo abgeben, noch diesem sonst etwaige Nachricht davon ertheilen konnte.

Mittlerweile bereitete man in Verona das feierliche Begräbniß der Jungfrau, die man für todt hielt, vor, und hatte man beschlossen, sie noch desselben Abends in der Gruft ihrer Ahnen beizusetzen. Pietro, Romeos Diener, erschrak höchlich, als er hörte, daß Julia gestorben sei, und nahm sich sogleich vor, nach Mantua zu gehen; jedoch wollte er vorher das Begräbniß der Jungfrau abwarten, um seinem Herrn sagen zu können, daß er sie im Tode gesehen habe, und gedachte sodann, gesetzt, daß er aus Verona heraus käme, die Nacht über zu reiten, damit er in Mantua wäre, sobald man dort die Thore öffnete. Zu Veronas allgemeiner Trauer wurde Juliens Todtenbahre am späten Abende aufgenommen, und unter dem Geleite der ganzen Geistlichkeit und aller Brüderschaften der Stadt nach San Francesco geführt. Pietro war so bestürzt und von Mitleiden mit seinem Herrn, der, wie er wußte, Julien einzig liebte, so übermannt, und außer sich selbst gerathen, daß es ihm gar nicht einfiel, zu dem Bruder Lorenzo zu gehen und mit ihm, wie er wohl schon öfter gethan hatte, zu reden. Unmittelbar nachdem er Julien auf der Bahre gesehen und erkannt hatte, stieg er daher zu Pferde und ritt scharfen Schrittes bis nach Villafranca, wo er sein Pferd

erfrischte und sich selbst eine Weile schlafen legte; bis er zwei Stunden vor Tagwerden wieder aufbrach und mit Sonnenaufgang in Mantua ankam, sich auf der Stelle nach der Wohnung seines Gebieters begebend.

Julia war indessen in die Kirche gebracht, und nachdem man das gewöhnliche Todtenamt für sie abgehalten, etwa um die Mitternachtstunde in die geräumige marmorne Gruft der Capelletti, welche sich außerhalb der Kirche auf dem Kirchhofe befand, bestattet worden. Sobald man mit der Jungfrau dabei angekommen, hatte Bruder Lorenzo unverzüglich Tebaldos Leichnam etwas bei Seite schaffen lassen, der, weil er sehr mager gewesen, und bei seinem Tode alles Blut verloren hatte, noch wenig angefault war und nicht stark roch, und war desgleichen, als mit dem Amte der Bestattung beauftragt besorgt gewesen, alles ausfegen und abstäupen, sowie auch den zarten Körper der Scheintodten sanft niederlegen und ihm ein Kissen unter den Kopf thun zu lassen, worauf das Gewölbe wieder verschlossen worden war.

So wie nun Pietro zu Romeo kam, den er noch im Bette antraf, und vor ihm stand, vermochte er vor unendlichem Schluchzen und Weinen kein Wort vorzubringen. Darüber äußerst verwundert, und nicht im geringsten das Geschehene ahndend, sondern eher anderer Unfälle gewärtig, sprach Romeo: Pietro! was hast du? Was für Nachrichten bringst du mir aus Verona? Wie geht es meinem Vater und den Meinigen? Sprich! laß mich nicht länger in Ungewißheit, was kann es sein, das dich in solche Betrübniß versetzt? Geschwinde, sag es heraus! — Und so that Pietro am Ende seinem Schmerze Gewalt an, und meldete ihm mit schwacher, oft unterbrochener Stimme den Tod seiner Julia, deren Beerdigung er mit angesehen habe, und von der das Gerücht umliefe, daß sie aus Gram gestorben sei. Auf diese grausame und entsetzliche Kunde blieb Romeo

eine lange Weile seines Bewußtseins beraubt. Dann sprang er wie unsinnig aus dem Bette und rief: O, du Verräther, Romeo! Du Treuloser! Eidbrüchiger! Undankbarster aller Undankbaren! Es ist nicht der Gram, der sie getödtet hat, der tödtet Niemand; sondern du, Grausamer, selbst, bist ihr Henker und Mörder geworden. Schrieb sie es dir denn nicht, daß sie lieber sterben als einen Anderen heirathen wollte, und daß du sie um jeden Preis aus ihrem väterlichen Hause erretten solltest? Und du Liebloser, Träger, Verachtungswürdiger! gabst ihr dein Wort darauf und versprachst ihr, zu kommen und alles zu thun, sie solle nur getrosten Muthes sein, und schobst es doch von einem Tage zum anderen auf, ohne dich zur That zu entschließen! Jetzt hast du die Hände noch im Schooße liegen, und Julia ist todt. Julia ist todt! und du lebst? O, Elender! wie viele Male hast du es ihr gesagt und geschrieben, daß du nicht ohne sie leben könntest. Und desungeachtet bist du noch am Leben! Wo, denkst du, daß sie sei? Sie irrt hier immer umher und erwartet, daß du ihr folgst, indem sie bei sich spricht: Siehe da, den lügnerischen, falschen Liebhaber und ungetreuen Gatten, der nach der Kunde von meinem Tode noch leben kann! O, verzeih! verzeihe mir, mein theuerstes Weib! Ich gestehe dir mein schweres Verbrechen ein. Da denn aber der Schmerz, den ich über deinen Verlust empfinde, wie herbe er mir auch sei, mir doch nicht tödtlich wird, so will ich selbst sein Amt vollziehen, und ihm und dem Tode, die mich schonen wollen, zum Trotz, mein Leben mit meiner eignen Hand beenden. — Dies gesagt, griff er nach dem Schwerte, das am Kopfende seines Bettes stand, riß es aus der Scheide und setzte sich die Spitze gerade auf sein Herz. Sein getreuer Pietro war jedoch behende genug, ihm die Waffe, ehe er sich damit verwunden konnte, zu entwinden, tadelte ihn sodann bescheident-

lich ob seines thörichten Beginnens und suchte ihn nach seinem Vermögen zu trösten, indem er ihn ermahnte, sich in das Unwiderrufliche geruhig zu schicken.

Romeo war in Folge des über ihn gekommenen plötzlichen Schreckens in seinem Innern fast versteinert und zu Marmor geworden, und es entrann seinen Augen keine einzige Thräne. Wer ihm ins Antlitz gesehen hätte, würde zweifelhaft gewesen sein, ob er mehr einer Statue oder einem Menschen gliche. Nicht lange aber währte es, so entströmten ihm seine Thränen in solcher Fülle, daß gleichsam seine Augen zwei natürliche Springquellen zu sein schienen, und die Worte, die er unter unablässigem Seufzen und Schluchzen sprach, wohl demantharte Herzen hätten rühren mögen. Als dann sein innerer Schmerz anfing, sich nach außen zu entladen, so ließ Romeo sich wieder von seiner heftigen Leidenschaft überwältigen und begann, bösen, seinem Leben mit Verderben drohenden Gedanken in sich Raum zu gestatten. Allerdings ließ er sich seine wilden Entschließungen vor Niemand merken und sprach kein Wort davon aus, sondern verstellte sich, damit ihn Pietro nicht zum zweiten Male in seinem Thun störe, oder etwa ein Anderer ihm daran hinderlich würde. Er befahl Pietro, der allein bei ihm im Zimmer war, keinem Menschen etwas von dem Tode seiner Gattin zu sagen, und noch weniger Jemand die Uebereilung zu verrathen, der er sich durch den eigenen Angriff auf sein Leben schuldig gemacht, hieß ihm, zwei Pferde bereit zu halten, um nach Verona zu reiten und sagte: Ich will, daß du unter der Hand wieder von hinnen gehst, und, nach Verona zurückgekehrt, meinem Vater kein Wort von meiner bevorstehenden eignen Ankunft sagest, sondern vielmehr Sorge trägst, daß ich Brechwerkzeuge vorfinde, um die Gruft zu öffnen, in der meine gestorbene Gattin ruht, und Stützen, um sie zu verrammeln, denn ich gedenke diesen Abend in Verona

zu sein, und werde gerades Weges nach dem Häuschen hinter unserem Küchengarten kommen, das du bewohnst, von wo ich mit dir in der dritten oder vierten Stunde der Nacht nach dem Kirchhofe gehen werde, mein unglückliches Weib noch einmal im Tode zu sehen. Des anderen Morgens früh entferne ich mich unerkannt wieder, du folgst mir in einer kleinen Weile und wir kehren hierher zurück. — Nach diesen Worten schickte er den getreuen Pietro von dannen, und als derselbe fort war, schrieb Romeo einen Brief an seinen Vater, worin er ihn um Vergebung bat, sich ohne seinen Willen vermählt zu haben und ihm die Geschichte seiner Liebe vortrug, ihn aber zugleich dringend ersuchte, für Julien als für seine Schnur ein feierliches Todtenamt halten zu lassen, und zwar dessen alljährliche Wiederholung aus seinen Einkünften zu stiften, die er von einer kürzlich gestorbenen Tante ererbt hatte. Desgleichen sorgte er für Pietro, damit derselbe in Zukunft ein freies Auskommen hätte, bedachte von dem ersten Ertrage der Hinterlassenschaft seiner Tante die Armen, und legte seinem Vater die Erfüllung dieses seines letzten Willens an das Herz. Diesen Brief siegelte er zu, und steckte er sich in den Busen. Hiernächst nahm er ein Fläschchen mit starkem Gifte, kleidete sich auf deutsche Weise und stieg zu Pferde, indem er den Seinigen, die er zurückließ, zu verstehen gab, daß er nächsten Tages bei guter Zeit wieder bei ihnen sein werde, und Niemand zu seiner Begleitung mit sich nahm. Scharf zu reitend, erreichte er Verona zur Stunde des Avemaria und suchte unverzüglich Pietro auf, der in allem nach seinem Willen gethan hatte, und mit dem er sich zu der vorbestimmten nächtlichen Weile nach der Citadelle und auf den Kirchhof von San Francesco begab. Hier hatten sie alsbald Juliens Gruft ausgefunden und öffneten sie mittelst dazu beigebrachter Werkzeuge, indem sie die Deckplatte mit festen

Stützen offen erhielten. Eine kleine Blendlaterne, die Pietro auf Romeos Geheiß mitgebracht hatte, war ihnen dabei besonders dienlich. Romeo stieg hinein und sah sein geliebtes Weib augenscheinlich todt vor sich liegen. Er sank auf der Stelle bewußtlos an Juliens Seite nieder und blieb so eine lange Weile mehr todt als lebendig in seinem Schmerze liegen. Zu sich zurückgekommen, umschlang er sie mit seinen Armen, küßte sie wiederholt, und badete ihr erstarrtes Angesicht mit seinen heißen Thränen, ohne daß ihn deren bittere Fluth irgend zu Worten kommen ließ. Zum sterben entschlossen, zog er endlich sein kleines Fläschchen hervor, setzte es sich an den Mund und trank das tödtliche Gift mit einem Zuge aus. Darauf rief er Pietro vom Kirchhofe herbei, und sprach zu ihm, sich an den Rand der Gruft lehnend: Siehe hier, o Pietro! meine Gattin, von der du weißt, wie sehr ich sie liebte. Ohne sie fort zu leben, würde mir eben so wohl möglich gewesen sein, als ein Körper ohne Seele bestehen kann. Ich habe deswegen von dem Schlangenwasser getrunken, das den Menschen in weniger Zeit als einer Stunde tödtet, damit ich an der Seite derjenigen stürbe und begraben würde, die ich im Leben so sehr liebte, ohne für sie leben zu dürfen. Sieh hier das leere Fläschchen, in dem das Wasser war. Du erinnerst dich, daß es mir jener Spoletiner in Mantua gab, der die lebendigen Nattern und andern Schlangen hatte. Gott in seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit verzeihe mir; denn ich habe mich nicht selbst getödtet, um ihn zu beleidigen, sondern weil ich nicht ohne meine geliebte Gattin leben kann. Du siehst mir zwar jetzt die Augen voller Thränen stehen; glaube aber ja nicht, daß ich aus Mitleiden mit mir, selbst weine, der ich so jung sterbe, meine Thränen fließen nur um ihres Todes willen, die eines langen glücklichen Lebens so würdig war. Du übergiebst hier diesen Brief meinem

Vater, dem ich geschrieben habe, was ich nach meinem Tode von ihm wünsche. Ich habe darin auch Sorge getragen, deine getreuen Dienste zu belohnen, und bin überzeugt, daß mein Vater meinen desfallsigen Willen achten wird. Nun geh! Ich fühle meinen Tod nahen, denn das grausame Gift durchdringt schon alle meine Glieder und ergreift sie. Zieh die Stütze der Gruft hinweg und laß mich bei meiner Julia sterben. — Pietro war von dieser Anrede so tief gerührt, daß er meinte, das Herz im Leibe müsse ihm darob bersten. Er ermangelte nicht, seinem Herrn gar viele Worte zu erwiedern; aber sie waren vergeblich, denn es gab keine Hülfe mehr gegen die tödtliche Wirkung des Giftes. Seine Julia in seinen Armen haltend, und sie ohne Unterlaß küssend erwartete er seinen nahen unabwendlichen Tod, und gebot noch öftere Male seinem Diener, die Gruft zu schließen. Währenddessen erwachte nun aber Julia allmälig wieder, in der die Wirkung des Pulvers aufgehört hatte thätig zu sein, und sprach, als sie fühlte, daß sie geküßt wurde, der Meinung, sich in den Armen des Bruder Lorenzo zu befinden, der gekommen sei, sie fortzubringen, und sich etwa von einer unlauteren Begierde hinreißen lasse, sie zu küssen: Ach! ehrwürdiger Pater Lorenzo! Haltet ihr so das Versprechen, das ihr meinem Romeo gegeben habt? Laßt mich los! — Dabei machte sie eine gewaltsame Bewegung, um sich ihm zu entziehen, schlug die Augen auf, und erblickte sich in Romeos Armen, den sie wohl erkannte, obgleich er deutsche Kleidung trug. Sie sagte zu ihm: Wehe mir! du bist hier, mein süßes Leben? Wo ist Bruder Lorenzo? Warum bringst du mich nicht aus diesem Grabgewölbe hinweg? O, laß uns um Gottes willen gehen! — Als Romeo Julien die Augen öffnen sah und sie reden hörte, und sich also überzeugte, daß sie nicht gestorben war, sondern lebte, empfand er mit

einemmale unsägliches Vergnügen und unsäglichen Schmerz. Weinend, und sein geliebtes Weib an seine Brust drückend, rief er aus: Ach! du Leben meines Lebens und Seele meines Körpers! welcher Mann auf Erden hatte jemals eine solche Freude, als mir gegenwärtig zugetheilt wird, der ich, des festen Glaubens, daß du gestorben seiest, dich lebend und gesund in meinen Armen halte! Aber wessen Schmerz kam auch jemals dem meinen gleich, und wer wurde mit einem herberen Herzensleiden heimgesucht als ich, der ich fühlen muß, daß mir das Ende meiner bejammernswerthen Tage jetzt genaht ist und daß gerade zu der Zeit mir das Leben entweicht, da ich den höchsten Genuß in ihm finden könnte! Wenn ich noch eine halbe Stunde am Leben bleibe, so ist dies die längste Frist, auf die ich hoffen darf. Ist wohl ein solcher Zwiespalt schon erhört, wie er sich jetzt in meinem eignen Innern befindet? Zu einer und derselben Zeit genieße ich der höchsten Ueberraschung und Befriedigung, dich, die ich für todt hielt und beweinte, am Leben vor mir zu erblicken, und muß ich doch wieder in den tiefsten Gram versinken, indem ich mir bewußt werde, daß ich dich, du mir über alles theure Geliebte, sobald auf immer verliere. Ganz gewiß freilich waltet in mir die Freude über deinen Anblick vor der peinlichen Ahndung der nahen Trennung von dir vor, und so bitte ich denn auch den Herr Gott, all die Jahre, die er meiner unglücklichen Jugend entzieht, der deinigen zu deinem irdischen Glücke hinzuzufügen. — Als Julia Romeo so reden hörte, sprach sie zu ihm, halb aufgerichtet: Was für Worte, mein theurer Freund, richtest du da an mich? Ist das der Trost, den du mir geben solltest? Bist du von Mantua herübergekommen, auf daß du mir solche Kunde bringest? Was ist mit dir geschehen? Was empfindest du? — Hier erzählte ihr der unglückliche Romeo, wie er dazu gekommen war, das

Gift zu sich zu nehmen. O, wehe mir! rief Julia, was muß ich hören? Was sprichst du da? Ich Elende! Also hat Bruder Lorenzo dir nichts von dem Anschlage geschrieben, den wir mit einander verabredet hatten? Er versprach mir doch, dich von allem zu unterrichten. — Nunmehr erzählte das trostlose Weib, voll der bittersten Wehmuth, weinend, schreiend und schluchzend, ja fast wahnsinnig vor Schmerz, ihrem sterbenden Gatten, was sie in Gemeinschaft mit dem Bruder ersonnen hatte, um sich von der Nothwendigkeit zu erretten, sich dem von ihrem Vater ihr aufgedrungenen Verlobten zu vermählen. Romeo hörte sie, dem wildesten Grame hingegeben, an, und sah mit einemmale, während sie sich über Himmel und Sterne und alle Elemente in ihrem Jammer beklagte, den Leichnam Tebaldos liegen, den er wenige Monate vorher im Handgemenge getödtet hatte. Er erkannte ihn wieder und sagte, zu ihm hingewandt: Tebaldo! wo du auch immer sein magst, du weißt, ich habe dich nicht absichtlich beleidigt, sondern ließ mich in den Streit ein, um ihn zu schlichten, indem ich dich ermahnte, die Deinen zurückzurufen und den Meinigen wollte die Waffen niederlegen lassen. Du aber überließest dich deiner Wuth und deinem alten Hasse gegen mich, und kehrtest dich nicht an meine Worte, mich mit dem bösesten Willen angreifend. Am Ende von dir dazu gezwungen, mußte ich wohl die Geduld verlieren und mich vertheidigen, und so wollte es mein schlimmes Schicksal, daß ich dich umbrachte. Jetzt bitte ich dich, mir die Kränkung zu vergeben, die ich dir an deinem Körper anthat, und zwar habe ich um so mehr Ursache dies zu thun, als ich ja schon durch meinen Ehebund mit deiner Base Julia dein Verwandter war. Wenn du nach Rache an mir verlangst, siehe! so ist sie dir zu Theil geworden. Und welch größere Rache hättest du dir wünschen können, als daß der-

jenige, der dich tödtete, sich in deiner Gegenwart selbst vergiftete und sich freiwillig den Tod gab? Im Leben, Tebaldo, feindeten wir uns an, aber im Tode laß uns gegenwärtig friedsam in einem Grabe neben einander ruhen. — Bei diesen jammervollen Worten des Gatten und den noch viel herzbrechenderen Thränen der Gattin stand Pietro wie eine Bildsäule von Marmor da, und wußte nicht, ob er recht sah und hörte, oder in der That nur träumte; er war davon so betäubt, daß er nicht das mindeste dazu sagte oder that. Die beklagenswerthe Julia dagegen sprach zu Romeo: Es hat dem Himmel nicht gefallen, uns zusammen leben zu lassen, so gestatte er mir nun, daß ich hier bei dir bleibe. Ich schwöre es dir zu, Romeo! daß ich nicht ohne dich von hinnen gehe, es möge mir geschehen, was da wolle. — Romeo faßte sie abermals in seine Arme, und begann, sie inständigst zu bitten, sich zu trösten und zu seiner eignen Beruhigung am Leben zu bleiben. Aber er wurde allmälig immer schwächer und schwächer, verlor schon den Gebrauch seiner Augen und blieb nicht mehr im Stande sich aufrecht zu erhalten. Er ließ sich zu Boden niedersinken, blickte seiner Gattin noch einmal liebevoll ins Antlitz und sagte: Ach, mein theures Leben, ich sterbe! —

Bruder Lorenzo hatte, was auch immer sein Beweggrund dazu war, Julien nicht in derselben Nacht, da sie begraben worden, in seine Zelle bringen wollen. Wie er nun aber in der nächstfolgenden Nacht sah, daß Romeo nicht erschien, so nahm er einen anderen Klosterbruder, auf den er sich verlassen konnte, sowie die nöthigen Brechwerkzeuge mit sich, um nach der Gruft zu gehen, und kam daselbst gerade in dem Augenblicke an, als Romeo völlig zu Boden sank. Den Eingang offen findend und Pietro erkennend, sprach er zu diesem: Sei mir gegrüßt, wo ist Romeo? — Julia vernahm seine Stimme

und richtete ihr Haupt empor, indem sie zu ihm sagte: Gott verzeihe es euch, ihr besorgtet den Brief an Romeo wohl! — Ich besorgte ihn, erwiederte der Bruder, Bruder Anselmo trug ihn hin, den du kennst. Warum sprichst du aber so? — Bitterlich weinend, fuhr Julia zu reden fort: Tretet hier herein, und ihr werdet es sehen. Der Bruder schritt näher zu ihr heran und sah Romeo sterbend am Boden liegen. Romeo, mein Sohn! fragte er, was ist dir? — Romeo öffnete seine matten Augen noch einmal, erkannte ihn und empfahl Julien seinem Schutze an, indem er mit gebrochener Stimme sprach: er sterbe, seine Sünden bereuend, und bitte Gott und ihn, ihm ihretwegen zu vergeben. Der unglückliche Jüngling vermochte nur mit schwerer Mühe diese letzten Worte hervorzubringen und seine Hand nach der Brust zu führen; von dieser Anstrengung vollends erschöpft, schloß er die Augen und starb. Was die trostlose Julia darüber empfand, läßt sich nicht beschreiben. In Thränen zerfließend, rief sie seinen geliebten Namen viele Male vergebens aus und sank, vor Todesangst bewußtlos, über den Leichnam Romeos hin, auf dem sie eine gute Weile ohnmächtig liegen blieb. Der Bruder und Pietro brachten es zwar durch ihre Bemühungen so weit, daß sie wieder ins Leben kam; sie war aber nicht sobald zu sich zurückgekommen, als sie, ihre beiden Hände zusammen faltend, in erneutes unmäßiges Weinen, und, Romeos todten Körper mit Küssen bedeckend, in die Worte ausbrach: Ach! du süßer Aufenthalt meiner Gedanken, du Quelle aller Freuden, die ich auf dieser Welt genossen habe, du mein einziger wahrer Freund, welch unsägliches Leiden bereitest du mir jetzt! Du hast in der Blüthe deiner schönen Jugend deine irdische Laufbahn vollendet und ein all den deinen so theures Leben von dir geworfen. Du hast schon in einer Zeit sterben wollen, wann das Dasein noch allen Menschen erfreu-

lich ist und hast unser aller endliches Ziel erreicht. Du, mein Gebieter, hast im Schooße derjenigen deine Tage beschlossen, die du über alles liebtest und von der du auch ausschließlich wieder geliebt wirst, du hast dich freiwillig da bestatten wollen, wo, wie du glaubtest, sie bestattet ruhte. Aber du sahest nicht meine Thränen und meinen Schmerz voraus, die dir folgen würden, du ahndetest es nicht, daß du, in jener anderen Welt ankommend, mich nicht findest. Ich weiß es, daß du zurückkehren würdest, wenn du mich dort nicht fändest, um zu erforschen, ob ich dir nicht folgte. Mich däucht, ich sehe schon deinen Geist, wie er hier umirrt und über mein langes Zögern trauert. Mein Romeo! ich sehe dich, ich empfinde dich, ich erkenne dich, und weiß es, daß du auf meine Ankunft harrst. Besorge nicht etwa, daß hier meines Bleibens ohne dich sein könnte! Ein Leben ohne dich würde mir viel angstvoller und peinlicher als der bitterste Tod sein. Ohne dich könnte ich nicht leben, und selbst wenn Andere dafür hielten, daß ich lebte, würde mir ein solches Leben nur ein unablässiger qualenvoller Tod sein. Ja, mein geliebter Gatte! bald bin ich wieder und auf ewig mit dir vereint. — Pietro und der Klosterbruder, die sie umgaben, weinten von tiefem Mitleiden mit ihr ergriffen, und bemühten sich vergebens sie zu beruhigen. Bruder Lorenzo sagte zu ihr: Geschehene Dinge, meine Tochter, lassen sich nicht ändern. Wenn dein Romeo durch Thränen wieder erweckt werden könnte, wir würden uns für dich in Thränen auflösen; aber es geht nicht an. Tröste dich und lebe, und wofern du nicht nach Hause zurückkehren willst, so laß dich von mir in ein heiliges Kloster bringen, in dem du, dem Himmel dienend, für die arme Seele deines Romeo beten magst. — Julia wollte ihn indessen auf keine Weise hören, sondern beharrte auf ihrem grausamen Entschlusse und beklagte nur, daß sie Romeos Leben

nicht mit dem ihrigen zurückerkaufen könne, indem sie, mit ihrer ganzen Willenskraft ihren Athem in sich festhaltend, ohne weiter einen Laut von sich zu geben, über Romeos entseeltem Körper, der in ihrem Schooße ruhte, starb.

Derweil die beiden Klosterbrüder und Pietro um die Jungfrau beschäftigt waren, von der sie nicht anders meinten, als daß sie nur in Ohnmacht gesunken sei, siehe! da wollte es der Zufall, daß die Schaarwache bei der Kirche vorüber kam, Licht in der Gruft erblickte, und eintrat. Die beiden Mönche und Pietro wurden von ihr alsbald festgenommen, und nachdem sich der Führer der Schergen den Unfall der Liebenden von ihnen hatte erklären lassen, brachte er die Klosterbrüder in gute Haft, und führte Pietro vor Herrn Bartolomeo, dem er einen umständlichen Bericht von dem Ereignisse, so weit es ihm bekannt war, erstattete. Herr Bartolomeo ließ sich alles genau vortragen, und wollte dann die Leichen der beiden Liebenden selbst sehen, weshalb er sich erhob und mit anbrechender Morgenröthe nach der Gruft ging. Die Nachricht von dem verwundernswürdigen Unfall verbreitete sich durch die ganze Stadt und vornehm und gering strömte dem Kirchhofe in Menge zu. Pietro und die Mönche erlangten Verzeihung und zum höchsten Leidwesen der Capelletti und der Montecchi, so wie der gesammten Bevölkerung von Verona, wurde das unglückliche Liebespaar, dem Willen des Fürsten zufolge, in dieser einen und derselben Gruft auf das prachtvollste zur ewigen Ruhe bestattet. Die Montecchi und Capelletti umarmten sich unter Thränen über den beiden Leichen und stifteten mit einander einen Frieden, der nur leider! nicht von langer Dauer war.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114050716